Oec. 1033 Kruenitz

<36628320280010

<36628320280010 S

Bayer. Staatsbibliothek

I.V. SICKLER

Pfarrer zu Klein Fahnern

in Thüringen.

Der Kön. Grosbritt. Landwirthſchaftl. Geſellſchaft

und der Churſächſ. Leipz. ökonom. Geſellſchaft

Ehrenmitglied.

Suſemihl del. *S. Halle ſc.*

D. Johann Georg Krünitz's
ökonomiſch-technologiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft,
und der Kunſt-Geſchichte,
in alphabetiſcher Ordnung;

Zuerſt fortgeſetzt
von
Friedrich Jakob Floerken,
nunmehr von
Heinrich Guſtav Flörke,
der philomatiſchen Geſellſchaft zu Berlin Mitgliede, der naturforſchenden Geſellſchaften zu Berlin, Jena, Göttingen und Roſtock, ſowie der botaniſchen Geſellſchaft zu Regensburg Ehrenmitgliede.

Bibliothek des Finanz-Ministeriums

Neun und neunzigſter Theil,
welcher die Artikel Muskete bis Nachhut enthält.
Nebſt 2 Kupfertafeln auf ¾ Bogen.

Mit Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin, 1805.
In der Buchhandl. des Königl. Preuß. Geh. Commercien-Raths
Joachim Pauli.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

M. M.

Muskete, eigentlich eine veraltete Art Büchſen, welche ein Luntenſchloß hatte, wo das Zündpulver vermittelſt einer in den Hahn geſchraubten Lunte angezündet wurde. Obgleich dieſe Art des Feuergewehrs veraltet iſt, ſo iſt doch der Nahme einer größeren Art Flinten geblieben, welche an die Stelle der halben Haken der vorigen Zeiten getreten ſind, und mit welchen die gewöhnlichſten Soldaten zu Fuß bewafnet werden, welche daher **Musketier** heißen, um ſie von den **Füſeliers**, **Grenadiers** :c. zu unterſcheiden. Der Nahme iſt aus dem Franz. Musquet, Ital. Moſchetto, entlehnet, wo er von Moſchetto, ein Fliegenhabicht oder Sper-

der abſtammen ſoll, weil die Falkaunen, Falkonette, Schlangen ꝛc. ihre Nahmen gleichfalls von Thieren erhalten haben. Dem ſey wie ihm wolle, ſo wurden noch lange vor Erfindung des Schießpulvers und unſers heutigen Geſchützes, eine Art Pfeile, welche mit einem ſtarken Wurfzeuge geworfen wurden, Muſchettae, und im Altfranzöſ. Mouchettes genannt *).

Man hält die Musketen für die älteſte und erſte Art der Büchſen **). Im Jahr 1430 machte man zu Augsburg die erſten Musketen. Daniel beweiſet, daß man ſie ſchon unter Franz I in Frankreich gekannt habe. Inzwiſchen verſichert Brantome ***), daß erſt der Herzog von Alba ſie 1567 bey ſeinen Kriegsvölkern, in dem Kriege mit den Niederländern, eingeführt habe, und daß ſie damahls noch nicht in Frankreich bekannt geweſen wären; er ſagt an einem andern Orte, daß erſt Herr von Strozzi ſie unter Karl XI in Frankreich allgemein bekannt gemacht habe.

Ueber

*) Poteſt praeterea fieri quod haec eadem baliſtae tela poſſent trahere, quae *Muſchettae* vulgariter appellantur. Sanutus bey dem Du Fresne. Alia tertia pars immediate baliſtas ſuas ponderet cum *Muſchettis*, et quod telis etiam ſagittet. die Hiſtor. Cortuſior. eben daſelbſt.

**) S. Courieuſe Nachrichten von Erfindern und Erfindungen. Hamburg 1707 S. 31.

***) Oeuvres du Seign. de Brantome. à la Haye 1740. 15 Bände in 12° IV. p. 89: il fut le prémier, qui leur donna en main des gros mousquets, et que l'on vit les prémiers en la guerre et parmy les compagnies: et n'en avions point veu encore parmy leurs bandes, lorsque nous allasmes pour les ſecours de Malthe, dont depuis nous en avons pris l'uſage parmy nos bandes, mais avec de grandes difficultez à y accouſtumer nos ſoldats. Et ces mousquets èstonnérent fort les Flammands, quand ils les ſentirent ſonner à leurs oreilles; car ils n'en avoient veu que nous; et ceux, qui les portoient, on les nommoit Mousquetaires.

Ueber die verſchiedenen Formen, die das kleine Schießgewehr in den erſten Zeiten nach ſeiner Erfindung hatte, hat man überhaupt nicht ſehr genaue Nachrichten, indem die Schriftſteller nicht gleichſtimmig in ihren Beſchreibungen ſind, und auch die Nahmen zum Theil mit einander verwechſeln mochten. Man hatte ſogenannte **Haken**, **Röhre**, **Büchſen**, **Musketen**, **Bürſchröhre**, **Handbüchſen**, **Tarrasbüchſen**, **Kammerbüchſen Archebuſen**; die Deutſchen nannten ehedem öfters alles Büchſen. Nur eine Art von großen Röhren nannte man beſonders **Musketen** oder **Haken**, und wurden mit Lunten abgefeuert. Das Weſentlichſte der Einrichtung eines ſolchen Gewehrs iſt Fig. 5908 vorgeſtellt. Ein Bajonett hatten dieſe Gewehre nicht. Sie ſchoſſen 4 Loth Bley, und waren deshalb wegen der nöthigen Dicke des Laufes ſehr ſchwer, daß auch ein ſtarker Mann während des Ladens nicht immer im Stande war, ſie von der Erde zu halten. Der Soldat hatte einen unten ſpitzigen Gabelſtock, worauf er ſie legte, wenn er ſchießen ſollte. Die Ladung wurde zuerſt in einem am Gürtel hangenden Kugelſäckchen, und zwey Pulverflaſchen für das Rohr und zum Zündkraute getragen. Nach der Hand erfand man ein Bandelier, an welchem die Ladungsflaſchen hingen, die aber ein endloſes Klappern verurſachten. Guſtav Adolph ſchaffte dieſe ab, und führte die Taſchen ein, ſo wie er auch die Schlöſſer veränderte.

Daß das Feuerſchloß in Deutſchland, und zwar in Nürnberg 1517 erfunden ſey, ſagt Beckmann *) iſt von vielen geſagt worden, auch gar nicht unwahrſchein-

*) S. deſſen Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen. 1 B. 3tes St. S. 364 ff.

ſcheinlich; aber ich weiß doch nicht, ob man völlig erweiſen könne, daß das Schloß von jetziger Einrichtung zu verſtehen ſey. Ich glaube, der vornehmſte Beweis beruhet auf einer Stelle, welche Wagenſeil [1]) aus einer ungedruckten Nürnbergiſchen Chronik, deren Alter von ihm nicht beſtimmt iſt, bekannt gemacht hat. Eben dieſes Jahr geben auch Joh. Guler von Weineck, [2]) Walſer, [3]) Hr. von Murr und andere an. Es iſt auch gewiß, daß im ſechszehnten Jahrhunderte vorzüglich geſchickte Büchſen- und Feuerſchloßmacher in Nürnberg gelebt haben; z. B. Georg Kühfuß, der 1600 geſtorben iſt, und noch andere, welche von Doppelmayr genannt ſind. Hierbey muß ich aber nicht unangemerkt laſſen, daß verſchiedene die Feuerſchlöſſer Franzöſiſche Schlöſſer nennen, und ihre Erfindung den Franzoſen beylegen; da doch, ſelbſt nach Daniel's Bericht, noch ums J. 1658 die viel unbequemern Räder an den Piſtolen in Frankreich gebräuchlich geweſen ſind; vermuthlich haben unſere Nachbaren die deutſche Erfindung, wie gewöhnlich, etwas verbeſſert. In der Geſchichte der Braunſchweigiſchen Regimenter lieſet man, daß die Braunſchweigiſchen Soldaten erſt im J. 1687 Flintenſchlöſſer, ſtatt der Luntenſchlöſſer, erhalten haben. Man hat oft geſagt, Kaiſer Maximilian I habe die Feuerröhre, die ſich ſelbſt entzünden, zuerſt in Böhmen und Mähren, und hernach auch im deutſchen Reiche bey großer Strafe verbothen; aber in den verſchiedenen Polizey-Geſetzen dieſes Kayſers [4]) habe ich noch nichts davon finden können.

Das

1) J. C. Wagenſeilii de civitate Norimbergenſi commentatio. Altorfi 1697. 4.* p. 150: in chronico quodam mſ. legitur: die zu den Schieſſröhren gehörige Feuerſchlöſſer ſind erſt 1517 zu Nürnberg erfunden worden.

2) Raetia, das iſt die Beſchreibung der dreyen löblichen Grawen Bündlein und anderer Rätiſchen Völker. Gedruckt zu Zürich 1616. Fol.* S. 152: Die künſtlichen feuwrſchloß ſeyend hernach Anno 1517 zu Augſpurg und Nürnberg auffkommen.

3) Gabriel Walſer Newe Appenzeller Chronik oder Beſchreibung des Cantons Appenzell. St. Gallen 1740. 8.* S. 194, wo man eben daſſelbe, was aus Guler angeführt iſt, lieſet.

4) Eine gute Anzahl derſelben erhält der zweyte Theil der Sammlung der Reichsabſchiede. Frankf. a. M. 1747 Fol.*

Das ſchwere Feuerrohr wurde eher als die Pike weggelegt. In Frankreich wurden die Piken 1705 abgeſchafft; die Holländer hatten ſie 1708 noch, und legten ſie auf Anrathen des Grafen von Oberbeck ab. Bey Gadebuſch ſind vielleicht 1718 die letzten geſehen worden. Die Schweden hatten ſie noch und legten ſie auch darauf weg. Die langen Piken wurden dem Heere auf Wagen nachgeführt.

Als man die Piken abſchaffte, nahm man dagegen die Flinte ſtatt der ehemahligen großen Muskete zum Hauptgewehr für die Infanterie. Man fand aber bald, daß die Infanterie in den Gefechten und anderen Gelegenheiten ein langes Handgewehr zu derjenigen Unterſtützung gebrauche, welche ihr durch die Piken geleiſtet worden war. Dieſes gab Veranlaſſung zur Erfindung des Bajonetts, das zuerſt ſo eingerichtet war, daß man es in den Lauf ſchraubte, wenn man abgeſchoſſen hatte, wie man ſie noch bisweilen bey der Jägerey führet. Hernach machte man Düllenbajonette, wie unſere jetzigen noch ſind, welche auf den Lauf geſchraubt werden.

Dieſe Erfindung gibt der Infanterie die Vortheile des Schafftgewehrs und die verbeſſerte Flinte ein geſchwinderes Feuer. Es finden ſich indeſſen anſehnliche Gegner gegen dieſe Bewaffnung. Der Herr von Puiſequr führet an, daß dieſe Bajonettflinte in den Handgemengen, wo ſie eigentlich zum Beſten taugen ſoll, unbequem ſey, daß die Pike des 12ten Gliedes noch vorrage, und die von dem erſten 12 Fuß mit ihrer Spitze vors erſte Glied hinaus reiche. Gegen die Flinte hat man auch verſchiedenes einzuwenden; man vergleicht ſie mit der älteren ſchweren Muskete. Dieſe iſt freylich unbeque-

mer, ſchwerer zu laden, und ihr Feuer kann nicht ſo geſchwinde ſeyn, ſagt man; aber ſie ſchießt weiter, ſchärfer, ein größeres Bley und gewiß, ſie wird mit der Lunte oder Schwamm abgebrannt, ſie verſagt nie. Und das Räderſchloß iſt faſt eben ſo gewiß, ja es hat noch den Vorzug, daß es kein Regen hindert.

Dieſes wären ungefähr die erſten Züge einer Parallele der vormahligen Bewaffnung der Infanterie und der heutigen verbeſſerten Art. Ohne darüber ein entſcheidendes Urtheil zu fällen, ſo däucht mir doch, daß man die Vorzüge der neuern Bewaffnung nicht verkennen könne. Der Soldat hat nicht eine ſo ſchwere Laſt zu tragen, wie ehedem, die ihn ganz nieder drücken und marode machen mußte; er kann ſich eher in Vertheidigungsſtand ſetzen, und von ſeinem Gewehre öfter Gebrauch machen, das, wenn es auch wegen der freyen Haltung nicht ſo ſicher treffen ſollte, als ein auf einem Bock geſtütztes Gewehr, den andringenden Feind doch immer in Furcht hält, weil es ſo oft abgefeuert wird; er braucht viel weniger an Pulver und Bley, wodurch nicht nur dem Staate ein anſehnliches geſpart, ſondern den Soldaten auch die Laſt des Gepäckes erleichtert wird; und wenn die jetzige Bajonettflinte auch eine kleinere Kugel ſchießt, wie die alte große Muskete: ſo kann dieſelbe doch eben ſo weit fortgetrieben werden, als eine größere, und in Anſehung des Effectes geht nicht viel verlohren, da es bey einer Schlacht oder ſonſtigem Angriffe vorzüglich nur darauf ankommt, den Feind für den Augenblick außer Thätigkeit zu ſetzen, und ihn von ſeiner Stelle zu vertreiben, welches durch eine kleinere Kugel eben ſo gut bewirkt werden kann, als durch eine

größere. Und daß dieſe Vorzüge der bisher gewöhnlichen Musketen vor den ältern großen und ſchweren nicht ohne Bedeutung ſind, erhellet auch daraus, daß die von dem Herrn von Rothhardt angegebenen verbeſſerten Musketen den öffentlichen Nachrichten zu Folge noch kürzer und leichter und von viel kleinerem Caliber ſind, aber weiter ſchießen als die gewöhnlichen.

Es ſcheint überdem, daß der kleineren bisher gewöhnlichen Muskete oder Bajonettflinte einige von den im obigen berührten Vorzügen der alten großen Muskete nur aus Mangel gehöriger Sorgfalt fehlen, und daß man ſelbige mit den ihr eigenthümlichen verbinden könne. Die Sorgfalt, die man beſonders ſeit 1740 allenthalben anwendet, die Infanterie in der Führung dieſes Gewehrs zu üben, hat dem Gefechte der Infanterie ein ganz anderes Anſehen gegeben, beſonders dadurch, daß die Soldaten ſo unglaublich ſchnell zu feuern im Stande ſind. Nur kommt hier aber die große Frage in Betracht, ob dieſes Feuer auch im Verhältniſſe ſeiner Hurtigkeit dem Feinde Schaden zufüge? Dieſes iſt ſehr zu erwägen, denn nichts iſt unangenehmer, als das Geſchrey der Soldaten, daß ſie ſich verſchoſſen hätten, weil dieſes ſo oft der Verwirrung und Flucht voran gehet. Die Patrontaſche des Musketiers iſt ein Depot, das der Aufſicht des Officiers anvertrauet worden; er muß in der Action zuſehen, daß man das Pulver gehörig anwende, und im Frieden darauf denken, deshalb gehörige Einrichtungen zu treffen.

Wir müſſen indeſſen, ehe wir uns auf die Wirkung der Muskete einlaſſen können, dieſelbe nach ihren Theilen noch etwas näher kennen lernen.

nen. Die Musketen, welche jetzt in allen chriſtlich europäiſchen Staaten geführt werden, ſind beynahe von einerley Art. Der Unterſchied iſt wenigſtens ſehr klein. Wer eine ruſſiſche Muskette kennt, weiß auch beynahe, wie eine portugieſiſche ausſieht.

Der Lauf des Gewehrs iſt eine walzenförmige, zuweilen außen eckige Röhre, die aus allerley Metallen verfertiget werden kann. Das geſchmiedete Eiſen hat aus vielen Urſachen den Vorzug; man hat zum Theil auch ſchon verſucht, große Geſchützläufe von Eiſen zu ſchmieden, wovon man in einigen Rüſtkammern Proben findet. Unter allem Eiſen hat aber billig dasjenige den Vorzug, welches am dichteſten und zäheſten iſt. Das ſchwediſche iſt in dieſer Hinſicht vorzüglich brauchbar. Die Engländer nehmen ſelbiges, beſonders das Oeregrundiſche, ſehr gern zu ihren Läufen, weil ſie in der Probe weniger als mit dem Ruſſiſchen und eignem wagen. Es ſollen in der Probe an fünfmahl mehr Läufe von engliſchem als von ſchwediſchem Eiſen ſpringen.

Im Jahr 1738 hatte ein ruſſiſcher Officier 36,000 in Rußland gemachte Läufe probiert, und es waren ihm an 1000 nur 80 geſprungen. Man beſchuldigt unſer deutſches Eiſen, daß es keine dauerhafte Gewehre gebe. Doch iſt es bekannt, daß das ſteyeriſche und weſtphäliſche Eiſen vortrefflich iſt. Vor Guſtav Adolph's Zeiten glaubten die Schweden, daß ihr Schießgewehr in Breſcia gemacht ſeyn müßte. Er hat die erſten Gewehrfabriken in ſeinem Lande anlegen laſſen, und die Klingen wurden in dem ſchwediſchen Waſſer ſo gut gehärtet, als wenn ſie in den Ebro getaucht wären.

Das

Das Rohr einer Muskete wird, wie bey anderen Gewehren ähnlicher Art, hinten mit der Schwanzſchraube geſchloſſen; dieſe macht alſo den Boden des Rohres aus, und iſt der Ort, wo das Pulver liegt. Der Lauf widerſteht wegen ſeiner Feſtigkeit der Kraft des ſich allenthalben ausbreitenden Pulvers. Gegen die offene Mündung hin muß das Pulver alſo die Ladung treiben, weil hier der geringſte Widerſtand, und nur außer der Friction, das Gewicht der Kugel zu überwinden iſt. Die Kugel wird deshalb mit dem heftigſten Stoße fortgetrieben. Das Feuer wird dem Pulver durch das Zündloch von außen zugeführt. Die Schwanzſchraube erfordert beſonders viele Aufmerkſamkeit; ſie iſt ein Hauptſtück des Laufes, und der Lauf wird fehlerhaft, wenn ſie nicht genug geſchloſſen, nicht wohl geordnet iſt.

Die deutſchen Schmiede nennen das Eiſen, woraus die Röhre geſchmiedet werden, Schablon-Eiſen. Es beſteht in Stangen, von ungefähr 2 Zoll dick und breit. Eine ſolche Stange wird durch den großen Waſſerhammer geſtreckt, d. i. breiter geſchmiedet, und ſie kommt ſehr oft ins Feuer, ehe daraus eine längliche Platte wird. Wenn dieſe nach Befinden breit und dünn genug iſt, wird ein Stück davon nach der Länge des Rohrs abgeſchnitten, dieſes hierauf über einen ſtählernen kalten Zylinder, welchen man Dorn nennt, herum geſchmiedet. Dieſer Dorn muß dünner ſeyn, als die Oeffnung werden ſoll, damit das Rohr noch gehörig gebohrt werden könne. Bey dem Schmieden über den Dorn aber wird die Platte zugleich in eine halb runde Rinne, welche das Geſenke heißt gelegt, und ſo entſteht um den Dorn eine

hohle Walze. Ihre langen Seiten werden zuſammen geſchweißt. Man muß Schweißen vom Löthen unterſcheiden, indem erſteres darin beſtehet, wenn man zwey Stücke Eiſen, ohne Hülfsmittel eines anderen leichter fließenden Metalles, unmittelbar mit einander vereiniget; ſie müſſen daher, wenn dieſes geſchehen ſoll, beynahe fließen, und ſo werden ihre ſich berührenden Seiten mit dem Hammer zuſammen getrieben. Beym Schmieden der Platte und des Cylinders ſieht der Meiſter darauf, daß das untere Ende des Rohrs ſtärker an Eiſen bleibe, als das obere, woraus die Oeffnung wird, theils weil in dem erſteren die Windungen für die Schwanzſchraube geſchnitten werden, theils auch weil hier das Pulver bey ſeiner Entzündung den größten Stoß verurſacht. Die gezogenen Röhre werden allenthalben gleich dick gemacht. (Man ſehe auch den Art. Gewehr, Th. 18, S. 115).

Die Höhlung des Cylinders iſt, wie man es ſich wohl vorſtellen kann, noch rauh und ungleich, wenn auch der Schmied alle mögliche Aufmerkſamkeit angewendet hat, den Hammer auf alle Stellen gleichförmig treffen zu laſſen. Je beſſer er dieſes beobachtet, deſto vollkommener werden des Eiſens Theile zuſammen getrieben, und deſto zäher wird es werden, wenn es anders nicht von Natur ſpröde iſt. Beyde, ſowohl die äußere als innere Fläche des Rohres werden nun noch gleicher gemacht, jene durch einen großen Schleifſtein, dieſe durch das Bohren auf eigenen Bohrmaſchinen. Man hat an einigen Orten, beſonders in England, gewiſſe Raſpeln mit Griffen auf beyden Seiten, mit welchen der Lauf in weniger Zeit abgeraſpelt, und aus dem gröbſten verglichen wird. Fabriken haben

den Bohrhäuſer, wo die Gruben und Schmiede-flecken durch eigene vom Waſſer getriebene Maſchinen ausgeſchnitten werden. Hierüber ſehe man den Art. Bohrmühle, Th. 6, S. 171. ſo wie den Art. Gewehr, Th. 18, S. 116.

Die Höhlung des Rohrs einer Muskete muß ein vollkommener hohler Cylinder ſeyn. Wenn man zur Probe eine bleyerne Kugel einſchlägt, muß ſie gerade durchfallen, und eine Darmſaite inwendig in dem Rohre an allen Seiten gleich anliegen. Bey Jagdflinten, woraus Schrot geſchoſſen wird, hat man die Mündung des Laufs etwas weiter geöffnet. Darnach hat man vielleicht die trichterförmigen **Musketons** gemacht, in welche man eine Hand voll Kugeln ladet, die ſich in einen ſehr großen Raum ausbreiten, und in einem Handgemenge von gutem Nutzen ſeyn können. Ein beträchtlicher Theil dieſer Kugeln muß aber ſo wohl oben als unten vorbeygehen, ohne den Gegenſtand zu treffen. Man hat dieſe Erfindung daher verbeſſert, um ſie für den Dienſt im Felde brauchbarer zu machen, und der Mündung eine ovale Geſtalt gegeben, deren breiteſter Durchmeſſer mit dem Horizonte gleich läuft. So ſoll ein Musketon nun die Kugeln nicht mehr über ſich, ſondern ſeitwärts aus einander werfen; es ſcheint indeſſen nicht, daß dieſe Art Gewehr Glück gemacht habe. Wenn es auch in der Nähe gute Dienſte thut, ſo iſt es doch in der Ferne gar nichts nütze. Man hatte es der Reuterey gegeben, ſie mußte alſo ſehr nahe ſchießen, und wer thut dieſes gern?

Ein guter Lauf zum Kugelſchuß muß, wie geſagt, vollkommen cylindriſch, beſonders aber die Mündung, wenigſtens in der Länge von der

Hälfte

Hälfte der Kugel, genau zirkelrund seyn. Es würde in Hinsicht des sicheren Schusses sehr vortheilhaft seyn, wenn man alle Gewehre, welche zum Kugelschusse bestimmt sind, nach Art der Büchsen zöge, oder inwendig mit Rinnen versähe. (S. den Art. Büchse, Th. 7, S. 349). Die Kugel behält nähmlich, wenn sie aus dem Rohre fährt, den Eindruck, den Hang, den Weg fort zu setzen, welchen sie in dem Rohre angenommen hat, wodurch sie nicht nur besser durch die Luft bohrt, sondern auch in den Gegenstand in schraubenförmigen Windungen eindringt. Da sie ferner vermittelst des weichen Leders oder sonstigen Zeuges, womit sie umgeben ist, dicht in den Zügen schließet, so findet kein solcher leerer Raum statt, durch welchen in den glatten Röhren der Musketen ein Theil der Gewalt zwischen dem Laufe und der Kugel verfliegen kann. Die Leichtigkeit, womit das entzündete Pulver die Kugel aus den glatten Röhren heraus wirft, verursacht auch, daß nicht alles Pulver zur Wirkung kommt, indem die Kugel schon wegfliegt, ehe es alles entzündet ist. Bey Büchsen, wo das Pulver mehr Widerstand findet, hat es Zeit sich ganz zu entzünden und dann desto heftiger zu wirken. Das Laden der gezogenen Gewehre würde aber vielleicht zu viele Umstände machen, als das man solche Gewehre zum allgemeinen Gebrauche im Felde einführen könnte.

An allen Läufen sieht man die Schwanzschraube, das Zündloch, das Korn, und die Haften, vermittelst welcher sie an die Schäfte befestiget werden. Die Schwanzschraube verschließt den Cylinder; der Ort, wo sie sitzt, wird der Pulversack genannt, weil das Pulver da-

selb-

ſelbſt entzündet wird. Das Rohr, welches hier dicker wie vorn iſt, wird von vielen durch Flächen prismatiſch, gewöhnlich achteckig gemacht, welches an ſich ſehr gleichgültig iſt.

Iſt die Schwanzſchraube nicht lang genug, ſo ſtößt das Gewehr und kann nicht gewiß ſchieſßen. Das Zündloch wird in den Lauf gebohrt, das Korn aufgelöthet, und die Haften angeſetzt. Die Läufe werden insgemein zum Spiegeln geſchmirgelt und mit dem Stahle poliert; einiges Jagdgewehr läßt man anlaufen, oder verzieren. Beydes gehört nicht für den Soldaten. Doch hat man erinnert, daß der Glanz des Laufes den Soldaten hindere, ſein Korn zu faſſen, und man hat daher vorgeſchlagen, daß man auch die Musketen und anderes militäriſche kleine Geſchütz anlaufen laſſen ſollte.

Der andere Hauptheil des Gewehes iſt das Schloß, das zum Entzünden des Pulvers dient. Die Hauptarten der Schlöſſer ſind die alten Musketen-, die deutſchen Räder- und die Flintenſchlöſſer. Die Musketenſchlöſſer brauchen brennende Lunte oder Schwamm, wodurch das Pulver auf der Pfanne auf die Art, wie es Fig. 5809 vorgeſtellt iſt *), entzündet wird. Es hieß, ſie hätten ein lebendiges Feuer. Man findet ſie jetzt nur noch auf den Rüſtkammern, als Alterthümer, und an einigen Wall-Musketen.

Die Räderſchlöſſer ſind merkwürdig; ſie haben ſich an einigen Büchſen und Piſtolen erhalten, und man ſieht dieſe Art Schlöſſer, wel-

che

*) Dieſe Figur iſt aus einem 1608 im Haag erſchienenen Werke entlehnt, welches den Titel führt: Maniement d'Armes d'Arquebuſes, Mousquetz et Piquets ꝛc. Par Jaques de Gheyn. Fol. mit vielen Kupfern.

che man gewöhnlich deutſche nennt, als eine militäriſche Antiquität an. Dieſes Schloß vermehrte das Geräthe des Soldaten mit einem Spanner. Man konnte bey dieſem Schloſſe ziemlich ſicher darauf rechnen, daß es nicht verſagte. (S. den Art. Räderſchloß.) Bey den neueren ſogenannten Flintenſchlöſſern, welche bey den jetzigen Musketen gebräuchlich ſind, iſt es in der That wohl ausgedacht, daß oben der Schlag des Steins, welcher den Pfannendeckel aufſtößt, auch zugleich das Feuer durch das ſchiefe Aufſchlagen hervorbringt. Die Maſchine iſt nicht ſo einfach als man vielleicht glaubt, und es wird verſchiedenes als nothwendig dabey vorausgeſetzt, wenn der erforderliche Effect erfolgen ſoll. Der Hahn muß ſtark genug gegen den Pfannendeckel ſchlagen, um ihn aufzuſtoßen, damit das Pulver der Pfanne bloß werde. Die Feder, welche ihm Widerſtand leiſtet und den Deckel geſchloſſen hält, muß eine verhältnißmäßige Stärke haben, weil ſonſt der Stein kein Feuer ſchlagen kann, wenn er gleich unter dem gehörigen Winkel auf den Deckel trifft. Der Stein muß zwiſchen den Lippen des Hahns feſt ſitzen, und ſcharf genug ſeyn, damit er nicht verſage oder kein Feuer gebe *).

Die

*) Eine vorzügliche Eigenſchaft der gemeinen Flintenſteine, die im Art. Hornſtein beſchrieben ſind, iſt in dieſer Hinſicht die, daß ſie ſich durch das Abſplittern mehrentheils ſelbſt wieder ſchärfen, weil ſie immer muſchelicht abſpringen, wodurch ſcharfe Kanten entſtehen. Wegen dieſer Eigenſchaft muß man ſie allen anderen Steinen, die man hierzu anwenden könnte, vorziehen, und auch den künſtlichen von Porzellänmaſſe gemachten Flintenſteinen, die ſonſt, wegen der ganz beliebigen Geſtalt, die man ihnen geben kann, vielen Beyfall verdienen würden. Um dieſen letztern eine größere Härte zu geben, muß die Maſſe vor dem Formen ſehr feſt geſchlagen werden.

Die Fläche des Pfannendeckels muß nothwendig Stahl ſeyn; ſonſt bekommt man kein Feuer, weil Eiſen zu weich iſt, und daher nicht Widerſtand genug leiſtet *). An einigen Schlöſſern hat man die Pfannendeckel gereift, nähmlich von oben nach unten, damit die Wirkung auf einige Theile deſto ſtärker ſey, und alſo um ſo gewiſſer Feuer gebe. Der Deckel der Pfanne muß nicht zu ſehr gehärtet ſeyn, damit er nicht ſpringe. Dieſe Art der Härtung wird gewöhnlich als ein Geheimniß behandelt. Das Geheimniß beſteht vielleicht aber nur in der eigentlichen Zeit, welche der Stahl im Feuer aushalten muß; aber auch dieſes läßt ſich beſtimmen: er muß nähmlich roth glühen. Die Stücke werden übrigens mit gebranntem Horn und Salz zuſammen in ein Gefäß von irdenem Zeuge gethan, dieſes gut verſchmiert und in Kohlenfeuer geglühet, hernach aber in Waſſer abgelöſcht.

Die Federn ſind alle von Stahl; ſie werden geſchmiedet, gebogen und befeilet, rothwarm geglühet, in kaltem Waſſer abgelöſcht, hierauf mit Talg beſtrichen, auf Kohlen abgebrannt, und erkalten von ſelbſt. Dieſes gibt ihnen ihre Federhärte. Eine Feder muß den Stein ſchnell und ſtark niederſchlagen, ſie muß folglich vom Hahn an allen Stellen hurtig geſpannt werden. Hat ſie guten Stahl, ſo kann ſie dünne ſeyn; iſt er ſchlecht, ſo muß er freylich dicker bleiben. Die Feder wird von der Nuß ergriffen und vom

Hahn

*) Bekanntlich beſtehen die Feuer-Funken aus kleinen glühenden Stahlkügelchen, die durch die heftige Reibung, welche der Stein an dem Pfannendeckel verurſacht, gewöhnlich bis zum Schmelzen erhitzt ſind. Wenn man ſolche Funken auf weißes Papier fallen läßt, ſo kann man ſie durch ein Mikroſkop ſehr gut unterſuchen, wo ſie als Kügelchen geſchmolzenen Eiſens erſcheinen.

Hahn aufgezogen; der Hahn kommt wegen der Kerbe in der letzteren in die Mittelruhe, da die Feder alle Kraft anwendet, von ihrer Ausdehnung los zu kommen. Die Abdrucksſtange ſpringt in die Nuß ein, und verhindert das Loßgehen. Beym Abdrücken zieht man den Abzug gegen ſich, dieſer ſtößt an die Stange, welche eine kleine Feder neben ſich liegen hat, hierdurch wird dieſe von der Nuß los, der Hahn muß der Feder nachgeben, und ſchlägt auf den Pfannendeckel. Das war ungefähr der Mechanismus des ſogenannten franzöſiſchen Schloſſes.

Bey der Conſtruction der Schlöſſer an den jetzt gewöhnlichen Musketen der gemeinen Soldaten wird öfters nicht die gehörige Sorgfalt angewendet; es iſt genug, wenn ſie ungefähr ſo ausſehen, wie ein Flintenſchloß. Der Abzug iſt oft zu ſchwer, und die Pfanne ſtreut. Man hat dagegen an ſorgfältiger gearbeiteten Gewehren Schlöſſer, die ungemein leicht im Abzuge ſind, und Pfannen, welche vermittelſt einer Falze in den obern Deckel ſo genau paſſen, daß kein Waſſer aufs Pulver kommen kann. Vauban ließ eine Art Schlöſſer machen, die mit lebendigem Feuer oder Lunten, und auch mit einem Feuerſtein verſehen waren. Sie können nicht verſagen, und auch im Regen Dienſte thun. Sie ſind nicht mehr Mode, man fand ſie unbequem, es gehört Zeit dazu, ſie aufzuziehen. Es gibt Schlöſſer, die keine Federn draußen haben; andere, wo der Hahn zurück ſchlägt; andere, wo der Pfannendeckel umgedreht wird, damit kein Gewehr losgehen kann. Dieſe Abweſelungen ſind vielfältig; ſie können nicht alle gleich nutzbar ſeyn. Zu Beförderung des leichten Abzuges hat man den Kegel und den Schneller im

Flin=

Flintenſchloſſe angebracht, und dieſer ſchlägt die Abdrucksſtange leichter von der Nuß los. In den Gewehren der Gemeinen aber hat man beydes nicht, weil es zu umſtändlich für den gewöhnlichen Gebrauch im Felde iſt. Auch erfordert die Verfertigung und die Inordnunghaltung zu viele Achtſamkeit. Zuweilen wird am Hahn ein Einſchnitt gemacht, um in denſelben einen Haken einzulaſſen, damit man die Ruhe dadurch ſchonen, und vor aller Gefahr des ungefähren Losgehens geſichert ſeyn könne.

Es iſt nicht gleichgültig für den Staat, ob die Nothwendigkeiten theurer oder wohlfeiler gemacht werden können. Die Engländer haben bey der Verfertigung ihrer Flintenſchlöſſer eine Methode, wodurch viele Zeit, Eiſen und Mühe, folglich an der rohen Waare und dem Arbeitslohn vieles erſparet wird. Sie haben für die Theile ihres Schloſſes Geſenke, worin ſie ihre Form erhalten; z. B. zur Lippe des Hahns, zu den Hahnſchrauben, zur Stange ꝛc. Unſere Schmiede machen dagegen alles aus dem Ganzen, und geben dem Stücke erſt die rechte Figur durch die Feile. Man bedenke, wie viele Arbeit dazu erfordert wird. S. im Art. Gewehr, Th. 18, S. 118 fl.

Lauf und Schloß werden vermittelſt des Schaftes ein Ganzes. Er erfordert viele Richtigkeit, indem der Lauf ſehr leicht falſch liegen, und man alſo im Anſchlagen nicht ſo leicht das Korn bekommen kann. Ferner muß man durch das Schäften das Gleichgewicht ſo zu erhalten ſuchen, daß die linke Hand beym Anſchlage gegen den Mittelpunct der Schwere von der Flinte liege, welches durch die Kolbe bewerkſtelligt werden ſoll. Dieſe muß an ſich eine geſchickte

Figur haben, damit man die Gewehre an die Schulter ſetzen, und die Backe ungezwungen anlegen kann. Daher ſind die gewöhnlichen Gewehre in den meiſten Stücken beſſer geſchäftet, als die o'ten Büchſen, oder die morgenländiſchen Röhre. Es iſt übrigens nicht nöthig, Backen zu machen, weil ſie nicht für jeden paſſen. Wenn der Anſchlag krumm oder zu ſchwer iſt, ſo daß der Mittelpunct der Schwere weit unter der Directions-Linie iſt, das iſt, zu nahe gegen das Schloß, ſo erhebt ſich das Rohr vorn beym Herausfahren der Kugel in dem Zeitpuncte, wo die Entzündung des Pulvers geſchieht, und es iſt nicht möglich, das Ziel zu treffen.

Man muß alle Schäfte, wenn man vor Sprüngen geſichert ſeyn will, wenigſtens ein Paar Jahre austrocknen laſſen. Das junge Holz iſt beſſer, als das überwachſene. Man hatte ſonſt in verſchiedenen Armeen lauter nußbaumene Schäfte, auch in Ländern, wo ſie nicht in hinreichender Menge wachſen. Man kann ſie in Deutſchland aus der Rheingegend und aus der Schweitz erhalten.

Bevor ich etwas über die Regeln des Schuſſes aus den Musketen ſage, will ich hier noch das Weſentlichſte aus einem Aufſatze **über das kleine Feuergewehr überhaupt und die Arten deſſelben** *) mittheilen, weil der Verfaſſer deſſelben hier manche Erfahrung anführt, und manche Vergleichungen angeſtellt hat, die auch auf die Musketen, als der gemeinſten Art des kleinen Feuergewehrs, Beziehung haben, und bey etwa-

*) S. Neue Kriegesbibliothek. VI St. Breslau bey Korn, 1777. 8. S. 127 ff.

etwanigen Verbeſſerungen derſelben beachtet und zum Theil mit Nutzen angewendet werden könnten.

Das kleine Feuergewehr iſt faſt allgemein gebräuchlich: die Flinte wird, nebſt der Piſtole, durchgehens und ſo häufig gebraucht, daß man die wenigen Bogen bey den Tartarn aller Orten nicht erſt in Anſchlag bringen darf. Hieher gehören alle Gattungen deſſelben, die von Soldaten in den Händen geführet werden: die längern Infanterie-Flinten mit und ohne Bajonet; ſie heißen Musketen, Flinten, Janitſcharen-, Koſaken-Röhre, Wallmusketen und Doppelhaken: des Reuters kürzere, die bald Carabiner, bald Musketons heißen: die verſchiedenen Büchſen der Jäger, und die Piſtolen aller Arten, ſo wohl die, welche die Reuter gebrauchen, als die, womit man den Mükelet, den Minierer und den Seeman ausrüſtet. Im täglichen Gebrauch kommen ſehr viele Nahmen vor; ſie ſind häufiger als die Arten ſelbſt, aber alle darunter begriffen. Das Eigene aller Feuergewehre iſt, daß aus denſelben durch das entzündete Pulver ſchwere Körper getrieben werden. Sie haben dieſes mit dem Geſchütz gemein, ſind aber von ſelbigem dadurch unterſchieden, daß jenes auf Geſtellen lieget, und dieſe vom Soldaten in der Hand geführet werden. Das weitläuftige Geſchlecht der Haken ſcheinet zwiſchen innen zu ſtehen; man kann ihnen aber nach dieſem Vorderſatze ihren rechten Platz anzeigen.

Die, von wem es wolle, zuerſt aufs kleine Gewehr angewandte Kenntniß von der Eigenſchaft des Pulvers, hat unſere neueren Gefechte finſtrer, rauſchender, vielleicht nicht blutiger gemacht; das ihm eigene Getöſe hat ſtets viel gethan. Die Peruaner nennen das Feuergewehr in ihrer Sprache nach dem Donner, mit welchem es ihnen ähnlich ſchien. Wir wollen die Theile deſſelben vor uns nehmen.

An jedem ſind das Rohr, darein die Ladung gethan wird, das Werkzeug, dieſe in Feuer zu ſetzen, und der Schaft, die Haupttheile. Lauf und Schloß geben, nebſt der Manier zu laden und abzuſchießen, Gelegenheit zu vielen und mannigfaltigen Abtheilungen. In Abſicht auf die Art, wie das Feuer ans Pulver gebracht wird, kommen die Schießge-

wehre mit Lunten, die mit deutſchen und franzöſiſchen Schlöſſern, vor, zu welchen alle wieder abweichende Gattungen gehören. Die Läufe ſelbſt ſind entweder gezogen, oder glatt, und werden mit oder ohne Ladſtock geladen.

Die älteſte Art, das Pulver im Rohr anzuzünden, mag wohl der Koſaken von Kirgis ihre ſeyn, die es vermittelſt des ans Zündloch gehaltenen Feuers, es ſey mit brennendem Schwamm, Lunte, faulem Holz, oder Mark von Steppbinſen, abbrennen. Da das kleine Feuergewehr eine Nachahmung der älteren Canonen iſt, ſo iſt dieſe Methode, jene zu löſen, vermuthlich auf letztere gekommen, und ſo lange beybehalten worden, bis man mehr Bequemlichkeit geſchafft, und die Schlöſſer erfunden, darunter wieder die Luntenſchlöſſer unſtreitig die älteſten ſind. Man kam von dem erſten großen und aus Stäben zuſammengeſchmiedeten einförmlichen Geſchütz auf kleineres, von der Lavette vielleicht bey Betrachtung der Armbruſt auf das Schäften. Es blieb aber das Rohr auf einem Geſtelle, bis es klein genug ward, um in der Hand geführet zu werden. Sollte man hiebey wohl vermuthen, daß das künſtlichere Werkzeug des deutſchen Schloſſes älter, als das mit der Lunte, ſey?

Gewehre, welche Luntenſchlöſſer hatten, wurden nachläſſig Muſketen genannt, und die Wortableitung des Nahmens von Moskau, welche man annimmt, ſoll ein Beweis ſeyn, daß dieſe Art Schießgewehre allda erfunden worden. Mir gefällt eine andere, welche ich in dem Jovius finde, daß die Türken bey Eſſeck auf dem Moraſt Fahrzeuge gehabt, auf deren Vordertheile Büchſen auf Geſtellen gelegen, welches die Welſchen in der kaiſerlichen Armee befindlichen Soldaten Mosketen, nach gewiſſen Raubvögeln, die im Deutſchen Fliegenhabichte heißen, genannt hätten. Von dieſen können die auf Gabeln liegenden Rohre abſtammen und den Nahmen erhalten haben. Die eigentlichen Muſketen waren länger und ſtärker, als gewöhnliches Gewehr, und konnten nur auf einer Gabel abgeſchoſſen werden. Wir Deutſchen reden von Haken, Doppelhaken, und man weiß, das die Spanier unter Philipp dem II. jenes ſtarke Gewehr zuerſt zu führen angefangen, und daß die andern Nationen gefolget ſind,

welche

welche ſich eine Ehre daraus machten, ihre Schüler zu ſeyn. Der Originalgeiſt Guſtav Adolph's hatte Nachdruck nöthig, ſie aus ſeinem Corps zu ſchaffen. Es war aber nicht alles Luntengewehr ſo groß, daß es eine Gabel erforderte. Des Jakobs van Gheyn Waffenhandlung vom Jahr 1608. beweiſet, daß unter dem Prinzen Moritz von Naſſau zweyerley Arten im Brauch geweſen, davon er die erſte ohne Gabel, in ſeinen Verordnungen, ſchlechtweg Rohr, die andere mit derſelben aber Muskete heißet.

Das deutſche Schloß, welches künſtlicher iſt als das franzöſiſche, nicht ſo leicht verſagt, dabey zuſammengeſetzter, eher ſchadhaft, und nicht anders als mit dem Spanner aufgezogen werden kann, war in den Armeen nicht häufig, außer bey der Reuterey; die Lunte war an Fäuſtlingen und Röhren unmöglich anzubringen. Der alte Dragoner ſieht auf den Bildern, welche davon vorkommen, höchſt ſonderbar mit ſeiner Luntenbüchſe aus. Dieſe hielt den Schützen in beſtändiger Verlegenheit, taugte im Regen nicht, und war in den verborgenen Märſchen und Verſtecken hinderlich. Leute trugen ſie unter dem Hute verborgen, und wir haben noch das Andenken der Luntenverwahrer an den Patrontaſchenriemen einiger Grenadiere. Jeder hat wohl das Sprichwort vom Luntenriechen gewiß einmahl gehöret, daß man eine verborgene Liſt entdeckt habe. Der Fehler beyder erwähnten Schlöſſer gab Gelegenheit, das Flintenſchloß zu erfinden, oder eiligſt anzunehmen. Wir nennen letzteres auch das franzöſiſche, und deuten dadurch auf das Land der Erfindung. Ich weiß zwar weder den eigentlichen Ort deſſelben, und den, der es erdacht, noch auch die Zeit, wenn es in Gang gekommen, genau zu beſtimmen: doch iſt ſo viel ausgemacht, das ſich, neben demſelben, noch die Musketen, deutſchen Büchſen und Arkebuſierrohre lange Zeit erhalten, und in Frankreich ein beſonderes Corps mit ſolchem Gewehr errichtet, die Gewehre Fuſils, und die Soldaten Fuſiliers genennet worden. Die Officiere des Regiments ſtanden zugleich bey der Artillerie, und der Prinz von Conde beſchwerte ſich gegen Herrn von Louvois, daß ſein Geſchütz ohne Aufſeher bliebe, da der König die Officiere des Fuſilierregi-

ments abrufe. Aber dabey iſt es ausgemacht, daß ſchon unter der Regierung Ludwigs des XIII. das Flintenſchloß in deſſen Armee Mode geworden, und daß die Deutſchen und Spanier bald gefolget ſind. Vauban erfand die Musketflinte, weil er das franzöſiſche Schloß dem Verſagen unterworfen fand, als eine Verbeſſerung. Iſt denn aber das Verſagen der Flinte ſo natürlich? Der Hauptumſtand, der das gewiſſe Abbrennen befördert, iſt die gute Stellung des Steins, bey richtigem Verhältniß der Federn im Schloß. Jener muß auf den wohlgehärteten Pfanndeckel im ſchiefem Winkel, weder zu hoch noch zu tief, aber ſcharf und ſtark genug ſchlagen, um häufige Funken zu ſchaffen. Der Deckel der Pfanne muß zugleich aufgehen, und das Zündkraut auf derſelben entzündet werden. Ich werde hierüber noch mehr reden müſſen.

Der Soldat ſetzt in dem gewöhnlichen Gewehr die Ladung auf den Pulverſack mit dem Ladſtecken an. Die Erfindung der eiſernen, ſchreibt man dem Fürſten Leopold von Deſſau zu. Wallhauſen ſagt in ſeiner Kriegskunſt zu Pferde, daß der Arkibuſier zu Pferde, zu ſeiner Zeit, einen eiſernen Ladſtock gehabt; der Fürſt hat dieſes auf die Infanterie angewandt. Die Erfindung deſſelben bey der Infanterie hat einen großen Einfluß auf das Feuer und auf die ganze Gefechtart derſelben gehabt. Ohngeachtet ihres augenſcheinlichen Vorzuges, erhielten ſich die hölzernen noch ſehr lange bey verſchiedenen Truppen, und fanden ſo gar Liebhaber, die ſie vertheidigten.

Da das Laden mit den ſchwachen Ladſtöcken ſehr langſam gieng und mühſam war, ſo hat man ſich nicht ſelten ſo ſehr übereilet, daß die Patrone in den Lauf geworfen, die Kolbe auf die Erde geſtoßen wurden. Geſchwinde genug geht dieſes gewiß, und die Methode iſt leichter zu erlernen, als die mit dem Ladſtock; denn hiezu gehöret ohne Streit eine große Uebung und mancher Handgriff, den dieſe allein lehren kann, und der Rekrute nicht ſogleich in ſeiner Gewalt hat. Der Marſchall von Sachſen hat, da er die Flinte mit dem De en ſekret, die auch keinen Ladſtock braucht, erfand, hierauf geſehen, er verſprach ſich von ihr ein geſchwindes, aber auch gefährliches Feuer. Wir werden davon mehr

zu ſagen haben. Es gibt andere Methoden dieſes zu erhalten, in welchen die Einrichtung der Läufe von der gewöhnlichen abgehet.

Man ladet von hinten, wenn man den untern Theil vom Lauf, den Pulverſack, abſchraubt, die Kugel darauf leget, und alsdenn wieder zuſchraubet; oder es wird der Lauf gebrochen, und eine Röhre mit der Ladung, wie bey den ſogenannten Steinſtücken, von hinten eingeſteckt. Dieſe Methode kann für die Soldaten ſo wenig, als die erſte, dienen.

Ich will noch eine Art, von hinten zu laden, die mir beſſer ſcheint, etwas weitläuftiger beſchreiben. Vor der Schwanzſchraube, gehet eine andere caliberbreite Schraube vertikal durch den Lauf, ihre ſchneckenweiſe zehnmahl um den Cylinder laufenden Gänge paſſen ſehr gelinde und ſo dicht, als genau, in die in dem allda verſtärkten Theil den Laufs eingeſchnittene Mutter. Der Pulverſack befindet ſich folglich vor derſelben. Oben iſt dieſer Cylinder dem Laufe gleich abgeſchliffen, ſein Fuß hänget mit dem Bügel feſt zuſammen, dieſer iſt gegen den Griff nicht wie bey andern Gewehren angeſchraubt, ſondern los. Er wird, wenn man laden ſoll, nach der rechten Hand herum gedrehet; nun windet er die Schraube aus dem Laufe herunter, und es eröffnet ſich das oben darin zur Ladung beſtimmte Loch, in welches zuerſt die Kugel geſteckt werden muß, die ſich in dem Rohr an einen Abſatz anlegt, und beym Schuß eben deshalb deſto ſtärker ausgetrieben wird. Wenn hierauf das Pulver herein gethan iſt, wird der Bügel wieder links bis an ſeinen Ort gedrehet, und das Ladungsloch zugleich durch die Schraube geſchloſſen. Es gehöret zu Verfertigung dieſes Gewehres viel Genauigkeit, wenigſtens mehr, als man auf die Commißgewehre verwendet; könnte aber vielleicht, wenn der Preis, der nur für eine Flinte auf ſieben Friedrichd'or geſetzt worden, durch mehrere Bearbeitung fiele, als etwas beſonders für die Reuterey nützliches eingeführet werden. Es würde zu Pferde viel bequemer zu laden ſeyn als das gebräuchliche; man würde weder Ladſtöcke zu verlieren und zu zerbrechen, noch den Umſtand befürchten dürfen, daß die Kugel herausfalle. Die Flinten mit dem De en ſekret, welche uns der Graf von Sachſen beſchrieben, ſind wirklich gebraucht, und

ſeinem Dragonerregiment geführet worden. Die ganze Erfindung beziehet ſich darauf, daß die Kugel durch ihre eigene Schwere ſo feſt in den verengten Raum des Pulverſacks einfalle, daß man nicht nöthig hat, ſie anzuſetzen oder mit einem Pfropf zu verſehen. Jede Flinte, heißt es ferner, dazu einzurichten, ſchweißet man in derſelben eine Röhre von dünnem Blech, das die Ladung faſſet, und oben ſchief zugeſchnitten wird, im Pulverſack, entweder an die Wände des Laufes, oder auf die Schwanzſchraube an. Ich will ſie Kammer heißen: ſie wird ausgeſchnitten, und verengt ſich folglich gemächlich, die Kugel fällt von oben vermittelſt der eigenen Schwere feſt genug herein. In ein neues Gewehr wird dieſe Art von Trichter eingebohret, er faſſet die Kugel ſo feſt, daß man den Leib umdrehen und auf die Ende ſtoßen kann, ohne daß ſie herausfällt. Man kann mit ſolchem Gewehre achtzig Schuß thun, ohne einen Ladſtock zu bedürfen, oder es rein zu machen.

Von den erſten Arten, die Kammer in ſchon fertige Rohre einzuſetzen iſt die, da man ſie an die Wände des Laufs löthet, die ſchlechteſte; denn die Kugel fällt, wenn die trichterförmige Kammer auf dem Dorn geformt, und ſo eingelöthet worden, ſogar bey etwanigem Schlage eines Schlüſſels an das Rohr heraus. Iſt die Kammer aber auf die Schwanzſchraube geſetzt, ſo muß ſie mit ihr zugleich eingeſchraubt werden; dazu gehöret ſehr viel Kunſt, wenn ſie dicht an der Seele liegen, auch ihr Zündloch auf das Rohr treffen ſoll. Nicht jeder Arbeiter bringt dies zu Stande, und doch muß, ſo oft als die Ladung nicht Feuer faßt, die Schwanzſchraube herausgenommen werden. Ferner wird, durch den zwiſchen Kammer und Seele ſich einſetzenden Schlamm und Roſt, jene zuſammengedrückt und enger, ſo daß die Kugel nicht mehr einfällt, und hängt, wenn man die Schwanzſchraube ausziehen will, ſo feſt an der Seele, daß ſie leicht zerbricht, oder Schaden nimmt. Die Kugel, welche in dem Lauf, nur durch das Auffallen in die Kammer, feſt iſt, muß, wenn ſie abgeſchoſſen wird, in ihrem gar großen Spielraum die Richtungslinie verlieren. Dieſes iſt aber an allen andern Soldatenflinten zu tadeln. Wird letzlich die Kammer durch den Schleim ange-

angefüllt, ſo findet weder das Pulver noch die Kugel mehr Platz, der Schuß wird geſchwächt, unrichtig und gefährlich.

Das Künſtliche der beſonders zu dieſem Gewehr erfundenen Patronen macht neue Schwierigkeiten; verſchiedene hat es mit den übrigen Gewehren gemein, folgende wichtige aber iſt ihm eigen. Soll die Kugel recht in die Kammer fallen, ſo muß das Gewehr vertikal gehalten werden, welches in dem Gefecht nicht wohl möglich iſt. Dieſes Gewehr iſt ferner dem Springen, bey geringer Hinderniß, auch nur wenn der gehäufte Schlamm die Kugel beym Herunterfallen aufhält, unterworfen. Da man in Frankreich davon die Proben gehabt, ſo iſt die Flinte von verſchiedenen Regimentern, welche ſie angenommen hatten, wieder abgeleget worden. Hieraus ergibt ſich, daß der Vortheil, bey einer Parallele, auf der Seite der mit einem Ladeſtecken geladenen Gewehre ſeyn würde.

Der Methode, den Ladſtock zu ſchonen, und die Kolbe auf die Erde zu ſtoßen, wenn man ladet, geſchiehet in einer ſo genannten Apologie des Grafen von Neuperg wegen der verlohrnen Schlacht von Molvitz Erwähnung; es wird allda geſagt, er habe, um dem preußiſchen Feuer, welches man nach der Soldatenrhetorick hölliſch nannte, gewachſen zu ſeyn, befohlen, daß man auf oben erwähnte Art feuern ſollte. Dieſer Befehl war nicht das beſte, das im Kriege ausgedacht worden. Das öftere Platzen macht die Infanterie nicht fürchterlich; dieſes Feuer war gewaltig übereilt, und warf löſe Kugeln auf Gerathewohl aus, fürchterlich, wie Knallpulver.

Die künſtlichen Büchſenſchmiede haben Gewehre verfertiget, wo ſich durch einen Mechanismus achtzehn bis zwanzig Ladungen hinter einander in den Lauf bringen laſſen. Es ſind Curioſitäten für die Dilettanten, und gehörig auf die Rüſtkammern. Auf der Jagd laſſe ich doppelte Flintenläufe gelten. Dieſe ſind entweder mit zwey oder anderthalb Schlöſſern; letztere heißen ſo, wenn ſie Läufe zum Drehen, zwey Pfannen, und nur einen gemeinſchaftlichen Hahn haben. Beyde ſind aber für Soldaten unbequem im Führen und Gebrauch, für Commißgewehr zu theuer und zu wandelbar.

Es iſt Zeit, daß wir auf jenen weſentlichen Unterſchied der Läufe zurück ſehen, die in den Armeen wirklich vorkommen. Dieſer beſtehet darin, daß ſie entweder glatt oder gezogen ſind. Iſt es bekannt, daß gezogene Läufe Vorzüge haben, ſo iſt es auch gewiß, daß man ſie, alles zuſammen genommen, nicht zu dem Dienſte des Fußvolks in der Linie anrühmen könne. Da ſie ſtärkere Wände erfordern, ſo würden ſie nothwendig zu ſchwer werden, wenn ſie ſo lang ſeyn ſollten, als die Dienſtflinte ſeyn muß. Wollte man aber das gewöhnliche Commißgewehr durch Züge verſtärken, ſo würden die von dem Herrn Leutmann beſchriebenen Haarzüge ſo lange ſtatt finden, als der Ladſtock des Exercierenden ſie ungeſtört ließe. Von dem Nutzen des gewiſſern und weitern Schuſſes gezogener Rohre überzeugt, hat man Jäger damit gerüſtet, und zum Sicher-, nicht zum Geſchwindſchießen gewöhnet, zum Zerſtreutfechten, nicht in die Linie beſtimmet. Ohngeachtet ich dieſe Leute, dem Gebrauch nach, Jäger heiße, ſo verlange ich doch nicht, daß ſie, hirſch- und forſtgerecht, alle Gefährten und Loſungen vom Auerochſen bis zum Marder kennen, oder, wie Salomo, über alle Kräuter von der Ceder bis zum Iſop ſprechen ſollen. Wer auch die geübteſten Gemſen-, Haaſen- Birkhahn- und Schneppenſchützen zuſammenbrächte, wird ſie in dem, was zu unſrem Handwerk gehöret, vorher unterrichten müſſen, ehe ſie in die Armeen taugten. Des Jägers Büchſe erfordert und veranlaſſet eine eigene Taktik, deren Stellung und Bewegung nicht ſo gradlinig als der übrigen Truppen ihre, doch nicht weniger ordentlich ſind, und nach eigenen componirtern Regeln geſchehen. Die leichten Truppen zu Fuß aus der Kaiſerinn Königinn Erblanden, welche unter allerley Nahmen in Deutſchland beym Erbſchaftskriege erſchienen, und Schützen heißen konnten, haben die Nutzbarkeit zerſtreut fechtender Truppen zu Fuß ſehr deutlich demonſtrirt. Mir deucht, ſie ſind unkenntlich geworden; denn die mit denſelben vorgenommene Regulierung hat ihren Dienſt größtentheils verändert. Es hat dem regierenden Kaiſer beliebet, eine Leibwache von Jägern zu Pferde und zu Fuß anzuordnen. Eine weiſe Anſtalt. Das Gewißſchießen macht bey dem Feldjäger zwar das Hauptſtück

aus;

aus; dennoch findet er ſich im Felde und Walde ordentlich beſſer zu rechte, als ein anderer Mann, und die Bekanntſchaft mit den heſſiſchen Forſten kann den auf Longisland fechtenden Jägern dieſer Nation viel geholfen haben; ſie werden wenigſtens in denſelben den Feind mit weniger Furcht vor dem Verirren, mit jagdmäßiger Beſetzung, einſtimmiger aufzufinden und zu treiben gewußt haben, als andere, die nie der Jagd gefolgt. Ich begreife wohl, daß unter dieſen Truppen erfahrne Officiere und Jäger, die Feldzüge gethan, die eigentliche Stärke ausgemacht haben; und ich halte die Werbung ſolcher Corps für ſchwerer, als man ſie ſich vorſtellet. Man ſieht in denſelben alſo mehr darauf, daß ſie mit Büchſen gut ſchießen, als auf den Lehrbrief und Kundſchaft ausgelernter Jäger.

Gewiſſe Gewehre ſpaniſcher Erfindung, die eigentlich für die Reuterey beſtimmt waren, nannte man vormahls Carabiner. Sie ſind, wie das Wort andeutet, von den Arabern zu uns gekommen, und waren gezogen. Man nannte nachher die gezogenen langen Gewehre insgemein überhaupt Carabiner. Dieſes hat aufgehört; der Nahme iſt im Gebrauche geblieben, da noch heut zu Tage Corps Carabiniers heißen, und in gewiſſen Dienſten, ihrer erſten Einrichtung gemäß, zum Scharmuzieren und dem leichten Kriege beſtimmt werden. Dem Reuter wäre eine kurze gezogene Büchſe unſtreitig bequemer als der lange Carabiner (ſo heißt man heut zu Tage ſeine Flinte), der übel zu führen, zu laden und abzuſchießen iſt.

Man hat bey der Reuterey auch von **Muskefons** gehört. Der berüchtigte Obriſte Menzel nannte ſich, wenn er mannfeſt ſchrieb, einen Obriſten eines Regiments Huſaren, das Musketons führet. Dieſe Benennung einer verkleinerten Muskete, wie auch der Fürſt **Montecuculi** diejenigen nennt, welche das erſte Glied der Cavallerie ſeiner Zeit geführet, führt eine beſondere Gattung kurzer glatter Röhre, welche ſich vorn wie ein Trichter öffnen, und mit funfzehn bis zwanzig Laufkugeln geladen werden, die durch einen großen Raum aus einander fahren.

Es gibt wenig Fälle, wo ſie von Nutzen ſeyn können. Die Reuterey, welche ſie gegen andere führte,

te, verlöre dabey; denn geſetzt, beyde ſchießen, ſo kann die, welche ein gewöhnliches Rohr hat, eher anfangen, treffen, und den Schuß des Musketons, der höchſtens auf funfzehn Schritte gefährlich iſt, vermeiden, wenn ſie erſt ſchießt, und alsdenn mit dem Degen anſetzt, wie der Marſchall von Puiſeguir lehret. Der Musketonführende ſchießt alsdenn entweder eher, als ſeine Kugeln ſchaden, oder er wird überraſcht, ehe er abdrückt und wieder zum Säbel kommt, wenn er es nahe genug thun wollen. Da dieſes Gewehr die Kugeln nach oben und unten zerſtreuet, ſo ward vorgeſchlagen, den Trichter in eine ellypſen = ähnliche oder eyförmige Geſtalt zu drücken. Am beſten thäte man wohl, ſie, wie mehrentheils geſchehen, wegzuhängen. Ich billigte ihren Gebrauch in einer Mine, man gebe dem Arbeiter dergleichen. Iſt er trichterförmig, ſo muß er im Gange mit einem Dutzend Laufkugeln eine gute Wirkung thun.

In Betracht der Länge dieſer Rohre gibt es große Verſchiedenheiten. Hier will ich nur an die beſondere Gattung denken, die ſo klein gemacht iſt, daß man ſie in der Hand ohne Anſchlag an die Backen, wie bey den Flinten, abſchießt. Dieſes ſind die Piſtolen von allerley Art. Sie haben Steinſchlöſſer, denn Lunten ſind hier gar nicht anzubringen. Alles, was von den Schlöſſern der Flinte in Betracht des Abzuges, richtigen Abfeuerns, geſagt werden kann, gilt auch hier. Ihr Gebrauch iſt jetzt der Reuterey vorzüglich eigen, welche ſie in Holſtern am Sattel und in Gürteln führt. Wenn dieſes geſchieht, ſo iſt die Weiſe, wie man die Piſtole für die Minirer mit einem Haken im Gehenk trägt, unſtreitig die beſte.

Ich will bey dieſer Gelegenheit die Klagen verſchiedener Officiere über die hölzernen Ladeſtöcke in den Piſtolen anführen. Sie ſagen, da bey dem Scharmüzeln der Soldat nicht immer mit Bequemlichkeit ladet, wie etwa die alten Reuter, die damit fochten, nach ihrem Carakel thun konnten, ſo werden ſehr oft die ſchwachen Ladſtöcke durch allerhand Vorfälle zerbrochen, und die Piſtole beynahe völlig unnütz. Da nun, dieſes zu verhüten, verſchiedene, und beſonders die ungariſchen und polniſchen leichten Truppen beſondere Ladſtöcke von Eiſen haben,

und

und ſich der hölzernen nicht bedienen, ſo könnte man ſagen ſie, dieſes einführen, einen eiſernen Ladſtock irgend am Sattel führen laſſen; die Piſtolen würden dadurch vorn leichter, die Schäfte ſtärker, und der Reuter ſeines Feuers gewiſſer ſeyn, wenn er die Ladung beſſer anſetzen könnte.

Wir wollen die Haupttheile des Feuergewehrs nach der natürlichen Reihe betrachten. Am Laufe iſt zuerſt die Schwanzſchraube, welche ihn hinten verſchließt; iſt ſie nicht lang genug, ſo ſtößt das Gewehr; iſt ſie nicht feſt, ſo wird jeder Schuß gefährlich; die Maße ſind beſtimmt, aber nicht allemahl beobachtet. Die Mutter dieſer Schraube wird in das Rohr, und genau in eben der Mutter des calibermäßigen Bohrers eingeſchnitten und alſo geformt. Am Pulverſtock vor der Schwanzſchraube, wo die Entzündung des Pulvers geſchieht, wird der Lauf in verſchiedenen Verhältniſſen, meiſtens nach Handwerksgebrauch, theils wegen der Richtung des Schuſſes, theils das Rohr zu verſtärken, dicker gemacht. Das auf der Pfanne angezündete Feuer fährt durchs Zündloch auf die Ladung, welches ſchicklich ſo coniſch gebohret wird, daß es mit der breiteſten Oeffnung auf die Ladung trifft, weil ſonſt zu viel Feuer herausführe. Ferner iſt an dem Laufe das Korn bey den Büchſen eingeſchoben, bey Commißgewehren aufgelöthet. Die Weiſe, durch Einfeilen in des Laufs Untertheil das Zielen zu befördern, ſchwächt den Pulverſack, iſt widerſprechend, kann wegbleiben, und dem Auge auf eine andere Art geholfen werden. Ferner ſind am Laufe auf der untern Seite Häfte, wodurch er an den Schaft mit durchgehenden Stiften befeſtiget wird. Zuweilen und zwar beſſer wird oben ein Haken angelöthet, der in eine Oehſe am Schaft paßt, und beydes zuſammenhält.

Das Schloß iſt, wie ich oben ſchon ſagte, eigentlich dreyerley, Lunten-, deutſches und franzöſiſches Schloß. Wegen der Geſchichte muß man die beyden erſten etwas, letzteres aber wegen des Dienſtes ſehr wohl kennen. Das Luntenſchloß, welches ich für das älteſte halte, iſt unſtreitig auch das einfachſte. Eine einzige Feder und die Stange, wie ein Hebel, verrichten hier alles. Mir iſt beym Anblick dieſes Schloſſes eingefallen, ob dieſer Mechanismus

nismus nicht auch auf das Feuerſchlagen mit dem Flintenſtein durch eine Abänderung anzuwenden wäre? Die Wallmusketen in den Zeughäuſern liegen vor uns, ſie ſollten in den vertheidigten Feſtungen weder vergeſſen, noch verachtet werden. Sie ſind dauerhafter, ſchießen ſtärkeres Bley, weiter und ſchärfer, als die Dienſtgewehre: ihre Kugeln dringen durch die noch nicht gefüllten Schanzkörbe, und die Blenkungen helfen ihnen hinter der Contreſcarpe, wo man vieles Feuergewehr braucht, ſehr aus. Es lernet der Soldat gar bald damit umgehen, und findet, weil er ſie auf das Parapet aufleget, weder im Anſchlagen, noch beym Laden darin große Beſchwerlichkeit. Weil das Feuern eben nicht ſo raſch als in der Linie iſt, deſto ſicherer und gewiſſer, und auf eine große Weite gefährlicher iſt es; denn, da die Doppelhaken mit Lunten und deutſchen Schlöſſern immer leichter im Abzuge ſind, ſchießen ſie auch gewiſſer. Montecuculi ſagt, er habe Musketen an der Schwanzſchraube ſtärker, länger machen laſſen. Da die Flanken zu ſeiner Zeit an den Feſtungen etwas kurz waren, und wenige Stücke faſſen konnten, ſo blieb alles ohne Vertheidigung; weil die gewöhnlichen Musketen nicht bis zu der Stelle ſchoſſen, welche beſtrichen werden ſollte. Dieſes Luntenſchloß war vormahls in der Linie das einzige, und deſto unbequemer, da man, bey den in Büchſen herumhangenden Ladungen, noch die Lunten in der Hand führen mußte, und dieſe Ladungen an dem Bandelier zu tragen, wurde doch durch eine bewunderte Abänderung eingeführt. Sie war es auch, denn der Soldat führte Pulver und Kugeln, jedes beſonders, in Säckchen und Hörnern. Von dieſer Zeit her ſtammt noch der Ausdruck: die Beſatzung ſey mit Kugeln im Munde ausgezogen: denn der Soldat pflegte, wenn es ans Schlagen gehen ſollte, einige Kugeln in den Mund zu nehmen, um ſie beſſer bey der Hand zu haben. Die Pfanne der Muskete muß, ehe man abdrücken will, vorher eröffnet und bloß gelaſſen, die Lunte jeden Augenblick abgemeſſen werden, damit ſie recht auf die Batterie paſſe; ſie iſt frey, und verlöſcht beym Regen gar leicht; daher man auch auf Batterien die ſogenannten Lichter mit Nutzen gebrauchen kann. Kaiſer Karl V. erfuhr mit Verdruß, daß in üblem Wetter

ter ein Bogen oder Armbruſt beynahe beſſer ſey, als dieſes Schießgewehr. Aber man hat doch nicht immer Regen, nicht immer gegen Schwärme leichter Schützen zu Pferde im Rückzuge zu fechten. Montecuculi hat auch hier eine Verbeſſerung gemacht. Er ließ das Schloß an zweytauſend Stück ſo einrichten, daß die Batterie ſich zu eben der Zeit öffnete, wenn der Hahn mit den angeſteckten Lunten aufſchlug. Hierdurch wurde die Zeit gewonnen, welche nöthig war, die Batterie zu eröffnen, wenn die Lunte abgeblaſen war; die Muskete konnte nicht Feuer fangen, der Regen und der Wind das Pulver nicht beſchädigen.

Das deutſche Schloß iſt in gewiſſer Rückſicht ſchicklicher, das Feuer wird auf der Pfanne durch Funken erzeugt, welche aus einem Stücke Schwefelkies ſprühen. Dieſer Kies wird in dem Hahn durch eine ſehr ſtarke Feder auf ein eingezähntes Rad bey dem Pulver gedrückt. Letzteres iſt an ſeiner Welle mit einer Kette umwickelt. Die Kette iſt an einer ſtarken Feder feſt, und wird mit einem Spanner um jene Welle geſpannet. Durch die Umwalzung des Rades und ſeiner Einſchnitte wird aus dem auf den Hahn geſchraubten Kies, Feuer gezogen, wodurch das Pulver der Pfanne entzündet wird. Dieſe Pfanne iſt, ehe man ſchießen will, ſehr wohl geſchloſſen, bis ſie ein Spannerzug bloß macht.

Das franzöſiſche Schloß folgte dieſem, und iſt das gebräuchlichſte geworden. Da man es immer vor Augen hatte, glaubte ich es ſehr genau zu kennen, wie alltägliche Dinge unſere Aufmerkſamkeit nicht reizen. Wer die Beſchaffenheit dieſes Werkzeuges beurtheilen, und für deſſen Erhaltung Sorge tragen ſoll, muß ſich damit bekannter machen, welches am beſten in der Werkſtatt des Büchſenmachers geſchehen kann. Statt einer Vorbereitung zu dieſer Lehrſchule, will ich die Haupttheile des Schloſſes benennen, und ihren Mechanismus zu beſchreiben ſuchen. Sie ſind das Blatt, der Hahn, die Pfanne mit dem Deckel, die Nuß, die große Schlagfeder, die Pfannfeder, die Stange, der Abzug. Das Blatt nennen wir auch das Schloßblech, und iſt der Theil, an welchem alle andere feſt ſind; es wird durch 2 Schrauben, die durch den Schaft gehen, an dem Gewehr befeſtiget. Der Hahn iſt auf einem zu der

Oeffnung

Oeffnung in denſelben viereckig geſchnittenen Zapfen der Nuß unbeweglich feſt, ſo daß man beyde für eins anſehen könnte, wenn nicht der Hahn auf dieſem Zapfen draußen, die Nuß inwendig unter dem Blatt läge; daher aber iſt ihre Bewegung gemeinſchaftlich, wie an einem Hebel. Die beyden Plättchen, davon eins oben am Hahnkörper ſelbſt geſchmiedet, das andere an einer Schraube beweglich iſt, dienen den Stein zu faſſen, und heißen die Lippen. Da ſie den Stein ſo feſt halten ſollen, daß er nicht abfalle, ſo füttert man ſie dazu mit Bley oder Leder aus. Die Nuß bewegt ſich im Schloß, wie ein Rad um die Achſe, das größere Ende derſelben geht durch den Hahn, das kleinere in den Deckel. So heißt ein Stück Eiſen, welches an das Schlußblech geſchraubt iſt, und die Nuß bedeckt. Dieſe hat ferner einen Arm und zwey Einſchnitte, welche bey den Profeſſioniſten die Vorder=, Mittel= und Hinterraſt machen; wir nennen ſie ſchlechthin Ruhen. Hierin greift die eingeſchnittene Stange, und zwar in die erſte, wenn der Hahn ſteht, in die zweyte, wenn der Hahn geſpannt oder aufgezogen iſt. Auf dem Arm oder Haken ruht die Krappe oder Spitze der Schlagfeder. Dieſe iſt in einen krummen Winkel gebogen, das kürzere Ende aber hinter der Pfanne mit einer ſtarken Schraube befeſtigt, die Stange wird durch die Stangenfeder regiert, dieſe iſt nicht zu ſtark an einem Ende am Schloßblech feſt, das andere ruht an der Stange.

Mit dem Mechanismus des Feuerſchloſſes geht es alſo folgender Geſtalt zu. Der Hahn ſey abgeſchoſſen, ſo liegt die Stange mit ihrem Einſchnitt in der Hinterraſt, und der Pfanndeckel iſt offen. Zieht man den Hahn zurück, ſo bewegt ſich die an ihm feſt liegende Nuß zugleich, und die Stange ſchleift bey dieſer Bewegung auf ihrer Stirne in die Mittelraſt. Beym Zurückziehen des Pfanndeckels ſpielt die Deckelfeder in die Höhe, der Schwanz des Deckels bleibt auf derſelben liegen, und der Deckel geſchloſſen. Zieht man nun den Hahn ſo weit hinterwärts, daß man ſagt, er ſey aufgezogen oder geſpannt, ſo greift die Stange in die letztere Raſt an der Nuß, wird durch ihre Feder darin feſtgehalten, und die Schlagfeder durch den Haken der Nuß ſehr ſtark geſpannt. Die Stange aber hat einen ſenkrecht

auf

auf ihr ſtehenden Lappen, und an dieſem liegt unterwärts der durch den Schaft unter dem Biegel heraufſtehende Abzug. Zieht man ihn nach ſich, ſo erhebt ſich dadurch das verticale Ende der Stange, dieſe bewegt ſich um ihren Ruhepunkt, und rückt mit ihrem Ende aus der Raſt der Nuß. Da dieſe nun durch nichts aufgehalten iſt, ſo bewegt ſie ſich durch die Kraft der Schlagfeder, welche ſich wieder aus der Spannung ſetzt, mit der Nuß aber zugleich der Hahn; der Stein trifft alsdenn auf den verſtählten Pfanndeckel, ſtößt ihn auf, und ſchlägt Funken, die auf die Batterie fallen, und das Pulver entzünden. So wirkt ein franzöſiſches an unſeren Commißgewehren befindliches Schloß.

Eben liegt ein türkiſches Schloß vor mir, ſeine Zuſammenſetzung iſt anders: es hat die Schlagfeder draußen, die Pfanne eine Deckelfeder unterwärts unter dem Gewerben, das Innere des Deckels iſt mit vertikalen Reifen verſehen, der Hahn ſchlägt heftiger und niedriger als ſonſt an, die Nuß fehlt völlig, und demnach auch die Stange. Wenn der Hahn in die Ruhe iſt, ſteht ein Stift aus der Platte hervor, hierin greift ein ſcharfer Fuß des Hahns vorwärts und ſteht drauf. Eben dieſer Fuß fällt auf einen andern ähnlichen Stift beym Aufziehen, dieſer wird beym Abdrücken zurück gezogen, und die Wirkung der Schlagfeder nicht mehr gehemmt. Ich will dieſe Arbeit nicht mit der an einem Flintenſchloß in Parallel ſetzen, ſondern führe ſie nur an, um zu zeigen, daß man noch andere, als nach gewöhnlicher Weiſe wirkende Flintenſchlöſſer zuſammenſetze.

Sollte unſeres nicht mancher Verbeſſerung fähig ſeyn? Zuerſt iſt unſtreitig, daß der ſchwere Abzug für den, welcher zielt, nicht tauge. Wenn man aber den Grundſatz feſtſtellt, daß unſere Gewehre alles durch den Mechanismus des niedrigen Anſchlags thun, ſo iſt gleichgültig, ob man ziele oder nicht, und kann der Abzug ſchwer ſeyn, wenn dadurch Unglücksfälle verhütet werden ſollen? Der Kegel in der Nuß der Flinten, und der Schneller an der Büchſe, ſind für Soldatengewehr nicht anzurühmen. Die Gewehre für Jäger aber können mit dem ſchweren Abzug nicht beſtehen, weil ſie zielen ſollen. Sollte man dergleichen von allen, die ſchieſ-

ßen, auch fordern, ſo würde ſich das Gefieder in den Schlöſſern ſehr verändern, um dem Endzweck zu entſprechen. Die Federn werden zu oft von ſchlechtem Stahl, und daher dick, grob und ſtreng geſchmiedet; ſie ſind in der Spannung ungleich gehärtet; die Stirne der Nuß wird weder richtig noch wohl abgebahnt, auch nicht gehörig gehärtet; daher reibt ſich alles, und macht das Schloß im Spiel unbequem, unſanft und wandelbar. Kommt nun noch der im Felde jedem Rekruten eigene Mangel der Uebung dazu, ſo wird alles verſchlimmert.

Ich gehe weiter: Der Pfanndeckel dient, wie bekannt, das Pulver zu decken, der oben hinauf ſtehende Theil deſſelben aber zugleich mit dem Stein Feuer zu geben; der Hahn trifft darauf ſo, daß er ihn eröffnet. Der Deckel muß in dieſer Abſicht Stahl, und nicht polirt ſeyn. Gewiſſe Erfindungen an den Pfannen rühren auch daher; an einigen iſt z. B. der Deckel gereift, aber dadurch wird er geſchwächt, und ich glaube nicht, daß er beſſer Feuer gibt. Eine ſchöne Art Pfanndeckel ſind die, welche ſo genau an den Pulverkaſten ſchließen, daß kein Waſſer darauf kommen kann. Wenn dieſes für den Arbeiter zu viel Mühe macht, ſo iſt es doch unverantwortlich, wenn der Deckel ſo ſchlecht ſchließt, daß das Pulver herunterfällt. Dieſer Umſtand iſt den ſchlecht beſorgten Gewehren der Cavallerie beſonders eigen. Ich habe oft geſehen, daß, wenn der Reuter ſeine Piſtolen abſchießen ſollte, Pfannenpulver und Kugel in dem Halfter lagen. Bey andern iſt des Deckels Obertheil weg zu drehen; der Hahn kann, wenn er etwa loßſchlüge, nicht auf denſelben treffen, und das Pulver entzündet werden. Der Hr. von Vauban gab den Pfannen an oben erwähnten Fuſilmusketen ein Loch in dem Deckel, durch welches die Lunte aufſchlagen ſollte; er kam auf dieſe Verbeſſerung, da er den Fehler des Verſagens abſtellen wollte. Man gibt dieſen den ſchlecht gearbeiteten Flintenſchlöſſern mit Recht Schuld, und er nimmt in dem Maß zu, als ſich die Vorſorge für den guten Zuſtand des Gewehrs bey den Vorgeſetzten verliert. Eben ſo zeigen es auch bey denſelben die zu harten Abzüge bey den Piſtolen, das Plumpe, welches man uns für ſtark anrechnet, das Nachläſſige im Schmieden, Bohren, Schleifen, der

Betrug,

Betrug, der Eiſen ſtatt Stahl liefert, Löcher verkleiſtert u. dgl. Ohne fleißige Beobachtung, ohne Aufſicht, liefern die Fabriken immer ſchlechtere Waare. Sie würden, wenn es auf ſie ankäme, auch Guinea-Flinten liefern, die beym dritten oder vierten Schuß ſpringen, und manchen Mohren verſtümmeln.

Von Pulver und Kugeln.

Bey dem Geſchütz und Feuergewehr kommt unſtreitig das meiſte, wo nicht alles, auf das Pulver an, und wir müſſen es hier nicht übergehen. Es wird, wie bekannt, auf Stampfmühlen, oder auf ſolchen verfertiget, die den Oehlmühlen gleich, aber mit Marmorſteinen mahlen, welche ihre Erfindung den Holländern ſchuldig zu ſeyn ſcheinen. Die Verhältniſſe der Theile, woraus es beſteht, können jedem bekannt ſeyn. Die Abweichungen in den verſchiedenen Sätzen ſind nicht beträchtlich genug, um uns, wie ihre Erfinder gern wollten, für eine oder die andere beſonders zu intereſſiren. Noch bekannter ſind die Klagen über die ſchlechte Beſchaffenheit deſſelben.

Es iſt freylich nicht genug, die Materialien in gehörigem Verhältniſſe einzuſetzen, und den häßlichen Betrug zu hindern, welcher die wohlfeileren Kohlen doppelt nimmt, und an Schwefel oder Salpeter abbricht. Denn dieſe verhältnißmäßig eingeſetzten Materialien müſſen auch von guter Art, die Kohlen von weichem Laubholz nach alter Sage, nach der neuern auch von hartem, aber gut ausgebrannt, der Salpeter vom Kochſalz und von Erdtheilen rein abgelauget, gut durchgeſiebet und der Schwefel wohl geläutert ſeyn. Dieſe Beſtandtheile werden ferner ſtark geſtampft oder gerieben, unter einan-

der gemengt, damit ſie in ſo kleinen Theilen, als möglich, zuſammenſtoßen und gutes Pulver machen. Vormahls machte man fürs kleine Gewehr eine Gattung, eine andere für die Stücke; heut zu Tage nicht mehr. Alles, was man thut, iſt, daß man den Jägern etwas beſſeres reicht, wo es anders wirklich beſſer iſt. Der Schnepfenſchütz hat den Vortheil, ſein Pulver auf dem Markte, ſo wie er es braucht, zu finden, der Soldat aber erhält es ſchlechter als jener, und höchſt ſchlecht, ſobald der Lieferantengeiſt in der Mühle wirthſchaftet. Daß die Verhältniſſe der Theile beynahe in allen Pulvermühlen gleich ſind, mag wohl bloße Nachahmung ſeyn. Der Herr von Robins gibt verſchiedenen Fabriken den Vorzug, von denen er Pulver verſucht, und merkt dabey ſorgfältig an, daß die Stärke desſelben nicht nur durch richtiges Verhältniß der Materialien, ſondern auch durch ihre Vollkommenheit erlanget werde, und daß es darauf ankomme, wie und wie lange daran gearbeitet wird, dieſe Theile zu zertrümmern und unter einander zu mengen.

In Mühlen, die für den beliebigen Käufer arbeiten, wird Flintenpulver, vier und zwanzig bis dreyßig, ſchlechteres Commiß- oder Soldatenpulver, zwölf bis zwanzig Stunden geſtampft oder gemahlen. Aus dieſem läßt ſich nun einſehen, wie Pulver auch von der beſten Materie ſchlecht ſeyn kann, und daß es noch ſchlechter werde, wenn dieſe nicht die beſte iſt. Wir haben Beyſpiele, daß Armeen in Kriegszeiten mit dieſer Waare ſehr übel verſorgt worden. Man ſagt unter andern, die Engländer hätten im Kriege von 1755 von den Holländern Pulver gekauft, und es nach Amerika geſchickt, wo es nicht viel mehr als Sägeſpäne getaugt, obgleich ſonſt das

das in Holland feile Pulver ſtets gut iſt, und auch die an andern Orten auf dieſe Art eingerichteten Fabriken vortreffliches Pulver geliefert haben.

Im Artikel **Pulver** wird ausführlicher hiervon gehandelt werden; auch vom Probieren des Pulvers ꝛc.

Die Kugeln für die Flinten und Piſtolen müſſen richtiges Caliber und vollkommene Rundung, weder Gießränder noch Löcher oder Höhlungen haben, weil ſie ſonſt im Fluge eine falſche Richtung annehmen. Die Kugeln werden in Formen gegoſſen, die aus zwey eiſernen wohl geebneten dicken Platten beſtehen, in welche beyderſeitig die Höhlungen zu den Kugeln in den ganzen Flächen eingeſchliffen ſind, und die ſehr wohl auf einander paſſen müſſen. Nachdem man die Gießhälſe mit Kneipzangen abgezwickt, werden die Kugeln in einem Drum durch Drehen und dadurch, daß ſie ſich an einander reiben, ebener gemacht. Alle Flinten- und Piſtolenkugeln kann man in Paß-, Caliber- und Laufkugeln abtheilen. Erſte paſſen dicht ins Rohr, und müſſen mit einiger Gewalt heruntergetrieben werden, welches bey einem raſchen Feuer nicht ſtatt findet, dagegen iſt ihr Flug richtiger, ſchneller und weiter.

Der Soldat muß, wenn er mit Muße laden kann, jederzeit eine Paßkugel mit einem Fettpflaſter eintreiben, ſo iſt ſein erſter Schuß, wenn er gleich weit anhebt, doch ſcharf, trifft und gibt eine Ueberlegenheit vor dem Feinde, welcher auf eine Weite, da er noch nicht mit Erfolg ſchießen kann, ſchon ſich und ſeine Cameraden verwundet ſieht. Ueberdem iſt eine Erſparung dabey, weil die Kugel, wenn der Schuß

gleich lange ſteckt, nicht einroſtet, und gut herausgezogen werden kann, wenn friſch geladen werden ſoll. Caliberkugeln ſind die gewöhnlichſten, und haben im Rohr mehr oder weniger Spielraum, ſie fallen leicht hinein, und halten das Laden nicht auf, dieſe aber müſſen, wenn man mit Muße ladet, mit einem Pfropf oben und unten verſehen, und wohl angeſetzt werden, ſonſt ſenken ſie ſich, beſonders wenn das Gewehr mit der Mündung nach unten hängt, wie bey allen Piſtolen und den Holftern, und ſo geſchieht es bey den Flinten, wenn ſie verkehrt und geſchultert getragen werden, oder wie bey verſchiedenen Reutereyen vorfällt, wo die Mündungen ihrer Carabiner nach unten ſtehen. Das feſte Anſetzen der Kugel iſt ein wichtiger Umſtand, und jede Methode, wodurch es erhalten werden kann, betrachtungswerth. Man erhält vielleicht dieſen Vortheil, ohne darauf zu denken.

Die Laufkugeln ſind kleiner, als die erwähnten, und werden zu vier bis ſechs, ja mehr, neben der ordentlichen Kugel eingeſchüttet. Sie ſprengen wie Schrot in des Jägers Flinte, fliegen nicht weit, und haben in einiger Weite wenig Wirkung. Man erfand es in Sachſen während des öſterreichiſchen Erbſchaftskriegs, fünf bis ſechs Laufkugeln in eine Büchſe einzudrehen, welches Flinten-Karteſchen vorſtellen ſollte. Dieſe Methode hat ſich verlohren. Die Natur des Wurfs ſchwerer Körper verſpricht nicht viel davon. Die Mündung des Gewehrs beſtimmt, wieviel Kugeln aus einem Pfunde zu gießen ſtehen. Nach dem franzöſiſchen Dienſte z. B. werden zwanzig gegoſſen, das Caliber des drey Fuß acht Zoll königlich Maß langen Flintenlaufs iſt für eine Kugel zu achtzehn aufs Pfund eingerichtet.

Die Ladung an Pulver betrug allda ein Zweyundvierzigtheil vom Pfunde. Dieſem zu Folge war das Gewicht deſſen, was in der Taſche an Munition zu ſechzig Patronen, ihr Papier und alles gerechnet, getragen wird, vier und ein halbes Pfund.

Man hat vormahls die Ladungen zum Feuergewehr, ſo wenig als Pfeile und Schleuderkugeln und Steine geliefert, die Soldaten mußten es ſelbſt mitbringen, ſowohl wenn ſie aus Lehnspflicht, als auch wenn ſie als Soldner, Burgſaſſen u. ſ. w. dienten. Heut zu Tage wird Kraut und Loth meiſtens unentgeltlich gegeben, und auch der Abgang erſetzt. Da, wo dieſes noch nicht gebräuchlich iſt, ſchafft es ſich der Gemeine ſelbſt, und verfertigt es hier und dort auch. Die Koſaken ſtampfen z. B. aus dem Mengſel zu Pulver in einem ausgehöhlten Stocke, mit dem zwiſchen zwey Ständern hangenden Hammer, innerhalb zwey Tagen zwanzig Pfund Pulver. Bey uns wird man dieſes eben nicht nachahmungswürdig finden.

Ueber die Theorie des Flintenſchuſſes.

Alles bezieht ſich hierbey vornehmlich auf zwey Heiſcheſätze; der erſte iſt: die Flinte muß ſo weit, ſo ſcharf; der zweyte: ſo gewiß, als möglich iſt, ſchießen. Die bekannten Geſetze der Bewegung werden auf die Kugel und ihr Abſchießen angewendet. Hieraus entſteht eine Theorie, die durchaus nöthig zu kennen iſt; denn ſie lehret die obigen Grundſätze auf das, was wir von dem Fluge der abgeſchoſſenen Kugel wiſſen, anwenden; ſie zeiget, wie dieſes geſchehe, wenn

der Schuß der ſchnelleſte, der weiteſte und rich=
tigſte wird.

Die Theorie des Geſchützes hat offenbar eine andere Geſtalt angenommen, ſeit dem man, bey Berechnung und Beobachtung ſeiner Wirkung, ſorgfältiger und unpartheyiſch zu lernen angefangen. Die, welche ſich damit beſchäfftigten, erſtaunten oft über die Verſchiedenheit des Reſultats von dem; was ihre aus angenommenen Vorderſätzen gezogenen Schlüſſe verſprachen. Der Werthe, welche bey den Berechnungen vorkommen, ſind ſo viele, und ihre Verſchiedenheiten ſo vielfach, daß es unendlich ſchwer, ja faſt unmöglich wird, allgemeine Grundgeſetze anzugeben, nach welchen ſich die Feuerwerker für jeden Fall beym Laden und Richten des Stückes, oder der Gießer beym Formen deſſelben, richten ſollen. Es finden ſich daher in der Praktik beſtändig Anomalien, gewiſſe Abweichungen von der Regel, welche im Dienſte als unfehlbar und allzureichend angegeben ward. Viele der Schuß= und Wurftabellen gründen ſich auf Proben, welche die Berechner ſelten ſelbſt angeſtellet, meiſtens von andern auf Glauben geborgt haben.

Die widerſtehende Luft beträgt öfters mehr, als das Gewicht der Kugel achtzigmahl. Es iſt erwieſen, daß dieſer Widerſtand gegen kleinere Kugeln viel ſtärker als gegen größere ſey, daß er nicht jeden Tag gleich ſey. Widerſteht ſie doch nicht alle Tage aller Orten gleich. Wenn man dieſen Punet überdenkt, ſo wird man bald gewahr werden, wie viel Zuverläſſiges man ſich von einer Theorie zu verſprechen habe, und wie viel kommt nun nicht noch auf das Pulver und auf das Rohr an, wie dieſe beſchaffen ſind? Die Vollkommenheit der Feuerröhre hängt wieder

der von zwey Gegenſtänden ab: von der Vollkommenheit des Metalls oder Eiſens, und dann von der Vollkommenheit der Geſtalt. Wir gebrauchen geſchmiedetes Eiſen zu den Flinten- und Piſtolenläufen. Dichtigkeit, Leichtigkeit und Stärke ſcheinen in dieſem Metall ſo vereinigt, daß wir kein beſſeres verlangen dürfen; vorausgeſetzt, daß ſolches gehörig bearbeitet, und durch die Probe eingeſehen worden, daß der Rohrſchmied und Bohrer nichts vergeſſen. In Anſehung der Länge der Läufe iſt zuerſt zu merken, daß eine Kugel, die aus einem längern Laufe geſchoſſen worden, allemahl geſchwinder fliege, als die aus einem kürzern. Im Verfolge der Erfahrungen und ihrer Reſultate hat der Ritter Arcy gefunden, daß ein Lauf neunzig Fuß lang ſeyn müſſe, wenn er mit einer gegebenen Ladung der Kugel die größte Geſchwindigkeit geben ſoll. Aber die gehörige Länge wird bey der Flinte durch die Bequemlichkeit beſtimmt. Der Lauf kann nicht länger ſeyn, als daß ihn der Mann bequem handthieren kann. Er kann aber auch nicht zu kurz ſeyn, ſonſt würden die aus dem Hintergliede nicht vor dem erſtern ſo weit hervorragen, daß das Feuer dieſes nicht beſchädige, und das Bajonett vollkommen vorſtehe. Man fand in Frankreich einmahl nöthig, theoretiſch unterſuchen zu laſſen, ob das Gewehr der Infanterie ohne Schaden verkürzt werden könnte. Die Berechnungen und Verſuche, welche der Herr von Arcy deswegen anſtellte, haben ihn gewiß gemacht, daß man ein Rohr von drey Fuß und acht Zoll um vier Zoll verkürzen könne, ohne daß der Unterſchied unter den Schußweiten merklich ſeyn würde. In dieſem Maße wird dies Rohr des dritten Gliedes vor dem

erſten noch vorragen. Er hat aber auch in Folge ſeiner Erfahrungen Sätze gefunden, darnach die Ladung des Gewehrs für die gegebene Länge des Laufs, und auch in der Forderung beſtimmt wird, daß die Kugel zum weiteſten und ſchnelleſten getrieben werde. Aus eben dieſes Mannes Erfahrungen folget, daß die vortheilhafteſte Ladung für ein Rohr die ſey, welche mehr als den dritten Theil des innern Laufs einnimmt, nähmlich mit der Kugel. Man würde aber mit ſolchen Ladungen nicht lange ohne das Rohr zu ſprengen ſchießen.

Der andere zur Vollkommenheit der Form des Rohrs gehörige Punct iſt deſſen Verſtärkung am Bodenſtück. Unſtreitig fliegt keine Kugel gerade aus dem Laufe nach dem Ziele hin; denn ſie kann keinen Augenblick von dem Anziehen der Erde frey, oder ohne Schwere ſeyn. Die Luft, durch welche ſie fliegt, höret keinen Augenblick auf, ihr zu wiederſtehen; daher träfe die Kugel nie ins Ziel, wenn die Flinte beym Schuß ſo gerichtet würde, daß die Linie, nach welcher der Soldat zielet, und die, welche man aus der Mitte der Laufmündung zöge, und Axe heißen kann, parallel liefen. Bey der Richtung zum Schuſſe kommen eigentlich drey Linien vor; eine iſt die Ziellinie, welche von dem Auge des Schützen durch das Abſehn an der Schwanzſchraube, und das Korn nach dem Ziel gezogen wird. Die zweyte iſt die verlängerte Axe des Laufs, und die dritte krumme endlich die Linie, welche den Weg der Kugel ausdrücket. Der Lauf iſt nun immer an einer Flinte oben an der Schwanzſchraube verdickt. Die Axe wird folglich allemahl über das Objekt gerichtet; die Ziellinie iſt ihr nicht parallel, ſondern beyde Linien

nien durchſchneiden ſich in einem Punkt. Die Kugel ſteigt von dieſem Punkt bis zu einer durch ihre Schnelligkeit und die Widerſtände beſtimmte Höhe krumm hinauf, ſenkt ſich gleichmäßig krumm gegen die Ziellinie, durchſchneidet ſie, und trifft in dieſem Durchſchnittspunkt allein das Ziel.

Iſt die Verdickung des Rohrs gegen die Länge, gegen die Ladung u. ſ. w. zu ſtark, ſo ſchießt man über; iſt ſie zu ſchwach, ſo ſchießet man unter den Punkt, dahin man zielet. Die Schnelligkeit, die Kraft, mit der die Kugel flieget, richtet ſich nach dem Gewicht und der Beſchaffenheit des Pulvers, und nach dem Verhältniß der Kugel u. ſ. w. Der Widerſtand der Luft thut ſehr viel, und da er ſich nach ihrer Dichtigkeit und Schwere ändert; da der verſchiedene Grad ihrer Feuchtigkeit in die Stärke des Pulvers einfließet, ſo entſtehen aus dieſem Umſtande Modificationen, und ſehr unterſchiedene Wirkungen, in den ſonſt gleichſcheinenden Schüſſen. Wer die Gleichungen hiebey nach einigen Fällen modelt, ſieht bedingliche Umſtände für weſentlich und allgemein an, und findet ſich bey der Probe betroffen, daß ſeine Regel ſelten zutrifft. Was iſt alsdenn zu thun, das Anſehen des Syſtems zu erhalten? Wie die, welche in der Schule von La Fere die Schußtheorie ſuchten, die irregulären Schüſſe eliminirten *)? ein Kunſtwort der Experimentirenden, das ihnen viel Bequemlichkeit ſchaffte.

Wenn,

*) Es heißt, diejenigen Reſultate der angeſtellten Erfahrungen, welche andern, beſonders denen widerſprechen, die einem Syſtem förderlich ſind, unterdrücken, nicht in Betracht ziehen.

Wenn, dem Obigen zu Folge, die Dicke des Laufs am Hintertheil zunimmt, ſo wächſt der Abſtand von der Mündung bis zum Zweckſchuß, das heißt, man trifft einen Körper in einer weiteren Entfernung, und die Mündung wird beym Anſchlage erhöht. Da ein Büchſenlauf der Züge wegen überall gleich dick geſchmiedet wird, ſo muß auf dem Hintertheile das Geſicht oder Viſier erhöht werden. Der Schütze bewerkſtelliget alsdenn mit derſelben durchs Zielen und Erhöhen gedachten Viſiers das, was der Artilleriſt durch den Aufſatz thut. Die Erfahrung hat gelehret, der weiteſte Schuß geſchehe mit der Erhöhung von fünf und vierzig Graden, das heißt, der weiteſte Schuß geſchehe, wenn die verlängerte Axe die Ziellinie in einem Winkel von fünf und vierzig Grad durchſchneidet. Die Hälfte dieſer Schußweite erhält man, wenn die Axe des Rohrs mit der Ziellinie einen Winkel von funfzehn Grad machet; faſt eben dieſen Winkel macht auch die Schußlinie. Die Verſtärkung des Bodenſtücks trägt folglich unvermerkt ſehr viel zu dem weiteren Schuſſe gewiſſer Gewehre bey, beſonders wenn dieſelben eben dadurch auch eine ſtärkere Ladung von Pulver anzunehmen vorbereitet werden. Es iſt nicht unrecht, die Urſache vom ſtärkeren Schuß der Gispen, die der Herr von Puiſeguir auch Carabiner nennet, in der Verſtärkung des Bodenſtückes und der daraus folgenden größeren Eröffnung des oben berührten Winkels zu ſuchen. Man kann ſagen, eine jede Flinte habe, an und für ſich betrachtet, einen ihr eigenen beſtändigen Zweckſchuß. Dieſer müßte, wenn man auf die übrigen Umſtände nicht ſiehet, unverändert ſeyn; es kann aber nicht ſo ſeyn, da jene

jene Abänderungen nie fehlen können. Ein Lauf, an der Schwanzſchraube vier Linien, an der Mündung eine dick, und vier Fuß lang, wird, ſetze ich, nun nach einem Ziel gerichtet. Bey ihm ſchneiden ſich die beyden oben erwähnten Linien vier Fuß vor der Mündung. Von da aus ſteiget die verlängerte Axe des Laufes herauf, und hält mit der Ziellinie einen Winkel von zehn bis funfzehn Minuten. Faſt eben einen ſo großen machet die krumme Fluglinie der Kugel mit derſelben, und ſie iſt ohngefähr ſieben Linien über ſie erhaben, wenn die Kugel zwölf Fuß von der Mündung aufgeflogen iſt. Aus dieſen Werthen, und der gegebenen Geſchwindigkeit, läßt ſich derjenige Punkt finden, in welchen die krumme Fluglinie die Ziellinien wieder durchſchneidet. Iſt nun dieſer Punkt in dem Weißen der Scheibe, ſo hat die Kugel dahin getroffen. Iſt der Durchſchnitt der Linien eher geſchehen, ſo trifft man niedriger, im andern Fall höher; wenn er nicht geſchehen, und wenn die Scheibe zu klein iſt, gar nicht, und kann die Kugel noch darin ſtecken, ob man gleich zu tief oder zu hoch geſchoſſen, wenn ſie größer iſt. Aus dieſem iſt nun klar, daß eine im Bogen ſehr weit abgeſchoſſene Kugel eher fehle, als eine, welche bey den Durchſchnitten einen ſpitzigen Winkel macht. Denn je größer der Winkel beym erſten Durchſchnittspunkt geweſen, deſto größer iſt er auch beym zweyten, wo die Kugel treffen ſoll, und deſto eher kann man fehlen *).

Hat

*) Es iſt wohl nicht nöthig zu erinnern, daß ſehr richtig gezielet werde und daß der Lauf beym Abſchießen unbeweglich bleibe; denn nur in dieſer Annahme kann alles gelten und verſtanden werden, was hier geſagt wird.

Hat man nun mit einer Ladung und Richtung ein Objekt in hundert Klaftern getroffen, ſo wird es mit eben der Richtung und Ladung, wenn das Objekt nur ſechzig Klaftern entfernt iſt, nicht geſchehen; denn die Kugel iſt in dieſer Weite über den Zielſtrich, trigonometriſcher Rechnung nach, noch zwey Fuß erhöhet, wenn ſchon die Scheibe ihrem Fluge entgegen ſtehet. Man muß alſo, wie ſich hieraus leicht begreifen läßt, anders darauf anſchlagen, und bey dem Muſketenfeuer gar ſehr behutſam gehen, wenn man eine Regel für das Anſchlagen geben will. Es muß aber eine beſtimmte Regel ſeyn, nach welcher der Hintertheil der Läufe verſtärkt wird; denn dieſes fordert die nothwendige Einförmigkeit. Zwar könnte ein Viſier auch auf Infanteriegewehr, wenn es ſonſt keine Hinderniß machte, bey weitern Schüſſen dienen, den Zweckſchuß zu vergrößern; ſollte dieſes Mittel aber wohl nicht zu künſtlich ſeyn?

Wir wollen aber wieder zurückkehren, und, um uns beſſer zu belehren, annehmen, die Flinte ſchieße auf hundert Klaftern, wie oben geſagt, in ein Ziel, welches vier Fuß über den Horizont ſtehet, in welcher Höhe ſich die Bruſt eines menſchlichen Körpers befindet. Dieſes Ziel werde noch, wie oben, auf ſechzig Klaftern näher gerückt, oder, was einerley iſt, der Feind ſey bis auf dieſe Entfernung vorgerückt; ſo wird man einen Fuß über den Feind wegſchießen; weil die Kugel auf ſechzig Klaftern vom Lauf in dieſer Richtung, zwey Fuß über das vier Fuß erhöhete Weiß, und einen Fuß über den fünf Fuß langen Soldaten iſt. Hat man unter das Ziel in der Weite von hundert Klaftern angeſchlagen, ſo wird man nicht dahin treffen;

denn der Punkt des Durchſchnittes der drey erwähnten Linien iſt alsdenn näher, und die Kugel wird entweder das Objekt gar nicht erreichen, oder falls ſolches ein menſchlicher Körper iſt, wenns gut gehet, ihn in die Füße treffen. Hat man in eben dieſer Annahme über das Ziel gehalten, ſo muß die Kugel herüber fliegen. Hat man auf ſechzig Klaftern zwey Fuß unter dem Horizont gehalten, ſo wird man das Ziel wieder nicht treffen, und man trifft zwey Fuß über der Baſis des Objekts, wenn man auf den Fuß ſelbſt hält; man trifft in deſſen Mitte, wenn es ſechs Fuß hoch iſt, ſo bald man auf hundert Klaftern über die Baſis gehalten hat, wenn es ſechzig Klaftern ab iſt, aber über dieſes Maaß. Iſt das Objekt weiter als hundert Klaftern, ſo muß man darüber halten, wenn man es treffen will.

Die Bogen- und Armbruſtſchützen mußten immer über halten. Ihr Werkzeug war nicht wie die Flinte vorbereitet, welche durch die Verſtärkung des Hintertheils dem krummen Fluge der Kugel aushilft. Die Bogen und Armbrüſte konnten, weil ſie immer hoch anſchlugen, hinter einer Linie ſtehen, und über dieſelbe wegſchießen, wenn der Feind noch entfernt war. Die Engländer ſtelleten ihre Bogenſchützen in einem Viereck hinter die Linie, welche aus Pikenieren beſtand, und wenn ſich dieſe im Aufſtoß ſelbſt bückten, ſo konnten die Bogen, welche dahinter ſtanden, auch in der Nähe Dienſte thun *). Mit den Flinten würde dieſes alles nicht wohl zutreffen, indeſſen ließen ſich doch Regeln durch richtige

*) Dieſes beſchreibt Gwolano Maggi in dem Traktat della Fortifikatione della Citta.

tige Proben feſtſetzen, nach welchen der Fuſilier ſich im Anſchlagen üben und lernen könnte, wie er ſich dem Bogenſchützen nähere. Da es ausgemacht iſt, daß man höher anſchlagen müſſe, um weiter zu treffen; da es auch aus der Erfahrung gewiß iſt, daß die gewöhnlichen Ladungen zu ſehr weiten und noch ſcharfen Schüſſen zureichen, wenn man nur Erhöhung gibt, ſo könnten die oft ohne Vorurtheil wiederhohlten Verſuche lehren, wohin man halten müſſe, um auf eine gegebene Weite das Ziel, die Mitte eines menſchlichen Körpers, zu treffen. Man würde vielleicht finden, daß in einer gewiſſen Weite auf die Bajonette des auf der Schulter liegenden Gewehrs, in einer andern auf die Hüte, in einer nähern auf die Tragriemen, und zuletzt auf die Füße angeſchlagen werden müſſe; dabey müßte der Soldat auch geübt ſeyn, dieſe Weite zu ſchätzen. Wenn das Bild gerüſteter Soldaten ausgeſtellet, und darnach, obiger Anmerkung zu Folge, mit dem Dienſtgewehr geſchoſſen würde, ſo könnten dieſelben nicht nur probieret, beſtätiget oder anders beſtimmt, ſondern auch zugleich die Natur des Gewehrs ſelbſt genau erkannt werden.

Auf den richtigen Schwerpunkt der Gewehre kommt beym Schießen ſehr viel an; wenn dieſer nach der Schwanzſchraube gebracht wird, ſo muß wegen des Hüpfens und Stoßens des Pulvers etwas anders folgen. Wenn die linke Hand ſteif ausgeſtreckt würde, ſo würde ſie dadurch nicht mehr den Schwerpunkt des Gewehrs unterſtützen, und die durch das Stoßen verurſachte Erhöhung der Mündung verringern können; kurz, man würde das Gewehr nicht feſt halten. Warum lehrt man aber ſtets niedrig anſchlagen?

ſchlagen? Es geſchiehet weil man das Hüpfen der Mündung voraus annimmt, oder weil ſich die Gewehre während des Schießens heben ſollen, oder aber vielmehr, weil der Soldat es von der Backe nimmt, ehe nur einmahl das Zündkraut gefaßt, und eben in dem Augenblick, da er abzieht. Alle Regeln über die Eigenſchaften des Schuſſes ſind dieſem Gebrauch deutlich entgegen.

Ein Schütze ſchießet ſeine Büchſe an; er verſucht, wie dieſelbe in dem Zweckſchuß iſt, das heißt, in welcher Weite ſie gerade in das Ziel treffe. Er hilft ihr alsdenn, indem er die Richtungslinie verändert, das Korn verrücket, hinten ein Viſier aufſchlägt. Er probieret und ſucht die gehörige Ladung; und ſchafft ſich endlich, was das vornehmſte iſt, durch übende Ziel- noch beſſer Jagdſchüſſe, die Fähigkeit, das Korn zu finden, und ein Augenmaaß. Dieſemnach hält er faſt nie auf den Zweck, ſondern vor oder zurück, über und darunter, nach dem es ihn ſein Auge und Urtheil lehret.

Soll ein Gewehr ferner richtig ſchießen, ſo muß es nicht ſtoßen, weil ſich ſonſt alles verändert. Dieſer Umſtand hilft die Stärke der Ladung beſtimmen, und der obige Satz von der Größe derſelben muß durch dieſen Umſtand rektificirt werden. Die Ladung auf einer anderen Seite betrachtet, würde man den Spielraum, der Richtigkeit wegen nachtheilig finden. Eine Paßkugel fliegt richtiger und ſchneller; aber doch kann man, ſo lange unſer Gewehr und vorzüglich die Weiſe des Ladens beybehalten wird, die Kugeln nicht viel größer gießen, als jetzt geſchiehet, und eben dieſer Spielraum, die Verſchiedenheit der Zündlöcher, ſind Objekte, die der Theo-

 retiker

retiker auch berechnen muß. Es iſt hier aber nicht umſonſt die Methode eines Schützen erwähnet, und man kann dieſe dem Officier und Soldaten anpreiſen; da inzwiſchen die Meßkünſtler die Theorie bearbeiten, der Praktik nachhelfen, und ihren Arbeiten Gewißheit geben. Wir ſagten oben ſchon, daß jede Kugel vollkommen eben, rund und ohne Löcher ſeyn, wie auch, daß das Pulver nicht ohne Probe gebraucht werden müſſe. Wenn der Werth ſeiner Wirkung nicht richtig iſt, ſo treffen alle Tabellen, alle Methoden und Handgriffe der Praktik, alle Rechnungen, nicht zu.

Noch ein Umſtand hindert den richtigen Schuß ungemein; dieſes iſt der zu ſchwere Abzug: er hindert das ganze Feuer, denn wenn verſchiedene Gewehre beym zugleich Feuern nicht abgezogen werden, ſo läuft der Soldat auf allerhand Weiſe Gefahr. Das Gewißſchießen wird unſtreitig durch den ſchweren Abzug völlig gehindert; denn die Ziellinie wird verrückt, ehe die Kugel die Mündung verlaſſen hat. Bey der Piſtole geſchiehet es noch mehr und öfter, weil dieſe frey in einer Hand gehalten, an nichts angelehnt, und durch nichts unterſtützt wird: die Hand rückt, wenn man abdrückt, das Korn aus dem Ziel, und man fehlt.

Mit den alten Muſketen und Rohren ſchlug man anders als mit den jetzigen Flinten an. Die Kolben beyder Gewehre waren ziemlich ungeſchickt, zu kurz und zu klein; der Schwerpunkt zu weit nach der Mündung.

Nach den Befehlen des Prinzen Moritz von Oranien heißt es: „Der Soldat ſoll die Muſkete mit der Gabel in der linken Hand halten, den rechten Arm empor, den Leib gedrehet, das

linke

linke Knie gebogen, und das rechte ſteif halten; damit er nicht allein deſto beſſer ſtehe, ſondern auch die Muskete deſto gewiſſer halten und losgebrannt werden möge: daneben muß in Acht genommen werden, wenn er anlegen will, daß er die Muskete der Zierlichkeit wegen hart anſetze, aber nicht wider die Schultern, ſondern auf die Bruſt, ſeinen Backen auch nicht an die Kolbe lege, er habe denn zuvor die Muskete wider die Bruſt geſetzet, ſonſt werde es keine Art haben, viel weniger könnte man gewiß ſchießen, ſondern mehr übereilen.“ Der Arkebuſier ſchlägt mit dem Rohr eben ſo an. Die ſo genannten Tiſchinken haben noch einen eben ſo ſchlechten Anſchlag, und eine ſo gekrümmte Kolbe, daß das Gleichgewicht derſelben nicht an dem rechten Ort ſeyn kann; die Gewehre der erſten Croaten und Bannaliſten, wären mit krummen Anſchlägen verſehen; man nennet dieſe Schäfte Türkiſch.

Die Unbequemlichkeiten verſchiedener alten Weiſen zu laden lernte man mit der Zeit einſehen; man führte daher die Patronen ein; man glaubte aber irrig, von aller Unbequemlichkeit frey zu ſeyn. Sie haben einige Fehler und geben zu Nachläſſigkeiten Anlaß, welche, obgleich ſo ſehr auf das Laden geſehen wird, zum Theil doch nicht völlig abgeſtellet werden. Zuerſt brennt das Pulver nicht ſelten ab, weil der Soldat die Patronen nicht ausgeſchüttet, ſondern ganz herein geworfen hat. Er kann drey bis vier in den Lauf ſtecken, welches gefährliche Folgen hat. Ein Fäſerchen Papier, das ſich vor das Zündloch geleget, machet alsdenn den Musketier auf einen ganzen Gefechtag unbrauchbar. Dieſes ereignet ſich aber bey dem geſchwinden oft übereilten Laden, beſonders im Vorwärtsrücken, ſo

häufig, daß man wohl darauf zu merken hätte. Die Patronen müßten, dieſes zu verhüten, oben dicker als das Caliber gemacht werden, etwa wie eine Tüte; ſo würde der Soldat genöthigt, das Pulver auszuſchütten, ehe er das Papier herein thäte. Bey dieſer Methode würden die Patronen kürzer, und auch die Taſchen verkleinert werden. Der Unterſchied des Raums, den einerley zur Ladung beſtimmtes Pulver, in einem dickern oder kürzern Kegel einnimmt, giebt dazu Gelegenheit.

Verſchiedene andere Bemerkungen, welche die Theorie des Schuſſes, die Form der Pulverkammer, die Lage des Zündloches ꝛc. angehen, wird man im Art. Schuß finden. Jetzt muß ich noch etwas über das Bajonett hinzufügen.

Das in Bajonne erfundene Bajonet hatte anfangs ein Heft, dergleichen man auf Jagden von Großwild in den Lauf zu ſtecken pflegt. Solche Bajonette könnten als Hirſchfänger für die Feldſchützen dienen, die ſie nicht immer führen können, aber doch zuweilen nöthig haben; der Griff könnte ja auch wie eine Dille gemacht werden. Es iſt vom erſten Gliede, das es anfangs allein führete, auch zu den hintern übergegangen, und wird jetzt faſt beſtändig getragen, auch bey einigen Truppen auf den Lauf geſchmiedet. Der Marſchall von Puiſeguir ſagt: daß die erſten Dillenbajonette in Frankreich ihr Glück nicht gemacht haben. Man ſchmiedete ſie nicht auf einem Dorn, der ſich zum Rohr ſchickte, ſondern zu groß, und ſie fielen daher ab, und es wurden öfters die Spitzen weggeſchoſſen: Gründe, auf Verbeſſerungen zu denken. Ludwig der XIV. hätte ſie aber gar weglegen laſſen, und die Pike wieder angenommen, wenn

nicht

nicht ſeine Gegner ſo klug geweſen wären, die Dillen nach dem Lauf einzurichten, welches ohne große Anſtrengung des Verſtandes geſchahe, und dabey iſt man nun geblieben. Der Marſchall von Puiſeguir ſagt ferner: Das Bajonettgewehr ſey vor der Hand das beſte, das man gebrauchen könne, zugleich aber auch, der Soldat würde ſein Bajonett in einer Vermengung abſchrauben, weil es ihm alsdenn beſſer in der Hand dienen könnte. Es ſcheinet dieſes gegen den allgemeinen Nutzen der Bajonettflinte. Andere Autoren ſprechen noch lauter dagegen, und fordern durchaus Piken oder doch ein verlängertes Handgewehr.

Der Herr von Maizeroy iſt von der Nothwendigkeit des landen Handgewehrs in Bataillen ſo überzeugt, daß er eine Partiſane von acht Fuß zu führen anräth, wenn ſeine Erfindung einer Feuerpike nicht angenommen werden könnte. Jene haben Flinte und Bajonett zu verlängern vorgeſchlagen, dadurch das Gewehr zu ſchwer und unbequem geworden wäre. Dieſe haben die Kolbe, andere das Bajonett allein zu verlängern angerathen. Hier hat man eine halbe Pike an das Gewehr angebracht, welche mit einer Feder an den Lauf vorſpringt, dergleichen liegen in dem Zeughauſe zu Caſſel; dort haben ſie ſich durch den Ladeſtock helfen wollen, der die Stelle eines Bajonets vertreten ſoll. Alle dieſe Zuſammenſetzungen ſind aber nirgends eingeführet. Es iſt dieſes freylich nicht ein Beweis ihrer Untauglichkeit, aber gewiß auch nicht davon, daß ſie genug geprüfet und verworfen worden. Man hat auch ein Gewehr vorgeſchlagen, welches ſehr verlängert werden kann, indem das Bajonett nicht auf den Lauf, ſondern auf

einen beſondern an demſelben beweglichen Stück ſtecket. Die Kolbe iſt gleichfalls der Länge nach vom Griff an getheilet, ſo daß die obere Hälfte herunter geſchlagen werden, und das Gewehr dadurch um die Länge der Kolbe verlängert werden kann. Die Veränderungen, welche bey einer gewöhnlichen Musketierflinte deshalb zu machen wären, ſind nicht groß; ſie wird dadurch etwa drey Pfund ſchwerer, und in allem eilf und ein halb Pfund wiegen, welches ohngefähr fünf Pfund weniger iſt, als eine Flinte im Anfange des vorigen Jahrhunderts wog; um wie viel mag wohl die Hakenmuskete ſchwerer geweſen ſeyn? Die halbe Kolbe wird heruntergeſchlagen, und der das Bajonett tragende Schaft vorgeſchoben, wenn der Soldat dieſe Pikenflinte fället; alsdenn beträgt ſie neun Fuß in der mittleren Verlängerung, und ohne Zurückſchlagen des Kolbenſtückes iſt ſie ſieben Fuß und vier Zoll lang. Dieſes Gewehr ſcheint viel zu leiſten, die Koſten ſind nicht zu groß. Es kommt indeſſen noch auf Proben und Erfahrungen im Gebrauche an.

Die Bajonette an den nach Herrn von Nothhardt's Angabe verbeſſerten Musketen ſind, den öffentlichen Nachrichten zu Folge, länger, wie die bisher gewöhnlichen; dagegen iſt aber der Lauf um ſo viel kürzer, als das Bajonet verlängert iſt. Dieſe verbeſſerte Muskete iſt dünner und wiegt weniger, als die gewöhnlichen Dienſtmusketen.

Kriegsbibliothek, oder geſammelte Beyträge zur Kriegswiſſenſchaft. VIII. Verſuch. Breslau bey Korn. 1770. 4. S. 101 – 158.

Neue Kriegsbibliothek ꝛc. VI. St. Daſelbſt, 1777. 8. S. 127 ff.

Krebs Kriegswiſſenſchaft. S. 28. 98.

Leonhardi's Forſt- und Jagd-Taſchenbuch. 1794. S 211.

Gothaiſche Handlungszeitung 1793. S. 357.

Muſketenkugel, ſ. oben, S. 37.

Muſketenpulver, eine Mittelart des Schießpulvers, welches zum Laden der Muſketen gebraucht wird, und gröber als das bey den Büchſen gebräuchliche iſt. S. im Art. **Pulver**.

Muſketier, ſ. im Art. **Muſkete**, oben, S. 1.

Muſketon, ſonſt auch wohl **Muſkedonner** genannt, ſ. daſ. S. 11 und 27.

Muſkiren, musquiren, etwas einen Biſamgeruch geben.

Muſkito, ſ. **Moskite**, Th. 94, S. 575.

Muſkito-Spitzen, Puntas de Moſquito, ſind holländiſche muſchelartig gewebte Zwirnkanten, welche die Niederländer häufig nach Cadiz ſchicken. Von hier gehen ſie nach dem ſpaniſchen Indien. Sie ſind in Sortimenten von 20 Stück. Die Hälfte derſelben von einem Muſter iſt 3 bis 8, auch wohl 10 Finger breit; die andere von einem verſchiedenen Deſſein 4 bis 10.

Muspflanze, Muskraut, der Nahme einer Pflanze, die in den wärmeren Gegenden wächſt und ſehr häufig als Zugemüſe geſpeiſet wird, Corchorus olitorius Linn. Es iſt jetzt bey einigen zwar gewöhnlich, dieſe Pflanze auch im Deutſchen Corchorus zu nennen; da ſie in der Encyklopädie indeſſen an mehreren Stellen hierher gewieſen iſt, ſo will ich hier das nöthige von ihr und einigen andern damit verwandten Arten ſagen.

Die Gattung Corchorus gehört in die erſte Ordnung der 13ten Claſſe des Linnéiſchen Pflanzen-Syſtems, Polyandria monogynia, und hat folgende Kennzeichen: Die Blumendecke und

Blumenkrone ſind fünfblättrig, und jene hinfällig, beyde von gleicher Länge. Die vielen Staubfäden ſind kürzer. Der kurze dicke Staubweg hat eine zweyſpaltige Narbe. Die Samenkapſel beſteht aus drey oder fünf Schalen und Fächern, und enthält viele eckige Samen. Man kennt jetzt 14 Arten, wovon nachfolgende hier einer Erwähnung verdienen.

1. **Muspflanze, Muskraut, Küchen-Corchorus, Gemüs-Corchorus.** Corchorus *olitorius*, capſulis oblongis ventricoſis, fol. ſerraturis infimis ſetaceis. Linn. Spec. plant. ed. Willd. T. II. P. II. p. 1214. Flor. Zeyl. 213. Hort. upſ. 147. Gron. orient. 170. Mill. dict. n. 1. Corchorus Plinii. Bauh. hiſt. 317. Commel. hort. Amſt. I. T. 12. Gaertner de fruct. et ſem. pl. I. 307. T. 64. f. 2.

Dieſe Art iſt in Aſien, Afrika und Amerika zu Hauſe; ſie wird nicht nur in ganz Oſtindien, ſondern auch in der Levante, und zwar vornehmlich von den Juden, ſehr häufig als Zugemüſe geſpeiſt, und iſt eines der gemeinſten Küchengewächſe, daher ſie auch den Nahmen **Muskraut**, oder **Judenpappel** erhalten hat; im Geſchmack ſoll ſie mit dem Spinat überein kommen. Proſper Alpin (Aegypt. 45.) hat ſie unter dem Nahmen Melochia, und Rumph unter dem Nahmen Ganja Utan oder Ganja agreſtis (Herb. Amb. 5. p. 213. t. 78. f. 2.) beſchrieben und abgebildet. In Europa wird ſie in Gewächshäuſern gezogen, und blühet daſelbſt im Julius und Auguſt. Der Same reift aber nicht allemahl. Sie iſt ein Sommergewächs, und hat einen aufrechten, äſtigen, ungefähr zwey Schuh hohen Stängel, mit wechſelsweiſe auf langen

langen dünnen Stielen ſtehenden Blättern, denen gerade über einzele ungeſtielte Blumen entſpringen. Die Blätter, von denen die unteren und größeren längere Stiele haben, als die obern, ſind nicht nur in der Größe, ſondern auch in der Figur verſchieden, und theils herzförmig, theils eyrund, theils eyrund-lanzenförmig; ihre Farbe iſt dunkelgrün, und der Rand mit feinen ſpitzigen Zähnchen ausgezackt, von denen das unterſte zu beyden Seiten in einen dünnen, rückwärts gebogenen, rothen Faden ausläuft, welcher aber an älteren Blättern mangelt, wie ſchon Rumph angemerkt hat, und auch aus der vom Herrn Houttuyn mitgetheilten Abbildung eines Zweiges der Pflanze, den er aus Oſtindien erhalten hat, zu erſehen iſt. Die Blumen haben ſchmahle ſpitzige Kelchblättchen, und längliche ſtumpfe, gelbe Blumenblättchen; ihr Fruchtknoten, welcher innerhalb der Blume ſteht, verwandelt ſich in eine faſt cylindriſche, aber etwas bauchige, der Länge nach mit fünf ſcharfen Ecken geſtreifte, am Ende ſtumpfe und mit fünf Spitzen oder Zähnen gekrönte, fünffächerige und fünfſchalige, braune und zuletzt erdfarbige, einen oder zwey Zoll lange Kapſel, die kleine eckige röthliche Samen enthält. Ihre Eigenſchaft iſt lindernd und erweichend.

2. **Heißer Corchorus.** Corchorus *aeſtuans*, capſulis oblongis trilocularibus trivalvis ſexſulcatis ſexcuſpidatis, foliis cordatis: ſerraturis infimis ſetaceis. Linn. l. c. p. 1215. Jacq. hort. t. 85. Mill. dict. n. 2. Gärtner l. c. I. 308. T. 64. f. 2. Alcea cibaria Pluk. phyt. 127. f. 3.

Dieſe Art iſt in den heißen Theilen von Amerika, und nach Forskål auch in Aegypten

zu Hauſe; die Araber nennen ſie ſowohl, als die erſte Art, Melochia, und in Aegypten ſpeiſet man die junge Pflanze auf gleiche Weiſe als ein Zugemüſe. Sie ſcheint ebenfalls nur ein Sommergewächs zu ſeyn, ob ſie ſchon ein ſtaudenartiges Anſehen hat. Sie kommt in Anſehung der Blumen, welche auch drey geſpaltene Griffel haben, mit Corchorus tridens L. überein, unterſcheidet ſich aber von ihm durch die mit ſechs Spitzen gekrönten Samenkapſeln. Auch ſind ihre Blätter rundlich und wellenförmig.

3. **Rundfrüchtiger Corchorus.** Corchorus *capſularis*, capſulis ſubrotundis depreſſis rugoſis, foliorum ſerraturis infimis ſetaceis. Linn. l. c. Flor. Zeyl. 214. Mill. dict. n. 3. Alcea olitoria. Pluk. alm. 18. t. 255. f. 4. Gania ſativa. Rumph. amb. 5. p. 212. t. 78. f. 1.

Dieſe iſt auch in Oſt- und Weſtindien zu Hauſe, und ein Sommergewächs. Wegen ihrer rundlichen, der Länge nach gefurchten Samenkapſeln, die ungefähr ſo groß als Stachelbeeren ſind, nennt ſie Linné capſularis, weil bey den vorhergehenden die Samenkapſeln länglich oder ſchotenförmig ſind. Man zieht ſie in Bengalen, China, und auf einigen oſtindiſchen Inſeln auf Aeckern und in Gärten, und ſpeiſet ſie, wie die erſte Art, als ein Zugemüſe, ſie kann aber nicht wohl anders, als mit Oehl und Zwiebeln verdämpft genoſſen werden; denn wenn man ſie wie andere Gemüſe kocht, werden ſie ſchleimig und bitter. Sie wächſt mit einem aufrechten Stängel drey bis ſechs Schuh hoch, und drüber, und hat lange, lanzenförmige Blätter. Ihre Blumen haben hohle, einwärts gekrümmte, auswendig gedüpfelte Kelchblättchen; die Blumenblätt-

blättchen ſind ausgeſchnitten und länger als die Kelchblättchen.

In China, wo dieſe Pflanze ſowohl wild wächſt, als gebauet wird, pflegt man ſie auch wie Hanf zuzurichten, indem man ihre Fäden mit Kalkwaſſer kocht, und ſie dann an der Sonne bleicht, wo ſie weich und biegſam, und zu Geweben brauchbar werden. (Loureiro Flor. Cochinch. 408.)

4. Zottiger Corchorus. Corchorus *hirſutus*, capſulis ſubrotundis lanatis, foliis ovatis obtuſis tomentoſis aequaliter ſerratis. Linn. l. c. p. 1217. Jacq. amer. 165. Mill. dict. n 8. Lamarck encycl. II. p. 105.

Dieſe Art fand Jacquin in Havana, Curaçao, und auf der St. Martins Inſel, an rauhen, ſteinigen Orten an dem Seeſtrande. Sie iſt ein aufrechter, nicht ſonderlich äſtiger Strauch, welcher zu zwey, drey bis vier Schuh hoch wird; ſeine Zweige ſind rund, die äußerſten aber eckig, und dicht mit einem braungrauen Filz bekleidet. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf Stielen, und ſind ungefähr einen Zoll lang, länglicheyrund, an beyden Enden ganz ſtumpf, auf beyden Flächen wollicht, und am Rande gekerbt und etwas wellenförmig. Den Blättern gerade gegen über entſpringen filzige Blumenſtiele, die ungefähr ſo lang als die Blattſtiele ſind, und am Ende eine Dolde von fünf bis ſechs Blumen tragen, welche einen filzigen Kelch und gelbe Blumenblättchen haben, und eine vierfächerige und vierſchaalige Saamenkapſel zurücklaſſen, die eyrund-länglich, ſtumpf, und ein wenig gekrümmt iſt. So war die Pflanze in Havana beſchaffen; in Curaçao aber hatte ſie ſpitzige Blätter und nur zwey- oder dreyblu-

mige

mige Blumenſtiele; und auf der St. Martins=inſel waren ihre Blätter nur auf der obern Fläche mit einem weichen wollichten Filz beklei=det, und auf beyden Flächen grün.

Muskroſe, Moſchroſe, ſ. im Art. Roſe.

Muskuliten, ſ. **Musculiten,** Th. 98, S. 422.

Muskus, iſt ſo viel als **Moſchus** oder **Biſam.** S. Th. 94, S. 576.

Muskus=Bock, ſ. **Moſchusthier,** Th. 94, S. 576.

Muskus=Böckchen, iſt ein wohlriechender Käfer aus der Gattung der Bockkäfer, welcher ſich in Weſtindien und dem benachbarten Amerika aufhält, und bey Linné Cerambyx ſuaveolens heißt. S. Th. 24, S. 866.

Muskus=Farbe, eine braune Farbe auf Wolle, Seide, Tücher ꝛc. Sie entſteht aus der Ver=miſchung der rothen und falben oder braunen Farbe, und wird gemacht, indem man die Sache erſt roth färbet, und dann in eine Brühe von Nußbaumwurzeln oder Schalen bringet, und darin gehörig färbt.

Muskus=Katze, oder **Muskus=Meerkatze,** der Nahme eines kleinen südamerikaniſchen Thieres aus der Familie der Meerkatzen, (Simia ſciurea Linn. Caitaia. Marcgr. Saimiri Buffon,) das einen Moſchusgeruch hat.

Muskus=Ochſe, Bos moſchatus Linn., eine südamerikaniſche Art Ochſen; ſ. im Art. Ochſe.

Muskus=Ratze, Biſamratze, ſ. im Art. **Maus,** Th. 86, S. 9. In Bengalen gibt es ein Thier dieſes Nahmens (engl. Bandicoot) das äu=ßerſt beſchwerlich für die Haushaltungen iſt. Wenn es etwa über ein Weinfaß läuft ſo ver=liert der Wein bis auf den letzten Tropfen den Geruch nicht.

Muskus=

Muskus-Schwein, Sus Tajaſſu Linn., ſ. im Art. Schwein.

Muskus-Thier, ſ. Moſchusthier, Th. 94, S. 576.

Musmon, lateiniſche und griechiſche Benennung des orientaliſchen Schafes, oder der ſibiriſchen Ziege. Man ſehe den Art. Muffelthier.

Muſon-Wind, der Paſſat-Wind, ſiehe unter Wind.

Muſophaga, ſ. Muſafreſſer, Th. 98, S. 206.

Muſoul-Wurm, eine Benennung des Hautwurms, Gordius medinenſis. S. im Art. Fadenwurm, Th. 12, S. 28.

Musquete, ſ. Muskete, oben, S. 1.

Musquetier, ſ. eben daſelbſt.

Muſquinier, heißt bey den Franzoſen ein Leinweber, der Battiſt, Demi-Hollande, geſtreiften und geblümten Kammertuch und andere dergleichen Leinwande macht. Dieſer Nahme iſt nur in der ehemahligen Picardie, Cambreſis, Beauvoiſis und Artois bekannt, wo die Fabrik dieſer Leinwande gemein iſt. Dieſe Arbeiter hatten ſonſt wenigſtens ihre eigene Elle, deren Maß ungleich war. Man nannte ſie Aune de Muſquinier.

Musquito-Spitzen, ſ. Muskito-Spitzen, oben, S. 55.

Muß, ſ. Mus, Th. 98, S. 208.

Muſſaf, ein Gebet, womit die Juden ihre Andacht am Sabbathe in ihren Schulen beſchließen. Es enthält daſſelbe die bey den Opfern, welche deſſelben Tages im Tempel gebracht wurden, gewöhnlichen Formeln.

Muſſände, der Nahme einer Pflanzengattung, welche in die erſte Ordnung der 5ten Claſſe (Pentandria monogynia) des Linnéiſchen Syſtems gehört, und folgende Kennzeichen hat: Die Blume ſitzt auf dem Fruchtknoten, und hat einen

nen bleibenden fünfſpaltigen Kelch, eine trichter⸗förmige an der Mündung fünfſpaltige Blumen⸗krone, fünf an den innern Theil der Blumen⸗röhre angewachſene Staubfäden mit langen ſchmahlen Staubbeuteln, und einen fadenförmi⸗gen Griffel mit zwey dicklichen Narben; ſie hin⸗terläßt eine längliche Beere, welche viele in vier Reihen über einander liegende Samen enthält. Es ſind drey Arten davon bekannt.

1) Die blätterige Muſſände. Muſſaenda *frondoſa*, ramis foliisque ramorum et paniculae villoſis. Linn. Spec. pl. ed. Willd. T. I. P. I. p. 997. Vahl Symb. III. p. 37. Muſſaenda paniculae foliis coloratis. Linn. Syſt. veg. p. 182. Muſſaenda formoſa Mant. 338. Muſſaenda Fl. Zeyl. n. 84. Herm. Zeyl. 36. Muſſaenda Zeylanica, flore rubro, folio ex florum thyrſo prodeunte albo. Burm. Zeyl. 165. t. 76. Folium Principiſſae Rumph. Amb. 4. p. 111. t. 51. Belilla. Rheed. mal. 2. p. 27. t. 18. Rai. hiſt. 1493. Dendr. 126. Burm. Fl. ind. 53.

Dieſe Art iſt in Oſtindien zu Hauſe, und wächſt in Malabar, Zeylon und auf andern oſt⸗indiſchen Inſeln wild. Es iſt ein acht bis neun Schuh hoher Strauch mit krummen Zweigen, der bisweilen auch an den Bäumen hinauf ſtei⸗get. Seine Blätter ſtehen auf Stielen gerade gegen einander über, und ſind eyrund, glattran⸗dig, aderig und weich. Die Blumen ſind ſchön roth, und entſpringen an den Enden der Zwei⸗ge, woſelbſt ſie flache Sträuße bilden, deren Stiele zweytheilig ſind; in der Mitte eines jeden Blumenſtraußes raget ein beſonderes großes und breites Blatt von weißer oder gelblicher Farbe hervor, welches ein prächtiges Anſehen macht,

daher

daher dieſe Pflanzen in der maleyſchen Sprache Daum Putry, oder Prinzeſſinn=Blatt genannt werden. Das gemeldete Blatt iſt von einem ſehr angenehmen Geruch und gewürzhaft, und wird deswegen von oſtindiſchen Frauenzimmern gebraucht, um ſich damit zu waſchen. Die Blumen ſelbſt haben auch einen ſehr angenehmen Geruch, und werden daher von den Indianern häufig hinter den Ohren getragen; dieſe Blumen ſind außen ganz haarig, und haben bisweilen eine weiße Farbe. Manchmahl wächſt dieſer Strauch zur Größe eines Baums.

2) Die ſchöne Muſſände. Muſſaenda *formoſa*, inermis, floribus ſeſſilibus, ſolitariis. Linn. Syſt. veg. p. 182. Mant. 45. Jacq. Amer. p. 70. t. 48.

Dieſe Art wurde von Jacquin in den Wäldern und Gebüſchen von Carthagena entdeckt; ſie iſt daſelbſt ein ſchwacher, aufrechter Strauch, welcher ſelten ſechs Schuh hoch wird, im October blühet, und im December reife Früchte trägt, die ſehr lange ſtehen bleiben. Er hat zähe, holzige, wenig zertheilte, runde und glatte Zweige, die der ganzen Länge nach mit Blättern beſetzt ſind, welche gemeiniglich zu vier aus einem Knoten entſpringen, auf Stielen gegen einander über ſtehen, und lanzenförmig, an beyden Enden verſchmählert, ſpitzig, am Rande ungezähnt, und auf der Oberfläche ein klein wenig haarig, von ſehr verſchiedener Größe, und bisweilen auch von einer umgekehrt=eyrunden Figur und alsdann nur gegen die Baſis zu verſchmählert ſind. In der Mitte eines jeden Knoten ſitzt ohne Stiel eine einzige aufrechte, vier bis ſechs Zoll lange Blume, welche, beſonders bey Nacht, einen ſehr angenehmen Geruch von

ſich

ſich gibt, der einigermaßen mit dem Geruche unſerer Gartennelken überein zu kommen ſcheint. Der Blumenkelch, welcher unverändert auf der Frucht ſitzen bleibt, iſt eine zottige, bis zur Hälfte in fünf Abſchnitte zertheilte Röhre; die Blumenkrone hat eine ſehr lange, enge, grüne und auswendig ganz haarige Röhre, an der Mündung aber iſt ſie in fünf lanzenförmige, ſpitzige, ganz flach und horizontal ausgebreitete Abſchnitte zertheilt, welche auf der innern Fläche ganz ſchneeweiß und glatt, auf der äußern aber der Länge nach halb weiß und glatt, und halb grün und haarig ſind; die Staubfäden ſind ſehr kurz, ſitzen in dem obern Theile der Blumenröhre, und tragen lange, ſchmahle, ſtumpfe, aufliegende Staubbeutel; der Fruchtknoten iſt haarig, und ſein Griffel faſt ſo lang, als die Blumenröhre, und endigt ſich in zwey eyrunde, ziemlich dicke Narben. Die darauf folgende Beere iſt groß, hat eine ziemlich dicke und feſte mit zehn Streifen gezeichnete Schale oder Rinde, und enthält ein Mark, welches der Farbe und dem Geſchmacke nach mit der Pulpa Caſſiae übereinkommt, und worin vier Reihen von harten, flach gedrückten, dicht über einander liegenden Samen ſtecken. Dieſer übrigens ziemlich unanſehnliche Strauch bekommt, wenn er blühet, eine ungemeine Schönheit; denn, nebſt dem lieblichen Geruch der Blumen, erſcheint er alsdann wegen der Mündungen der Blumenkronen allenthalben gleichſam mit weißen Sternen beſtreuet, indem ſich die langen Blumenröhren wegen ihrer den Blättern gleichfarbigen Grüne den Augen des Zuſchauers ſo zu ſagen entziehen.

3. **Die ſtachlige Muſſände.** Muſſaenda *ſpinoſa*, floribus ſeſſilibus, aggregatis. Linn. Syſt.

Syſt. veg. p. 182. Mant. 45. Jacq. Amer. p. 70. t. 49.

Dieſe Art fand Jacquin zu Carthagena und Martinique in den Wåldern und Gebůſchen. Sie blůhet im May und Junius, und iſt ein zehn Schuh hohes Båumchen von unanſehnlichem Wuchs, deſſen Stamm ſelten über drey Zoll dick wird, und ſich oft gleich über der Erde in einige wenige Hauptåſte zertheilet. Seine Zweige oder Aeſte ſind armförmig zertheilt, rund, und glatt und zåhe, und die långſten derſelben haben wegen ihrer Biegſamkeit eine Stůtze von den benachbarten Båumen nöthig. Die åußerſten Zweige ſind an ihren Enden oder nahe dabey mit pfriemenförmigen, ſtarken und ſehr ſpitzigen Dornen beſetzt, welche ausgebreitet und kreutzweiſe ſtehen; auch findet man dergleichen hin und wieder an den åltern Zweigen. Die Blåtter entſpringen in unbeſtimmter Anzahl und wenige neben einander an den Enden der Zweige zwiſchen den Dornen, und ſind geſtielt, ziemlich eyrund, an beyden Enden verſchmåhlert ſpitzig, am Rande ungezåhnt, aderig, bisweilen runzlig, auf beyden Flåchen ein wenig haarig, und von ſehr verſchiedener Größe. An dem Ende eines jeden Zweiges entſpringen vier ungeſtielte Blumen, welche alſo nach einander folgen, daß ſich jeden Abend einige öffnen, und zugleich um eben dieſe Zeit allemahl diejenigen, welche den vorhergehenden Abend aufgegangen ſind, verwelken und abfallen. Dieſe Blumen ſind einen halben bis anderthalb Zoll lang, und erfůllen mit ihrem ſehr angenehmen Geruche die ganze Nachbarſchaft. Der Blumenkelch iſt tief in fůnf ziemlich glatte Abſchnitte von ſehr verſchiedener Figur und Proportion zerſpalten; die Blu-

menkrone iſt ganz weiß, und ihre Röhre iſt bald um ein Drittheil, bald zweymahl, bald dreymahl länger, als die Abſchnitte ihrer Mündung; von den Staubfäden ſieht man keine Spur, und die Staubbeutel ſind lang, ſchmahl und ſpitzig, und in ihrer Mitte an den obern Theil der Blumenröhre angewachſen; der Griffel iſt bald länger, bald kürzer, bald eben ſo lang als die Blumenröhre, und hat bald eine kugelrunde, doppelte, bald eine in zwey längliche Lappen zertheilte Narbe. Die darauf folgende Beere iſt nicht geſtreift, und nur mit einem Theile des Kelchs gekrönt, hat eine ziemliche harte Rinde von anfangs gelblicher, zuletzt aber brauner Farbe, und enthält ein eben ſolches Mark, wie von der vorhergehenden Art, das Jacquin aber meiſtens nebſt den Samen von gewiſſen Thierchen, die durch ein Löchelchen in der Rinde bereits entwichen waren, aufgefreſſen fand. Die Blätter und Blumenbüſchel ſind gemeiniglich mit einander nach einer Seite gekehrt, und bilden ſolchergeſtalt einen ſchönen Strauß. Die Spanier nennen dieſes Gewächs wegen der Stellung der Dornen Cruzeta, Kreutzchen.

S. Linne's vollſtändiges Pflanzen-Syſtem, nach Houttuyn. III. S. 190 fl.

Muſſarelle, eine Art kleiner ſchmackhafter Käſe, die in der Gegend von Peſtum in Sicilien verfertiget, und beſonders ins Neapolitaniſche verfahren werden.

Muße, die von ordentlichen Beſchäftigungen, von Berufsgeſchäften übrige oder freye Zeit. Dieſes Wort lautet ſchon bey dem Kero und Ottfried Muaze. Der letzte braucht es auch für Zeit überhaupt.

Muſſelboroughs, ſind grobe wollene Särſchen, ſo genannt von dem Orte in England, wo ſie am häufigſten verfertiget werden.

Muſſelim, heißen bey den Türken die Pontoniers.

Muſſelin, heißt in der Türkey der Lieutenant eines Baſſa.

Muſſelin, **Mouſſelin**, franz. Mouſſeline, im deutſchen oft auch **Neſſeltuch**, **Neſteltuch** und **Netteltuch** genannt *), ſind feine klare baumwollene Gewebe, die entweder ganz glatt, wie Kattun gewebt, oder mit gezwirnten Fäden geſtreift ſind. Man hat zwar auch geblümte Muſſeline, aber die Blumen ſind nicht darin gewebt, ſondern nur darin genähet; denn die gezogene Arbeit, wodurch gewebte Blumen entſtehen, ſcheint ſich mit feinem baumwollenen Garn nicht wohl machen zu laſſen. Die glatten Muſſeline ſind von dem Kattun in nichts unterſchieden, als daß ſie nicht ſo dicht gewebt ſind, und keine glatte Oberfläche haben.

Man macht in Indien die Muſſeline von allen Graden der Feinheit, daß man es faſt nicht glauben ſollte, daß aus Baumwolle ein ſolcher feiner Faden geſponnen werden könnte; allein die Baumwolle iſt auch ungleich feiner und beſſer, als die wir durch den Handel zum allgemeinen Gebrauche bey uns erhalten; daher der größte Theil der Muſſeline, die in Europa verbraucht werden, aus Indien kommt. Man würde,

*) Da das aus dem Franzöſiſchen entlehnte Wort Muſſelin für dieſe Art Zeuge immer gewöhnlicher wird, als das Wort Neſſeltuch, womit man ſie ſonſt wegen der Aehnlichkeit mit den wirklich aus Neſſelgarn verfertigten dünnen Zeugen belegte: ſo glaube ich hier das nöthige von dieſer Waare ſagen zu müſſen. Im Art. Neſſeltuch wird dagegen von dem eigentlichen ſogenannten Neſſeltuche aus Neſſelgarn die Rede ſeyn.

de, was das Spinnen anbelangt, wohl eben ſolch gutes Garn zuwege bringen, allein die Fabrikation dieſer Waare hat in Europa lange Zeit hindurch daran Hinderniſſe gefunden, weil wir hier zu Lande nicht von der feinſten Gattung indianiſcher Baumwolle haben, und die bey uns eingeführte nicht von ſolcher Güte iſt, daß man ein ſo feines Garn daraus ſpinnen könnte.

Bey dem Spinnen des Garnes zu den Muſſelinen kommt es darauf an, daß das Garn fein, doch aber nicht allzu ſtark gedrehet werde, damit auf der Oberfläche des Zeuges eine kleine Rauhigkeit entſtehe, welches und das dünnere Gewebe die weſentlichen unterſcheidenden Kennzeichen der Muſſeline vom weißen Kattun ſind; indem dieſer Zeug von einem ſtärkeren gedreheten Faden, dichteren Gewebe, und glatt iſt.

Das meiſte von dieſer Waare liefert uns, wie geſagt Oſtindien, und zwar vorzüglich Bengalen und die Küſte Coromandel. Man fängt aber auch hier und dort in Europa an, die Muſſeline recht gut nachzumachen. Die Orte und Gegenden, wo dies am beſten gelingt, ſollen weiter unten angezeigt werden. Es gibt aber der Muſſeline ſehr vielerley Arten, wovon jede ihren beſondern Nahmen hat. Sie heißen Bethilles, Tarnatanes, Chavonis, Adatais, Mallemolles, Hamedis, Caſſas, Chabnams, Doreas, Mamotbanis, Tansjebs, Terindanes, Toques, Soeſſjes, u. ſ. w. Von allen dieſen iſt das Mehrere unter ihren eigenen Titeln zu erſehen. Hier muß ich aber im Allgemeinen noch folgendes hinzufügen.

Die Muſſeline machen einen wichtigen Theil des oſtindiſchen Handels aus. Die Coromandel-Küſte allein, liefert des Jahrs einige tauſend

Ballen

Ballen ſolcher Waare nach Europa, der Levante ꝛc. Davon wird nur ein kleiner Theil nach Amerika und der afrikaniſchen Küſte wieder ausgeführt; alles Uebrige aber verbraucht Europa ſelbſt. Die holländiſche, engliſche und däniſche aſiatiſche Compagnie ſind es, die uns damit verſehen. Bey uns in Europa ſind Tyrol, die Schweitz, Sachſen, nebſt Frankreich, England und Neapel die Länder, welche ſich mit gutem Fortgange auf dieſen Manufakturzweig legen. Plauen im Voigtlande liefert jetzt recht ſchöne Muſſeline von allen möglichen Arten, nähmlich glatte, ſtreifige, gegitterte, geblümte, durchbrochene, broſchirte, genähte, gedruckte, nach engliſcher Art, nach Schweitzer u. ſ. w., $\frac{6}{4}$, $\frac{7}{4}$, 8 bis $\frac{10}{4}$ breit und in Stücken von 32, oder halben von 16 Ellen Länge; wie auch Schürzen, Halstücher und Manchetten von der nähmlichen Art. Ein gleiches thun Auerbach, Hof und Schleitz im Voigtlande, Graßlitz in Böhmen, St. Gallen und Appenzell in der Schweitz und verſchiedene Orte in Tyrol. Im Neapolitaniſchen werden faſt ſo feine Muſſeline, als die oſtindiſchen ſind, verfertigt. Zu Brivela-Gaillarde webt man eine beſonders ſchöne Art dieſer Waare, woran die Kette von Seide, der Einſchlag aber von Baumwollengarn, mit Seide vermiſcht, gemacht iſt. Dieſe iſt 30 Zoll breit und in Stücken von verſchiedener Länge. Man hat ſolcher Gewebe von allerley Farbe, und ſie werden vorzüglich zu Damenkleidern verbraucht. Zu Abbeville und Ganges webt man ebenfalls ſehr ſchöne und feine Muſſelinwaare, die den oſtindiſchen wenig nachgibt.

Muſſelintücher bringt die däniſch-aſiatiſche Geſellſchaft zu Markte, die $1\frac{3}{8}$ Elle bis $1\frac{7}{16}$ ins

Gevierte halten, und wo ihrer immer 10 im Stück ſind, wie auch Schürzen.

Plauen im Voigtlande liefert eine außerordentliche Menge Muſſeline aller erdenklichen Art in Stücken von $29\frac{1}{2}$ Leipziger Elle, nähmlich ordinär glatte, geſtreifte, gegitterte und mittelfeine von allen dieſen Sorten; ferner mittelfeine und ordinäre glatte $\frac{7}{4}$ breite, dergl. $\frac{6}{4}$ breite, wie auch ff. und extrafeine $\frac{6}{4}$, $\frac{7}{4}$, $\frac{8}{4}$, $\frac{9}{4}$ und $\frac{10}{4}$ breite; f. mit Köper geſtreifte, wie auch gegitterte $\frac{6}{4}$ breit, dergl. ordinär und mittelf. gemuſchte $\frac{6}{4}$ breit, dergl. f. f. und extraf. $\frac{6}{4}$ breit; dergl. f. f. und extraf. ſchnurgeſtreifte $\frac{6}{4}$ breit; dergl. f. f. und extrafeine köper = ſchnurgeſtreifte $\frac{6}{4}$ breit, dergl. f. f. und extrafeine ſchnurgegitterte $\frac{6}{4}$ breit, dergl. mittelfein und f. f. broſchirte $\frac{6}{4}$ breit; dgl. f. f. und extrafein geſtreifte $\frac{6}{4}$ und $\frac{7}{4}$ breit. An brodirten Muſſelinen, mittelfein glatt brodirt in Weiß, $\frac{6}{4}$ breit; dergl. mittelfein, geſtreifte in Weiß $\frac{6}{4}$ breit, dergl. feinfein und extrafein, glatt brodirt in Weiß, $\frac{6}{4}$ und $\frac{7}{4}$ breit; dergl. in Bunt $\frac{6}{4}$ breit; dergl. in Gold und Silber $\frac{6}{4}$ breit; auch werden $\frac{1}{2}$ Stücke bunt brodirt zu Damenkleidern geliefert. Ferner Damenkleider mit brodirten weißen Kanten $\frac{6}{4}$, $\frac{7}{4}$ und $\frac{8}{4}$ breit, dergl. mit brodirten bunten Kanten in Gold und Silber; Shawls, bunt flammirt, auch bunt brodirt in Gold und Silber, $\frac{4}{4}$ und $\frac{6}{4}$ breit; f. ff. und extraf. weiß brodirte Damentücher $\frac{8}{4}$ breit; dergl. in Bunt; dergl. in Gold und Silber. An bunten Muſſelinen f. ff. und mittelfein flammirte $\frac{6}{4}$ breite; dergl. gemuſchte; dergl. mit eingewirkten Blumen oder ſonſtigen Deſſeins, f. ff. und mittelfein $\frac{6}{4}$ bis $\frac{10}{4}$ breite bunte glatte, gefärbte Muſſeline in allen Farben, worauf jedoch vorher Beſtellung gemacht werden muß; dergl. $\frac{6}{4}$ bis $\frac{10}{4}$

bunte,

bunte, glatt gefärbte Muſſeline, brodirt in Gold und Silber, auf Beſtellung; gedruckte Muſſeline $\frac{6}{4}$ und $\frac{7}{4}$ breit; f. ff. und extraf. bunte Randtücher $\frac{7}{4}$, $\frac{8}{4}$ und $\frac{10}{4}$ breit. Alle dieſe Waaren werden auf engliſche Art und aus engliſchem Garn verfertigt. Man näht ſie auf Tambour-Kiſſen aus.

Hier in Berlin iſt die Muſſelin-Weberey ſtark im Gange, und es werden hier Waaren von aller Art gemacht, als glatte, geſtreifte, gewürfelte, geblümte, geſtickte und auf vielfache Weiſe gedruckte. Die Feinheit und Breite iſt ſehr verſchieden, letztere von 1 bis 3 Ellen. Das Garn zu dieſen Fabrikaten, beſonders zu den feineren Sorten, kommt aus England, weil die hieſigen Spinnereyen nicht ſo viel und ſo fein zu liefern im Stande ſind, als gebraucht wird. Dieſe Waare geht von hier beſonders nach der Frankfurter Meſſe, wo ſie ihren weitern Vertrieb findet.

Die hieſigen Muſſelin-Weber ſind theils mit den Kattunwebern in einer Zunft verbunden, theils ſind ſie unzünftig. Dieſe letzteren gehören faſt ſämmtlich zu der ſchleſiſchen Colonie, und ſie übertreffen an Zahl die erſteren. Sie bekommen ihre Arbeiten theils ellen-, theils kettenweiſe bezahlt. Der Weberlohn iſt nach der Breite und Feinheit der Waare ſehr verſchieden, von 4 Groſchen bis zum Thaler für die Elle. Von dieſem Weberlohn bekommt der Geſelle $\frac{1}{4}$, der Meiſter aber $\frac{3}{4}$, wofür er dem Geſellen Schlafſtelle und alles Handwerkszeug in Ordnung halten muß. Viele hieſige Muſſelin-Weber haben bloß die Leinweberey gelernt, ſich in kurzer Zeit aber mit dem Eigenthümlichen dieſer Fabrication bekannt gemacht, ſo daß ſie bald

ſehr geſchickt geworden ſind. Seitdem man hier einige engliſche Muſſelin-Weber in Arbeit genommen hat, haben auch die hieſigen in dieſem Gewerbe bedeutende Fortſchritte gemacht, ſo daß hier jetzt alle Muſter ausgeführt werden können, die man in England zu weben im Stande iſt. Deshalb iſt auch die Einfuhr der engliſchen Muſſeline ganz verbothen. Sonſt konnte man hier nur mit zwey Tritten arbeiten.

Mit dem Weben der Muſſeline wird überhaupt jeder Kattun- und Leinweber bey einiger Uebung bald bekannt, weshalb ich mich hier nicht weiter darauf einlaſſen will. In Anſehung des **Druckens** dieſer Zeuge iſt indeſſen manches zu bemerken, das ich hier nicht übergehen darf, beſonders welche Farben dazu am beſten taugen, und wie dieſe Waare ſonſt dabey behandelt werden muß. Ich will daher im Nachfolgenden hierzu eine kurze Anleitung geben, wobey ich zugleich mit von dem **Drucken des Mancheſters und Pique'es** handeln werde, weil dieſe Zeugarten in dieſer Hinſicht mit dem Muſſelin einigermaßen eine übereinſtimmende Behandlnng erfordern, und ich auf dieſe Art nicht nöthig habe, dieſelbe Sache mehrere Mahle zu beſchreiben, weshalb ich auch im Art. **Mancheſter** das Drucken deſſelben nur ganz kurz berührt habe. Im Art. **Pique'e** werde ich auf den gegenwärtigen Artikel zurück weiſen *).

In ſo fern die genannten Zeugarten theils von lauter baumwollenem, theils von baumwollenem

*) Von dem Drucke dieſer Zeuge handelt beſonders Herr J. F. Gülich, im VIten Bande des vollſtändigen Färbe- und Bleichbuches 2c. Ulm, in der Stettiniſchen Buchh. 1799. 8. S. 1—204, woran ich mich hier vorzüglich halte.

nem und leinenem Garn gemacht ſind, kann man zwar ſagen, daß die Vorbereitungen, die Druckerey, die Farben und die Appretur nicht ſehr verſchieden von der Kattun-Fabrikation ſind; allein da ſie doch theils dicker und feſter, theils gekippet und geſtreift, theils auf andere Weiſe in ihrem Gewebe faßonirt, theils vielleichter und ſchwächer, als die feinſten Zitze ſind, ſo müſſen ſie auch auf verſchiedene Weiſe, vom Anfange bis zu Ende der Fabrikation, anders behandelt werden, als Kattune und Zitze.

a) Erſte Vorbereitung durch das Bleichen.

Das erſte nöthige Geſchäft, ehe man einen Mancheſter, Pique'e oder Muſſelin, wenn ſie aus der Weberey gekommen ſind, zur weitern Veredlung durch die Fabrikation vor die Hand nehmen kann, iſt allemahl das Bleichen dieſer Waaren, um ſie nicht nur zum Druck tüchtig, ſondern auch zur Annehmung aller Farben deſto geſchickter zu machen, weil ſie beſonders auch nach dem Färben im Grapp-Keſſel, oder in andern Farbenbrühen nochmahls ausgebleicht werden, und das Weiße in der Waare wieder rein und klar gemacht werden muß; je beſſer aber eine Waare vor dem Färben wohl ausgebleicht iſt, deſto geſchwinder iſt ſie auch nach dem Färben wieder weiß und rein, wie man dieſes bey Kattun-Fabriken alle Tage ſehen kann.

Das erſte Bleichen dieſer Waaren, wenn ſie von der Weberey kommen, iſt zwar nicht allemahl ein Stück der Beſchäfftigung für den Fabrikanten, ſondern er überläßt dieſes meiſtens den Lohnbleichern, die ſich damit nähren, und kauft ſeine Waare lieber ſchon gebleicht als roh,

oder wenn er ſie auch roh von den Webern, oder von den Waarenhändlern kauft, ſo gibt er ſie andern Bleichern zum erſten Abbleichen, und behält ſich nur das Nachbleichen vor, um dergleichen Waaren ſelbſt vollends zur Fabrikation durch mehrere Reinigung tauglicher zu machen, weil alle weißen Waaren, ſie mögen herkommen aus welchem Theile der Welt ſie wollen, und gebleicht worden ſeyn, wo ſie wollen, und wenn ſie ſchneeweiß wären, doch niemahls ſo rein ſind, daß ſich der Fabrikant ſeiner Farben halber darauf verlaſſen kann.

Zu dieſem Nachbleichen, oder mehrerer Reinigung der weißen Waaren vor der Fabrikation bedienen ſich die Fabrikanten mancherley Mittel, die theils ſehr langweilig ſind, wenn ſie ſolche Wochen lang in hölzerne Kufen einſperren, und darin gähren und ſauer werden laſſen, hernach erſt noch wieder eben ſo lange aufs Feld legen, theils koſtſpielig ſind, wenn ſie ſolche etliche Stunden durch ein vitriolſaures Waſſer ziehen, oder gar Tage lang hinein legen, und hernach ebenfalls auch aufs Feld ausbreiten; gleichwohl wird durch keines dieſer Hülfsmittel die Waare rein genug für die Fabrikation; es iſt ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß eine ſäuernde Gährung, oder ein ſaures Vitriolwaſſer eine baumwollene oder leinene Waare rein mache. Kein ſaures Salz, in welcher Eigenſchaft oder Geſtalt man es dazu brauchen möchte, kann dieſes thun. Saure Salze können wohl bey ſchicklichen Anwendung weiß machen helfen, aber damit iſt die Waare nicht auch rein genug für die Färberey, und für die Bleiche nach dem Färben; ſonſt dürfte der Fabrikant ſeine weiße Waaren nur ſogleich zum Drucken und Färben in

Arbeit

Arbeit nehmen, ſie möchten gebleicht ſeyn wie ſie wollten, wenn ſie nur weiß genug wären.

Das Bleichweſen iſt in der Hauptſache überall einerley, obſchon theils in den Mitteln dazu, theils in ihrer Anwendung einiger Unterſchied iſt, und faſt jeder Bleicher ſeine eigene Weiſe hat; aber ihnen iſt es immer am meiſten darum zu thun, ihre Waaren, ſie ſeyen baumwollene oder leinene, nur recht bald ſchön weiß zu machen; um die Brauchbarkeit und Tauglichkeit für den Fabrikanten bekümmern ſie ſich nicht, dafür laſſen ſie den Fabrikanten ſelbſt ſorgen. Eben deswegen nun, weil man bey dem Bleichen der rohen Waaren nur allein um das baldige Weißwerden bekümmert iſt, und nicht auch eben ſo gut ſich die innere Reinigkeit derſelben angelegen ſeyn läßt, welches doch für den Fabrikanten die Hauptſache iſt, ſo muß dieſer deſto aufmerkſamer darauf ſeyn, und ſich es zur angelegentlichſten Sache machen, dieſen Fehler zu verbeſſern, ſeiner weißen Waare alle mögliche innere Reinigkeit zu geben, und ſich dadurch bey der weitern Fabrikation vor Schaden und Nachtheil zu verwahren. Man ſollte meinen, daß die ſo hochgeprieſene, und als ein Wunder engliſcher Erfindung bekannt gewordene künſtlich-chemiſche Geſchwindbleiche durch die dephlogiſtiſirte ſalzſaure Luft am wenigſten fehlerhaft ſey, und der Fabrikant die auf ſolche Art gebleichte Waaren am ſicherſten und ohne alle weitere Verbeſſerung ſogleich zur Bearbeitung anwenden könne; aber es iſt gerade das Gegentheil davon bekannt genug, und keine andere weiße Waare bedarf der weitern und beſſern Reinigung vor dem Drucken und Färben mehr als dieſe. Weil dem Fabrikanten gleichwohl ſo viel daran gelegen ſeyn muß,

daß

daß ſeine weißen zum Drucken und Färben beſtimmten Waaren nicht bloß äußerlich ſchön weiß, ſondern auch von innen und außen recht rein ſeyen, damit ſie die Farben gern annehmen, und das Weiße beym Nachbleichen nach dem Färben ſich leicht und bald wieder hell und ſchön weiß machen laſſe, welches eine Hauptſache zur Vollkommenheit der Fabrikation iſt: ſo muß jede weiße Waare vorher durch folgende Bearbeitung dazu geſchickt gemacht werden:

1) Nimmt man dieſelbe, und läßt ſie eine Stunde lang in kochendem bloßen Waſſer über den Zaſpel laufen. Nach Verhältniß der Größe des Keſſels nimmt man die Anzahl der Stücke, damit ſie wohl Platz in dem Keſſel haben, und nicht zu gedrängt auf einander im Waſſer ſtecken, ſonſt iſt die Wirkung davon nur halb, und die Reinigung nicht gleich. Aus dem Keſſel wird die Waare im fließenden Waſſer ausgewaſchen, eine Viertelſtunde lang gewalkt, nochmahls ausgewaſchen, wohl ausgerungen, und für die folgende Lauge wieder angeknüpft. Dieſes Kochen im bloßen Waſſer hat mehr Nutzen, als eine Waare 8 Tage lang in Kufen einzuſperren und gähren zu laſſen; denn die Waare wird dadurch nicht nur von außen gereinigt, ſondern auch der Faden erweicht, daß die nachfolgende Kühkothlauge die beſte Wirkung thun kann zur Reinigung von innen und außen mehr, als alles andere, es ſey was es wolle.

2) Jede weiße Waare, ſie mag ſo fehlerhaft gebleicht worden ſeyn, als ſie will, kann durch nichts ſo gut von innen und außen gereinigt, alles widrige, und für die Fabrikation

kation hinderliche und ſchädliche kann durch nichts ſo gut und ſicher daraus hinweggenommen, und ſie zu allem weitern Bearbeiten tüchtig gemacht werden, als durch eine ſimple Kühkothlauge, weil dieſe mit ihrem flüchtigen Laugenſalz die Waare am beſten durchdringt, alle noch darin ſteckende fremde und ſchädliche Salztheile von den mancherley Mitteln, die man beym Bleichen angewendet hat, herauszieht, ohne dafür andere ſchädliche Sachen hinein zu bringen. Man füllt alſo ſeinen Keſſel mit friſchem Waſſer, wenn dieſes anfängt zu ſieden, ſo thut man für jedes Stück Waare eine kleine Schaufel voll guten friſchen Kühkoth in den Keſſel, haſpelt die Waare hinein, und läßt ſie unter beſtändigem Kochen eine Stunde lang darin über den Zaſpel laufen. Alsdann nimmt man ſie aus dem Keſſel, wäſcht ſie im fließenden Waſſer wohl aus, walkt ſie eine Viertelſtunde lang, wäſcht ſie noch einmahl aus, bringt ſie aufs Feld und breitet ſie gehörig aus; wenn ſie etliche Tage auf dem Felde gelegen hat, hebt man ſie auf, wäſcht und walkt ſie noch einmahl durch, und legt ſie wieder ſo lange aus, bis man ſieht, daß die Waare hell, rein und weiß iſt, welches nach Beſchaffenheit der Witterung in 6 bis 8 Tagen geſchieht. Hernach hebt man ſie auf, wäſcht und walkt ſie wieder wohl aus, und hängt ſie zum Trocknen auf.

Daß dieſe Kühkothlauge beſſer und wirkſamer zur Reinigung der weißen Waare für weitere Bearbeitung ſey, als jedes andere Mittel, dazu muß man den Grund in ihrem flüchtigen

Lau-

Laugenſalze ſuchen, welches nicht nur während des Kochens die Waare am beſten durchdringt, und, wie ich ſchon geſagt habe, alle noch von der Bleiche zurück gebliebene fremde Theile hinwegnimmt, ſondern auch, wenn die Waare auf dem Felde liegt, dann die Sonne das in der Luft, im Regen und Thau herrſchende Salz der Natur, welches, wie bekannt, ſo große Verwandtſchaft mit dem thieriſchen flüchtigen Laugenſalz, und ſo ſtarke anziehende Kraft dagegen hat, viel größere Wirkung auf die Waare zu ihrer vollkommenen Reinigung haben, als auf irgend ein anderes Mittel, das man dazu anwenden möchte.

b) Zweyte Vorbereitung durch die Rolle oder Mangel.

Die zweyte nöthige Vorbereitung der Mancheſter, Pique'e und Muſſeline beſteht darin, daß man, ſobald ſie nach obiger Vorſchrift wohl gereinigt vom Felde gekommen ſind, ſolche in die Rolle bringt, damit ſie durch einen guten Druck der Rolle oder des Galanters recht glatt und eben, mithin deſto tüchtiger und geſchickter für die Druckerey gemacht werden; es iſt bey den viel dünnern und leichtern Kattunen und Zitzen ſchon ſehr viel an dieſer Vorbereitung gelegen, und je dünner, oder leichter eine Waare iſt, deſto nöthiger hat ſie eine ſtarke und gute Mangel: aber auch die Mancheſter, Pique'e und Muſſeline haben dieſe Vorbereitung höchſt nothwendig, weil ſie theils viel dicker und ſtärker als die Kattune ſind, theils erhabene Streifen, Rippen und mancherley andere Arten Faßon in ihrem Gewebe haben; denn wenn eine ſolche Waare nicht

nicht ſtark und wohl gemangelt oder gerollt, und dadurch recht glatt und eben auf ihrer Oberflä≈che gemacht wird, ſo kann ſie keinen reinen, glei≈chen und ſchönen Druck von dem Modell an≈nehmen, und verliert viel von ihrem Werthe, weil die feinſte gedruckte Waare mit den ſchön≈ſten Farben und der beſten Ausrüſtung doch unvollkommen iſt, wenn ſie fehlerhaft gedruckt iſt.

Dieſe zwey Vorbereitungswege laſſe man alſo nicht aus der Acht, wenn man Druckereyen auf Mancheſter, Pique'e und Muſſeline etabliren will. Die Mancheſter ſind zwar von zweyerley Art, nähmlich Sommer≈ und Winter≈Manche≈ſter; erſtere ſind aber leichter zu bearbeiten als letztere, weil dieſe dicker ſind, und aufrecht ſte≈hende Haare haben, es iſt alſo nöthig, daß der Winter≈Mancheſter vor dem Drucken nicht nur wohl und feſt gerollt oder gemangelt, ſondern auch kurz geſchoren ſey, damit ſeine aufrecht ſte≈henden Haare durch die Rolle oder Mangel de≈ſto eher und beſſer niedergedrückt werden, und jedes Modell bis auf die feinſten Schattierſtri≈che und Dupfen ſich deutlich darauf zeigen kann.

Das Drucken dieſer dreyerley Sorten Waaren.

a) Die Mancheſter≈Druckerey.

Es iſt oben ſchon bemerkt worden, daß der Sommer≈Mancheſter leichter zu behandeln ſey, als der Winter≈Mancheſter. Beyde Theile ſind mehr für Mannsleute als für Frauenzimmer zu tragen tauglich, weil ſie in ihrem Gewebe zu feſt, zu dick und zu ſtark für letztere ſind, denen die leichtern Muſſeline, Kattune und Zitze immer beſſer anſtehen; um deswillen ſollte man die

Mancheſter-Druckerey auch ganz für Mannsleute einrichten, und nur ſolche Muſter dazu nehmen, welche einen gefärbten Grund haben, er mag hell oder dunkel ſeyn, wenn er nur nicht viel Weißes hat, und ſtatt des Weißen ſollten helle Farben, nähmlich Roſenfarb, hell Violet und Lila, Citron- und Paillegelb, Hellblau, Silberfarb ꝛc. das Licht zu den dunkeln Farben dabey vorſtellen, ſo daß entweder auf einem hellfarbigen Grund dunkle Farben zu ſtehen kommen, oder umgekehrt. Ein weißer Grund hingegen mit wenigen und weitläufig eingedruckten Farben ſchickt ſich für Sommer- oder Winter-Mancheſter nicht gut, und die Mannsleute tragen lieber ganz weiße Weſten und Beinkleider, die ihnen auch viel beſſer anſtehen. Ein Zeichner muß alſo ſeine Zeichnungen für die Druckereyen der Mancheſter darnach einrichten, und der Fabrikant muß ſeine Muſter ſchicklich zu wählen wiſſen.

b) Die Pique'e-Druckerey.

Mit dem Pique'e verhält es ſich anders. Man hat weder engliſche noch andere Pique'es geſehen, welche einen gefärbten Grund gehabt, ſondern allemahl einen weißen, auf welchem hernach alle mögliche ſchöne Farben, dunkel und hell gedruckt waren, wie auf weißgründigen Kattunen; aber alle dieſe Farben, welche auf Pique'e gedruckt werden, ſind meiſt fertige Farben, ſo gut, haltbar oder feſt man ſie machen kann; was aber nicht dauerhafte Farben ſind, müſſen doch wenigſtens ſchöne, lebhafte und friſche Farben ſeyn. Die Gegenſtände der Faßon zu dieſer Druckerey müſſen nicht groß, ſondern mehr klein ſeyn; und wenn man etwa auch gefärbte Grün-

de

de auf Pique'e machen will, ſo müßten es nur fertige Farben ſeyn, die man dazu nimmt, und entweder mit Gummi oder Stärke verdickt aufdruckt, weil das doppelte eines Pique'e das Färben derſelben wo nicht unmöglich doch beſchwerlich macht, und weil es nichts leichtes iſt, auf dieſe Waare einen gleichen, reinen, im Keſſel gefärbten Grund zu bringen.

c) Die Muſſelin-Druckerey.

Mit den Muſſelinen hat es ſchon eine andere Bewandtniß, weil ſie nur von Frauenzimmern getragen werden. Man könnte ſich alſo mit der Druckerey und den Farben derſelben ganz nach dem Geſchmack der Frauenzimmer richten, und alle mögliche ſchöne Muſter, dunkle und helle Farben dabey anwenden; allein in ſo fern die Muſſeline meiſt auch weiß getragen werden, und ſo bald dieſelben in dunkeln Farben, einfärbig oder bunt getragen würden, ſolche alles Anſehen und Werth eines Muſſelins verlöhren, und jedem andern baumwollenen oder leinenen Zeuge ähnlich ſehen würden, ſo ſchickt ſich zur Druckerey für die Muſſeline nur ein weißer Grund, und auf demſelben nur weit aus einander liegende, mehr kleine als große Gegenſtände, in ſchönen, lebhaften, und ſo viel möglich feſten Farben, weil die Kleider davon ſo oft zum Waſchen kommen. Der Fabrikant muß alſo nur auf niedliche Muſter bey ſeiner Muſſelin-Druckerey ſehen und dieſe durch gute, dauerhafte Farben darzuſtellen, bedacht ſeyn.

d) Die rechte Verdickung der Farben zur Druckerey der Pique'es, Mancheſter und Muſſeline.

Auch in dieſem Stücke müſſen die Mancheſter und Pique'es anders behandelt werden als die Muſſeline, weil ſie dicker ſind, und ein feſteres Gewebe haben. Bey allem, was gedruckt wird, iſt es nöthig, daß der Grundriß von dem Muſter recht deutlich und rein daſtehe, damit die nachfolgenden Eindruck-Farben deſto beſſer und merklicher ins Auge fallen, zu dem Ende werden, wie bekannt, alle erſte Grundriſſe der Muſter mit Stärke verdickt zum Drucken; allein auch dieſe Verdickung der Vordruck-Farben kann und muß nach Verhältniß der Waaren, die man damit drucken will, ſtärker oder ſchwächer gemacht werden, daß die Vordruck-Farbe feſter und dicker, oder geſchmeidiger und weicher wird.

Wenn eine baumwollene oder leinene Waare, die gedruckt werden ſoll, dick und feſt in ihrem Gewebe iſt, ſo dürfen die Farben alleſammt, ſowohl Vor- als Eindruck, mit Stärke oder Gummi, vor oder nach dem Färben auch die Schilderungsfarben nicht zu dick gemacht werden, damit ſie nicht bloß auf der Oberfläche ſitzen bleiben, ſondern den Faden der Waare auch durchdringen; denn was nur meiſt auf der Oberfläche ſitzt, wird bey der Bearbeitung durch ſo viele Manipulationen, durch öfteres Wäſchen und Walken wenig Farbe übrig behalten, eine etwas geſchmeidigere Farbe aber dringt auf einen dicken feſten Stoff beſſer durch, ohne auszufließen. Wo man aber bey einer leichten Waare, wie die Kattune, Muſſeline und dergleichen ſind, zu einem Maß Farbebrühe, je nachdem es größer oder kleiner iſt, 10 bis 12 Loth

Stärke

Stärke zum Verdicken gebraucht, um einen zwar reinen Druck zu bekommen, der aber doch auf dieſen leichten Waaren zur Haltbarkeit der Farbe durchdringt, ſo erfordert eine feſtere dickere Waare, wie die Sommer- und Winter-Mancheſter, Pique'e und dergleichen ſchon nicht mehr als 8 bis 10 Loth Stärke zur Verdickung. Alles, was als Vordruck für den erſten Umriß des Muſters verdickt wird, oder für feine Streifen, quatrill. Dupfen ꝛc., dazu muß die Farbe dicker ſeyn, als was zu den übrigen Eindruckfarben, vor oder nach der Bleiche, als Mordant oder als fertige Farbe verdickt wird, wozu man immer 2 bis 3 Loth weniger Stärke zur Verdickung nehmen darf.

Und dieſes Verhältniß bey Verdickung der Druckfarben muß man auch mit dem Gummi beobachten. Wo bey einer feſten dicken Waare 1 Maß Farbbrühe oder Mordant nur ein halbes Pfund, 24 Loth, oder 1 Pfund Gummi zur gehörigen Verdickung erfordert wird, da wollen leichtere und dünnere Waaren ſchon 1 bis 1½ Pf. Gummi haben, damit die Farbe ſtehen bleibt, und nicht ausfließt, gleichwohl aber wegen des leichten Gewebes durchdringt.

Zu allem, was Vordruck heißt, oder was als feine Schattirung und Faßon des Muſters in Streifen, quatrill. Dupfen ꝛc. noch weiter in die Waare kommt, die Farbe mag ſeyn, welche ſie will, die Waare mag feſt und dick, oder leicht und dünne ſeyn, muß man Stärke zur Verdickung nehmen, weil man nur mit den Stärkefarben einen reinen Abdruck des Modells machen kann, der die Zeichnung des Muſters vollkommen und klar darſtellt, und nicht mit den Gummifarben, als welche für einen reinen Druck fei-

ner Zeichnungen ſich immer zu fett auftragen. Was hingegen die Eindruckfarben ſind, womit der Grundriß oder die Oeffnungen zwiſchen Streiſen ꝛc. mehr oder weniger ausgefüllt werden, ſo werden dieſe beſſer mit Gummi verdickt, weil eine Gummifarbe beſſer ausfüllt, als eine Stärkfarbe, da dieſe nicht immer genug anſchließen, ſondern ſichtbare Lücken laſſen, die man mit dem Pinſel ausfüllen und nachmahlen muß, wenn die Waare nicht unvollkommen und fehlerhaft werden ſoll. Die Stärke iſt freylich wohlfeiler als der Gummi, man kann alſo mit der Stärke gegen den Gummi viel erſparen, welches auch viele Fabrikanten ſich wohl gemerkt haben, aber man ſieht es auch der Waare an.

Dieſe Erſparniß zeigt ſich am beſten bey gedruckten Gründen, und bey dieſen läßt ſie ſich auch noch am beſten anwenden, weil es da nicht ſo genau auf den richtigen Anſchluß des Deckmodells ankommt, und es noch beſſer iſt, wenn er dem Grundriß zu wenig anpaßt, als wenn er hin und wieder darüber hingeht und zu viel zudeckt. Aber man kann eben nicht ſagen, daß ein mit Stärkefarbe gedeckter Boden, der nachher im Griepp oder in andern Farbbrühen gefärbt wird, oder der mit fertiger Farbe gedruckt wird, ganz ſo lebhaft, ſchön und rein werde von Farbe als eine Gummifarbe; die Stärkefarben werden zwar meiſt etwas dunkler, aber ſie ſind ſchlimmer zu reinigen, müſſen länger im Waſſer hangen, oder ſtärker ausgekocht, öfters gewalkt und gewaſchen werden, wenn man die Anſätze der Modell weg bringen, die Farben ſchön und rein genug erhalten will. Dieſes iſt beſonders der Fall bey den fertigen Farben, womit man die Böden der Kattun-Waaren deckt.

Noch iſt aber ein Umſtand zu bemerken, den man nicht vergeſſen darf, wenn man von dem Nutzen der Stärkefarben gegen die Gummifarben gewiß verſichert seyn will. Man muß nicht bloß den Unterſchied des Preiſes und Gewichts derſelben gegen einander in die Berechnung nehmen, ſondern auch wiſſen, daß man mit gleicher Portion Gummifarben 3 Stück Waare druckt, wo man mit einer Stärkefarbe kaum zu 2 Stück auslangt, ohne was an den Stärkefarben durch viel ſchnelleres Vertrocknen und Verhärten derſelben in den Geſchirren, worin ſie ſtehen, ja ſchon in den Keſſeln und Pfannen, worin ſie gekocht werden, beym Ausgießen ꝛc. hangen bleibt, mithin auf allen Seiten verloren geht, wogegen eine Gummifarbe bis auf den letzten Tropfen gebraucht werden kann, und ſich Jahre lang unverdorben gut erhält, wenn ſie auch zu dick wird, nur mit friſcher Brühe wieder verdünnet werden darf, welches alles man von den Stärkefarben nicht ſagen kann, weil ſie theils nicht lange, einige kaum einen Tag ungebraucht ſtehen bleiben dürfen, daß ſie nicht wäſſerig würden, und zum Drucken nichts mehr taugen, theils was davon zu dick oder zu dünn gekocht worden iſt, oder was verdorret und hart wird, nicht mehr mit friſcher Farbbrühe verbeſſert werden kann. Bey mancher Fabrik, wo man ſich der Stärkefarben ſo häufig bedient, gehen deswegen viele Farben zu Grunde, und der Nutzen davon alſo ganz verlohren, wenn man genaue Berechnung darüber hält, um ſo viel mehr, wenn man in dem Farben-Laboratorium keine fleißige, ſorgfältige und aufmerkſame Leute hat, oder den Druckern nicht genug nachſiehet, wie ſie mit ihren Farben umgehen.

Die Eiſenbrühen, wo ſie theils lauter, oder mit Waſſer, oder andern Farbbrühen vermiſcht, gebraucht werden, taugen am beſten zur Stärkeverdickung, und halten ſich am längſten gut, weil die Eiſentheile ſehr anziehend ſind, und auch der Eſſig dabey nicht ſo leicht zum Ausfließen geneigt iſt, als andere ſaure Salze. Eben ſo iſt es auch mit den Farben beſchaffen, welche mit viel Laugenſalzen, oder Mittelſalzen entwickelt und angeſetzt ſind; aber dieſe, wie die Eiſenbrühen verdorren, vertrocknen und verhärten ſich eher als andere, wenn ſie mit Stärke verdickt werden. Die Farbbrühen und Mordant hingegen, welche mit ſauren Salzen angeſetzt, oder entwickelt werden, werden gar bald wäſſerig und flüſſig, wenn ſie mit Stärke gekocht werden. Dieſes muß man wiſſen, und darauf Acht geben, wenn man ſeine Farben gehörig benutzen, und nichts zu Grunde gehen laſſen will.

Vordruckfarben müſſen mit der Kläre ſelbſt wohl ausgekocht werden, und wenn ſie vom Feuer kommen und ausgegoſſen ſind, ſo rührt man ſie einige Zeit, damit ſie nicht klumpig, ſondern geſchmeidig werden, ſich gut ins Sieb einſtreichen und mit dem Model zu einem gleichförmigen Druck auftragen laſſen. Eindruck- und Deckfarben hingegen, wenn man ſie mit Stärke verdickt, ſie ſeyen fertige Farben oder nur Mordants, ſie mögen vor- oder nach der Bleiche gedruckt werden, dürfen nicht mit der Stärke gekocht werden, weil ſie nicht ſo feſt ſeyn ſollen, wie die Vordruckfarben, ſondern viel geſchmeidiger und leichter; man nimmt alſo die Stärke ſogleich in das Geſchirr, worin die Farbe zum Drucken aufbehalten werden ſoll, und rührt ſie

mit einem Theile der Farbbrühe oder des Mordants recht fein an, daß es ein feiner Teig, und die Stärke nicht knollig wird; die Brühe aber thut man für ſich allein in den Keſſel, oder in die Pfanne, und läßt ſie nicht nur heiß, ſondern ſiedend werden, bis ſie zum Ueberlaufen in die Höhe ſteigt, alsdann gießt man ſie in das Geſchirr mit der angerührten Stärke, läßt es ſo ein paar Minuten ſtehen, bis die kochende Brühe die Stärke angezogen hat, und rührt ſie hernach ſo lange wohl unter einander, bis die Farbe recht geſchmeidig, glatt und fein iſt. Dieſe angerührten Farben ſind viel beſſer zum Eindrucken und noch mehr zum Decken, als die mit der Stärke gekochten Farben, ſie tragen ſich beſſer und gleichförmiger auf beym Drucken, bleiben länger flüſſig zum Gebrauche, und verhärten nicht ſo bald, dringen beſſer durch auf der Waare, und ſind beſſer wieder zu reinigen. Sie ſind in ihrer Art das, was eine dick gummirte Farbe iſt, und wenn die Stärkefarben zum allgemeinen Gebrauche bey der Druckerey nützlicher als die Gummifarben ſeyn ſollen und können, ſo ſind es hauptſächlich nur dieſe angerührten Farben. Dieſe Methode für Stärkefarben kann man alſo jedem Fabrikanten beſtens empfehlen, der ſich mehr an Stärke- als Gummifarben hält. Sie iſt zwar nicht nach dem Geſchmacke derjenigen Farbmacher, welche ſo gern bey ihrer alten Gewohnheit, die Farben mit der Stärke zu kochen, ſtehen bleiben, aber die Drucker werden ſich deſto lieber daran halten, weil ſie ihnen ſehr beförderlich bey ihrer Arbeit ſind, und dem Fabrikanten, wenn er darauf merken will, wird der Nutzen dieſer angerührten Farben nicht unentdeckt bleiben.

Hier ſind noch weitere Gründe, warum die angerührten Farben beſſer und nützlicher ſind als die mit der Stärke gekochten Farben: 1) wenn man dieſe nicht recht ſtark und wohl auskocht, ſo werden ſie gar bald wäſſerig, weil ſich durch das ſtarke Kochen, ſo bald die Farbe kalt wird, die wäſſerigen Theile von den Theilen der Stärke gerne ſcheiden, und dieſe hernach zum Drucken zu ſpröde werden; 2) wenn die Stärke hingegen nur mit der kochenden Farbbrühe angerührt wird, ſo bleibt die Vermiſchung viel beſſer beyſammen, und alles wird mehr und inniger mit einander vereinigt und verbunden, folglich hält ſich auch die Farbe länger gut zum Drucken.

Dieſen Unterſchied findet man auch bey den Gummifarben. Wenn der zärteſte geſtoßene Gummi warm in eine Farbbrühe eingerührt wird, ſo ſchmelzt und zerfließt er zwar eher in der Farbbrühe, läßt man es aber hernach ruhig ſtehen, und die Farbe wird kalt, ſo ſetzt ſich der mehreſte Gummi wieder zu Boden, und die Farbe wird zu dünne zum Drucken, rühret man nun eine ſolche Farbe auf, ehe ſie gedruckt wird, ſo bekommt man einen unreinen Druck, der ſich auch nicht gleichförmig färbt, oder auf dieſe Art mit fertiger Farbe eine Waare gedeckt, wird die Farbe beym Auswaſchen ebenfalls ſehr ungleich und trübe ſeyn. Wird hingegen der Gummi kalt eingerührt, welches freylich etwas länger währet, ſo vermiſcht ſich der Gummi viel beſſer mit der Farbbrühe, bleibt beſſer aufgelöſet darin hangen, und nur die unreinen, oder erdichten, ſchwachen, unnützen Theile fallen deraus zu Boden, die Farbbrühe aber wird gehörig dick, hell und rein ſeyn zum Drucken, und aus dem Farbkeſſel

keſſel oder aus dem Waſſer eine ſchöne, gleichförmige und rein gefärbte Waare kommen.

Zu allen gedeckten Gründen vor dem Färben, dunkel oder helle, die Farbe mag auch ſeyn, welche ſie wolle, Stärke- oder Gummifarbe, ſoll der Model zweymahl aufgetragen werden, wenn man ſchöne, egale und ſatte Farben aus dem Keſſel und von der Bleiche erhalten will. Und bey fertigen Farben, die nach der Bleiche gedruckt werden, iſt es nicht noch viel nöthiger, wenn die Farbe beym Auswaſchen Stärke und Lebhaftigkeit genug behalten ſoll. Nur bey ſolchen Muſtern, die das zweymahlige Auftragen des Models mit fertigen Farben nicht leiden können, ohne daß irgend etwas von dem Muſter zugedeckt wird, welches frey und offen bleiben ſollte, kann und ſoll man den Model nur einmahl auftragen, aber mit gefilzten Modeln.

Wo der Model mit einer Gummifarbe zweymahl aufgetragen wird, da darf die Farbe nicht zu dick gemacht werden, ſondern ſie muß etwas leicht gummiert ſeyn, doch daß ſie nicht ausfließt; was aber nur einmahl aufgetragen wird, dazu braucht man eine ſtark gummierte Farbe, damit ſie da, wo ſie hingedruckt wird, feſt ſtehen bleibt, und nicht auseinander fließt.

Hier iſt nun wohl alles, was als Vorbereitung zur Druckerey der Mancheſter, Piqué'es und Muſſeline gehört, und nöthig iſt, geſagt worden; denn es wird voraus geſetzt, daß keiner dergleichen Waaren fabriziren wird, der nicht wenigſtens mit der Druckerey ſchon bekannt iſt, oder er habe Leute zu Gehülfen, und Arbeiter, welche die Sache verſtehen. Mithin war es nicht nöthig, alle Kleinigkeiten und Verrichtungen dazu hier nach der Reihe zu beſchreiben. Im Art.

Kattun iſt das Drucken an ſich ausführlich beſchrieben.

Die Farben zum Drucken der Mancheſter, Pique'es und Muſſeline.

Bey der Mancheſter-Druckerey, ſowohl Sommer- als Winterwaare, macht man viel einfärbigen Grund, auf welchen hernach etwas dunklere, mit dem hellern Grund gut abſtechende Farben eingedruckt werden: dieſe einfachen Grundfarben können entweder feſte haltbare Grappfarben, als roth, violet, braun in verſchiedenen Schattierungen, oder blau, oder Eiſenroſtfarben ſeyn, auf welche ſodann meiſt ſchwarze Gegenſtände von mancherley Art und Façon eingedruckt werden; dieſes Schwarze, wenn es mit Eiſenbrühe vorgedruckt iſt, wird ſammt der Grundfarbe im Grapp gefärbt, und auf ſolche Art erhält man lauter feſte Farben; oder das Schwarze kann auch mit fertiger ſchwarzer Farbe, das man Tafelſchwarz heißt, eingedruckt werden: oder man macht nur einen falſchfärbigen Grund aus Holzfarben ꝛc. nähmlich graue, grüne, gelbe, roſenfarbige, blaue, lila, oliven, mèrdois &c. auf welche hernach ebenfalls wieder fertige Farben, als Tafelſchwarz, dunkelbraun, dunkelblau und violet rc. eingedruckt werden. Wenn es aber buntfärbige Waare, die wenig oder kein Weiß hat, werden ſoll, ſo werden immer die guten Grappfarben zuerſt hinein gedruckt, und im Grapp gefärbt, alsdann nach dem Abbleichen erſt die übrigen Farben entweder fertig eingedruckt, oder eingemahlt. Eben ſo kann man zu feſten Grappfarben, als roth, violet, braun, ſchwarz, nach der Bleiche den weißen

Grund

Grund noch mit fertigen Farben decken, da ohnehin die Sommer und Wintermancheſter meiſt nur eine Waare für Mannsleute ſind, und die gefärbten Gründe für dieſe ſich beſſer ſchicken als die weißen. Eben deswegen ſieht man auch keine andern Mancheſter als mit gefärbtem Grund, doch kann man ſie auch auf weißen Grund mit bunten Farben drucken, wozu aber nur fertige Farben genommen werden.

Die Pique'es ſind zwar eben auch nicht fürs Frauenzimmer, ſondern mehr für Mannsleute beſtimmt, können aber doch von dieſen weder zu Röcken noch Beinkleidern, ſondern nur zu Weſten getragen werden, mithin darf man ſie eben ſo gut mit weißem als gefärbtem Grund machen, doch ſieht man nur wenige mit dunkelm, ſondern nur mit weißem Grunde, auf mancherley Art, mit einer oder mehreren Farben gedruckt und gemahlt. Obwohl dieſe Waare die dickſte von allen iſt, weil ſie gleichſam ſchon aus Ueberzug und Futter beſteht, ſo kann ſie deſſen ungeachtet doch auch mit feſten Farben für den Grappkeſſel gedruckt, im Grapp gefärbt, und hernach der weiße Grund wieder ausgebleicht werden, was hernach außer dem blauen noch weiter hinein gedruckt, oder gemahlt wird, macht man ſo dauerhaft von Farben, als es möglich iſt, und die Art derſelben es mit ſich bringt. Lauter unächte, falſche Farben für Mancheſter oder Pique'e zu gebrauchen, taugt nichts, denn ob ſie ſchon am ſchönſten, friſcheſten und lebhafteſten ſind, ſo ſchicken ſie ſich doch am wenigſten für Mannskleider, weil dieſe mehr ſtrapazirt werden, und dem öftern Waſchen unterworfen ſind als Frauenzimmerkleider.

Die

Die Muſſelindruckerey allein iſt eigentlich am allerwenigſten der Farben halber von der Kattundruckerey verſchieden, und kann diesfalls mit den Kattunen auf einerley Art behandelt werden. Denn es laſſen ſich ſowohl alle feſte Farben des Grappkeſſels dabey gebrauchen, als die theils guten, theils falſchen fertigen Farben zum drucken und mahlen. Weil aber der Grund bey den Muſſelinen nie dunkel ſondern weiß ſeyn ſoll, ſo erfodern dieſelben vorzüglich gute, feſte, aber dabey lebhafte, ſchöne Farben, die man mit Fleiß dazu wählen und bey den großen oder kleinen Gegenſtänden des Muſters, Licht und Schatten durch dunkle und helle Farben wohl zu ordnen, und jedes an ſeinem rechten Orte anzubringen wiſſen muß.

Man kann alſo in Rückſicht alles deſſen die Farben eintheilen:

a) in feſte, haltbare Grappkeſſel-Farben,
b) in fertige feſte, gute Farben zum Eindrucken und Mahlen,
c) in eigentliche falſche oder unhaltbare Farben zum Eindrucken und Mahlen, und
d) in diejenigen Farben, welche ohne Vordruck, theils gut und feſt, theils als falſch oder unhaltbar auf den Grund eingefärbt werden.

Bey allen können hier nur einige der ſchönſten, feurigſten und lebhafteſten gewählt, und Vorſchriften dazu gegeben werden, weil der Platz es nicht erlaubt, alle bekannte Farben anzuführen. In dem oben angeführten Färbe- und Bleichbuch findet man mehrere beſchrieben.

1) Die Grappkeſſel-Farben.

Nro. 1. Das ſatte Roth.

Weder zu dem Mancheſter, noch Pique'e, noch Muſſelin braucht man das ganz dunkle Kupferdruckrothe, beſonders darf und ſoll es nie ſo dunkel ſeyn, wo dreyerley Roth beyſammen ſtehen, wovon dieſes Rothe, die mittlere Schattierung iſt, und gewöhnlich das Anderrothe heißt.

R. auf 1 Maß Waſſer zu 3 Pfund im Gewicht.

½ Pfund guten Alaun; römiſcher oder engliſcher iſt beſſer als der Lüker oder der ſchwediſche.

4 Loth Bleyzucker.

2 Loth Salmiak.

Der Alaun wird klein geſtoßen zuerſt in das nicht heiße, ſondern nur handwarme Waſſer eingerührt, bis man ſpührt, daß er ſich aufgelöſet hat, hernach rührt man den ebenfalls klein zerſtoſſenen Salmiak hinein, und zuletzt den Bleyzucker, welcher nicht nur als ein Mittelſalz zur Entwickelung des Grapprothen das ſeinige beyträgt, und dunkeln hilft, ſondern auch die Eigenſchaft hat, daß er bey jedem Mordant, oder bey jeder fertigen Farbbrühe alle unreine, grobe, erdichte und nicht zur Farbe gehörige Theile niederſchlägt, und die Brühen zum Gebrauche bald hell machen hilft.

Dieſes Roth iſt ein ſchönes, lebhaftes, ſattes karmoſinartiges Roth, wenn es gebleicht iſt; will man aber ſtatt deſſen ein mehr dem Türkiſchrothen ähnliches Roth haben, ſo nimmt man ſtatt des Salmiaks 2 Loth guten Salpeter, und wenn man nicht dreyerley Roth neben einander haben

haben will, ſondern das ſogenannte Erſtroth, als die dunkelſte Schattirung, wegbleiben ſoll, mithin ſtatt deſſen das Anderroth die Dienſte deſſelben thun muß, oder wo ſtatt des Erſtrothen das Schwarze neben den zwey andern rothen Schattirungen ſteht, da kann man das Kupferdruckrothe mit dem Grünſpan, welches immer das dunkelſte Roth hervorbringt, gebrauchen.

Ob man ſchon das hier vorgeſchriebene ſatte Roth ſowohl mit Stärke als mit Gummi verdickt zum Drucken gebrauchen kann, ſo könnte man doch, wo viel rothe Stärkefarben gedruckt werden, auch noch 4 Loth von einer alkaliſchen Erde beymiſchen, welches dem Mordant mehr Leib gibt, daß er beſſer zu drucken iſt. Man kann dazu entweder Bleyweiß, oder eine ſimple weiße Kreide, oder den Gyps nehmen, es iſt eines ſo gut zu dieſem Gebrauche als das andere; deſto überflüſſiger, man möchte lieber ſagen, deſto unvernünftiger, auch deſto weniger ökonomiſch iſt es, wenn man von allen dreyen zuſammen miſcht, da doch eines allein genug, und das wohlfeilſte, welches der Gyps iſt, die beſten Dienſte thut. Bey der Gummiverdickung hingegen iſt eines ſo wenig nöthig und nützlich als das andere. Ueberhaupt aber kann man mit dieſem vorgeſchriebenen Mordant, ohne eine von dieſen dreyen, oder eine andere alkaliſche Erde dabey zu gebrauchen, die feinſten Sachen, Striche und Dupfen drucken, wenn man nur die Verdickung mit der Stärke recht zu kochen verſteht, und nie mehr als für einen Tag in Vorrath kocht, weil alle Beitzen, die viel ſaures Salz haben, bald wäſſerig werden, und beym Drucken gern ausfließen.

Nro.

Nro. 2. Das Roſenrothe.

Wo man dreyerley Roth neben einander macht, iſt dieſes das dritte und die helleſte Schattierung, gewöhnlich in der Augsburger Zitzwaare; wird aber auch viel allein gebraucht. Je lebhafter und ſchöner dieſes helle Roth iſt, desto mehr Anſehen und Werth gibt es der Waare, ein trübes, mattes Hellroth hingegen macht die Waare ganz unſcheinbar und unangenehm fürs Auge. Es ſoll kein helles Ziegelroth oder Fleiſchfarbe ſeyn, dieſe Farben ſtehen nicht gut in der gedruckten Waare, ſondern es muß ein friſches Roſenroth ſeyn, es mag alsdann etwas heller oder dunkeler ſeyn, ſo iſt es doch ſchön und lieblich. Doch kommt es auch darauf an, wie das vorherige zweyte ſatte Roth ausſieht; denn wo man gewohnt iſt, dieſes mehr Ponçeau- als Karmoſinartig zu machen, wie es bey vielen Fabriken geſchieht, da muß auch das dritte Roth eine ähnliche helle Farbe haben, mithin Fleiſchfarb gemacht werden, ſonſt paßt es wieder nicht zuſammen; daß aber in der gedruckten Waare, das karmoſinartige zweyte und das roſenfarbe dritte Roth angenehmer und ſchöner ſind, als die Ponçeau-Schattirungen, dieſes iſt ganz gewiß. Darnach wird alſo die Vorſchrift hier eingerichtet:

R. 8 Loth guten Alaun, auf ein Maß Waſſer.
2 Loth Zinn-Solution.
2 — Salmiakgeiſt, mit Kalk abgezogen.

Der Alaun klein zerſtoßen wird auch wieder nur mit handwarmen Waſſer angerührt, ſodann

dann die Zinnſolution, und zuletzt der Salmiak-geiſt hineingeführt.

Dieſen Mordant hält man ſich immer im Vorrath, weil er häufiger als das dunklere Anderroth gebraucht wird, und weil bey Druckereyen viel roſenfarbe Böden, roſenfarbne Streifen ꝛc. gemacht werden, er gibt ein ſattes Roſenroth im Grapp, das auch von der Bleiche noch ſehr ſtark kommt, und muß, ſo wie er iſt, in ſeiner ganzen Stärke gedruckt werden, wenn man ein ſattes Roſenroth allein haben will, oder wenn es neben das ſtarke Kupferdruckrothe mit dem Grünſpan zu ſtehen kommt. Will man aber nur helle roſenfarbene Schattirungen haben, oder es kommt neben das Anderroth nach No. 1.: ſo kann man es mit $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$, oder gleich viel Waſſer verdünnen und ſchwächen, es bleibt immerhin eine ſchöne Farbe, und kommt auch lebhaft und friſch von der Bleiche, ſie mag ſo hell ſeyn als ſie will.

Nimmt man die Zinnſolution zum Alaun allein, ſo fällt die Farbe ſchon etwas mehr ins Fleiſchfarb, und nimmt man zu dem Alaun den Salmiakgeiſt allein, ſo wird es mehr eine helle Karmoſinfarbe. Wer ſich aber kein beſonderes eigenes drittes Roth halten und machen will, der darf nur den hellen Mordant von der Vorſchrift Nro. 1. mit ſo viel Waſſer ſchwächen, als er ſeine hellrothe Farbe haben will. Aber auch dieſe Verdünnung des Anderrothen gibt kein ganz friſches angenehmes Roſenroth, wegen des Bleyzuckers, welcher nur zu dunkelrothen Farben gut iſt. Will man ein pfirſichblüthfarbiges Hellroth haben, zu einzelnen Streifen oder zu Gründen, ſo läßt man aus der Vorſchrift die Zinnſolution hinweg, und nimmt zu dem Salmiakgeiſt annoch

2 Loth Sälzgeiſt, oder auch nur 2 Loth Sal Gemmae, welches dem Roſenrothen einen violettartigen Schein giebt, den man aber auch mit ein wenig von dem Hellvioletten oder Lilac hervorbringen kann. Alles Hellrothe ſoll nicht mit Stärke, ſondern zu allem Gebrauch mit Gummi verdickt werden.

No. 3. Erſtes Roth.

Wo man dreyerley Roth auf die gedruckte Waare macht, wie z. B. in Augsburg, da iſt dieſes die erſte Schattierung dazu, und eben ſowohl ein Vordruck im Grundriß, als wie das ſchwarze, und macht den Umriß der Blumen oder anderer Gegenſtände des Muſters, die roth werden ſollen. Deswegen kann und ſoll es auch nur mit Stärke verdickt werden, und nicht mit Gummi; die gehörige Dunkelheit zu dieſem Erſtrothen, daß es mit den 2 andern rothen Schattierungen gut abſticht, kann und muß mit der Beymiſchung von etwas Eiſenbrühe hervorgebracht werden.

R. Auf 1 Maß von dem Rothen No. 1.
$\frac{1}{4}$ Maß gute, ſtarke Eiſenbrühe.

Dieſes giebt die rechte Dunkelheit für das Erſtrothe zu den zwey Anderrothen Schattierungen No. 1. und 2. Braucht man aber zu dem Anderrothen das Kupferdruckrothe mit dem Grünſpan, welches ſchon ein ſehr dunkles Roth iſt, ſo darf man nur unter ein Maß von dieſem, $\frac{1}{8}$ Maß Eiſenbrühe miſchen. Soll dieſes Erſtrothe gegen die andern 2 Schattierungen ſehr ſtark abſtechen, ſo kann man $\frac{1}{2}$ Maß Eiſenbrühe nehmen.

Bey weißgründiger Waare ſtehen dieſe dreyerley rothen Schattierungen ſehr gut neben einander, und geben der Waare viel mehr ſchönes Anſehen als wo nur zweyerley Roth iſt, oder ſtatt des Erſtrothen dieſelben nur einen ſchwarzen Umriß haben; bey gefärbten Gründen hingegen, ſie ſehen aus wie ſie wollen, iſt das Erſtrothe überflüßig, weil es nicht ins Auge fällt, und das Schwarze beſſer abſticht, oder man läßt den erſtrothen Model aus der Zeichnung gar weg, und richtet das Erſt- und Anderrothe in einen einzigen Model zuſammen.

Das Erſtrothe, wo man es braucht, muß als Vordruck nur den Umriß zu den rothen Schattierungen machen, folglich nur ſchmahl ſeyn; das Anderrothe muß ſchon die Blume, oder was es ſonſt für ein Gegenſtand iſt, ſtark ausfüllen, weil es der Waare, wenn es recht feurig iſt, das größte Leben giebt, und das Roſen- oder Hellrothe ſoll auch wieder nicht zu viel angebracht werden, ſondern nur etwa halb ſo viel als vom Anderrothen, und auf dieſe Art machen die rothen Schattierungen ein ſchönes Ganzes aus in der weißgründigen Waare. Mehr Roſenroth als Anderroth ſtehet nur auf den Zeichnungen ſchön, wo es freylich viel Parade macht, deswegen die Zeichenmeiſter ſolches auch ſo häufig, mehr als das Anderrothe in ihren Zeichnungen anbringen; aber ſie bedenken nicht, daß das mit Karmin durch Verdünnung gemahlte Roſenroth mit dem in dem Grappkeſſel gefärbten nie einerley Schönheit und Lebhaftigkeit haben kann. Alles Grapprothe iſt ſchon kein Karminroth, doch das Anderrothe kann nach dem Abbleichen noch feurig genug und dem Karminrothen ähnlich werden, aber das Helle-

oder

oder Roſenrothe aus dem Grapp gefärbt verliert ſchon zuviel an Schönheit gegen das Roſenrothe aus dem Karmin. Man hat es ſeit etlichen Jahren um deßwillen durch das Falſchrothe aus Cochenille oder aus Holzfarben, ſowohl bey Gründen als Streiffen und Blumen zu erſetzen geſucht, und dadurch der Waare freylich viel mehr Eleganz gegeben; aber was helfen ſolche ſchöne Farben in der gedruckten Waare, wenn ſie nicht waſchfeſt, ſondern falſch und unhaltbar ſind, von Luft und Sonnenſchein ſchon ſo viel verlieren, und durchs Waſchen vollends gar zu nichts werden? Eine ſolche Liebhaberey kann wohl eine Zeit lang Beyfall finden, bis man das Heilloſe daran kennen gelernet hat, alsdann hört er auf, wie dieſes wirklich ſchon der Fall iſt, daß man von dem Unſinn der lebhaften, falſchen, rothen und violetten Farben zurück kommt; und die weniger feurigen aber dauerhafteren, bleich- und waſchfeſten Farben des Grappkeſſels wieder aufs Neue den Vorzug gewinnen.

No. 4. Mordocé.

Drey Theile Roth No. 1. und 1 Theil gute Eiſenbrühe giebt das eigentliche Mordocé. Zwey Theile Roth zu 1 Theil Eiſenbrühe, wird etwas dunkler, und beyde Theile in gleichem Maß noch dunkler. Auf einen ſolchen Mordocé-Grund beym Mancheſter laſſen ſich noch ſchwarze Gegenſtände von allerhand Faßon drucken, und dieſe zwey Farben ſtechen noch gut mit einander ab; auf weißen Grund aber, wo ohnehin noch ſchwarzes hinein kommt, iſt die Miſchung von gleich viel Roth und Eiſenbrühe, ebenfalls dunkel und ſtark genug.

No. 5. Bourgogne- oder Purpurbraun.

Weit ſchöner iſt dieſe braune Farbe als die vorhergehende, weil ſie vermöge ihres purpurartigen Scheines viel mehr Angenehmes und Lebhaftes hat. Der Grund dazu iſt auch das Rothe No. 1.; aber zur Miſchung nimmt man nicht die lautere ſtarke Eiſenbrühe, ſondern nur das mit Waſſer ſchon geſchwächte Violett, wodurch die Farbe nicht ſo viel ins Braune fällt, als wie beym Mordocé, ſondern mehr ins Purpurartige, und ein Purpurbraun heißen kann. Man kann die Miſchung dazu ebenfalls mit 3 Theilen Roth No. 1. und 1. 2. oder gleiche Theile Violett machen, um dieſe Farbe dunkler oder heller zu bekommen.

Für Sommer- und Wintermancheſter gibt die Bourgogne-Farbe einen noch ſchönern Grund, um noch ſchwarz darauf zu drucken, als die Mordocé-Farbe, und was auf weißen Grund bey dem Piquee und Muſſelin davon gedruckt wird, das hat auch mehr Lieblichkeit, und kann jedem Auge beſſer gefallen als Mordocé.

No. 6. Violett.

Nebſt dem Rothen iſt Violett eine der Hauptfarben für den Grappkeſſel auf baumwollene Waaren, und wenn ſie ſonſt nichts als rothe und violette Schattierungen haben, mit etwas Schwarz, ſo iſt es genug, und dieſe Farben allein, gut und lebhaft gefärbt und ſchön abgebleicht, daß nicht nur die Farben rein, und jede nach ihrer Art ſatt genug da ſtehen, ſondern auch das Weiße recht klar und hell iſt, geben ſchon ſchöne Waaren.

Die

Die violette Farbe, welche auf Kattunwaaren nie anders als durch den Grapp, mithin dauerhaft gefärbt werden ſollte, hat ihren Grund auf ſolche Art in der Eiſenbrühe. Je beſſer und ſtärker dieſe gemacht iſt, deſto ſchöner wird die violette Farbe. Eine fertige violette Farbe wird gewöhnlich aus Roth und Blau zuſammen geſetzt; bey der violetten Farbe aus dem Grapp hingegen iſt ſtatt des Blauen das Schwarze der Eiſenbrühe, was mit dem Rothen des Grapps violett macht, jedoch darf die Eiſenbrühe nicht in ihrer ganzen Stärke dazu kommen, beſonders wenn ſie von gutem Weineſſig gemacht iſt, ſondern ſie muß zuvor mit einem gewiſſen Theile Waſſer vermiſcht und verdünnet werden. Denn eine lautere ſtarke Eiſenbrühe gibt mit dem Grapp Schwarz und ein dunkles Kaſtanienbraun; ſobald aber die Eiſenbrühe ſchwach iſt, nähmlich wenn ſie noch zu jung, und mit Eiſentheilen nicht genug geſättigt, oder wenn eine gute Eiſenbrühe mit Waſſer mehr verdünnet, mithin ihre Eiſentheile mehr vertheilt und dadurch geſchwächt werden: ſo gibt ſie nur violett, weil ſchwarz und roth braun, die graue Schattierung vom Schwarzen aber mit Roth vermiſcht, violett macht.

Es iſt aber freylich wahr, daß dieſes Violett aus dem Grapp niemahls ſo lebhaft und feurig wird, als ein aus blau und roth zuſammen geſetztes Violett iſt; es ſey denn, daß man es in einem recht feinen Grapp färbt, und denſelben dabey auch nicht ſpart; wird hingegen zu dem Mordant nur etwas weniges von dem Rothen No. 1. oder 2. mit der Eiſenbrühe vermiſcht, ſo erhält man in einer feinen und nicht ſchwachen Grappbrühe ein eben ſo feuriges und leb-

haftes Violett nach dem Abbleichen, als das aus roth und blau zuſammengeſetzte falſche Violett iſt.

Zu einem ſehr dunkeln Violett wird unter 4 Maß gute ſtarke Eiſenbrühe wenigſtens ein Maß Waſſer gemiſcht, und etwa $\frac{1}{8}$ Maß Roth No. 1. Oder wenn man die Eiſenbrühe anſtatt des Waſſers mit Eſſig ſchwächt und verdünnet, ſo kann man das Rothe weglaſſen. Es iſt alſo leicht begreiflich, und bedarf keiner beſondern Vorſchrift dazu, daß je heller die violette Farbe werden ſoll, deſto mehr muß man die Eiſenbrühe mit Waſſer verdünnen und ſchwächen, ſo daß bis zur hellſten Schattierung von dem Violetten auf ein M. gute, ſtarke Eiſenbrühe wohl 8 M. Waſſer genommen werden müſſen. Sobald auch die Miſchung bis zur Hälfte von jedem ſteigt, das heißt, gleichviel Waſſer und Eiſenbrühe genommen wird, und man will Rothes darunter miſchen, ſo darf man dazu nicht mehr von dem Rothen No. 1., ſondern von No. 2. oder Roſenfarb nehmen.

Zu dem Grunde auf einen Sommer- oder Wintermancheſter, der noch zum Drucken beſtimmt iſt, kann man die ganz dunkelviolette Farbe nicht brauchen, ſondern nur die mittleren und hellen Schattierungen, um noch etwas Schwarzes oder Dunkelbraunes darauf zu drucken.

Bey dem Piquee und Muſſelin hingegen, oder überhaupt bey allem, was einen weißen Grund erfordert und bekommt, da laſſen ſich alle violette Schattirungen, von der dunkelſten bis zur hellſten, ſehr gut gebrauchen, und geben der Waare viel ſchönes Anſehen.

Zu drey Schattierungen, die neben einander in Streifen, oder was es ſonſt ſeyn mag, zu ſtehen kommen, nimmt man für die dunkelſte

das

das ganz Schwarze, das heißt die lautere Eiſenbrühe; für die zweyte Schattierung die Miſchung von gleich viel Eiſenbrühe und Waſſer, und für die dritte und hellſte 1 M. Eiſenbrühe und 8 M. Waſſer. Dieſes gibt 3 ſehr gut auf einander folgende violette Schattierungen, wenn ſie auch gut gefärbt werden.

Alle dieſe violetten Farben kann man mit Stärke oder Gummi verdickt zum Drucken gebrauchen, für den Grappkeſſel; bei einem ganz gefärbten Grunde ſowohl, als beym bloßen Eindruck auf weißen Grund; doch wenn der Gummi nicht gar zu theuer iſt, iſt derſelbe ſchicklicher als die Stärke, zu ganz feinen violetten Gegenſtänden, auf einem weißen Grunde, nämlich feine Striche, Punkte, Einfaſſungen, Sterne ꝛc. muß man nothwendig die Verdickung mit Stärke machen, weil es einen reineren Druck giebt.

No. 7. Lilac-Farben oder Pfirſich-Blüthe-Farben.

Der Unterſchied zwiſchen dieſen und den violetten Farben beſteht ſowohl in fertigen, mit blau und roth gemiſchten, als in vorgedruckten und für den Grappkeſſel beſtimmten Farben, daß ſie mehr Rothes in ihrer Miſchung haben, als die violette, und zwar ein ſolches Roth, das mehr karmoſinartig, als ponceau-roth iſt, weil durch erſteres dieſe Lilac- und Pfirſichblüth-Farben viel ſchöner und natürlicher werden, als durch letzteres. Sie ſind ebenfalls recht angenehme Farben, die jeder Waare ſowohl im gefärbten Grunde, als im Eindruck bey weißem Grunde ein ſchönes und lebhaftes Anſehen geben. Im

Gebrauche ſind ſie den violetten Farben ganz gleich zu halten, nur, wie geſagt, daß mehr Rothes zur Miſchung kommen muß; wo ich nähmlich zu 4 Maß Violett ⅛ M. Roth einmiſche, da nehme ich zu Lilac ¼ M., aber allemahl ein ſolches, wobey weder Bleyzucker, noch Zinn-Solution iſt, ſondern nebſt dem Alaun der Salmiak oder ein mit Kalk abgezogener Salmiakgeiſt.

Dieſe Lilac- und Pfirſichblüth-Farben geben in allen ihren Schattirungen gute, ſehr ſchickliche Grundfarben für Mancheſter, worauf ſich außer dem Schwarzen auch noch andere dunkle Farben drucken laſſen, beſonders auf das Hell-Lilac, weil es auch mit Braun, Gelb, Grün und Blau gut abſticht, und wenn man annehmen will, daß für Piqueé und Muſſelin doch auch gefärbte Gründe taugen, ſo können es unter den Grappkeſſel-Farben gleichwohl keine andere als nur die roſenrothen, hellvioletten und Lilacfarben ſeyn, und zwar je heller, deſto beſſer und ſchöner, hauptſächlich auf Muſſelinen, weil dieſe doch nur von Frauenzimmern getragen werden, für welche dieſe drey Farben recht angenehm zu tragen ſind, wenn ſie friſch und lebhaft gemacht ſind, und von andern ſchönen eingedruckten oder eingemahlten Farben begleitet werden.

No. 8. Schwarz.

Zum Schwarzen, um ſolches recht ſatt ſchwarz, was man ſchwarz heißen kann, zu erhalten, aus dem Grapp allein gefärbt, oder mit Blauholzbrühe vermiſcht, oder in der lautern Blauholzbrühe, muß die Eiſenbrühe mit ſoviel Eiſenroſttheilchen geſättigt ſeyn, als ein guter

Wein-

Weineſſig nur immer aufzulöſen, und aufgelöſet zu tragen im Stande iſt; denn nur die Eiſentheile allein ſind es, welche die ſchwarze Farbe enthalten, ſie mag hernach im Grapp oder im Blauholz gefärbt werden.

Im lautern Grapp gefärbt wird das Schwarze einen röthlichen Schein haben, und den Dunkelbraunen ähnlich ſehen; im Blauholz allein wird es etwas ins bläuliche fallen; vereiniget man aber auf eine ſchickliche Weiſe Grapp und Blauholz mit einander, ſo wird das Schwarze ganz ſeiner eigenen Natur gemäß ausfallen.

Kann ſchon die Eiſenbrühe zum Bräunen nicht mit Gummi verdickt werden, wenn man ein recht dunkles Braun erhalten will, ſo iſt es zum Schwarzen noch viel weniger tauglich, ſondern es muß die Eiſenbrühe zum ſchwarzen ebenfalls abſolute mit Stärke verdickt werden, ſonſt würde auch die ſtärkſte Eiſenbrühe nur Grau geben. Schwarz und Weiß machen bey allen Kattun-Waaren Schatten und Licht darauf aus, beyde müſſen alſo in ihrer ganzen Stärke daſtehen, damit ſie ſich von allen andern Farben recht deutlich und beſtimmt unterſcheiden.

Schwarz macht nicht nur meiſtens den Grundriß bey der gedruckten Kattunwaare aus, ſondern es wird auch noch in unzähligen beſondern Gegenſtänden darin angebracht, und überall ſoll es ſeine volle Stärke und Dunkelheit oder Dichtigkeit haben, weil keine andere Farbe ſich recht auszeichnen kann, wenn das Schwarze fehlt.

Eben um deßwillen, weil das Schwarze eine Hauptfarbe bey der gedruckten Kattunwaare iſt; weil es nur durch gute, ſtarke, mit Eiſentheilen hinlänglich geſättigte Eiſenbrühe am dun-

kelſten erhalten wird, und weil die Eiſenbrühe auch noch zu ſo viel andern Farben nützlich und nöthig iſt: ſo hat man Urſache alles darauf zu verwenden, was erforderlich iſt, ſeine Eiſenbrühen aufs Beſte zu machen.

Unter mehreren Vorſchriften wird man auch folgende ſehr brauchbar finden:

Man hält ſich dazu eine beſondere hölzerne Kufe, groß oder klein, nach Verhältniß des ſtärkern oder wenigern Gebrauchs der Eiſenbrühen. Dieſe Kufe füllt man bis auf den dritten Theil mit wohl gewaſchenen und von allem Staube, oder anderer Unreinigkeit befreyten Eiſenfeilſpähnen, oder Hammerſchlag. Auf dieſe Eiſenfeilſpähne gießt man entweder eine auf dem erſten Eiſen geſtandene Eiſenbrühe bis die Kufe voll iſt; anfangs aber gießt man nur ſoviel daran, als nöthig iſt, die Eiſenfeilſpähne damit durchzunetzen und anzufeuchten, hernach das übrige vollends darauf, und auf dieſe Art erhält man leicht und geſchwind die beſten und ſtärkſten Eiſenbrühen; oder man nimmt nur einen guten Eſſig, gießt davon ſoviel auf die Feilſpäne, daß ſie angefeuchtet werden, läßt es ſo acht Tage lang ſtehen, daß die Feilſpähne von dem Eſſig angegriffen werden und mit Roſt überlaufen, hernach gießt man noch ſo viel Eſſig darauf, bis die Kufe voll iſt, rühret es wohl auf acht Tage lang, und läßt es hernach ruhig ſtehen, daß ſich die Feilſpähne zu Boden ſetzen, und die Brühe ganz dunkel Roſtgelb wird.

Um nun eine ſolche Eiſenbrühe beſtändig gut und ſtark zum Gebrauch zu unterhalten, ohne daß man nöthig hätte, die Feilſpähne oder Hammerſchlag jemahls heraus zu nehmen, zu waſchen und zu putzen, wie die Eiſenſtücke gewöhn-

wöhnlich von Zeit zu Zeit gereinigt und zum Anroſten an die Luft hingelegt werden, ehe man ſie wieder in Eſſig bringt, ſo füllet man nur alle Tage mit ſo viel Eſſig die Kufe auf, als man von der Eiſenbrühe zum Gebrauch der Druckerey herausgenommen hat, damit die Kufe nie leer wird bis auf die Feilſpähne. Und wenn man glaubt, oder beym Unterſuchen findet, daß die Feilſpähne nach und nach durch den Eſſig verzehrt, und alſo weniger geworden ſind, ſo erſetzt man den Abgang auch wieder mit friſchen, wohl gereinigten Feilſpähnen; auf ſolche Art nun unterhält man eine immerwährende gute, ſtarke Eiſenbrühe. Wer aber bey einer ſtarken Druckerey auch viel Eiſenbrühe braucht, der muß ſich 2 bis 3 ſolcher mit Eiſenfeilſpähnen angeſetzter Kufen halten, und von einer Woche zur andern mit dem Gebrauch derſelben abwechſeln; um aber auch dieſe Eiſenbrühen, ſo wie jede andere, vor Unreinigkeit zu verwahren, muß man die Kufen mit behebe anſchlieſſenden, geflochtenen Strohdeckeln beſtändig wohl zugedeckt halten, denn, wie leicht zu erachten iſt, man kann die Eiſenbrühen von den Feilſpähnen nicht durch Hähne abzapfen, ſondern man muß ſie von oben herausſchöpfen, mithin iſt es nöthig, die Deckel nie zu lange offen zu laſſen, ſondern wenn man nicht mehr heraus ſchöpft, die Kufen ſogleich wieder zuzudecken.

Hiemit ſind nun die brauchbarſten für den Grappkeſſel beſtimmten Vor- und Eindruckfarben geſchloſſen. Hier muß aber auch noch von dem Färben in Grapp ſelbſt das nöthige geſagt werden, weil ſo viel daran gelegen iſt, wie man färbt, um ſeinen Farben die möglichſte Schönheit und Bleichfeſtigkeit zu geben. Dieſen Endzweck

zweck zu erreichen, kommt nicht ſo viel auf die Menge des Grapps, als auf die Güte und Feinheit deſſelben an.

Eine Waare, die nur braun, violett oder ſchwarz hat, und kein roth, oder nur ſehr weniges, erfordert nicht den feinſten, ſondern nur eine mittlere Sorte Grapp, der aber doch gut, das heißt nicht mehr jung, ſondern von gehörigem Alter ſeyn, und ausgegohren haben muß, denn alle Bleichfeſtigkeit liegt hauptſächlich hierin; denn nähme man auch den Grapp häufig und in mehr als hinlänglicher Menge zum färben, er wäre aber noch zu friſch, und hätte noch nicht genug gegohren, ſo würden die Farben auf der Bleiche gewaltig Noth leiden, ſchwach und mager werden, denn ein ſolcher junger, friſcher Grapp kann keine große Hitze beym Färben leiden, ſondern man muß eben um deswillen recht genug davon nehmen, damit die Waare bey der letzten Hitze, ehe der Keſſel kocht, ſchon ihre Farben vollkommen ſatt hat, ohne zu kochen; ein alter wohl gegohrner Grapp hingegen kann in der letzten viertel Stunde eine kochende Hitze leiden, und die Farbe gewinnt dadurch an Sattigkeit, Dunkelheit und Bleichfeſtigkeit.

Wo aber in einer Waare viel Rothes von einerley Art, oder in allen drey Schattierungen ſteht, da muß man immer den feinſten und beſten Grapp dazu nehmen, weil ein geringer Grapp dasjenige Feuer, Leben und Schönheit, welche man von der rothen Farbe fordert, nicht geben und hervorbringen kann, ob man ſchon recht viel und überflüßig davon zum Färben nimmt; hauptſächlich iſt ein ganz feiner guter Grapp nöthig, wo eine Waare viel Roſenroth hat, als bedeckten Grund oder als Eindruck;

denn

denn ein geringer Grapp macht dieſes Hellroth ſehr unangenehm und häßlich, und dieſes um ſo viel mehr, wenn man am Ende des Färbens zu viel und zu lange kochende Hitze gibt, wodurch das Roſenrothe auch von dem feinſten Grapp an ſich ſelbſt ſchon matt wird.

Die Portion des Grapps bey dem Sommer- und Wintermancheſter ſowohl als bey dem Piquee und Muſſelin kann man der Kattunwaare immer gleich rechnen, denn obgleich der Mancheſter und Piquee ſchmahler ſind als die Kattune, ſo ſind ſie hingegen deſto dicker, und erfordern deshalb eben ſo viel Grapp; der Muſſelin aber iſt den Kattunen in der Breite meiſt gleich. So wie man demnach bey den Kattunſorten den Grapp für ein Stück oder für einen Keſſel voll im Gewichte theils nach den mehrern oder wenigern Farben, die ſie enthalten, beſtimmt und nimmt, eben ſo viel nimmt man auch zu dem Mancheſter, Pique und Muſſelin, und irrt ſich auf dieſe Art in der Portion nicht, ſondern erhält davon gut gefärbte Waaren, und daran muß man es auch nicht fehlen laſſen, wenn man ſchöne und lebhafte Grappfarben nicht nur aus dem Keſſel, ſondern auch von der Bleiche erhalten will. Es iſt eine ſehr nachtheilige Sparſamkeit, wenn ein Fabrikant an ſeinen Grappfarben etwas abbrechen will; viel beſſer ſind ſchöne falſche Farben, als elend, liederlich und ſchlecht gefärbte, matte und magere Grappkeſſel-Farben, welche man doch als feſte Farben erkennt.

Freylich kommt es auch nicht auf vielen Grapp an, um ſchöne und ſatte Farben zu erhalten, ſondern eben ſo viel auf die Art und Weiſe, wie man färbt, ob man auch das Feuer während des Färbens wohl zu regieren und zu unter-

unterhalten verſteht, und dazu muß man beſonders während des Färbens ſowohl die Farben auf den Stücken, wie ſie anfallen und zunehmen, als die Farbbrühe im Keſſel, wie ſie abnimmt, und im Verhältniß mit den Waaren im Keſſel ſteht, wohl zu unterſuchen und zu beurtheilen wiſſen, um voraus gewiß verſichert zu ſeyn, wie die Farben, wenn die Waare von der Bleiche aufgehoben wird, ausſehen werden.

Eben die unrichtige Beurtheilung der Farben, ſo lange die Waare noch im Keſſel iſt, verleitet manchen Fabrikanten zu ſeiner unzeitigen und ſchädlichen Sparſamkeit im Grapp, wenn er die Farben an der Waare ſchon für fertig und ausgefärbt anſieht, in der Farbbrühe im Keſſel hingegen noch zu viel Farbe findet, und alſo glaubt, an der Portion des Grapps abbrechen zu dürfen.

Dieſe rechte Kenntniß und Beurtheilung der Farben, ſo lange die Waare im Grappkeſſel iſt, kann man aber keinem ſchriftlich lehren, ſondern man muß ſie ſich durch fleißiges Beobachten der Waare während des Färbens und durch das Zuſammenhalten der Farben, wenn die Waare aus dem Grappkeſſel kommt, mit den Farben, wie ſie von der Bleiche kommen, überhaupt durch Uebung und Erfahrung ſelbſt erwerben, wenn man darin Meiſter werden will, und dieſes ſoll ein Fabrikant durchaus ſeyn, um ſich nicht bloß ſeinen Leuten hierin anvertrauen zu müſſen; alsdann kann er auch das rechte Verhältniß der Portion des Grapps für ſeine Waaren leicht finden, und nur mit dieſer Wiſſenſchaft und Kenntniß verſehen, kann er alsdann erſt auch die rechte, weiſe und nützliche Sparſamkeit beobachten; denn Ueberfluß gebrauchen, wo man

wirklich

wirklich ſparen kann, iſt Verſchwendung, die weder Nutzen noch Ruhm bringt.

Ueber den Grappgebrauch wollen wir noch ein Paar Regeln hier anfügen, die ſich jeder wohl merken kann.

Es iſt beym Färben im Grapp darauf zu ſehen, ob man ſchlecht, oder gut genug, oder ganz gut färben will. Wer nur ſo viel Grapp nimmt, daß die Farbbrühe im Keſſel von aller Farbe leer, wäſſerig und hell wird, ehe die Waare fertig und gehörig ausgefärbt iſt, der färbt ſchlecht. Wer ſo viel Grapp nimmt, daß die Waare zwar gut gefärbt werden kann, aber erſt in der letzten kochenden Hitze, und die Farbbrühe dazu ganz ausgenutzt werden muß, der färbt gut genug, er wird aber finden, daß die Farben nicht ſo ſchön und ſatt von der Bleiche kommen, als er ſich nach ihrem Anſchein aus dem Keſſel hinweg verſprochen hat, ſondern daß ſie zu viel verlohren haben, und dieſes ſind die Folgen von dem ſogenannten Gut genug, wenn man glaubt, die Grappbrühen müſſen bis aufs äußerſte ausgefärbt und ausgenutzt ſeyn; wer hingegen ſo viel Grapp nimmt, daß die Farben auf der Waare ihre vollkommene Dunkelheit haben, wie es nöthig iſt, wenn ſie ſchön und lebhaft genug von der Bleiche kommen ſollen, noch ehe man die letzte kochende Hitze gibt, und auch bey dieſer Hitze doch noch färbende Theile des Grapps im Keſſel bleiben, von dem allein kann man ſagen, daß er ganz gut färbe, und dieſes Gutfärben iſt jedem Fabrikanten zu empfehlen; denn ſchöne und gute Waare verkauft ſich auch gut.

Von dem Ausbleichen der Waare, die im Grapp gefärbt worden iſt, müſſen wir noch folgendes bemerken.

Wenn

Wenn das erſte Bleichen der rohen Waare nicht von ſchlechter Art geweſen iſt, und der Fabrikant hernach beym Nachbleichen, als einer Vorbereitung der weißen Waare durch mehrere und beſſere Reinigung, dieſe Vorſchriften befolgt hat: ſo wird ſeine Waare gewiß gut aus dem Grappkeſſel kommen, und das Weiße ſich wenig eingefärbt haben, ſo daß es bey gutem Bleichwetter zur rechten Jahrszeit ohne alle Schwierigkeit bald genug ſchon weiß und rein ſeyn wird, um zu weiterer Ausarbeitung aufgehoben und eingetrocknet zu werden.

Weil es aber beym Ausbleichen der im Grapp gefärbten Waare nicht bloß darum zu thun iſt, daß man das Weiße wieder recht ſchön und rein bekomme, ſondern nebenher auch die Farben ſelbſt von den rohen, rußigen und unreinen Theilen des Grapps beſſer ausgehellt, gereinigt, lebhaft, ſchön und friſch gemacht werden müſſen, ſo muß man eben ſowohl auch auf dieſe als auf das Weiße Bedacht nehmen. Es iſt alſo die Frage: wie eines mit dem andern am beſten erhalten werden könne?

Ueberhaupt iſt ſo viel gewiß: Je weniger Künſteleyen und Unkoſten dabey angewendet werden, und je einfacher dieſes Ausbleichen der gefärbten Waare behandelt wird, deſto beſſer iſt es für die Waare und deſto nützlicher für den Fabrikanten.

Man hat lange geglaubt, daß man bey aller Scheckenwaare das Spritzen mit Waſſer nicht entbehren könnte, und mancher Fabrikant, dem das Waſſer nicht ſehr gelegen war, hat große Koſten darauf verwendet, ein gutes Waſſer aus der Ferne herbey zu leiten, und mit eben ſo viel Koſten Kanäle auf ſeiner Bleiche

graben laſſen, aus welchen die Waare mit Waſſer des Tags 3 bis 4 mahl geſpritzt worden iſt, je nachdem das Wetter es nöthig machte: allein die Augsburger Kattunfabrikanten ſind klüger geworden, und haben ihre Waſſerkanäle auf ihren Scheckenbleichen wieder verſtopft und eben gemacht, und bleichen ihre Scheckenwaare jetzt trocken ab, kaufen lieber viel theure Kleye und Seife, und kochen ihre Waare 2, 3 bis 4 mahl in der Kleye allein, oder mit Seife vermiſcht, oder in der Seife allein. Daß man auf dieſe Art Leute, die zum Spritzen erfordert werden, erſparen könne, iſt freylich wahr; doch iſt das Spritzen, wenn es nicht an gutem Waſſer fehlt, auf jeder Scheckenbleiche zu rathen, weil die Waare beſſer geräth.

Wenn die Waare aus dem Grappkeſſel gekommen, wohl ausgewaſchen, gewalkt oder gepanſcht worden iſt, und es fällt ſogleich beym Auslegen derſelben Regenwetter ein, ſo bedarf ſie keines Auskochens in der Kleye oder Seife, ſondern man laſſe ſie nur liegen und ſpritze ſie des Tags ſo oft als ſie trocken wird, bis die Abendfeuchtigkeit ſich einſtellt, und dieſes ſo lange, bis das weiße ſchön, rein und hell iſt; wird hingegen das weiße klar und hell, ehe die Farben lebhaft genug und rein ſind, ſo nimmt man die Waare und kocht ſie einmahl in einem Kleyenwaſſer mit Seife aus, und legt ſie noch einige Tage bey öfterm Spritzen auf die Bleiche, ſo wird beyden geholfen, und das Weiße wird nebſt den Farben ſchön und rein, wie es ſeyn ſoll. Wenn man aber ſiehet, daß das Weiße in der Waare ſich im Grapp ſtark eingefärbt hat, und dabey noch fleckig iſt, ſo kocht man ſie ſogleich, wenn ſie aus dem Grappkeſſel komm,

mit Kleye und Seife aus, wäſcht und walkt ſie wohl aus, legt ſie aufs Feld, und ſpritzt ſie nach Nothdurft des Wetters alle Tage gehörig, ſo bedarf ſie keines weitern Auskochens mehr, ſondern die Farben werden mit dem Weißen zu gleicher Zeit und bald genug ſchön, hell, rein und lebhaft werden. Thorheit iſt es, wenn man glaubt, daß es den Farben ſchade, wenn ſie ſogleich aus dem Grappkeſſel weg, in Kleye und Seife ausgekocht werden, und wenn man meynt, daß die Waare vorher etliche Tage auf dem Felde abliegen müſſe, weil es keinen andern Nutzen hat, als daß es das Bleichen erſchwert, und aufhält. In der Jahrszeit hingegen, wo die beſte Bleichzeit vorüber iſt, muß man dieſen Mangel wohl durch einmahliges öfteres Auskochen erſetzen, nebenbey aber thun gleichwohl um dieſe Zeit auch die Nachtfröſte, Reife und Nebel das ihrige ſtatt des Spritzens zum Bleichen.

Muſſeline und Kattune ſind, wie leicht zu erachten iſt, leichter auszubleichen, als Mancheſter und Piquee, welche längere Zeit, mehr Fleiß und Mühe, und einmahl weiteres Auskochen erfordern, wenn ſie nicht vor dem Drucken als Vorbereitung durchs Bleichen zu mehrerer Reinigung tüchtig für den Grappkeſſel gemacht worden ſind.

Nachdem das Ausbleichen der im Grappkeſſel gefärbten Waaren gehörig beſorgt und dieſelbe zum weiteren Bearbeiten eingetrocknet worden ſind, ſo kann man nun auch die übrigen Farben, welche nach der Zeichnung des Muſters hinein gehören, als fertige Farben entweder eindrucken, oder einmahlen; dieſe fertigen Farben ſind entweder feſte, haltbare oder eigentliche falſche Farben. Wir wollen alſo jetzt in der

2) Abtheilung die brauchbarſten fertigen, feſten und haltbaren Farben zum Drucken und Mahlen beſchreiben.

No. 9. Blau, aus dem Indigo.

So wie unter den Farben, die bey den Kattunwaaren eingefärbt werden, nur die Grappfarben die feſtenſten ſind, eben ſo iſt unter den fertigen Farben, die theils eingedruckt, theils eingemahlt werden, nur die Indigblaue Farbe allein die haltbarſte und dauerhafteſte; ſie iſt es aber nicht abſolute, obwohl ſie es ihrer Natur und Urſprung nach ſeyn ſoll und kann, denn man kann ſie ja auch eben ſo ſchlecht und unhaltbar machen als irgend eine andere falſche Farbe, ſondern ſie wird erſt durch die rechte, ihren Beſtandtheilen gemäße Entwicklung zur feſten Farbe, wie dieſes auch bey den Grappfarben der Fall iſt, die durch eine unſchickliche Entwicklung ebenfalls ſchlecht, unhaltbar und elend genug gemacht werden können.

So wie es aber bey den Grappfarben nicht allein um ihre Feſtigkeit zu thun iſt, ſondern eben ſo viel um die mehrſte Schönheit derſelben, welche neben der Feſtigkeit gar wohl beſtehen kann; ſo macht auch die bloße Dauerhaftigkeit und Unveränderlichkeit der blauen Farbe ihren Werth nicht allein aus, ſondern die vorzügliche Schönheit und Lebhaftigkeit der blauen Farbe iſt eben ſo ein großer Theil ihres Werths, als ihre Feſtigkeit. Man muß alſo bey Verfertigung der blauen Farbe eben ſowohl auf ihre vorzügliche Schönheit, als auf ihre Feſtigkeit ſein Augenmerk richten. Die letzte Eigenſchaft kann ſie auf mancherley Weiſe erhalten, und man

man iſt nicht an eine einzige Art und Weiſe ihrer Entwicklung gebunden; aber jede andere Art derſelben giebt auch der Farbe eine andere Geſtalt, und es wird entweder grünlich, dem ſächſiſch blauen ähnlich, welches nicht die wahre urſprüngliche Geſtalt der blauen Farbe iſt, oder durch eine andere Entwicklung wird ſie röthlich, ein eigentliches Fayence-blau.

Um für Piquee und Muſſeline eine vorzüglich ſchöne blaue kalte Farbe zu haben, welche ächt und zum Arbeiten bequem dabey nicht theuer iſt, gibt Herr Gülich folgende Vorſchrift:

R. 1 Pfund feinen Indigo Quatimalo.
3 Pfund guten ungelöſchten Kalk.
2 Pfund gute Potaſche.
$1\frac{1}{4}$ Pfund Auripigment.

Den Indigo aufs feinſte abzureiben, daß man zuletzt nicht das mindeſte von groben Theilen mehr zwiſchen den Fingern ſpürt, dieſes kann man bey jeder blauen Farbe nie genug empfehlen; denn es hängt zu völliger Entwicklung gar zu viel davon ab, weil auch nur die feinſten ſandähnlichen Theile des Indigo durch nichts, weder kalt noch warm, zur Entwickelung gebracht werden können, alſo unbenutzt liegen bleiben, oder, wenn ſie auf die Waare kommen, doch im Waſſer wegfließen, und alſo zum Nachtheil der Farbe verlohren gehen.

Man nimmt zum Abreiben des Indigo, wenn man eine etwas ſatte Farbe haben will, nicht mehr als 6 M. Waſſer, aber auch 8 M. Waſſer iſt nicht zu viel, wenn der Indigo gut und feurig iſt, und es gibt eine blaue Farbe, die für Kattunwaaren ſtark genug iſt; denn es ſoll doch immer nur ein ſchönes Hellblau ſeyn. Man nimmt zum Abreiben allemahl nur 3 Theile von dem

dem Waſſer, und das übrige behält man zurück zum Abſchwemmen der Kugeln und Ausſchwenken der Reibſchale.

Wenn der Indigo fein genug 'abgerieben iſt, ſo gießt man die Farbe in ein reines hölzernes Geſchirr, das ſo groß ſeyn muß, als man zu ſeinem gewöhnlichen Anſatze es nöthig hat. Zu dem Indigo wird zuerſt die Potaſche klein zerſtoßen eingerührt, man rührt aber die Farbe nur etwa eine halbe Stunde, und läßt ſie hernach wieder ein Paar Stunden ruhig ſtehen; ſpürt man, daß die Potaſche in der blauen Farbe ſich völlig aufgelöſet hat, ſo rührt man auch den Kalk ein, ebenfalls klein zerſtoßen, oder an der Luft zu Pulver zerfallen, und hält es mit dem Umrühren, wie bey der Potaſche. So wie ſich der Kalk in der Farbe nach und nach auflöſet, wird die Farbe ſchon ſchön blau, bekommt Blumen, aber auch nur blau, und es fehlt die Kupferfarbe noch an den Blumen. Sobald aber zuletzt auch noch das fein geſtoßene Auripigment hinein gerührt wird, erſcheint nach und nach zuſehends alles, wie man es von einer völlig entwickelten blauen Farbe fordert und erwartet, auch der ſtarke Geruch läßt ſich ſpüren, und nun läßt man die Farbe ruhig ſtehen, daß ſie ſich ſetzen, die erdichten Theile von allem dem, was zur Entwickelung gebraucht worden iſt, ſich niederſchlagen können, und die entwickelte Farbbrühe zum Gebrauche rein und lauter oben, die Kupferblumen aber drüber ſtehen. Man probiert ſie, ob ſie ihre rechte Schönheit und Feſtigkeit beym Auswaſchen hat, rührt ſie ſodann noch einmahl wohl auf, und den andern Tag gießt man die helle Farbbrühe von dem Satze ab, rührt auf jede Maß davon wenigſtens 1 Pfund feinen

 geſtoße-

geſtoßenen Gummi nach und nach ein, und wenn auch dieſer darin, wie alles vorherige, kalt aufgelöſet worden iſt, ſo läßt man die Farbe durch ein feines Sieb laufen, damit auch der unreine Satz vom Gummi zurück bleibt, und man zum Mahlen auf die Waare eine recht klare, ſchöne Farbe bekommt, womit man die feinſten Schattierſtriche, Puncte und dergleichen kleine Sachen machen kann.

Der Satz, wovon nur das Klare zu dieſer blauen Farbe gebraucht worden iſt, wird noch weiter auf folgende Weiſe benutzt:

Man macht eine kauſtiſche Lauge von 2 Pfund Kalk und 1 Pfund Potaſche auf 4 M. Waſſer gerechnet, womit der Kalk und die Potaſche gekocht werden. Wenn die Lauge kalt geworden iſt und ſich geſetzt hat, daß man das Klare davon abgießen kann, ſo rührt man ſie in den Satz der Farbe ein, wovon dieſer neuerdings alle Eigenſchaften einer vollkommen entwickelten blauen Farbe erhält, und wenn er einigemahl mit der Lauge aufgerührt worden iſt, ſo läßt man es ruhig ſtehen, daß die erdichten Theile des Satzes ſich niederſchlagen, alsdann nimmt man die klare Farbe wieder oben hinweg, gummirt ſolche wie die erſte Farbbrühe, und ſie wird noch eben die Dienſte thun, und eine eben ſo ſchöne blaue Farbe geben wie die erſte, zum Mahlen und Drucken.

Nun iſt aber dieſer Satz ſchon ſo viel ausgenutzt und geſchwächt, daß man ihn zu keiner Mahlfarbe für Kattunwaaren mehr gebrauchen kann, wohl aber kann er mit heißem Waſſer noch einmahl übergoſſen und noch Garne ꝛc. ſchön hellblau daraus gefärbt werden, ſo daß man nichts von dieſer blauen Farbe wegwerfen muß,

bis es gar zu nichts mehr taugt. Hierin beſteht das Oekonomiſche der blauen Farbe, und dieſes iſt auch der Fall bey allen andern Farben, daß man nichts weggießen muß, bis es recht benutzt worden iſt, und ſollte es nur die geringſte Holzfarbe ſeyn.

Braucht man dieſe Farbe zum Eindrucken auf Mancheſter, Piquee oder Muſſeline, ſo muß ſie etwas dicker, als zum Mahlen gummirt ſeyn, damit ſie einen reinen Druck für die feinſten Sachen gibt, die man drucken will, doch darf ſie auch nicht gar zu dick gummirt ſeyn; denn ſie muß nothwendig auf der Waare durchſetzen, ſonſt geht die Farbe beym Auswaſchen im Waſſer verlohren.

Wenn man in der Kattunwaare mit weißem Grunde neben dem Hellblauen eine dunkle Schattirung von Blau haben will, ſo darf man nur auf das Grappviolette Hellblau mahlen oder drucken, ſo erhält man dadurch eine dunkelbaue Farbe, die auf ſolche Weiſe auch eine ganz ſolide feſte Farbe wird, weil das Hellblau auch auf einen feſten Grund kommt.

No. 10. Roſtgelb.

Außer den Grappfarben und dem Indigblauen gibt es für die Kattunwaaren keine ſo gute waſch- und bleichfeſte Farbe mehr als das Roſtgelbe iſt. Dieſe Farbe mag dunkel oder hell, d. h. als ein wahres ſattes Roſtgelb, oder als ein helles Strohgelb gemacht werden, ſo iſt ſie gut. Doch iſt ihre Dauerhaftigkeit ſo weit eingeſchränkt, daß ſie zwar das Waſchen in der ſtärkſten Lauge wohl vertragen kann, und davon immer ſchöner wird, aber jede ſtarke Säure, die

darauf kommt, macht die Farbe ſchwächer und heller, oder nimmt ſie gar weg, auch ſogar der Wein greift ſie an, ob ſie ſchon durch den beſten Eſſig erzeugt und hergeſtellt wird.

Wie ſie gemacht werde, bedarf keiner beſondern Vorſchrift, ſondern eine gute, ſtarke, mit Eiſentheilen wohl geſättigte Eiſenbrühe, wie No. 8. iſt auch der Grund zur roſtgelben Farbe; denn ſo lange ein Eiſenroſt mit keiner andern Farbe in Vermiſchung kommt, bleibt er immer nur gelb, und je mehr die Eiſenroſttheile in dem Eſſig concentrirt zuſammen kommen, deſto dunkler wird die gelbe Farbe davon. Soll aber dieſelbe auch recht ſchön, rein und lebhaft werden, ſo muß man ſich wohl hüten, daß ja nichts Widriges, nichts Fremdes, keine Unreinigkeit dazu komme, ſonſt verändert ſie ſich plötzlich. Durch Gelb von Farbbeeren, Gelbholz, und allen andern gelbfärbenden Materien, wird ſie oliven; durch Blauholzbrühe ſchwarz, grau; durch Rothholzbrühen braun; durch den Grapp ſchwarz, violett, braun, grau ꝛc.

Auch kann das Roſtgelbe mit keinem fremden Zuſatze, der ſelbſt keine Farbe, ſondern nur Salztheile hat, verſchönert oder verbeſſert werden, und es gehen dabey alle Künſteleyen verlohren, durch die man das Roſtgelbe ſchöner oder beſſer machen wollte. Ein und andere Salze machen wohl die Eiſenroſtbrühe etwas dunkeler anzuſehen fürs Auge, aber nicht ſchöner und nicht beſſer, ſondern eine ſolche durch fremde Zuſätze erzwungene dunklere Eiſenroſtbrühe wird beym Auswaſchen im Waſſer wieder ſchlechter, heller, trüber, oder geht gar verlohren. Alle Schönheit und Feſtigkeit des Roſtgelben liegt bloß in einem durch einen guten Weineſſig erzeugten

zeugten, ganz ſimplen, aber reinen und concentrirten Eiſenroſt. Eine ſolche Eiſenroſtbrühe muß beym Koſten im Munde ganz ſüß, aber etwas herbe und zuſammenziehend ſeyn; woran man, ſo wie an der ſchönen ganz braun oder rothgelben Farbe ſie auch nach ihrem Werthe kennen kann.

Das Kennzeichen einer guten Eiſenroſtfarbe iſt dieſes, daß ſie, nach dem Aufdrucken oder Mahlen, beym Abtrocknen immer dunkler wird, und auch im Waſſer, je länger ſie darin hängt, deſto mehr an Schönheit und Dunkelheit an Farbe zulegt.

Will man dieſes Roſtgelbe nicht in ſeiner ganzen Stärke haben, ſondern hellere Schattirungen davon machen, ſo darf man ſie nur mit Waſſer verdünnen und ſchwächen, und alle hellern, bis auf die kaum ſichtbare Schattirung davon, werden doch ſchön und lieblich, wenn man hingegen zu dem Roſtgelben allerhand fremde Dinge braucht, um ſolches dadurch deſto dunkler zu machen, ſo werden die verdünnten und mit Waſſer geſchwächten hellern Schattirungen davon immer weniger ſchön, lebhaft und angenehm ſeyn, je mehr ſie ſich von dem Dunkelſten dieſer Farbe entfernen.

Zur Kattunmahlerey muß man das Roſtgelbe mit Stärke verdicken, wenn man nach dem Auswaſchen im Waſſer noch eine ſchöne ſatte Farbe übrig behalten will, denn eine Gummifarbe, wenn ſie nur mit dem Pinſel eingemahlt, oder beym Drucken der Model einmahl und nicht zweymahl abgeſchlagen wird, kann nie ſatt und dunkel genug werden. Man kocht aber zum Mahlen das Roſtgelbe mit der Stärke nicht zu dick, ſondern nimmt dazu immer 2 Loth weni-

ger auf das Maß Eiſenbrühe, als was zum Drucken beſtimmt iſt.

Was von der roſtgelben Farbe eingedruckt wird, das kann ſowohl mit Stärke als Gummi verdickt werden, es mag hell oder dunkel werden ſollen. Man findet nähmlich bey dem Mancheſter, Piquee und Muſſelin zwar keine roſtgelbe Gründe, wie bey dem Kattun, dagegen dieſe Farbe aber hell oder dunkel in mehr oder weniger breiten Streifen und andern dergleichen kleineren oder größeren Gegenſtänden, und je nachdem dieſe beſchaffen ſind, kann man den Model nur ein oder zweymahl abſchlagen, und richtet ſich mit der Verdickung darnach bey den Gummifarben. Hat man hingegen ganz feine Model und Muſter zu drucken, ſo muß man nothwendig eine Stärkefarbe dazu nehmen, nicht allein wegen des reineren Abdrucks, ſondern auch weil eine Gummifarbe nie ſo dunkel wird, als eine Stärkefarbe, die Eiſenbrühe mag an ſich ſelbſt ſo ſtark und dunkel ſeyn, als ſie will.

No. 11. Grün, durch gutes Blau und Gelb.

Von einer guten grünen Farbe kann nie anders die Rede ſeyn, als daß man auf das gute Indigblaue ein ſchönes, ſattes Gelb ſetzt, oder auch umgekehrt, wobey man denn immer nur auf das Blaue ſich verlaſſen kann, daß es bey allem Gebrauche ſtehen bleibt, das Gelbe hingegen, ſey es auch gemacht von was, oder wie es will, nach und nach durchs Waſchen in Seife und Lauge verlohren geht, ſo daß bald genug nur das Blaue von dem Grünen noch übrig bleibt.

Setzt

Setzt man das Gelbe aufs Blaue, ſo wird die grüne Farbe allemahl ins Grasgrüne fallen, wenn das Gelbe ſtark genug geweſen iſt. Dieſes iſt auch ſo das allgemeine Grün in allen Kattunwaaren, es mag gemahlt oder gedruckt ſeyn.

Wird hingegen das Gelbe zuerſt aufgetragen, und das Blaue darauf geſetzt, ſo erhält das Grüne eine mehr ins Blaue fallende Farbe, und wird dunkler als das Vorhergehende, welches bey vielen Gegenſtänden der Muſter in den Kattunwaaren, die man der Natur gemäß mahlen will, ſo ſeyn muß.

Ein ſchwaches Gelb auf ein ſattes Blau geſetzt, giebt die ins Bläuliche fallende Seladongrüne Farbe, umgekehrt, wo nähmlich ein ſtarkes Gelb auf ein ſchwaches Blau kommt, wird es eine papageygrüne Farbe.

Nimmt man ſowohl das Blaue als Gelbe nur ſchwach, ſo giebt es die helle und feine apfelgrüne, zeiſiggrüne, meergrüne Farben, je nachdem das Blaue oder Gelbe zuerſt aufgetragen wird, oder eins vor dem andern ein wenig ſtärker oder ſchwächer iſt. Ein Zeichner muß bey ſeinen Muſtern dieſe Farben der Natur, den Gegenſtänden gemäß, die er damit vorſtellen will, der Mahlerinn ſchon vorzeichnen, und der Farbenmacher muß der Mahlerinn ebenfalls dazu helfen, daß ſie die Farben auf der Waare gehörig hervor bringen kann, wenn ſie ſich darin durch erlangte Uebung und Erfahrung nicht ſelbſt zu helfen weiß. Dieſes iſt doch ſehr leicht, wenn eine Mahlerinn nur ihre 2 Hauptfarben in rechter Stärke und Dunkelheit von dem Coloriſten erhält, daß ſie hernach die Miſchungen derſelben, die Verdünnung und Schwächung, mithin

mithin die nöthigen Veränderungen zu machen im Stande ſeyn kann, wie ſie es zur vorgezeich-neten Farbe braucht und haben muß; und es trägt bey den grünen Farben insbeſondere viel zur Schönheit der! Waare bey, wenn man jedem Gegenſtande der Zeichnung ſeine rechte, natürli-che Farbe auf der Waare zu geben weiß. Die-ſes iſt bey den fertigen Farben zur Mahlerey und Druckerey, gut oder falſch iſt einerley, im-mer viel leichter zu leiſten, als bey den Vor-druckfarben für den Grappkeſſel, wobey noch ſo viel auf eie Qualität des Grapps, auf die Por-tion deſſelben, und auf die Art und Weiſe des Färbens, ja zuletzt noch auf das Abbleichen an-kommt, daß der erfahrendſte und geübteſte Colo-riſt doch nie verſichert ſeyn kann, ob die vorge-zeichnete Farbe des Muſters, auch auf dem Stücke durch die Miſchung ſeiner Vordruckfar-ben, richtig hervor kommen, und weder zu dun-kel noch zu hell ausfallen werde.

Bey den fertigen Farben zur Mahlerey oder zum Drucken hat man hingegen nur zu beobachten und darauf zu ſehen, wie eine Farbe nach dem Auswaſchen im Waſſer ſich verhalte; ob ſie dunkler oder heller wird; mehr oder we-niger von einer Stärke, Lebhaftigkeit und Schön-heit verliert oder gewinnt, und ſich zu ihrem Vortheil oder Nachtheil verändert, um in dem Verhältniß der Zuſätze nachzuhelfen, ab oder dazu zu thun, damit man die rechte Farbe und Schattierung in der Zeichnung auch auf dem Muſter deſto zuverläſſiger erhält.

Man kann auf das Blaue auch Roſtgelb ſetzen, und erhält dadurch eine zwar dauerhafte aber nicht gar angenehme oder beliebte bouteil-lengrüne Farbe. Doch kann ſie ebenfalls auch

zur

zur Veränderung dienen als die andern grünen Farben, beſonders bey dem Sommer- und Wintermancheſter, als Mannsſtoffen, wo keine Farbe ſo ſeltſam und widrig ausſehen kann, daß ſie nicht Liebhaber fände. Ferner kann man das Orangegelbe aus dem Orlean aufs Blaue ſetzen, ſo erhält man eine andere Art Grün, das wirklich ſchön und lebhaft iſt, der Olivenfarbe gleich kommt, und dafür gelten kann, aber mehr ein Olivengelb iſt, oder ein ſattes Merdois.

Alles, was aufs Blaue geſetzt wird, muß ebenfalls eine Gummifarbe ſeyn, wie das Blaue ſelbſt, darf aber nicht zu dick gummirt ſeyn, damit es deſto eher in das Blaue eindringt und durchſetzt, weil das Blaue ohnehin keine von allen andern Farben gerne annimmt, wenn alſo eine Farbe, die man aufs Blaue ſetzt, zu dick gummirt iſt, ſo bleibt ſie nur oben darauf ſitzen, dringt den Faden nicht durch, und geht beym Auswaſchen im Waſſer meiſt verlohren; das Blaue wird allemahl zuerſt ausgewaſchen und ausgewalkt, oder gepanſcht, ehe man eine andere Farbe drauf mahlt, und wenn die blaue Farbe auf dieſe Art zuvor gereinigt iſt, ſo wird ſie auch nach dem Abtrocknen gerollt oder gemangt, und alsdann erſt die weitere Farbe darauf getragen.

Für Mancheſter ſind, wie ſchon geſagt, alle grüne Farben, ſie mögen ausſehen und Nahmen haben wie ſie wollen, brauchbar, aber nicht auch ſo für Piquee und Muſſelin, weil dieſe wenig anders als mit weißem Grunde getragen werden, auf welchem nur ſchöne, lebhafte, friſch grüne Farben ſtehen ſollen.

Daß

No. 12. Violett aus gutem Blau, und Holzroth.

Daß dieſe Farbe eben ſo wenig eine ganz vollkommene, waſch- und bleichfeſte Farbe ſey, als die Grüne, iſt leicht begreiflich, weil ſie aber auf den gut blauen Grund gemahlt wird, ſo kann man ſie auch nicht unter die ſchlechten Farben rechnen, eben ſo wie die grünen Farben.

Man verfährt mit dem Blauen, wie vorhin beym Grünen ſchon geſagt worden iſt, alsdann wird die weiter hin vorkommende falſchrothe Holzfarbe No. 18. darauf gemahlt, welches nach dem Auswaſchen im Waſſer eine ſchöne violette Farbe giebt. Schwach darf aber die rothe Farbe nicht seyn, ſonſt wird das Violette zu mager, und hat kein gutes Anſehen, es ſey denn, daß man auch einen ſchwachen blauen Grund vor ſich habe, ſo macht es hernach mit dem ſchwachen rothen nur eine Lillafarbe. Aber eine Veränderung kann man damit machen, wenn man das Rothe entweder mehr hochroth, oder mehr Carmoſinroth macht, wie es bey der rothen Holzfarbe angemerkt wird; durch dieſes veränderte Roth wird alsdann auch das Violette verändert, und entweder auf dem Blauen zu einem natürlichen Violett, das zwiſchen Blau und Roth inne ſteht, oder zu einem Purpurviolett, das mehr roth als blau ausſiehet, oder zu einer Art von Dunkelblau, das dem Violetten ähnlich ſiehet, aber mehr Blau als Roth hat, und ein feuriges Dunkelblau heißen kann.

Alle dieſe violetten Schattierungen ſind angenehm und ſchön für Mancheſter, Piquee und Muſſeline; beſonders dienen ſie gut, wenn man auf einer Waare gar keine Grappfarben haben will, oder nach der Zeichnung des Muſters keine anbrin-

anbringen kann, da denn ſolche halbgute und feſte Farben doch einigermaßen beſſer ſind, als die ganz falſchen Farben, aber auch ſowohl in Betracht der Farben, als des mehrern Arbeitslohns etwas theurer als die fertigen falſchen Farben, weil das Blaue ſchon mehr koſtet, als jede andere fertige Farbe, und weil dieſe auf Blau gemahlten Farben mehr zu mahlen koſten, als eine ganz fertige falſche Farbe, welche mit einem Mahle aufgeſtrichen oder aufgedruckt wird.

Ein anderer Vortheil für den Fabrikanten bey ſolchen fertigen ganz- oder halbfeſten Farben iſt dieſer, daß ſie bald fertig ſind, mithin viele Zeit, Arbeit und Leute dabey erſpart werden können, gegen die Grappfarben, welche ſo viele Zeit und Leute erfordern, bis ſie nur von der Bleiche kommen, wo ſie alsdann doch noch nicht fertig ſind.

N. 13. Waſch-, bleich- und feuerfeſtes Violett und Purpur.

R. Vom feinſten Dukatengolde, ſo viel man will.
Aqua Regis, oder Königswaſſer, ſo viel zur Auflöſung des Goldes nöthig iſt.
Zinnſolution nach Nothdurft.

Daß ein feines, mit andern metalliſchen Theilen unvermiſchtes Gold hierzu nöthig ſey, wird daraus leicht begreiflich, weil nur die Zinnſolution mit der Goldauflöſung die violette oder Purpurfarbe hervor bringt, und keine andere metalliſche Auflöſung mit dem Zinn dieſe Farbe zeigt, mithin jedes andere mit dem Golde vermiſchte Metall dieſe Farbe verändert, und nicht in ihrer wahren Reinigkeit eben ſo wenig als in ihrer

ihrer natürlichen Feſtigkeit darſtellt. Ein ganz feines Gold iſt alſo unumgänglich dazu nöthig, weil es nur allein den Grundſtoff zu dieſer Farbe enthält.

Das Gold wird bekanntlich durch kein lauteres Scheidewaſſer, ſondern nur durch ein Königswaſſer, das heißt, durch ein mit reinem Waſſer und flüchtigem alkaliſchen Salze vermiſchtes und geſchwächtes Scheidewaſſer, ganz zu einer klaren goldfarbigen Solution aufgelöſet, oder auch nur durch ein mit eben ſo ſtarker Portion Waſſer allein geſchwächtes Scheidewaſſer; bey dem Gebrauche des Goldes aber zur violetten Farbe iſt eine kleine Portion Salmiak nicht überflüſſig.

Auf 1 Pfund gutes Scheidewaſſer, nimmt man alſo eben ſo viel, wo möglich, deſtillirtes Regen- oder Schneewaſſer, oder wenigſtens muß es ein reines Waſſer ſeyn, das nicht viele fremde Salztheile bey ſich führt. In dieſem Waſſer löſet man zuerſt 4 Loth Salmiak oder auch ſo viel Kochſalz auf, und gießt alsdann erſt das Scheidewaſſer dazu, rüttelt alles wohl unter einander, filtrirt es durch ein Fließpapier, ſo hat man zu unſerm Gebrauch ein gutes Königswaſſer, worin ſich das Gold gern und bald auflößt, doch bey nur mäßiger Wärme geſchwinder als kalt, wenn es aber nicht Eile hat, kann es füglich kalt geſchehen, man muß ihm nur Zeit laſſen, das Gold wird aber vorher in kleine dünne Stückchen geſchnitten, oder gefeilt, doch iſt das Zerſchneiden beſſer als das Feilen oder Raſpeln, weil ſich weniger Eiſentheile damit vermiſchen können, welche keine gute Dienſte dabey thun, da ſo viel daran gelegen iſt, das Gold rein zu erhalten.

Hat

Hat man ſeine Goldſolution fertig, ſo muß man auch die Zinnſolution bereit machen. Zu der Zinnſolution braucht man kein anderes Kőnigswaſſer zu machen als zu dem Golde, ſondern es iſt einerley zur Auflőſung fűr beyde. Man ſorgt alſo nur dafűr, daß man ein reines engliſches Zinn bekommt, und daß es auf eine ſchickliche Art ebenfalls klein gemacht wird, entweder durch Abdrehen oder durch Granuliren, wenn das am Feuer ſchmelzende Zinn ausgegoſſen wird, weil es im Kőnigswaſſer nur kalt ſich gerne auflőſen láßt. Man kann dazu keine beſtimmte Portion vorſchreiben, wie viel Zinn darin aufgelőſet werden ſolle, denn es lőſet nicht mehr auf, als bis es genug damit geſáttigt iſt, was zu viel iſt, bleibt im Kőnigswaſſer unberűhrt liegen, und zu viel Zinn kann auch nicht hinein kommen, ſondern ſo viel es auflőſet, eben ſo viel iſt auch nőthig und gut, um eine zu jedem Gebrauch dienliche Zinnſolution zu bekommen. Nur ſoviel kann man dazu ſagen, daß es am beſten iſt, wenn man nicht zu viel Zinn auf einmahl hinein thut, ſondern nur nach und nach allemahl etwas Weniges, und wenn man ſiehet, daß zuletzt die Auflőſung langſam und ſchwer gehet, ſo hőrt man auf, láßt es ruhig ſtehen, bis ſich die Solution abgehellt hat, und ganz klar von dem Bodenſatz in ein anderes reines Geſchirr, von Glas, Porcellain oder Stein abgegoſſen werden kann. Wenn die Zinn-Solution eine ſchőne weingelbe Farbe hat, ſo iſt ſie gut und thut ihre gehőrige Wirkung zur Entwicklung und Hervorbringung der ſo ſchőnen, glánzenden und unzerſtőrlichen violetten Farbe aus der Goldſolution, die man nach der ſichtbaren Farbe dieſer

Solutionen, die beyde gelb ſind, nicht darin geſucht hätte.

Wenn man nun die Entwicklung vornehmen, und die violette Farbe dadurch hervor bringen will, ſo nimmt man ein klares, friſches und reines Waſſer, gießt zuerſt von der Goldſolution ſo viel hinein, bis das Waſſer eine gelbe Farbe davon angenommen hat, hernach gießt man auch ſo viel von der Zinnſolution dazu, bis man eine violette Farbe, die ſatt genug iſt, darin hervorkommen ſiehet. Je mehr Goldſolution in das Waſſer kommt, deſto mehr erfordert es auch Zinnſolution zur Entwicklung, und deſto dunkler wird die Farbe; zu viel Zinn aber iſt nichts nütze, denn es ſchadet der Feſtigkeit und Schönheit dieſer Farbe. Das Verhältniß beyder Solutionen gegen einander läßt ſich nicht genau angeben, iſt auch nicht nöthig, weil es ſich leicht finden läßt. Man darf nur von beyden Solutionen in einem kleinen Glaſe, oder Porcellainſchale tropfenweiſe in das Waſſer fallen laſſen, ſo ſiehet man alsbald, wenn es genug iſt, und wie viel von jeder derſelben nöthig iſt, die rechte Farbe zu erhalten. So viel iſt richtig, und bey jeder Farbe als Maßſtab anzunehmen, daß das Mittel zur Entwicklung einer Farbe immer weniger ſeyn darf und muß, als die Farbbrühe ſelbſt; daß jede Entwicklung ihren einzigen, richtigen und ſichern Punct hat, wo ſie inneſteht, und was mehr oder weniger iſt, läßt die Farbe entweder noch zu ſchwach, oder macht ſie weniger haltbar und feſt. Trifft man aber bey jeder Farbe den rechten Punkt der Entwicklung, ſo hat die Farbe ihre möglichſte Schönheit, Stärke und Feſtigkeit erlangt.

Dieſe

Dieſe violette Farbe kann, mit Gummi verdickt, ſowohl zum Mahlen als Drucken gebraucht werden; gibt in Vermiſchung mit andern metalliſchen Solutionen, oder mit andern Farbbrühen aus dem Thier- oder Pflanzenreiche zwar mancherley Veränderungen, deren aber keine mehr die ganze unzerſtörliche Feſtigkeit hat, als wenn ſie für ſich allein in ihrer eigenen Miſchung bleibt.

Daß auch die rothe Farbe in dem Golde ſtecke, beweiſet das Purpurrothe auf dem Porzellän, denn dort wird die Farbe aus der gemiſchten Gold- und Zinnſolution niedergeſchlagen, und ſieht in trockner Geſtalt auch nicht anders als violett aus, wird alsdann aufs Porzellän gemahlt, und bringt erſt aus dem Schmelzfeuer die Purpurröthe mit ſich, weil wahrſcheinlich die flüchtigern Theile der Zinnſolution in dieſem Schmelzfeuer verlohren gehen, und die wahre Farbe des Goldes in ihrer natürlichen Geſtalt ſtehen bleibt.

3te Abtheilung, enthält einige falſche Farben, als fertige Farben zum Drucken und Mahlen.

Wenn die falſchen Farben auch zu gleicher Zeit die häßlichſten, oder am wenigſten ſchönen Farben wären, ſo wäre es wohl nicht der Mühe werth, ſie zu gebrauchen, ſie möchten ſo wohlfeil ſeyn als ſie wollten; da es aber gerade umgekehrt iſt, und eben die falſchen, oder am wenigſten haltbaren Farben, ſchöner, lebhafter, feuriger und angenehmer als die feſten Farben, daneben allemahl wohlfeiler als dieſe ſind: ſo iſt es kein Wunder, wenn man ſie ſo häufig gebraucht, und ſie der Fabrikant ſo gern macht.

Die Vorſchriften dazu ſind alſo eben ſo nothwendig, als zu den guten Farben, und wer ſie am ſchönſten machen kann, hat den mehrſten Ruhm und Nutzen davon. Nur muß ich bey den falſchen Farben erinnern und empfehlen, daß man dabey nicht zu viel aufs Wohlfeile ſehen ſolle, ſondern mehr auf ihre Schönheit den Bedacht nehme, und dazu nichts ſpare, wenn ſie einen Werth haben und Beyfall finden ſollen.

No. 14. Falſchblau, aus dem Blauholz.

Alle Holzfarben an ſich ſind ſchon von Natur falſche Farben, ſie können es aber noch mehr dadurch werden, wenn ſie unrecht behandelt und entwickelt werden, ſie können hingegen auch als falſche Farben doch auf einige Dauer zum Waſchen gemacht werden, wenn man ſie nur durch Mittel, die ihren eigenen Beſtandtheilen gemäß ſind, gehörig entwickelt, und eben dieſes iſt der Fall bey der blauen Holzfarbe. Man kann ſie durch alkaliſche, feuerbeſtändige oder flüchtige Salze aufſchließen, aber ſie wird dadurch weder ſchön noch dauerhaft genug; ſaure Salze, wie z.B. das Vitriolöhl, Scheidewaſſer, Alaun, Weinſtein, Eſſig, Zitronenſaft ꝛc. machen dieſe Farbe roth. Nur der blaue Vitriol allein iſt das einzige beſte Mittel zur Entwicklung der blauen Holzfarbe, weil er mit dieſer Farbe am meiſten Verwandtſchaft hat, ſie wird auch um deswillen durch den blauen oder Kupfervitriol nicht nur am ſchönſten, ſondern auch am dauerhafteſten, ſo gut es nähmlich werden kann; denn kein anderer Zuſatz macht ſie ſchöner oder feſter, ſondern nur ſchlechter.

R. 1 Pfund gemahlenes, geſchnittenes oder geſtoßenes Blauholz.
6 Loth blauen oder Kupfervitriol.

Um ein Dunkelblau davon zu erhalten, wird das Blauholz mit 3 Maß Waſſer übers Feuer gethan, und bis auf 1½ Maß eingekocht, dadurch erhält man eine ſtarke Farbbrühe. Auf 1 Maß davon wird 4 Loth blauer Vitriol genommen, klein zerſtoßen, und in die durch ein Sieb abgegoſſene Blauholzbrühe, ſo lange ſie noch warm iſt, eingerührt, bis er ganz darin aufgelöſet iſt. Es gibt eine ſchöne dunkelblaue Farbe, die man zum Mahlen und Drucken mit Gummi verdickt, beſonders braucht man ſie gern zum Eindrucken bey geringer wohlfeiler Waare, weil das gute Indigblaue zu theuer dazu iſt, nicht allein aber wegen des theuren Preiſes des Indigos, ſondern auch weil das gute Indigblaue ſo viele Schwierigkeiten beym Eindrucken macht.

Doch wird das Blauholzblau ſelten als ein Dunkelblau gebraucht, ſondern mehr nur als ein ſattes Mittel- und Hellblau. Wenn man alſo eine dunkle fertige Blauholzfarbe hat, ſo darf man nur eben ſo viel, nähmlich für ein Hellblau 2 Theile Gummiwaſſer auf 1 Theil ſolcher ſtarken Blauholzfarbe darunter miſchen, ſo hat man das ſchönſte Hellblau.

Dieſes auf ſolche Art entwickelte, ſowohl dunkle als helle Blaue aus dem Blauholz iſt wirklich nicht ſo ganz ſchlecht, ſondern kann einige Mahl in Seife und Lauge gewaſchen werden, wenn es nur mit einiger Vorſicht geſchieht, ohne daß es verloren ginge, aber durch darauf kommende Säure, von was Art ſie ſey, wird ſie theils in Roth verändert, theils geſchwächt.

Für Piquee und Muſſeline, ſo wie für alle Kattunwaaren mit weißem Grunde, taugt ſie freylich nicht ſo gut, als für Mancheſter und andere Waaren mit dunklem Grunde, weil erſtere ungleich mehr zum Waſchen kommen, auf welchen Umſtand man bey allen falſchen Farben Rückſicht nehmen muß.

No. 15. Goldgelb aus Farbbeeren, zum Mahlen und Drucken.

Man muß dieſe Farbe zwar unter die falſchen Farben rechnen, denn ſie iſt freylich keine von den feſten Farben im wahren Verſtande; allein unter den falſchen Farben iſt dieſe gelbe Farbe keine der ſchlechteſten, ſondern noch immer eine recht gute Farbe, wenn ſie recht gemacht wird; ſie kann aber durch ſchlechte Entwickelung gleichwohl ſo falſch und ſchlecht gemacht werden, daß ſie, im bloßen Waſſer ausgewaſchen und ausgewalkt, verlohren geht; wenn ſie hingegen gehörig entwickelt wird, ſo hält ſie verſchiedene Wäſchen in Seife und Lauge aus, ehe ſie nach und nach ſchwächer, und zuletzt ganz unſichtbar wird.

Da alle gelben Farben überhaupt keine feſten Farben ſind (das Roſtgelbe gehört nicht hierher), ſo gibt es gleichwohl unter allen den vielen gelbfärbenden Materien des Pflanzen- und Thierreichs keine ſchönere und beſſere gelbe Farbe, als die von den Farbbeeren. Es gibt wohl noch manche Dinge, die eben ſo ein ſchönes und feines Gelb geben, aber nicht ſo dauerhaft als die Farbbeeren-Farbe; wieder gibt es eben ſo dauerhafte gelbe Farben als dieſe, oder allenfalls noch feſtere, aber ſie ſind nicht ſchön und lieblich,

ſondern

ſondern widrig und unangenehm, taugen alſo nicht für Kattunwaaren. Endlich gibt es auch keine Pflanze, welche ſo farbreich wäre, als die Farbbeeren; wenn alſo dieſe auch theurer ſind, als viele andere gelbfärbende Materien, ſo wird die Farbe davon doch nicht theurer, ſondern wohlfeiler als jede andere, wenn man ſie recht zu benutzen weiß.

R. 1 Pfund gute Farbbeeren.
½ Pfund Alaun.
2 Loth Bleyzucker.
2 Loth Salmiakgeiſt, mit Kalk abgezogen.

Die Farbbeeren werden zuvor über Nacht in einen guten Weineſſig eingeweicht, daß er die Beeren ganz bedeckt. Den andern Tag werden ſie übers Feuer gethan, und noch friſches Waſſer dazu gegoſſen, daß 3 Maß Eſſig und Waſſer zuſammen auf 1 Pfund Beeren kommen, die man bis auf 1½ Maß einkochen läßt, um davon eine recht ſatte, ſtarke gelbe Farbbrühe zu bekommen. Wenn alſo die Brühe bis auf die Hälfte eingekocht iſt, ſo gießt man ſie durch ein über ein Sieb ausgebreitetes leinenes Tuch in ein hölzernes reines Geſchirr ab, und thut die Beeren zu weiterem Gebrauch wohl verwahrt bey Seite. Während nun die gelbe Farbbrühe noch warm, aber nicht mehr gar zu heiß iſt, wird der Alaun klein geſtoßen hineingerührt, bis man ſpürt, daß er völlig aufgelöſet iſt, hernach rührt man ſogleich auch den Bleyzucker hinein, und läßt es alsdann ſtehen, daß ſich die gröberen erdichten Theile von den Beeren, dem Alaun und Bleyzucker niederſchlagen können, und die Farbbrühe rein und hell wird.

Zum Mahlen und Drucken wird dieſe gelbe Farbe mit Gummi gehörig verdickt; um ſo mehr, als man weder auf Mancheſter, noch Piquee, noch Muſſeline ſolche goldgefärbte Böden macht, auſſer was auf Mancheſter gelb gefärbt wird. Auſſerdem läßt ſich dieſe Farbe zu gelben Böden auf Kattune ſehr füglich mit Stärke verdickt gebrauchen, nur muß man ſie nicht zu dick machen, ſondern etwas geſchmeidig, damit ſie ſich theils gut drucken, theils gern im Waſſer auswaſchen und auflöſen läßt, denn das Gelbe, als eine helle Farbe, ſie mag mit Gummi oder Stärke verdickt werden, muß rein ſeyn, ſonſt iſt auch alle ihre Schönheit nichts, weil ſie gleichſam allein das Licht zu allen andern Farben vorſtellt und jede Waare durch dieſe Farbe erſt am ſchönſten illuminirt wird.

Der Herr Gülich gibt in ſeinem angeführten Werke noch Vorſchriften zu Citrongelb und zu Canariengelb aus Farbbeeren. Ich kann mich hier indeſſen auf dieſe Abſtufungen nicht einlaſſen.

No. 16. Grüne Farben, aus vorherigem Blauen und Gelben.

Ob man gleich alles Grüne, wobey Gelb auf gut blauen Indiggrund geſetzt wird, für ein gutes und dauerhaftes Grün hält, ſo hat doch dieſes fertige Grün, aus Falſchblau und Gelb zuſammengeſetzt, keinen geringern Werth, wenn man es gleich unter die falſchen Farben zählt; denn wenn ſowohl Blau als Gelb gehörig entwickelt wird, ſo iſt das durch ihre Vermiſchung entſtehende Grün eben ſo ſchön und gut als das andere, dabey doch wohlfeiler, weil es theils an

an ſich ſelbſt weniger koſtet, theils als eine ganz fertige Farbe auf einmahl gemahlt oder gedruckt werden kann.

R. Von dem Falſchblauen No. 14. und von dem Gelben No. 15.

Von dieſen beyden Farben macht man ſtarke Farbbrühen, damit man ſowohl dunkelgrüne als durch Verdünnung mit mehr Waſſer auch hellgrüne Farben davon machen kann. Zur Entwicklung kann und darf man nichts anders brauchen, fürs Blaue und Gelbe, als den blauen Vitriol, weil dieſer ſowohl das Blaue als das Gelbe am beſten entwickelt; denn weder der Alaun, noch der Bleyzucker, noch die Zinnſolution taugen zur Entwicklung zum Gelben, wenn es zu Grün genommen wird, weil die grüne Farbe davon nicht ſchön, ſondern mißfärbig wird. Wenn man alſo die Miſchung zu Grün machen will, ſo nimmt man von beyden Farbbrühen, wie ſie vom Abſud kommen, und rührt auf jedes Maß der gemiſchten Brühe 4 Loth klein zerſtoßenen blauen Vitriol ein. Wegen der Miſchung ſelbſt kommt es darauf an, wie man ſeine grüne Farbe haben will. Zu einem ſatten Grasgrün nimmt man 2 Maß gelbe und 1 Maß blaue Brühe, mit 12 Loth blauem Vitriol zuſammen entwickelt. Durch mehr Blau fällt auch das Grüne dunkler und mehr bläulich aus, oder durch mehr Gelb wird das Grüne heller und fällt mehr ins Gelbliche.

Will man hingegen hellgrüne Farben machen, ſie mögen ins Blaue oder Gelbe ſtechen ſollen, ſo darf man nur die beyden ſtarken Farbbrühen entweder jede beſonders, oder wenn

ſie ſchon nach Nothdurft zuſammen gemiſcht und gehörig entwickelt ſind, hernach mit mehr Waſſer ſchwächen und verdünnen, wie es die verlangte helle Farbe erfordert, welches ſich durch kleine Proben leicht finden läßt.

Zum Gebrauche ſowohl für die Mahlerey als Druckerey kann man die grünen Farben mit Gummi oder Stärke verdicken. Zur Mahlerey iſt es am beſten mit Gummi, zum Drucken aber mit Stärke, nur muß man ſie nicht zu dick machen.

Auf ſolche Art dieſe grünen Farben gemiſcht, entwickelt und verdickt, giebt es gewiß ſchöne Farben, ſie mögen mehr ins Blaue oder mehr ins Gelbe fallen, auch ſind ſie für falſche Farben nicht ſchlecht, ſondern dauerhaft genug in Seife und Lauge zum Waſchen, nur muß man ſie nicht zu hart angreifen.

No. 17. Falſchviolett und Lilac.

Weil zu dieſer violetten Farbe nur Holzfarben kommen, ſo iſt ſie im eigentlichen Verſtande eine falſche Farbe; allein es kommt immer auch wieder darauf an, wie die dazu gehörigen Farben, blau und roth, entwickelt werden, daß ſie für ſich ſelbſt ſowohl, als die aus ihrer Vermiſchung entſtehenden violetten Farben entweder wirklich recht ſchlecht und falſch, oder doch ſo ziemlich dauerhaft werden.

R. Blauholzbrühe von No. 14. und Rothholzbrühe von No. 18.

Wie die Blauholzbrühe abgekocht und entwickelt werden ſoll, kann man unter No. 14 finden, und unter No. 18 iſt auch das Rothe klar und deutlich beſchrieben. Werden dieſe beyden

Farben

Farben zu ſtarken Brühen abgekocht, ſo giebt auch ihre Miſchung eine recht dunkle, ſatte violette Farbe; will man ſie hernach heller haben, ſo kann man ſie mit Waſſer vermiſchen und verdünnen nach Nothdurft. Auch kommt es darauf an, ob die Farbe mehr ins Blaue oder ins Rothe fallen ſoll, um ſeine Miſchung darnach zu machen. Weil nun die Blauholzbrühe immer dunkler als die rothe iſt, ſo nimmt man zur Miſchung für ein wahres Violett 2 Theile Roth und einen Theil Blau. Beyde Farben gleich viel zuſammen gemiſcht, wird das Violette zu viel blau; mehr blaue als rothe Farbbrühe, bleibt die Farbe ganz im Blauen ſtehen, und man ſieht kaum einen rothen Schein; hingegen 3 Theile rothe und nur 1 Theil blaue Brühe macht ein Purpurviolett, und bey ſtarker Verdünnung eine Pfirſichblüthfarbe. Wird aber die rothe Holzbrühe nicht für ſich beſonders entwickelt, ſondern nach dem Abſieden unter die ebenfalls unentwickelte Blauholzbrühe gemiſcht, und dieſe Miſchung alsdann erſt mit nichts anderm als blauem Vitriol entwickelt, auf das Maß 4 Loth, ſo fallen alle dieſe aus mancherley veränderter Miſchung der zweyerley Brühen entſtehenden violetten Farben wieder anders aus; weniger dauerhaft werden ſie nicht, denn der blaue Vitriol iſt für Roth und Blau ein gutes Mittel der Entwicklung zu dauerhaften Farben; aber der blaue Vitriol giebt der rothen Farbe eine andere Geſtalt, denn er macht ſie mehr carmoſinroth als hochroth, folglich verändert er auch das aus dieſem Rothen und dem Blauen entſtehende Violett, daß es nach allen veränderten Miſchungen mehr ins Blaue fällt, folglich mehr Roth genommen werden muß, als wenn das

Rothe

Rothe zuvor nach der Vorſchrift unter No. 15 auf Hochroth beſonders entwickelt worden iſt.

Dieſes eigentliche fertige Falſchviolett iſt wegen ſeiner mehrern Schönheit, Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit, die es vor dem Grappvioletten hat, beſonders beliebt und ſteht der Kattunwaare ſehr gut an, wenn es neben andern Farben, allenfalls auch neben dem Grappvioletten zur Mahlerey gebraucht wird, deswegen man es zu Piquee und Muſſelinen mit vielem Vortheil zu ihrer Verſchönerung anwenden kann. Zur Mahlerey muß es mit Gummi verdickt werden.

Wenn man aber das Falſchviolette theils zu gedeckten Böden, theils auf andere Art zum Drucken gebrauchen will, ſo iſt es beſſer, wenn man es mit Stärke verdickt, nur nicht zu viel, ſondern ſehr geſchmeidig, damit die Farbe lieber gleich ſich drucken läßt, auf der Waare durchſetzt und beym Auswaſchen ſich gut reinigen läßt.

No. 18. Falſchrothe Holzfarbe.

Man hat verſchiedene rothe Farbhölzer, die alle zwar ihre Dienſte thun, allein es hat doch immer eines vor dem andern ſeinen Vorzug, theils weil es reicher an Farbſtoff iſt, theils weil es ſchönere Farben giebt, denn das eine macht das Rothe mehr carmoſin-, das andere mehr hochroth, das dritte mehr braunroth. Unter allen rothen Farbhölzern enthält der Fernambuk nicht nur die mehreſten färbenden Theile, ſondern dieſe geben auch bey rechter und ſchicklicher Entwicklung die ſchönſte rothe Farbe; er iſt ſeinem Preiſe nach wohl das theuerſte rothe Farbholz, aber er iſt ſo wohlfeil als andere

rothe Farbhölzer, wenn man ihn recht zu benutzen weiß, und man muß deswegen einem jeden Fabrikanten mehr zum Gebrauche des Fernambuks, als jedes andern rothen Farbholzes rathen.

R. 1 Pfund geſchnittenen, gemahlenen oder geraſpelten Fernambuk.
½ Pfund guten Alaun.
4 Loth Bleyzucker.

Der Fernambuk wird ebenfalls, wie die Farbbeeren, über Nacht mit einem guten Weineſſig eingeweicht, ſo daß er handhoch über den Spänen ſteht. Den andern Tag wird noch ſo viel Waſſer darauf gegoſſen, daß es zuſammen 4 Maß ausmacht, welche alsdann bis auf 2 Maß Farbbrühe eingekocht werden. Die rothe Farbbrühe wird durch ein Sieb in ein tannenes Geſchirr abgegoſſen, oder in einen ſteinernen Hafen, oder in einen gläſernen Kolben; wenn die Brühe noch warm, aber nicht mehr heiß iſt, ſo wird der Alaun zuerſt hinein gerührt, bis man ſpürt, daß er in der warmen Farbbrühe ſich ganz aufgelöſet hat, alsdann rührt man auch den Bleyzucker hinein, läßt es hernach ruhig ſtehen, daß ſich alle erdichten und groben Theile der Farbe, des Alauns und Bleyzuckers zu Boden ſetzen können, und man zu ſeinem Gebrauche eine reine, klare aber ſatte rothe Farbbrühe hat.

Jetzt iſt aber die Frage, wie man dieſe Farbbrühe zum Mahlen oder Drucken benutzen, und was man derſelben für eine Geſtalt geben will, um zu obbemerkten und angegebenen Mitteln der Entwicklung noch dasjenige hinzuzuſetzen, was die verlangte Farbe hervorbringen hilft?

Will man eine ſchöne karmoſinartige rothe Farbe haben, ſo ſetzt man dem Alaun und Bleyzucker noch 4 Loth mit Kalk abgezogenen Salmiakzeiſt

miakgeiſt hinzu, und rührt ihn erſt in die Brühe hinein, wenn ſie ſchon kalt iſt. Davon wird die Farbe ſehr ſchön und lebhaft karmoſinartig, auch erhält ſie dadurch mehr Dauerhaftigkeit.

Soll es ein vollkommenes Karmoſinroth werden, ſo bleibt der Bleyzucker ganz weg, und man nimmt ſtatt deſſen 4 Loth blauen Vitriol und eben ſo viel Salmiakgeiſt, auch kann der blaue Vitriol weg bleiben, und ſtatt deſſen 8 Loth Salmiakgeiſt allein zu dem Alaun genommen werden. Läßt man hingegen auch den Alaun weg, und nimmt nur 8 Loth blauen Vitriol und 4 Loth Salmiakgeiſt zur Entwickelung, ſo gibt es eine mehr als karmoſinrothe, nähmlich eine ins Violette fallende Purpurfarbe.

Wenn man aber ſeine rothe Farbholzbrühe auf Hochroth oder Türkiſchroth beſtimmen will, und zwar ſo, daß die Farbe dabey recht ſatt und ſtark werden ſoll, ſo muß man ſchon zum Abſieden des Fernambuks gar kein Waſſer gebrauchen, ſondern lauter Eſſig nehmen. Hernach zur Entwickelung der Farbe nebſt dem Alaun und Bleyzucker noch 2 Loth von dem Salmiakgeiſt und 2 Loth Zinnſolution einrühren.

Der Eſſig, anſtatt des Waſſers, der Alaun und Bleyzucker geben der Farbe ihre hochrothe Geſtalt und zugleich ihren Leib, ihre Stärke und Sattigkeit, der Salmiakgeiſt und die Zinnſolution aber machen die Farbe ſchön, angenehm, lebhaft, lieblich und dabey ſo dauerhaft, als es möglich iſt, daß eine rothe Holzfarbe werden kann.

Sey übrigens dieſe rothe Farbe eine im vollen Verſtande falſche Farbe, ſo iſt ſie dagegen eine zur Abwechſelung mit der rothen Grappfarbe ſehr ſchöne und beliebte Farbe für Kattunwaaren,

waaren, die beſonders auch einem Piquee oder Muſſelin ein ſehr lebhaftes Anſehen gibt.

Man kann dieſe falſche rothe Farbe ſowohl mit Gummi als Stärke verdickt, zum Mahlen und Drucken gebrauchen. Zur Mahlerey iſt es beſſer, ſie mit Gummi zu verdicken, die Farbe läßt ſich beſſer verſtreichen; will man ſie aber um der Menage willen mit Stärke verdickt auch zum Mahlen gebrauchen, ſo muß man ſie nur nicht zu dick machen, und nach dem Abkochen, wenn ſie kalt worden iſt, durch ein Sieb treiben; auf dieſe Weiſe kann man ſie zum Mahlen auch gut gebrauchen.

Zum Drucken hingegen iſt es immer beſſer, daß ſie mit Stärke verdickt werde, man mag damit drucken wollen, was man will. Wenn man aber eine recht ſatte Farbe nach dem Auswaſchen im Waſſer übrig behalten will und das Muſter es leiden kann, ſo iſt es gut, daß der Model beym Drucken zweymahl abgeſchlagen werde.

Da der Fernambuk ſehr reichhaltig an Farbe iſt, und beym erſten Abſude noch nicht gänzlich alle färbenden Theile verliert, ſo muß man die Späne noch nicht wegwerfen, ſondern nochmahls, jedoch nur mit Waſſer abſieden, um noch 2 Maß rothe Farbbrühe davon zu erhalten, die dieſes zweyte Abſieden werth geweſen iſt; denn wenn ſie auch zu ſchwach und zu hell wäre, daß man ſie zur Mahlerey und Druckerey für Piquee und Muſſeline, oder jede andere Kattunwaaren nicht mehr brauchen kann, weil dazu immer gute, ſtarke Farbbrühen erfordert werden, ſo kann man ſie doch zum Färben des Grundes bey Mancheſter ſehr gut benutzen. Nach Verhältniß der Stärke, die man noch an

der

der Farbbrühe dieſes 2ten Abſuds findet, muß man auch die Mittel zur Entwicklung nehmen, etwa die Hälfte von der Portion, die man zur erſten, ſtarken Brühe genommen hat, und man kann ſchöne roſenfarbne, fleiſchfarbne, pfirſichblüthfarbne Böden davon erhalten, auf welche ſich hernach alle andern dunklen Farben, Schwarz, Braun, Violett, Blau, Grün, Oliven ꝛc. mit Vortheil eindrucken laſſen.

Mangelt es hingegen an Gelegenheit zu dieſer Nutzanwendung der rothen Farbbrühe des 2ten Abſudes aus dem Fernambuk, ſo nimmt man dieſelbe zum nächſten friſchen, erſten Abſude anſtatt des Waſſers und erhält dadurch eine deſto ſtärkere Farbbrühe, oder man richtet das Abſieden ſo ein, daß man 1 Maß Farbbrühe mehr bekommt.

No. 19. Aurorafarbe, aus der Miſchung von Roth und Gelb.

Die aus Holzroth und Farbbeerengelb zuſammen gemiſchte Aurorafarbe wird zum Gebrauche der Mahlerey mit Gummi verdickt, zum Drucken aber kann es auch mit Stärke geſchehen. Zu hellern Schattirungen davon darf man nur die Miſchung mit etwas mehr Waſſer ſchwächen und verdünnen, wovon man ſchöne helle Farben erhalten kann. Dieſe Aurorafarbe ſteht neben Blau, Grün und Violett recht ſchön und angenehm in der Kattunwaare.

No. 20. Silberfarb, Aſchgrau.

Dieſes iſt eine Schattirung aus dem Schwarzen, und weil ſie aus dem Blauholz gemacht

macht wird, ſo iſt ſie als eine Holzfarbe auch keine ganz dauerhafte Farbe, ſondern gehört unter die falſchen Farben, doch kommt es bey dieſer Farbe auch wieder darauf an, wie ſie entwickelt und hergeſtellt wird, daß ſie dadurch auch mehr oder weniger dauerhaft wird.

R. 1 Maß ſchwache Blauholzbrühe. Eiſenbrühe nach Verhältniß.

Weil man zu einem Aſch- oder Silbergrauen natürlicher Weiſe keine ſtarke Blauholzbrühe gebrauchen kann, ſondern dieſe vorher noch mit 3 bis 4 Theilen mehr Waſſer ſchwächer machen und verdünnen muß, ſo darf man nur die ſchon zur erſten Brühe gebrauchten Spähne, eben wie beym Rothholz, den Farbbeeren ꝛc. nochmahl abkochen und ſich eine Nachbrühe machen. Nach Beſchaffenheit dieſer Farbbrühe, ſo wie nach der Farbe, die man daraus machen will, muß man die Eiſenbrühe dazu miſchen. Man kann und ſoll ſogleich bey Zuſammengießung der Farb- und der Eiſenbrühe wahrnehmen und erkennen, ob eines oder das andere genug ſey, ſeine verlangte graue Farbe davon zu erhalten. Die Eiſenbrühe iſt es allemahl bey der ſchwarzen Farbe und ihren grauen Schattierungen ganz allein, die man für das Blauholz als das einzige beſte Mittel der Entwickelung anſehen und gebrauchen muß, und andere Dinge können nur zur Veränderung der Farben noch dazu gemiſcht werden.

Wenn man nähmlich das Grau etwas bräunlich haben will, ſo darf man nur ein wenig blauen Vitriol dazu miſchen; ſoll es einen röthlichen Schein haben, ſo nimmt man nur wenig Alaun dazu; zu einem grünlichen Schein miſcht man eine Gelbholzbrühe darunter.

Dieſe grauen Farben werden in den Kattunwaaren häufig angebracht, und ſtehen auch neben ſchwarzen, rothen, blauen und gelben Farben ſehr gut, nur bey Grün und Violett geben ſie der Waare ein mattes Anſehen ohne Leben und Schönheit. Man trifft dergleichen dem Auge höchſt widrige zuſammen geſtellte Farben bey den engliſchen Kattunwaaren viele an; weil aber der Geſchmack unter den Käufern ſehr verſchieden iſt, ſo finden auch dieſe ihre Liebhaber, und es geſchieht oft, daß wirkliche Mißfarben im eigentlichen Verſtande, die auch nicht mit Vorſatz gemacht worden ſind, ſondern wo der Fabrikant oder Färber ganz etwas anders machen wollte, doch gefallen und geſucht werden.

Da die grauen Farben weder in Laub- noch Blumenwerk vorkomnen, ſondern meiſt nur in Streifen, breiter oder ſchmahler, glatt oder faßonirt, ſo kommt es darauf an, ob man dieſelben mit Gummi oder Stärke verdicken will, es kann auf beyderley Art geſchehen. Mit Gummi muß man ſie wohl dick machen, wenn es Faßonſtreifen ſind, die man damit drucken will: wenn es aber ſimple glatte Streifen ſind, ſo dürfen die grauen Farben ſchon nicht ſo dick gummirt werden. Mit Kläre verdickt hingegen muß es nicht zu dick gemacht werden, ſondern ſehr geſchmeidig, daß ſich die Farben gut damit drucken laſſen und durchſetzen können, damit ſie beym Auswaſchen im Waſſer nicht zu viel verlieren, wenn die Farbe nur oben darauf ſitzt.

No. 21. Braune falſche Farben.

Weil es bey allen falſchen Farben, die man für Kattunwaaren gebraucht, meiſt darum

zu

zu thun iſt, nicht nur die theuren Grappfarben dadurch zu erſparen, ſondern auch der langwierigen Bleiche damit auszuweichen und die Waaren bald fertig zu machen, wenn man ſich lauter ſchon fertiger Farben dazu bedient; ſo ſind auch die braunen Farben dazu eben ſo dienlich, nützlich und nöthig, als alle vorhergehende, weil ſie als dunkle Farben, zu andern helleren Farben, beſonders auf Gelb, Blau und Grün ſchön abſtechen, und in mancherley Gegenſtänden der Muſter anwendbar ſind.

Die braunen Farben ſetzen immer ſchon eine Miſchung von zwey auch dreyerley andern fertigen Farben voraus, denn einfache Farben können es nicht ſeyn, ſondern ihre Zubereitung beſtehet aus einer Miſchung von Roth, Schwarz und Gelb, und je nachdem dieſe Miſchung gemacht wird, fällt auch die Farbe dunkler oder heller, mehr roth oder ſchwarz oder gelblich aus; alle drey Farben müſſen immer ſtark ſeyn, denn ſchwache Farben machen nicht braun.

Man kann jede Farbe zuvor beſonders entwickeln, und alsdann nach Nothdurft der braunen Farbe, die man haben will, zuſammen miſchen, oder man kann nur die Farbbrühen, wie ſie vom Abſud kommen, zuſammen miſchen, und alsdann erſt dieſe Miſchung entwickeln.

Zu einem dunkeln Kaſtanien= oder Nelkenbraun miſcht man 1 Theil Roth=, 2 Theile Blauholz und ½ Theil Eiſenbrühe zuſammen.

Zu Mordoré 2 Theile Roth=, 1 Theil Blauholz und 1 Theil Eiſenbrühe. Zu Carmelit 1 Theil Roth=, 1 Theil Blauholz, 1 Theil Gelb, und 1 Theil Eiſenbrühe.

Andere braune Farben macht man eigentlich auf Kattunwaaren nicht, übrigens iſt es leicht

durch veränderte Miſchungen auch noch andere braune Farben, dunkler oder heller, hervor zu bringen, nähmlich die Puçe-braune, rehbraune, zimmetbraune ꝛc.

Wenn zu dieſen Miſchungen ſchon fertig entwickelte Farben genommen werden, ſo müſſen ſie doch noch nicht gummirt ſeyn, weil ſich gummirte Farben nicht ſo gern und innig mit einander vermiſchen, daß man recht gleiche Farben davon erwarten dürfte.

Man kann aber auch bloße unentwickelte Farbbrühen zu den braunen Farben unter einander miſchen, und hernach erſt auf einmal entwickeln. Nähmlich für

Dunkelbraun: 1 Maß Roth-, 2 M. Blauholzbrühe, und ½ M. ſtarke Eiſenbrühe, und noch 4 Loth Alaun und 4 Loth blauen Vitriol, jedes klein zerſtoßen darein rühren.

Mordocé: 2 M. Roth-, 1 M. Blauholzbrühe, ½ M. gute Eiſenbrühe, mit 8 Loth Alaun, 2 Loth blauen Vitriol.

Carmelit: 1 M. Roth-, 1 M. Blauholzbrühe, 1 M. Eiſenbrühe, 1 M. Gelb, und nichts als 8 Loth blauen Vitriol darunter gerührt.

Man kann dieſe und andere beliebige Miſchungen zu braunen Farben mit Gummi oder Stärke verdickt gebrauchen zum Drucken, denn zum Einmahlen braucht man ſie ſo wenig als die grauen Farben. Um der dazu kommenden Eiſenbrühe willen ſind ſie eben auch keine ſo ganz falſche Farben, ſondern hierin den Olivenfarben gleich zu achten; denn wo die Eiſenbrühe hinkommt, das kann keine ganz falſche Farbe

mehr

mehr heißen, weil bey allem Waſchen dieſer Grund nie ganz verlohren geht, ſondern ſich allemahl erhält, wie der gut blaue Grund beym Grünen.

Außer den bisherigen Farben gibt es noch ſolche, die, von allen Seiten betrachtet, wirklich ganz falſch ſind, da ſie nicht einmahl das Auswaſchen im bloßen kalten Waſſer wohl vertragen können, ohne ſehr viel zu verlieren. Aber eben dieſe falſchen Farben ſind auch die ſchönſten, und daher kann man ſie allenfalls neben andern beſſern Farben ſehr wohl in den Mancheſtern, Piquees und Muſſelinen zu ihrer Verſchönerung anbringen, nur muß nicht zu viel davon hinein kommen; und damit man die ganze Schönheit dieſer falſchen Farben auf der Waare behalte, ſo muß man dieſelbe zuletzt in die Waare einmahlen oder drucken, wenn andere beſſere Farben ſchon darin ausgewaſchen und getrocknet worden ſind, und die zuletzt eingemahlten oder gedruckten Farben wäſcht man hernach nicht aus, ſondern wenn ſie auf dem Stücke abgetrocknet worden ſind, ſo bringt man ſie nur unter die Appretur.

No. 21. Falſchblau, aus der Indig-Tinctur.

Zu dieſer blauen Farbe, welche man nicht nur zum Mahlen und Drucken, ſondern auch zum Färben, und beym Bleichen zur Reinigung und zum Weißmachen der weißen Waare gebrauchen kann, nimmt man:

1 Loth ff. Indigo Quatimalo.
6 Loth gutes rauchendes Vitriolöhl.

Der Indigo wird zuvörderſt klein zerſtoßen und geſiebt, und in ein ſtarkes gläſernes, porzel-

tänenes, oder ſteinernes Geſchirr gethan, und das Vitriolöhl wird nach und nach darüber gegoſſen, und mit einem hölzernen Rührer wohl umgerührt. Es wird ſich mit einander erhitzen und ſtark aufbrauſen, mit einem ſtinkenden und erſtickenden Rauch. Man läßt es 24 Stunden ſtehen, und rührt es unter dieſer Zeit öfters um, ſo wird der Indigo vollkommen zu einer ſehr ſchönen blauen Farbe aufgelöſet, die man aber auf dieſe Art noch nicht gebrauchen kann, ſondern man muß ſie zuvor noch mit mehr Waſſer verdünnen, ſonſt würde das Vitriolöhl mit ſeiner korroſiven Schärfe alle Waare durchfreſſen und verbrennen, auf welche ſie gemahlt oder gedruckt wird. Man gießt alſo noch ſo viel friſches, reines Waſſer dazu, daß man noch eine ſatte, lebhafte blaue Farbe davon erhalten kann, wozu wenigſtens noch 1 Maß Waſſer genommen werden darf.

Ohne einen weitern Zuſatz gibt dieſes ſchon ein ſehr ſchönes ſächſiſches Blau zum Mahlen oder Drucken. Werden aber 2 Loth Zinnſolution darunter gerührt, ſo wird die Farbe verändert, und fällt mehr ins Fayenceblaue, desgleichen mit einem Zuſatze von 4 Loth Alaun. Auch ein deſtillirter Weineſſig macht ſie ſchöner, wenn man ſtatt der Zinnſolution eben ſo viel darunter miſcht. Ueberhaupt alle Säure treibt dieſe blaue Farbe ins ſchöne Hellblau.

Nimmt man hingegen eine kauſtiſche Lauge von Kalk und Potaſche, oder eine flüchtige Lauge von Salmiak mit Kalk abgezogen, und miſchet etwas davon unter dieſe Indig-Tinctur, ſo fällt ſie nicht nur dunkler, ſondern auch mehr röthlich-blau aus, und man kann ſie dadurch, beſonders durch die kauſtiſche Lauge, und wenn die

Tinctur

Tinctur ſelbſt mit weniger Waſſer vermiſcht wird, recht dunkelblau machen.

Uebrigens mag man unter dieſe ſaure Auflöſung des Indigo noch miſchen, was man will, ſo wird die Farbe nicht im geringſten dadurch gebeſſert, feſter und dauerhafter gemacht, ſondern ſie iſt und bleibt bey dieſer Entwickelung, die den eigenen Beſtandtheilen des Indigos ganz entgegen iſt, zwar die ſchönſte, aber auch die ſchlechteſte und unhaltbarſte blaue Farbe, die man zur Mahlerey allemahl mit Gummi, zum Drucken aber mit Stärke verdicken muß.

No. 23. Falſchblau, aus dem Berlinerblau.

Dieſes Falſchblau wird zwar noch etwas ſchöner und feuriger als das vorige, aber nicht beſſer, ſondern faſt noch ſchlechter, denn es verliert ſchon beym Auswaſchen im bloßen Waſſer noch mehr als das vorige. Wenn man aber das Falſchblaue nicht ins Waſſer bringt, ſondern wenn es auf der Waare abgetrocknet iſt, ſogleich zur Appretur bringt, ſo iſt keines beſſer oder ſchlechter als das andere, und man hat dabey nur auf mehrere Schönheit zu ſehen. Am ſchönſten erhält man zum Gebrauch der Mahlerey und Druckerey das Berlinerblau auf folgende Weiſe.

Man nimmt ein ſchönes, feines Berlinerblau, und reibt es recht fein zu einem Pulver. Ueber dieſes fein gepülverte Berlinerblau wird ſo viel Scheidewaſſer gegoſſen in einem Glaſe, porcellainen- oder ſteinernen Geſchirr, als man zur Auflöſung des Indigo Vitriolöhl nimmt, nähmlich auf 1 Loth Berlinerblau 6 Loth Scheidewaſſer, welches eben ſo mit einander auf-

brauſt, wie der Indig und Vitriolöhl, bis das Berlinerblau ganz von dem Scheidewaſſer aufgelöſet, und zu einem recht ſchönen Blau entwickelt iſt; in 24 Stunden iſt dieſe Auflöſung allemahl geſchehen, und man erhält eine ganz ſtarke, mehr dunkel als hellblaue Tinktur davon, die man noch mit mehr Waſſer verdünnen muß, wie die Indigtinktur, wenn man ſie als eine ſchöne hellblaue Farbe zum Mahlen und Drucken gebrauchen will; zur Verdünnung kann man aber auch einen guten Weineſſig zur Hälfte oder zum vierten Theil nehmen, und das übrige Waſſer, die Farbe wird davon ſchöner. Zum Mahlen wird ſie mit Gummi und zum Drucken ebenfalls, kann aber auch im letztern Fall mit Stärke verdickt werden, nur muß man dieſe Farbe nicht ins Waſſer bringen und auswaſchen, denn dadurch verliert ſie nicht nur viel von der Farbe ſelbſt, ſondern noch vielmehr von ihrer Schönheit, und wird mehr grau.

Schöner und lebhafter, als jede dieſer 2 falſchblauen Farben allein, wird ihre Vermiſchung. Dieſes gibt das ſchönſte und vortreflichſte Hellblau, das man nur ſehen kann. Wäre es eben ſo gut und dauerhaft, ſo wäre keine andere blaue Farbe damit zu vergleichen. Man kann zu dieſer Miſchung jede derſelben zuvor beſonders entwickeln, und alsdann erſt nach Belieben davon unter einander miſchen. Man kann aber auch die Miſchung ſo machen, daß man das zart gepülverte Berlinerblau anſtatt des Scheidewaſſers von der ſchon fertigen Indigtinktur, ehe ſie mit Waſſer verdünnet wird, darauf gießet, welches das Berlinerblau ebenfalls mit einem ſtarken Aufbrauſen vollkommen auflöſet, und wenn dieſe Auflöſung geſchehen iſt, ſo wird,

wird hernach erſt dieſe Miſchung noch mit dem nöthigen Waſſer verdünnet. Auch dieſe Vermiſchung giebt der Farbe, die man davon erhält, nur bloß mehrere Schönheit und nicht mehr Feſtigkeit, ſondern es iſt und bleibt von dieſen dreyerley Arten blauer Farben eine ſo ſchlecht und unhaltbar als die andere. Wer aber falſche blaue Farben zu Mancheſtern, Piquees oder Muſſelinen nehmen will, der kann keine ſchönere dazu wählen. Auf der engliſchen Waare ſiehet man dergleichen falſche Farben genug, und Niemand ſtößt ſich daran; ein Beweis, daß es Leute genug giebt, welche beym Einkaufen der Kattunwaaren mehr auf ſchöne als dauerhafte Farben ſehen, und lieber das Letztere, als das Erſtere miſſen wollen.

Der Herr Gülich gibt ferner nun auch ein Falſchgrün, aus der Indigtinctur, oder Berlinerblau und Gelb, ſo wie ein Falſchviolet und Lilac, aus eben dieſen blauen Farben und dem Rothen No. 18 an, deren nähere Beſchreibung in ſeinem angeführten Werke nachzuſehen iſt.

No. 24. Das ſogenannte Tafelſchwarz.

Eine falſche Farbe iſt dieſes nach allen Theilen, weil ſie weder im kalten, noch warmen Waſſer ausgewaſchen werden darf, ohne daß ſie ſehr viel, und mehr als die Hälfte verliert, und kaum eine graue Farbe davon übrig bleibt; alle Künſteleyen, die man zu ihrer Befeſtigung auf der Waare anwendet, ſchützen ſie doch nicht vor dieſer Unhaltbarkeit, und es iſt ſchlechterdings unmöglich, ein dauerhaftes, bleichfeſtes Schwarz zu machen, wenn es nur als ein fertiges Schwarz

aufgedruckt, und nicht eingefärbt wird. Man will zwar dieſes Tafelſchwarz durch Firniß und Oehl auf die Kattunwaare befeſtigen, aber dieſes hilft nur ſo viel, daß das Waſſer dieſe Farbe nicht ſo ſchnell angreifen, auflöſen und wegnehmen kann, als wenn ſie nur mit Gummi verdickt aufgetragen wird; eine gründliche Dauerhaftigkeit erlangt ſie dadurch nicht.

Zu dieſer Farbe nimmt man nun:

Buchdruckerſchwärze,

Eiſen- und Blauholzbrühe.

Zum Färben in der Blauholzbrühe, und mit Eiſenbrühe vorgedruckt, erhält man wohl ein vollkommenes und bleichfeſtes Schwarz, aber nicht auch durch Vermiſchung der Eiſenbrühe mit der Blauholzbrühe eine fertige eben ſo vollkommene, feſte ſchwarze Farbe zum Drucken. Beydes iſt nicht einerley, und ſo wenig möglich, als wenn man durch einen mit allem Fleiß gemachten Abſud des beſten Grapps, der mit allem dem, was die Grappfarben nur möglich ſchön und bleichfeſt machen kann, entwickelt worden wäre, eine fertige rothe Grappfarbe zum Drucken herſtellen wollte, die eben ſo ſchön, gut und feſt wäre, als das vorgedruckte und hernach im Grapp gefärbte Roth allgemein iſt. Und ſo kann ich ja auch mit dem Satz einer blauen Indigfarbe, die zum Mahlen gebraucht wird, wenn ich warm oder kaltes Waſſer darauf gieße, noch ein ſchönes Mittel-, faſt Dunkelblau färben, das mir zum Mahlen oder Drucken nicht mehr ein nur ganz helles Blau gegeben hätte. Und dieſer Unterſchied zwiſchen einer fertigen Farbe zum Mahlen und Drucken, und einer im Keſſel gefärbten Farbe findet bey allen Farben durchgehens Statt.

Wenn

Wenn man alſo eine eben ſo dunkle fertige ſchwarze Farbe zum Drucken haben will, als man ſie durchs Färben erhalten kann, ſo muß man der flüſſigen Blauholz- und Eiſenbrühe einen ſoliden ſchwarzen Körper geben, und dazu thut eigentlich jede ſchwarze erdichte Materie gute Dienſte. Die Buchdruckerſchwärze, Kienruß, Kohlenſtaub ꝛc. ſind ſolche körperliche Theile, welche man der Blauholz- und Eiſenbrühe zuſetzen muß, um eine recht dunkle fertige ſchwarze Farbe zum Drucken davon zu erhalten. Dieſe ſchwarzen erdichten Theile werden mit Eiſenbrühe auf das feinſte und zarteſte in einer Reibſchale abgerieben, daß man davon eine nicht gar zu dicke, ſondern etwas flüſſige Maſſe bekommt, die man hernach noch mit Blauholzbrühe, ohne vorherige Entwicklung, vollends ſo viel verdünnet, daß ſie mit Gummi oder Stärke verdickt ſich gut drucken läßt und eine ſatte ſchwarze Farbe auf die Waare giebt. Nimmt man zum Verdicken anſtatt des Gummi oder der Stärke einen Firniß, ſo wird die ſchwarze Farbe davon nicht beſſer, ſondern hält nur das Auswaſchen im kalten Waſſer beſſer aus, weil dieſes einen Firniß nicht ſo leicht angreift und auflöſet, als den Gummi oder die Stärke.

Die Hauptſache dabey iſt, 1) daß man eine recht ſtarke Eiſen- und Blauholzbrühe dazu nimmt; 2) daß man die ſchwarze Erde der Buchdruckerſchwärze recht fein abreibt, damit es ſich recht gut auftragen läßt, und keine groben Theile auf die Waare abſetzt; 3) daß die Miſchung dieſer ſchwarzen Erde mit der Eiſen- und Blauholzbrühe im gehörigen Verhältniſſe ſtehe.

Wer das Tafelſchwarz braucht, dem iſt es allemahl am meiſten darum zu thun, deſto geſchwinder

ſchwinder mit der Ausfertigung ſeiner Waare abzukommen, und die Bleichzeit damit zu gewinnen, welche ein gefärbtes Schwarz erfordert. Ueberhaupt, wem es um dieſes zu thun iſt, und wer den Grapp und andere Keſſelfarben erſparen, dagegen ſchöne, ins Geſicht fallende Farben auf ſeine Waare bringen und ſolche ſchnell ausfertigen will, dem können die bisher beſchriebenen falſchen Farben die beſten Dienſte thun.

Will man aber ſeine rothen, violetten und ſchwarzen Farben als Haupt= und Grundfarben ächt und gut haben, waſch= und bleichfeſt, ſo färbt man dieſe nach Vorſchrift, und ſetzt alsdann nur noch von den übrigen Farben nach Belieben oder Beſchaffenheit des Muſters als Illuminirfarben dazu, unbekümmert, ob ſie gut oder falſch, wenn ſie nur ſchön und lebhaft ſind, und der Waare ein gutes Anſehen geben.

Wer hingegen lauter gute Farben auf ſeine Waaren bringen will, der muß nicht nur die Hauptfarben einfärben, ſondern auch zu den Illuminirfarben noch ſolche wählen, die theils als ganz feſt, theils als halb feſt und beſſer, als die ganz falſchen bekannt ſind.

4te Abtheilung, diejenigen Farben, welche auf die Waare eingefärbt werden.

Was bisher von guten und ſchlechten, von Vordruck= und Eindruckfarben, von Farben zur Mahlerey und Druckerey geſagt worden iſt, hat mehr Bezug auf Piquee und Muſſelin gehabt, weil dieſe 2 Waarenartikel meiſt nur auf weißen Grund gedruckt werden, und alſo auch mehrere Farben erfordern, die theils eingemahlt, theils eingedruckt werden; was hingegen in dieſer 4ten Abthei-

Abtheilung von Farben geſagt werden wird, die eingefärbt werden, das bezieht ſich mehr auf Mancheſter, weil dieſer Artikel, ſowohl Sommer- als Winterwaare, mehr mit gefärbtem Grunde gemacht wird, auf den hernach noch andere fertige Farben eingedruckt werden. Uebrigens können dieſe eingefärbten Farben eben ſo wohl auf alle Kattunwaaren gebraucht werden.

No. 1. Schwarz, aus dem Blauholz.

Der ganz ſchwarze Grund taugt anders nicht für den Mancheſter, als in ſo fern Gold oder Silber darauf gedruckt wird, weil keine andere Farbe, ſie ſey ſo hell als ſie wolle, ſichtbar darauf abſticht; es wäre denn, daß man nur weiße, gelbe, grüne, blaue und rothe Erdfarben darauf drucken wollte, die auf dem ſchwarzen Grunde nur obenauf ſitzen, und alſo mit demſelben deswegen gut abſtechen, weil ſie ihn bedecken. Man mag aber einen ganz ſchwarzen Grund benutzen wie und wozu man will, ſo iſt es nöthig, die Vorſchrift dazu hier zu geben, wie er am ſchönſten und dauerhafteſten gemacht werden könne und ſolle.

R. Eine gute, ſtarke Eiſenbrühe.
Einen ſtarken Abſud vom Blauholz.
Eine nur leichte Galläpfel- oder Sumac-Brühe.
Ein wenig ganz ſchlechten Grapp.

Der Grapp gibt der Farbe mehr Dauerhaftigkeit, und die Galläpfel oder der Sumac geben der Farbe mehr Dunkelheit.

Bey der ſchwarzen Farbe auf Kattunwaaren, die für die Bleiche beſtimmt ſind, wird die Eiſenbrühe als ein Grund der Entwicklung mit

Stärke

Stärke verdickt, bekanntlich aufgedruckt, die Waare mag hernach im Grapp oder im Blauholz gefärbt werden; bey einem ganz ſchwarzen Grunde aber, der nicht auf die Bleiche kommt, wird die Waare zuerſt in der Eiſenbrühe gebeitzt, welches kalt oder warm geſchehen kann; kalt aber iſt beſſer, nur erfordert es mehr Zeit. Ehe man die Waare in die Eiſenbrühe legt, muß man ſie zuvor im warmen Waſſer durchnetzen, damit die Eiſenbrühe ſolche beſſer durchdringt, und die Farbe hernach recht gleich wird. Man läßt die Waare ein Paar Stunden in der Eiſenbrühe liegen, wendet ſie aber in ſolcher Zeit einigemal um. Will man hingegen die Waare in der warmen, nicht kochenden Eiſenbrühe beitzen, ſo haſpelt man ſie ohne vorheriges Netzen etwa eine halbe Stunde lang hin und wieder. Wenn die Waare aus der kalten oder warmen Eiſenbrühe genommen wird, ſo ringt man ſie über dem Geſchirre, worin die Eiſenbrühe iſt, wohl aus, und hängt ſie zum Trocknen auf. Die nähmliche Eiſenbrühe hebt man immer nur wohl auf; denn ſo lange nur ein Tropfen davon übrig iſt, kann man ſie auch noch brauchen, man darf immer nur etwas friſche gute Eiſenbrühe dazu thun.

Wenn man nun dieſe in der Eiſenbrühe gebeitzte Waare färben will, ſo gehört dazu wieder eine ſtarke Blauholzbrühe; wie dieſe abgekocht wird, iſt ſchon bey der falſchblauen Farbe aus dem Blauholz unter No. 14. geſagt. Man rechnet auf 1 Stück Kattunwaare von 10 Stab wenigſtens 1 Pfund Blauholz, iſt ſie ſehr breit oder dick, auch $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Pfund. Wenn man nun von einem Pfunde Blauholz nicht mehr als 2 Maß Blauholzbrühe abſiedet, ſo iſt leicht zu begrei-

begreifen, daß man daran nicht genug Farbbrühe habe, um 1 Stück Waare von 10 Stab darin färben zu können. Man thut alſo noch ſo viel Waſſer hinzu, als nöthig iſt, ſeine Waare darin zu färben; denn wenn man nur 2 Maß Blauholzbrühe unter einen ganzen Keſſel voll Waſſer gießt, färbt aber nur 1 Stück Waare darin, ſo wird dieſes gewiß alle Farbe an ſich ziehen und das Waſſer ſo leer zurück laſſen, als es in den Keſſel gekommen iſt.

Ehe man ſeine gebeitzte Waare färbt, wird ſie zuvor durch ein warmes Waſſer gezogen, daß ſie davon ganz durchnetzt wird. Denn es iſt beſſer, daß man beynahe ganz kalt zu färben anfängt, und in einer kalten Farbbrühe netzt die in der Eiſenbrühe gebeitzte Waare nicht gerne, und die Farbe wird hernach ungleich. In die Blauholzbrühe rührt man zu mehrerer Dauerhaftigkeit der ſchwarzen Farbe auf ein obbemeldtes Stück Waare etwa ¼ Pfund nur ganz ordinairen Grapp, den man Mull heißt, ein, denn zur ſchwarzen Farbe iſt dieſer eben ſo gut als der feinſte Grapp. Man fängt alſo nur kaum lau an zu färben, und läßt eine Stunde lang die Wärme und Hitze nach und nach anſteigen, zuletzt läßt man die Waare noch eine Viertelſtunde lang kochen, alsdann die Waare auf den Haſpel getrieben, daß man ſie ablaufen laſſen und zum Auswaſchen ins fließende Waſſer bringen kann, wohl ausgerungen und in die kalte Schmakbrühe gelegt, oder eine Stunde lang darin hin und wieder gehaſpelt. Zu dieſer Schmakbrühe wird auf 1 Stück Waare ½ Pfund auch nur ¼ Pfund Schmak genommen; man kocht denſelben beſonders ab, und gießt die Brühe in mehreres kaltes Waſſer,

nun

um die Waare nur in die kalte Brühe zu bringen. Aus dieſer Schmakbrühe wird die Waare wieder im fließenden Waſſer rein ausgewaſchen, wo möglich ausgewalkt, aufgehängt und getrocknet. Nimmt man ſtatt des Schmaks die Galläpfel, ſo iſt die Hälfte des Gewichts genug dazu. Auf dieſe Weiſe bekommt man recht ſatt und dunkelſchwarz gefärbte Kattunwaaren mit einem ſammetartigen Glanz und Angriff.

No. 2. Dunkel- und hellgraue Farben.

Wenn man ſchwarze Waaren braucht und macht, ſo hat man nicht nöthig, das geringſte von friſchen Farb- oder Beitzmaterialien zu den grauen Farben zu verwenden, ſondern man benutzt blos die übrigen Brühen von dem Schwarzen. Es kommt dabey nur darauf an, wie dunkel oder hell man ſeine grauen Farben haben oder was man ihnen für eine Geſtalt geben will, um die von dem Schwarzen übrig gebliebenen Beitz- und Farbbrühen zu den grauen Farben ſo zu gebrauchen, wie ſie ſind, oder ſie noch etwas mehr mit Waſſer zu ſchwächen, oder noch etwas weniges von andern Salzen dazu zu thun, welche die grauen Farben dahin verändern, wie man ſie haben will.

Man behält nähmlich von der Eiſenbrühe, die man zur Beitze für das Schwarze gebraucht hat, noch viel übrig, das auch noch ſtark genug von Eiſentheilen iſt, um davon eine ganz dunkelgraue Farbe zu bekommen, wenn die Waare nach der Beitze in die übrige Blauholzbrühe kommt. Wenn alſo nur hellgraue Farben gemacht werden ſollen, ſo muß man entweder dieſe Eiſenbrühe noch ſchwächer machen mit Waſſer,

ſer, oder um kürzer davon zu kommen, thut man ſogleich die übrige Blauholzbrühe in den Keſſel, und rührt von der Eiſenbrühe ſo viel darunter, als nöthig iſt, die verlangte hellgraue Farbe zu erhalten. Man kann ſich auch damit helfen, wenn man die Waare in die nur hand-warme Brühe bringt, daß man ſie längere oder kürzere Zeit im Keſſel läßt, und bey ſolchen Farben, die nur eine gewiſſe beſtimmte mehr oder weniger helle Schattirung haben ſollen, muß man beym Hin- und Wiederhaſpeln jedes Stück öfters unterſuchen, wie die Farbe zu-nimmt, damit man die Waare zu rechter Zeit aus dem Keſſel thut, ehe ſie zu dunkel wird.

Auf eine andere Art kann man die grauen Farben machen, daß man die Eiſenbrühe und die Schmak- oder Galläpfelbrühe unter einan-der gießt, und die Waare, wenn ſie zuvor im warmen Waſſer genetzt worden iſt, hinein legt, oder dieſe gemiſchte Brühe nur kalt in den Keſ-ſel thut, und die Waare eine Stunde lang dar-in hin und wieder haſpelt. In dieſer gemiſch-ten Beitze allein kann die Waare eine ſchöne und dauerhafte graue Farbe erhalten ohne die Blauholzbrühe; durch die Blauholzbrühe aber wird die Farbe nach Gefallen verändert, wie ich ſchon bey der grauen Farbe zum Drucken geſagt habe, wenn ſie im Keſſel warm geworden iſt, daß man noch etwas weniges blauen Vitri-ol, Alaun, Kochſalz oder Salmiacgeiſt hinein rührt, und alsdann die in der gemiſchten Beitz-brühe geweſene Waare dadurch zieht oder haſ-pelt, bis es genug iſt.

Auf dieſe Art kann man mancherley dunkle oder helle grauen Farben für den Grund auf Sommer- und Wintermancheſter, auch andere

Kattunwaaren erhalten, die gleichſam nichts ko-ſten, weil man nur die übrig gebliebenen Brühen von dem Schwarzen dazu benutzt hat. Wenn aber nichts Schwarzes gemacht wird, daß man alſo auch keine übrigen Farb- und Beitzbrühen davon hat, ſo muß man für die grauen Farben freylich beſondere Farben und Beitzen machen.

In dieſem Falle kommt man am geſchwindeſten davon, wenn man entweder einen ſchwachen Abſud von Schmak oder Galläpfeln macht, auf 1 Stück etwa 4 Loth Schmak, oder 2 Loth Galläpfel gerechnet, und darein etwas weniges Eiſenbrühe rührt, die Waare alsdann, wenn ſie zuvor im warmen Waſſer genetzt worden iſt, dadurch zieht, oder darin hin und wieder haſpelt, bis die Beitze angefallen iſt; alsdann bringt man ſie in die ebenfalls nur ſchwache Blauholzbrühe, die man nach Gefallen oder nach Nothdurft der grauen Farbe, die man verlangt, mit obbemeldten Salzen verändert. Die Blauholzbrühe ſelbſt, wenn man eine friſche machen muß, hat man nie nöthig ſchwach abzuſieden, ſondern man bleibt bey obiger Vorſchrift; denn eine ſtarke Farbbrühe iſt leichter ſchwach und hell gemacht, als eine ſchwache dunkel. So oft man aber eine Farbbrühe abkocht, muß man nie vergeſſen, nach dem erſten Abſude noch einen zweyten zu machen, obgleich er nur ganz hell wird, um den Farbeſtoff, er ſey welcher er wolle, recht auszunutzen. Beyde Brühen kann man hernach zuſammen gießen, oder jede beſonders gebrauchen, wozu ſie am beſten taugt.

Auf die hellgrau gefärbten Mancheſter laſſen ſich hernach faſt alle andern Farben in mancherley beliebiger Façon nach der Zeichnung eindrucken, die aber freylich weder auf dieſem, noch

auf

auf einem andern gefärbten Grunde bleiben, wie ſie ſind, ſondern von dem Grunde allemahl eine kleine Veränderung annehmen, wenn dieſe eingedruckten Farben nach der Hand ausgewaſchen werden; wenn man ſie hingegen nicht auswäſcht, ſondern nach dem Eindrucken und Abtrocknen unter die Appretur bringt, ſo bleibt ſie mehr, was ſie ſelbſt iſt, und wird nicht verändert.

No. 3. Gutes Blau, aus der kalten Indigküpe.

Weil auch auf einem dunkelblauen Grunde nichts anders als etwa Gold und Silber gedruckt werden kann, da andere Farben nicht gut darauf abſtechen, ſo ſoll man eigentlich auf einen Mancheſter zum Drucken beſtimmt, keinen andern als mittel- oder hellblauen Grund färben, und wenn dieſer blaue Grund nicht nur gut und dauerhaft, ſondern auch ſchön und lebhaft werden ſoll, ſo thut gewiß die kalte blaue Indigküpe dazu die nützlichſten und beſten Dienſte.

Hier folgt eine Vorſchrift zu kleinen Anſätzen, wornach man ſich auch im Großen weiter wird helfen können.

R. 1 Loth guten Indigo.
3 Loth friſchen Kalk.
3 Loth ordin. Kupferwaſſer (oder Eiſenvitriol).
1½ Loth Auripigment.

Man nimmt zum Geſchirr für dieſe kleine Indigküpe ein Zuckerglas, das ein Maß hält. Den Indig ſtößt man zuerſt in einem eiſernen oder meſſingenen Mörſer klein, hernach reibt man ihn mit ein halb Maß Waſſer ſo fein ab, daß er ganz im Waſſer hangen bleibt, und wenn

man es eine Viertelſtunde ruhig ſtehen läßt, ſich nichts grobes mehr von dem Indig zu Boden ſetzt.

Dieſen auf das feinſte abgeriebenen Indigo gießt man nun in das Zuckerglas, welches mehr hoch als weit ſeyn muß, und das übrige halbe Maß Waſſer dazu, nur daß das Glas nicht ganz voll gemacht wird, ſondern für den Kalk, Vitriol und Auripigment, als Mittel zur Entwickelung, und auch für die Blumen, welche die Farbe bey der Entwicklung aufwirft, noch ein Paar Querfinger hoch leer bleibt. Der Kalk, den man zuvor entweder klein zerſtößt, oder an der Luft von ſelbſt zerfallen läßt, wird zuerſt hinein gerührt, und davon wird man ſchon nicht nur den Anfang der Entwicklung in dem Glaſe ſehen, weil die Brühe bereits eine andere Farbe, und auch auf der Oberfläche Blaſen bekommt. Man läßt es ſo etwa eine Stunde ſtehen, rührt es hernach nochmahls wohl auf, läßt es wieder eine Stunde ruhig ſtehen, und rührt ſodann den Vitriol, ebenfalls klein geſtoßen, hinein. Von der Wirkung des Vitriols erhält die Farbe wieder eine andere Geſtalt und wird grün, auch werfen ſich mehrere Blumen auf, die ſchon etwas kupferig ausſehen. Man läßt die Farbe auch wieder ein Paar Stunden ſtehen, und rührt ſie unter ſolcher Zeit einmahl wohl auf. Endlich kommt auch noch das Auripigment fein geſtoßen dazu hinein, welches recht wohl eingerührt werden muß, weil es ſich nicht recht gern damit vermiſcht, ſondern oben auf liegen bleiben und ſchwimmen will, bis es nach und nach ſich mit der Brühe vereinigt, und alsdann erſt die völlige Entwicklung der Farbe vollenden hilft. Sobald man an der Farbbrühe, wenn ſie ſich aufgehellt hat,

hat, und die erdichten Theile des Kalks, Vitriols ꝛc. ſich zu Boden geſetzt haben, ſieht, daß das Helle röthlichgelb in dem Glaſe ſteht, die Blumen aber ganz feurig kupferfarbig ausſehen und dick beyſammen ſtehen, ſo ſchiebt man dieſe Blumen bey Seite, und taucht ein baumwollenes Fleckchen hinein, kommt dieſes ſchön Gelbgrün heraus und wird an der Luft blau, beym Auswaſchen im Waſſer aber erſt noch recht ſchön, rein und lebhaft blau, ſo iſt die Farbe ganz vollkommen entwickelt zum Gebrauche. So lange man aber dieſe Kennzeichen und Beweiſe der Entwicklung noch nicht ſieht und findet, ſo muß man ſie immer noch wohl aufrühren und wieder ſtehen laſſen, bis alles in gehöriger Ordnung iſt. So oft man aus der hellen Brühe etwas herausgefärbt hat, (das, was man färbet, darf aber nie bis auf den Satz auf dem Boden reichen, ſondern muß immer in der hellen Farbbrühe gehalten werden,) dieſe aber doch durch die Bewegung nach und nach trübe wird, hört man mit dem Färben auf, rührt die Farbe wieder wohl auf, und läßt es wieder ſtehen, bis ſie hell geworden iſt. Wenn man ſo viel heraus gefärbt hat, daß die Farbe anfängt ſchwach und matt, mehr grau als blau zu werden, ſo rührt man die halbe Portion von dem erſtmahl genommenen Kalk, Vitriol und Auripigment, eins ums andere nach und nach wieder hinein, wodurch die Farbe erfriſcht, und die darin noch unentwickelt zurück gebliebenen Farbtheile vollends aufgeſchloſſen werden, daß man allemahl auch noch die Hälfte ſo viel anfangs wieder daraus färben kann.

Dieſes iſt die beſte Methode für einen Anfänger und Ungeübten in der Farbkunſt ſich

mit den Blaukůpen zum Gebrauch der Fårbe-
rey im Kleinen, und ohne große Koſten bekannt
zu machen; denn in dem Glaſe kann man die
ganze Wirkung der Mittel zur Entwicklung,
und die Verånderung, welche mit der Farbe
vorgeht, ſehr ſchồn ſehen und ſich ſolche zu ſei-
ner Kenntniß merken.

Wenn man zu ſeiner Mancheſterfårberey
keine dunkelblaue Farbe braucht, ſondern nur
Mittel- und Hellblau: ſo muß man ſeine Kůpe
im Großen darauf anlegen, daß mehr Waſſer
dazu kommt, als wo man Dunkelblau fårbt;
und erhålt man zuletzt, nach dem Auffriſchen der
Kůpe kein ſchồnes Hellblau mehr, ſondern nur
ein ſchwaches Perlfarb, ſo macht man doch auch
dieſes noch, und bringt die Waare nach der
Hand in eine friſche Farbe, damit ſie ihre
Schồnheit vollends erhålt, und auf dieſe Weiſe
benutzt man ſeine blauen Farben ebenfalls recht
wohl, ehe man die Kůpe ausleert und eine fri-
ſche Farbe anſetzt.

No. 4. Falſchblau, aus dem Blauholz.

Den Abſud des Blauholzes zu machen fin-
det man bey der ſchwarzen Farbe. Um einen
falſchen dunkelblauen Grund auf Mancheſter iſt
es nicht zu thun, weil ohnehin das dunkle nicht
dazu ſchicklich iſt; alſo wenn man einen falſch-
blauen Grund macht, ſoll es nur ein Hellblau
ſeyn, den man freylich aus dem Blauholz auch
noch ſchồn genug machen kann, wenn es darum
zu thun, den Indigo zu ſparen.

Wenn der erſte ſtarke Abſud von dem
Blauholz gemacht iſt, ſo macht man auch noch
den andern, um das Blauholz nicht zu frůh weg-
zuwer-

zuwerfen, beyde Brühen gießt man alsdann zuſammen, und die Farbe wird ſtark genug zu Hellblau, wenn man von dem zweymahligen Abſieden eines Pfundes Blauholz wenigſtens 4 Maß Farbbrühe erhält, und damit können 2 Stücke Mancheſter zu 10 Stab ſchön und ſatt Hellblau gefärbt werden. Man thut alſo die Blauholzbrühe in den Keſſel und noch ſo viel Waſſer dazu, daß 2 Stücke Waare darin Platz finden, wenn man ſie über den Haſpel treibt. Die Brühe wird handwarm gemacht, und auf jedes Maß wirkliche Blauholzbrühe 4 Loth blauer klein geſtoßener Vitriol, mithin für 4 Maß Farbbrühe 16 Loth aufgelöſet, und noch 4 Loth Salmiakgeiſt dazu gegoſſen. Die Waare wird zuerſt auch im warmen Waſſer genutzt, und ſodann in die Farbbrühe eingehaſpelt, worin man ſie ſo lange läßt, bis man bey der Unterſuchung ſiehet, daß die Farbe ſtark genug für ein Hellblau angefallen iſt, alsdann wird die Waare herausgehaſpelt, und im fließenden Waſſer wohl ausgewaſchen, und im Schatten abgetrocknet.

No. 5. Falſchblau aus der Indigtinctur.

Dieſes iſt nicht nur für das Auge die ſchönſte hellblaue Farbe, ſondern es zeigen ſich auch alle dunkle Farben, die man auf einen ſolchen hellblauen Grund druckt, recht gut: wie dieſes Falſchblau angeſetzt und gemacht werde, iſt oben bey den Mahlfarben ſchon geſagt worden; hier wollen wir alſo nur ihren Gebrauch für einen blauen Grund auf Mancheſter zeigen, damit dieſe Farbe ebenfalls am beſten benutzt wird, und man eine recht ſchöne Farbe davon erhält.

Man macht im Keſſel für ſo viel Stücke Waare, als man färben will, handwarmes Waſſer zurecht, in welches man hernach ſo viel von der durch das Vitriolöhl wohl zubereiteten Indigtinctur gießt, bis das Waſſer hinlänglich davon angefärbt iſt, daß man ſeine Waare davon ſatt und ſchön hellblau machen kann. Sollte die Waare die Farbe ſchon ganz aus der Brühe angezogen haben und noch nicht ſatt genug gefärbt ſeyn, ſo gießt man noch mehr von der Indigtinctur nach, bis die Waare ſatt genug davon gefärbt wird, denn ſchwach darf ſie nicht aus dem Keſſel kommen, wenn ſie beym Auswaſchen im Waſſer ſchön und hellblau bleiben ſoll. Dieſes giebt eigentlich ein wahres, ins Grünliche fallendes Sächſiſchblau.

Um nun die Farbe zu verändern, und eine mehr ins ſchöne Himmelblau fallende Farbe zu erhalten, kann in das handwarme Waſſer im Keſſel für jedes Stück Waare zuvor $\frac{1}{4}$ Pfund Alaun gethan, und darin aufgelöſet werden, ehe man die Indigtinctur hinein thut, die Farbe fällt auch etwas dunkler davon aus, doch wird ſie nicht beſſer und feſter davon.

Oder man gießt, anſtatt des Alauns, eben ſo viel Zinnſolution in das Waſſer, und dieſes giebt der Indigtinctur und der blauen Farbe wieder eine in etwas veränderte Geſtalt, aber ebenfalls nicht feſter; und nimmt man den Alaun und die Zinnſolution, von jedem aber nur die Hälfte in die Brühe, ſo wird auch dieſes die hellblaue Farbe wieder verändert herſtellen; niemahls aber und auf keine Weiſe oder durch kein Mittel wird eine durch das Vitriolſaure gemachte Auflöſung des Indigs dauerhafte Farben geben. So ſchön alſo dieſe Farben ſind, eben

eben ſo falſch ſind ſie auch, und wirklich die ſchlechteſten unter allen falſchen Farben.

No. 6. Grüne Farben, aus vorigem Blau und dem Farbbeerengelb.

So wie das Blaue der Indigtinctur die ſchönſte blaue Farbe giebt, eben ſo wird auch das ſchönſte lebhafteſte Grün vermittelſt deſſelben und des Farbbeerengelbs hervorgebracht.

Wenn man damit grüne Mancheſter färben will, ſo wird das Farbbeerengelb zuvor nach der oben gegebenen Vorſchrift abgeſotten, und zwar nach dem erſten Abſud wird auch der zweyte noch gemacht, ſo daß man von 1 Pfund Farbbeeren wenigſtens 4 Maß Brühe bekommt, welche zuſammen gemiſcht und daraus Citrongelb entwickelt wird. Mit dieſen 4 Maß gelber Farbbrühe kann man 2 Stücke Mancheſter, zu 10 Stab, recht ſatt grün färben; man gießt ſie in den Keſſel zu ſo viel warmen Waſſer, als 2 Stücke Waare erfordern, und wenn die gelbe Brühe in dem Keſſel eingerührt iſt, ſo miſcht man ſo viel von der blauen Indigtinctur darunter, ohne andern weitern Zuſatz, bis man an der Brühe ſiehet, daß es die Farbe geben möchte, die man verlangt. Hierauf wird die Waare hinein und ſo lange in der Farbbrühe hin und wieder gehaſpelt, bis die grüne Farbe ſatt genug iſt.

Nun kommt es bey der grünen Farbe darauf an, wie ſie ausſehen ſoll, mehr gelb als blau oder umgekehrt, denn es giebt der grünen Farben gar mancherley; auf die hellern Sorten kann man alle Farben drucken, welche man will, auf die Dunkelgrüne aber nur ſchwarz, oder

Gold und Silber. Bey dem Färben muß man alſo ſeine Miſchung der gelben und blauen Farbe darnach machen, und auch immer von jeder Farbe noch etwas im Vorrath haben, damit man, wenn die Waare einige Zeit im Keſſel iſt, und man ſiehet, daß ſie zu gelb oder zu blau iſt, von einer oder der andern Farbe noch mehr nachgießen kann. Wenn die erſte Parthie aus dem Keſſel iſt, ſo wird man allemahl noch ſo viel Farbe in dem Keſſel haben, daß man etwa noch die Hälfte ſo viel Waare als das erſtemahl darin färben kann, wenn die Farbe auch ſchon nicht mehr ſo dunkel würde, als bey der erſten Parthie, denn je heller dieſe grünen Farben ſind, deſto eher kann man alle andere Farben darauf drucken.

No. 7. Grün aus Blauholzblau und Farbbeerengelb.

Dieſe grünen Farben ſind wohl nicht ſo lebhaft, ſchön und angenehm als die vorigen, aber dagegen viel dauerhafter als dieſe. Man nimmt dazu von dem Falſchblauen No. 4. und der ſo eben gedachten gelben Brühe aus den Farbbeeren, die aber für dieſes Grüne auch mit nichts anderm als blauem Vitriol, auf das Maß 4 Loth gerechnet, entwickelt wird. Von dieſen beyden Farbbrühen thut man ſo viel in den Keſſel unter das Waſſer, als nöthig iſt zu derjenigen grünen Farbe, die man haben will. Dunkel macht man dieſes Grüne auch nicht, es mag mehr gelb oder blau ſeyn ſollen; wenn alſo die erſten Stücke gefärbt ſind, ſo wird die Farbbrühe allemahl auch noch nicht ganz leer ſeyn, ſondern immer noch etwas daraus gefärbt wer-

den

den können, ſollte es auch gleich ſehr hell und ſchwach von Farbe werden, weil keine Farbe zu hell ſeyn kann, zu einem Grunde auf Mancheſter, worauf man noch andere Farben eindrucken will.

No. 8. Gutes Grün, auf einen blauen Indiggrund mit Farbbeerengelb.

Bey der gut grünen Mahlfarbe wird das Blaue zuerſt eingemahlt, und das Gelbe alsdann auf dieſen blauen Grund getragen; will man hingegen ein gutes Grün färben, ſo wird eben ſowohl die Waare zuerſt blau gefärbt, hernach in der gelben Brühe grün gemacht; denn das gute Indigblaue kann man beym Färben eben ſo wenig als beym Mahlen ſogleich mit der gelben Brühe vermiſchen, um das Grüne auf einmahl davon zu machen; ein Küpenblau, es ſey kalt oder warm, leidet keine andere Farbe zu ſeiner Vermiſchung, ohne daß dieſes Blau ſelbſt dadurch gleichſam ganz verdorben und zerſtört würde. Es muß alſo bey allen gemiſchten Farben, wozu man das gute Blaue brauchen will, dieſes zuerſt für ſich allein bleiben, und hernach kann man noch allerhand andere, nur falſche Farben darauf bringen, die alle dadurch mehr Dauerhaftigkeit erhalten.

Es gilt gleichviel, von welcher der zwey beſchriebenen blauen Küpenfarben man zum Grunde für das Grüne gebrauchen will, nur dunkel muß das Blaue nie gemacht werden, ſondern allemahl ſchön hell, ſonſt wird das Grüne zu dunkel, wenn das Gelbe darauf kommt. Der blaue Grund muß zuerſt rein ausgewaſchen werden, alsdann bringt man die blaue Waare ſogleich

gleich in den Keſſel mit der gelben Brühe, wozu ebenfalls das mit dem blauen Vitriol entwickelte Farbbeerengelb am beſten und ſchicklichſten iſt. Weil aber das Gelbe allein nicht gern auf das Blaue anfällt, daß man ſich auf eine gleiche grüne Farbe verlaſſen könnte, ſo iſt es beſſer, daß man etwas Weniges von der Blauholzbrühe darunter miſcht; dadurch wird die grüne Farbe deſto gleicher.

No. 9. Goldgelb, aus den Farbbeeren.

Bey den Mahlerey- und Druckfarben ſind die gelben Farben aus den Farbbeeren ſchon beſchrieben, hier muß alſo nur noch geſagt werden, daß man zu dunkelgelben Grundfarben auf Mancheſter nothwendig auch ſtarke Farbbrühen haben muß; allein zum Färben kann man 1 Pfund Farbbeeren immer mit 6 Maß Waſſer übers Feuer thun und bis auf 3 Maß einkochen laſſen zum erſten Abſud, und alsdann dieſe Beeren mit eben ſo viel Waſſer noch auf 3 Maß Farbbrühe einkochen, beyde Brühen hernach zuſammen gießen, und zum Färben der Mancheſter gehörig entwickeln; man erhält davon allemahl ſehr ſatte Farben, und kann mit 2 Pfund Farbbeeren auf ſolche Art wenigſtens 3 Stücke Waare zu 10 Stab ſtark genug färben.

Wenn man alſo einen goldgelben Grund davon machen will, ſo wird die Farbe mit Alaun, Bleyzucker und Salmiakgeiſt nach der oben ſchon gegebenen Vorſchrift entwickelt, dieſe entwickelte Farbbrühe wird in den Keſſel gethan und noch das nöthige Waſſer dazu gegoſſen, ſo viel die Waare erfordert, die man färben will. Wenn die Farbbrühe handwarm iſt, ſo wird die Waare

hinein

hinein gehaſpelt, und ſo lange darin hin und wieder getrieben, bis man bey der Unterſuchung findet, daß die Waare dunkel genug gefärbt iſt; alsdann heraus genommen, im fließenden Waſſer wohl ausgewaſchen, und im Schatten, aber an freyer Luft abgetrocknet.

Weil aber mit dieſer erſten Waare die Farbbrühe noch nicht ganz ausgezogen wird, und helle Grundfarben ohnehin bey den Mancheſtern, die zum Drucken beſtimmt ſind, ganz wohl taugen, ſo kann man allemahl noch eben ſo viel als das erſtemahl recht ſchöne helle Farben daraus färben, und man benutzt ſeine Farbbrühen recht gut; man muß nur bey dem zweyten Färben etwas weniges friſchen Alaun in derſelben auflöſen, ehe man die Waare hinein thut, und läßt ſie ſo lange, aber nur bey mäßiger Wärme darin, bis ſie alle Farbe in der Brühe ganz ausgezogen hat. Dieſe zweyte Farbe wird immer reiner als die erſte, weil die erſte Waare alles Ruſſige und Unreine in der Farbbrühe, das ſich ſo gern an der Waare anhängt, ſchon weggenommen hat.

No. 10. Merdois.

Dieſe Farbe iſt auch eine ſehr ſchickliche Farbe für einen Mancheſtergrund, weil ſie ſchon unter die hellen Farben gehört, auf welche ſich noch verſchiedene Farben von den dunklen Sorten drucken laſſen.

Man braucht dazu eine gelbe Farbbeerenbrühe, die mit 2 Loth blauem Vitriol auf 1 Maß Farbbrühe entwickelt wird, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo thut man ſie in den Keſſel, füllt dieſen vollends gehörig mit Waſſer an, und

rührt

rührt auf 1 Maß von der gelben Brühe noch $\frac{1}{8}$ Maß Eiſenbrühe dazu, wenn die Farbbrühe handwarm iſt, ſo bringt man die zuvor im warmen Waſſer wohl genetzte Waare hinein, und haſpelt ſie ſo lange hin und wieder, bis man bey der Unterſuchung ſiehet, daß man ſeine verlangte Farbe hat; alsdann wohl ausgewaſchen und abgetrocknet. Die übrige Farbbrühe ſchon wegzugießen wäre noch viel zu bald, weil man noch eine ganz helle, aber immer noch brauchbare Farbe für einen Mancheſtergrund daraus färben kann.

No. 11. Auroragelb, aus Roth und Gelb zuſammengeſetzt.

Da dieſe Farbe als eine eigentliche gelbe Farbe ſehr ſtark ins Rothe fällt, und zunächſt an die rothe Feuerfarbe gränzt, ſo gehört ſie auch unter die gemiſchten Farben, ob gleich man ſie einfärbig machen kann, wenn man will. Als eine gemiſchte Farbe wird dazu das Goldgelbe der Farbbeeren No. 9. und das nachfolgende Rothe No. 12. genommen. Bey der Miſchung dieſer Farben aber kommt es darauf an, wie ſatt und dunkel man die Aurora Farbe haben will, um etwas mehr oder weniger von Roth oder Gelb zu nehmen. Da das Rothe an ſich ſelbſt eine dunklere Farbe iſt, als das Gelbe, ſo wird die Miſchung gemacht wie beym Grünen, wo die blaue Farbe auch die dunkelſte iſt; man nimmt alſo auf 3 Maß von dem Farbbeerengelb mit Alaun, Bleyzucker und Salmiakgeiſt entwickelt, 1 Theil Roth mit Alaun und Zinnſolution entwickelt, und miſcht ſie wohl unter einander, welches für 1 Stück Mancheſter zu 10 Stab

genug

genug iſt, daß es eine rechte ſatte Aurorafarbe geben kann.

Wenn dieſe 4 Maß gemiſchter Farbbrühen in dem Keſſel ſind, ſo füllt man ihn mit noch ſo viel Waſſer auf, als zum Färben nöthig iſt, und wenn die Brühe ſo ziemlich heiß, nur nicht kochend iſt, ſo haſpelt man die Waare ſo ſchnell als möglich hinein, und läßt ſie ſo lange hin und wieder über den Haſpel laufen, bis die Farbe gehörig ſatt und ſchön angefallen iſt, alsdann nimmt man ſie heraus, wäſcht ſie rein aus, und hängt ſie an die volle Sonne zum Abtrocknen auf; oder des Winters in einer eingeheitzten Stube, denn an der Wärme muß ſie abtrocknen, und wird davon erſt recht lebhaft und feurig. Weil nun dieſes erſtemahl die Farbe ſtark wird, und die Brühe noch nicht ganz ausgezogen iſt, ſo kann man immer noch 1 Stück darin färben, welches zwar nicht mehr Aurorafarbig, aber Chamois wird. Beyde Farben, die dunkle und die helle, ſind überaus ſchicklich, um noch mancherley andere Farben darauf zu drucken.

Aurorafarbe aus dem Orlean allein, iſt bey Herrn Gülich nachzuſehen.

No. 12. Roth, aus dem Fernambuk, oder einem andern rothen Farbholz.

Man muß durch zweymahliges Abſieden von 1 Pfund Farbholz wenigſtens 4 Maß ſtarke Farbbrühe erhalten, und davon 1 Stück Mancheſter zu 10 Stab recht ſatt färben können. Dieſe abgekochte Brühe wird aber nicht vorher entwickelt, ehe man damit färbt, ſondern das Stück Waare wird zuerſt durch ein Alaun-

bad mit 1 Pfund Alaun, den man handwarm darin auflöſt, eine halbe Stunde lang gehaſpelt, und ohne es auszuwaſchen oder abzutrocknen, in die Farbbrühe gebracht, vorher aber wird zur Farbbrühe nach Beſchaffenheit der rothen Farbe, die man haben will, entweder noch ½ Pfund Salmiakgeiſt, wenn die Farbe carmoſinartig werden ſoll, oder eben ſo viel Zinnſolution, wenn ſie mehr hochroth werden ſoll, eingerührt, alsdann erſt die im Alaun gebeitzte Waare hineingehaſpelt, und ſo lange, im Anfange nur handwarm, hernach etwas heißer, doch nicht kochend, gefärbt, bis die Farbe ſatt genug auf der Waare angefallen iſt. Zum zweytenmahl kann man noch 1 Stück Waare aus dieſer Farbbrühe färben, das man vorher ebenfalls durch die beym erſten Mahle übrig gebliebene Alaunbeitze gezogen hat. Dieſes zweyte Stück Waare wird noch ſchön Roſenfarb oder Fleiſchfarb, nachdem man entweder Salmiakgeiſt oder Zinnſolution dazu genommen hatte. Aus der Farbe herausgenommen, werden ſie im fließenden Waſſer rein ausgewaſchen, und im Schatten abgetrocknet. Wird der Fernambuk oder was es ſonſt für ein rothes Farbholz iſt, anſtatt des Waſſer mit Eſſig abgeſotten, ſo wird die Farbe davon deſto ſtärker, und mehr hochroth.

Soll es ein wahres dunkles Carmoſinroth werden, ſo kocht man die Farbe nur mit Waſſer ab, und zieht die Waare durch eine klare kauſtiſche Kalklauge vor dem Färben, in die Farbbrühe ſelbſt aber miſcht man noch den Salmiakgeiſt. Das zweyte Stück wird davon Pfirſichblüthfarb oder Lila. Nach dem Auswaſchen müſſen dieſe Carmoſinfarben beſonders nur im

Schatten

Schatten, und ja nicht an der Sonne abgetrock- net werden.

No. 13. Violett, aus der Vermiſchung von Blauholz- und Rothholzbrühen.

Zu dieſer Vermiſchung für ein ſchönes Violett auf Mancheſter wird die Blauholz- und Rothholzbrühe abgeſotten, und jede zuvor für ſich entwickelt, nähmlich die Blauholzbrühe mit nichts als 4 Loth blauen Vitriol auf das Maß; und die Rothholzbrühe bloß mit 8 Loth Alaun auf das Maß. Weil nun die Blauholzbrühe an ſich ſelbſt dunkler als die rothe iſt, ſo wird auf 3 Maß Rothholzbrühe nur 1 Maß blaue Brühe gemiſcht, und dieſes giebt ein natürlich, ſchönes und ſattes Violett für einen Mancheſter- grund.

Wenn man färben will, ſo wird die Waa- re zuvor im warmen Waſſer genetzt, die gedach- ten 4 Maß gemiſchte Farbbrühe hernach in den Keſſel gethan, und noch das nöthige Waſſer dazu. Sobald die Brühe handwarm iſt, wer- den noch 2 Loth Salmiakgeiſt auf das Maß Farbe, mithin auf 4 M. 8 Loth in den Keſſel eingerührt, hernach die Waare hineingehaſpelt, und ſo lange darin hin und wieder getrieben, bis die Waare ihre rechte Farbe hat.

Nach dieſem erſten Stücke kann man aus der Brühe noch 1 Stück ſchön Hellviolett oder Lilla färben, das noch ſehr gut für einen Man- cheſtergrund iſt, allerhand andere Farben darauf zu drucken. Aus dem Farbkeſſel weg werden beyde Stücke rein ausgewaſchen, und im Schat- ten abgetrocknet.

Man kann dieſes Violett auf eine andere Art machen, daß es mehr ein Purpur- oder röthliches Violett wird, wenn man nur die rothe Holzbrühe allein mit 4 Loth Alaun und 2 Loth Zinnſolution auf das M. entwickelt, hernach die Blauholzbrühe nur dazu miſcht, und beym Färben alsdann den Salmiakgeiſt in die Brühe einrührt. Die helle Farbe davon beym zweyten Stücke wird eine Pfirſichblüthfarbe, auch noch ſehr ſchön und angenehm für einen Mancheſtergrund.

Oder auch noch auf eine andere Art, daß man nähmlich die 3 M. rothe und 1 M. blaue Brühe zuſammen miſcht, und hernach mit nichts anderm als 4 Loth blauen Vitriol auf das Maß, mithin 16 Loth, entwickelt, beym Färben aber ebenfalls wieder den Salmiakgeiſt in den Keſſel einrührt, wenn die Farbbrühe ſchon handwarm iſt, und die Waare alsdann ſogleich hinein gehaſpelt. Nach dem erſten Stück kann immer auch noch 1 Stück von hellerer Farbe aus dieſer Brühe mit Vortheil gefärbt werden. Die Farbe von beyden wird mehr ins Blaue fallen, als die vorherigen Farben. Auf dieſe Weiſe kann man durch die Miſchung von blau und rothen Holzbrühen nicht nur vermittelſt veränderter Entwicklung, ſondern auch durch verändertes Verhältniß der Farbbrühen, wenn man von der einen oder der andern etwas mehr oder weniger nimmt, gar mancherley Arten von violetten und Lilafarben machen, ſo wie durch Gelb und Blau, die vielerley grünen Farben.

No. 14. Braune Holzfarben.

In den braunen Farben iſt das Schwarze

allemahl

allemahl die Haupt- und Grundfarbe, Roth und Gelb aber geben ihnen die Geſtalt, wie man die braunen Farben haben will. Alſo muß man dazu ſchwarze, rothe und gelbe Farbbrühen haben, welche von dem Blauholz, Rothholz und Gelbholz abgeſotten werden, um ſie zu der verlangten braunen Farbe nach Nothdurft zuſammen miſchen zu können. Das Mittel der Entwicklung iſt für alle 3 Farben hauptſächlich eine gute Eiſenbrühe, beſonders zu den ganz dunkelbraunen Farben, je nachdem man aber eine mehr ins Rothe oder ins Wurzelbraune fallende Farbe haben will, wird die rothe Brühe zuvor mit Alaun entwickelt.

Zuerſt alſo muß man dafür ſorgen, daß die Mancheſter, welche braun gefärbt werden ſollen, durch die Eiſenbrühe wie zum Schwarzen gebeitzt werden, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo bringt man die gebeitzte Waare, ohne ſie vorher abzutrocknen, in einen Abſud von Schmak oder Galläpfeln der aber zuvor abgekühlt ſeyn muß, und nur handwarm ſeyn darf, worin ſie eine halbe Stunde herumgehaſpelt wird, nach dieſem im fließenden Waſſer rein ausgewaſchen, und auch wieder ohne abzutrocknen in die Farbbrühe gebracht.

Zu dieſer Farbbrühe nun wird für 1 Stück Waare zu 10 Stab 3 bis 4 M. von der Blauholz- und Rothholzbrühe allein, oder auch eine gewiſſe Portion gelbe Brühe darunter, zuſammen gemiſcht und in den Keſſel gethan, alsdann noch ſo viel Waſſer dazu, als zum färben nöthig iſt, und wenn dieſe Brühe handwarm geworden iſt, ſo bringt man die durch Eiſenbrühe und Galläpfel oder Schmak vorbereiteten Waaren hinein, läßt die Farbbrühe allmählig heißer werden, nur

kochen, und haſpelt die Waare ſo lange herum, bis ſie ihre rechte Farbe hat.

Nimmt man 2 bis 3 Theile Blau- und nur 1 Theil rothe Farbbrühe allein, ohne Gelb, ſo giebt es ein ſehr dunkles Schwarzbraun; je weniger blaue und deſto mehr rothe Brühe, deſto heller, mehr ins Rothe fallend wird die braune Farbe; und miſcht man auch noch etwas Gelb darunter, ſo erhält man die ſogenannten wurzelbraunen Farben.

Nun kann man ſowohl die beyden Beitzbrühen, als die Farbbrühe auch noch zu helleren Farben brauchen, die Waare entweder durch jede derſelben wieder beſonders laufen laſſen, oder man kann die Eiſen- und Galläpfelbrühen zuſammengießen, die Waare darin durchziehen, hernach in die vorige Farbbrühe haſpeln, und ſo lange darin laſſen, bis ſie vollends ausgezogen iſt, und man noch helle braune Farben davon erhalten hat; oder man kann alle 3 Brühen zuſammen gießen, und ſo viel mittel- und hellbraune Farben heraus färben, bis alle Farbe ausgezogen, und die Brühe ganz leer iſt. Es giebt rehbraune, kapuzinerfarbene, kaſtorfarbene, zimmetbraune und weinſteinfarbige helle Schattirungen, alle ganz gut und brauchbar für Mancheſtergrund, ſchwarz und andere Farben darauf zu drucken.

No. 15. Carmelitfarben.

Dieſes ſind eigentlich auch braune Farben, und unterſcheiden ſich dadurch von den andern braunen Farben, daß dabey Roth und Gelb den Grund ausmachen, der nur durch die Eiſenbrühe allein, ohne Blauholzbrühe ſoviel als nöthig

geſchwärzt wird. Will man die Carmelitfarbe recht ſatt und dunkel haben, ſo wird die Waare ebenfalls zuvor durch eine Eiſenbrühe gebeitzt, hernach ohne abzutrocknen in die Farbbrühe gebracht.

Zu der Farbbrühe ſelbſt nimmt man 3 Theile Gelb, und 1 Theil Roth, beydes mit 4 Loth blauem Vitriol auf das M. entwickelt. Die gemiſchte Farbbrühe wird in den Keſſel gethan und noch das nöthige Waſſer dazu; wenn die Brühe handwarm iſt, wird die Waare hineingehaſpelt und unter allmähliger etwas ſtärkerer Hitze, aber nicht zum kochen, ſo lange darin herum getrieben, bis die Farbe recht ſatt und gleich auf die Waare angefallen iſt.

Zu den helleren Farben, die man noch aus dieſen Brühen machen kann, beitzt man die Waare entweder auch zuerſt wieder in der übrigen Eiſenbrühe, und färbt ſie hernach in der übrigen Farbbrühe; oder man gießt beyde Brühen zuſammen, und färbt noch helle Farben heraus, ſo lange es etwas giebt, bis die Brühe ganz leer iſt; alsdann dunkel und helle Farben rein ausgewaſchen, und im Schatten abgetrocknet.

No. 16. Roſtgelb, aus der Eiſenbrühe.

Dieſe Farbe iſt nicht nur eine der feſteſten, ſondern auch der ſchönſten für Mannskleider, welches ja der Fall bey dem Mancheſter iſt; doch muß es eben nicht das ſatteſte, dunkelſte Roſtgelb ſeyn, denn dieſes iſt etwas zu ſtark und dem Auge widrig bey einem Mancheſtergrunde, der noch zum Drucken beſtimmt iſt, und noch vielmehr bey einem einfärbigen Mancheſter, ſondern das dunkle Roſtgelb iſt nur gut auf weiſ-

ſen Grund zu Streiffen ꝛc. Hingegen eine Verdünnung deſſelben nur mit dem vierten Theil Waſſer giebt ſchon ein angenehmes Roſtgelb, und noch mehr Verdünnung bis auf 3 Theil Waſſer und nur 1 Theil Eiſenbrühe macht die ſchönſten Paille-Farben, ſo hell ſie auch ſeyn möchten, beſonders wenn noch ſchwarze oder andere dunkle Farben darauf gedruckt werden. Doch kommt hier alles darauf an, wie ſtark die Eiſenbrühe, welche man braucht, an ſich ſelbſt ſey, und daß man dieſe kenne.

Wenn man Mancheſter roſtgelb färben will, ſo iſt es beſſer, daß man eine mit Eiſentheilen recht wohl geſättigte Eiſenbrühe dazu habe, und alsdann zum Gebrauch für hellere Farben mit Waſſer nach Nothdurft verdünne und ſchwäche, als daß man wäſſerige Eiſenbrühen halte, die wenig Eiſentheile haben, weil eine ſolche ſchwache Eiſenbrühe nur eine grünlich graue und keine ſchöne gelbe Farbe giebt. Deshalb iſt die gleich bey den erſten Farben zum Drucken angegebene Eiſenbrühe von großem Nutzen, und allen andern vorzuziehen, weil man dazu anſtatt des alten Eiſens in allerhand, groß und kleinen, dicken und dünnen Stücken, die Eiſenfeil-Spähne oder Hammerſchlag nimmt, weil dieſe in unzählig viel kleineren Theilen, von dem darüber gegoſſenen Eſſig angefreſſen werden können als die größeren und dickeren Stücke alt Eiſen; folglich nicht nur viel geſchwinder anroſten, und eine gute Eiſenbrühe geben, ſondern dieſe auch viel leichter, und beſtändig gut erhalten werden kann.

Von einer ſolchen dunkelroſtgelben Eiſenbrühe nimmt man nach Nothdurft der Stücke, die man färben will, in den Keſſel und noch 1—2

bis 3 Theile Waſſer dazu; der Mancheſter wird zuvor im warmen Waſſer wohl genezt, daß die Eiſenbrühe gern und gleichförmig darauf anfällt, und wenn dieſe handwarm iſt, ſo treibt man die Waare über den Haſpel ſchnell hinein, hält ſie auf dem Haſpel immer wohl ausgebreitet, und läßt ſie ſo lange hin und wieder gehen, bis man ſieht, daß die Farbe ſatt genug angefallen iſt; alsdann im fließenden Waſſer wohl ausgewaſchen, auch gewalkt, und im Schatten abgetrocknet: aus dieſer Brühe färbt man hernach noch mehrere Stücke heraus, ſo lange ſie noch Eiſentheile enthält, wovon immer 1 Stück heller wird, als das vorherige, und wenn ſie zulezt auch ſo hell werden, daß man kaum eine Spur von Gelb darauf ſiehet, ſo ſind ſie noch ſchön und brauchbar für Mancheſter.

Alle dieſe dunklen oder hellen roſtgelben Farben werden, wenn ſie aus dem Keſſel kommen, im Waſſer ausgewaſchen und an der Luft, aber im Schatten abgetrocknet werden, noch um vieles dunkler; man muß alſo ſeine Eiſenbrühe kennen, und nach dem, wie ſie im Keſſel an der Waare ausſiehet, beurtheilen können, wie ſie nach dem Auswaſchen und abtrocknen ausſehen werde.

Nimmt man Eſſig anſtatt des Waſſers zur Verdünnung der Eiſenbrühe, ſo giebt es den Farben eine etwas veränderte Geſtalt, und ſie werden davon etwas mehr röthlich, Chamois und iſabellfarbig.

Andere Zuſätze nutzen weder für die mehrere Schönheit noch Feſtigkeit der roſtgelben Farben etwas, denn alle Schönheit und Feſtigkeit derſelben hängt bloß von dem Eiſenroſt ab, und dieſen bringt nur die Eſſigſäure allein am beſten hervor aus dem Eiſen. Und wenn eine Eiſen-

brühe mit Eiſenroſt hinlänglich geſättigt iſt, daß ſie ganz roth davon ausſiehet, ſo mag ſie auch noch ſo ſehr mit Waſſer verdünnet werden, ſie bleibt auch in der helleſten Schattirung ſchön, welches der Fall gar nicht iſt, wenn eine Eiſenbrühe noch nicht genug Roſt hat, weil in dieſem Zuſtande eine Waare gar nicht gelb davon werden kann, ſondern nur grünlich grau.

Man kann zwar auf die roſtgelbgefärbten Mancheſter, dunkel und hell, alle andere dunkle Farben, als: Roth, Braun, Violett, Blau, Grün, Oliven eindrucken, weil alle dieſe Farben damit abſtechen, aber nichts iſt ſchöner als Schwarz, die Faßon mag ſeyn, wie und welche ſie will; das Schwarze iſt um ſo viel mehr die beſte und ſchönſte Farbe dazu, weil ſie auf dem roſtgelben Grunde noch denjenigen Stoff antrift, der das einzige wahre Mittel der Entwicklung für die ſchwarze Farbe iſt, und folglich muß alles Schwarz, das auf einen roſtgelben Grund gedruckt wird, nicht nur deſto dunkler und ſchwärzer, ſondern auch deſto feſter werden.

Obgleich alle vorſtehende Farben zum Färben derjenigen Mancheſter, welche noch gedruckt werden ſollen, gut und dauerhaft genug ſind, ſo wollen wir doch zum Beſchluß derſelben auch noch die ganz feſten Grappfarben kennen lernen.

No. 17. Roth, aus dem Grapp.

Will man ein ſattes, ſchönes Roth, dem Türkiſchrothen ähnlich auf einen Mancheſter färben, ſo iſt nothwendig, daß die Waare zuvor recht wohl und rein ausgebleicht ſey. Es iſt zwar hier nicht darum zu thun, damit die Waare im Grappkeſſel ſich im Weißen nicht zu viel einfär-

be,

be, und deſto langſamer ſich wieder ausbleiche, denn die Rede iſt ja von ganz einfärbigen Mancheſtern, die kein Weißes haben, mithin nach dem Färben nicht ausgebleicht werden dürfen; aber um die Gleichheit der Farbe iſt es zu thun, daß ſie recht ſchön einfärbig, und nicht fleckig werde, welches durch eine gute Bleich- und Reinigung vor dem Färben am beſten verhindert wird.

Es iſt bekannt, daß man den Grapp nicht behandeln kann, wie andere Farbmaterien, welche man zuerſt abſiedet, hernach entwickelt, und alsdann die Waaren ohne andere Vorbereitung, als daß man ſie vorher reinigt, darin färbt, ſondern alles, was man im Grapp färben will, muß zuvor durch ſchickliche Salze gebeitzt und vorbereitet werden, wodurch die färbenden Theile des Grapps entwickelt werden, und ſich auf der gebeitzten Waare feſtſetzen.

Zu der hiezu nöthigen Beitze, um ein ſattes Roth zu bekommen

R. Auf 1 Stück Waare zu 10 Stab 3 Pfund guten Alaun.
¼ Pfund Bleyzucker.
¼ Pfund Zinnſolution.

Der Alaun wird in 8 M. Waſſer handwarm aufgelöſt, und ſobald dieſes geſchehen iſt, auch der Bleyzucker hinein gerührt, zuletzt auch die Zinnſolution. Wenn ſich die erdichten Theile vom Alaun und Bleyzucker niedergeſchlagen und zu Boden geſetzt haben, daß die Beitzbrühe hell geworden iſt, ſo gießt man ſie von dem Bodenſatze ab in ein beſonderes hölzernes Geſchirr, und noch ſoviel Waſſer dazu, als nöthig iſt, daß das Stück Mancheſter darin gebeitzt werden kann, welches kalt oder warm geſchehen kann.

Im erſten Fall legt man das Stück in dieſer Brühe hinein, und läßt es unter öfterem Umrühren wenigſtens 6 Stunden darin liegen: oder wenn man warm beitzen will, ſo thut man die Brühe in den Keſſel, macht ſie handwarm, und haſpelt das Stück Waare 2 Stunden darin herum. Aus dieſer erſten Beitze wird die Waare wohl ausgerungen, aber ſo, daß nichts von der Beitzbrühe verlohren geht, und legt ſie, ohne auszuwaſchen, oder abzutrocknen bis auf den andern Tag bey Seite, in die übrige Beitzbrühe aber wird noch ¼ Pfund Salmiakgeiſt eingerührt, und den andern Tag das nähmliche Stück Waare noch einmahl kalt oder warm darin gebeitzt, wie das erſtemahl. Alsdann wird es beym Herausnehmen wieder wohl ausgerungen, rein ausgewaſchen und abgetrocknet, die übrige Brühe aber nochmahls wohl aufgehoben.

Will man es färben, ſo macht man vorher einen Abſud von 1 Pfund Schmak, mit ſo viel Waſſer, daß man die Waare in dieſer handwarmen Schmakbrühe eine Stunde herum haſpeln kann, alsdann herausgenommen, wohl ausgerungen, im fließenden Waſſer rein ausgewaſchen, und ohne abzutrocknen hingelegt, bis man ſeine Grappbrühe zum Färben bereit hat; die übrige Schmackbrühe wird aber ebenfalls wohl zuſammen gehalten, daß nichts verlohren geht, und zu weiterm Gebrauche aufbewahrt.

Zum Färben nimmt man 2 bis 3 Pfund feinen, guten Grapp, je nachdem man den Grapp ſparen, eine ſchöne und ſatte rothe Farbe haben will oder nicht. Etwas zu viel Grapp iſt beſſer als zu wenig, und wenn die Grappbrühe von der Waare nicht ganz ausgezogen wird, iſt es beſſer, als wenn ſie bey der letzten Hitze ganz

leer von Färbetheilen wird; man macht alſo den Keſſel mit dem nöthigen Waſſer zurecht, und wenn es nur lauwarm iſt, wird der Mancheſter hinein gehaſpelt, und bey allmählich anſteigender Hitze 2 Stunden lang darin herum gehaſpelt, bis in der letzten Viertelſtunde die Farbbrühe zum Kochen gebracht wird, in welcher letzten Hitze die Waare vollends ihre rechte Dunkelheit und zugleich Feſtigkeit erhält; alsdann nimmt man ſie heraus, wäſcht ſie im fließenden Waſſer rein aus, walkt ſie auch aus, und wäſcht ſie nochmahls wohl, und hängt ſie auf zum Trocknen. Nun hätte man ein recht ſattes Grapproth, worauf ſich aber nichts als Schwarz drucken läßt, weil alle anderen Farben nicht darauf abſtechen.

Auf eine andere Art kann man dieſes dunkle Grapproth machen, wenn man den Bleyzucker wegläßt, und zu dem Alaun noch ½ Pfund Salmiakgeiſt und ¼ Pfund Zinnſolution nimmt; davon fällt das Rothe mehr ins Karmoſinrothe, und wenn man auch die Zinnſolution wegläßt, ſtatt deren aber ¼ Pfund Grünſpan nimmt, ſo wird die Farbe dunkler.

Die übrige Beitz- und Schmakbrühe muß man zu weiterem Gebrauche aufheben, weil man ſie ohne weitern Zuſatz noch zu hellen Grappfarben gebrauchen kann. Man nimmt alſo noch 1 Stück Waare, beitzt es noch wie das erſte aus dieſer Beitze, und zieht es auch durch die Schmakbrühe, weil aber dieſes zweyte Stück nicht mehr ſo ſtark gebeitzt wird, als das erſte, mithin auch nicht ſo viel Grapp anziehen kann, ſo wird höchſtens 2 Pfund Grapp zum Färben genommen, und dieſes gibt alsdann noch eine etwas hellere Farbe als das erſte Mahl. Aber auch dieſes zweyte Stück Waare zieht noch nicht

alle

alle Salztheile aus der Beitzbrühe heraus, ſondern man kann noch ein drittes Stück damit vorbereiten, das man hingegen nicht mehr durch den Schmak zieht, ſondern wenn es gebeitzt iſt, in die Grappbrühe bringt, wozu aber nicht mehr als 1 Pfund Grapp zum Färben genommen wird, weil die nur ſchwache Beitze nicht mehr Grapp anziehen kann. Die Farbe kann davon nur ſehr hell werden, roſenfarb oder fleiſchfarb, je nachdem man zum erſten Stück die Beitzmittel gewählt hat; allein weil alle helle Farben zu dieſem Gebrauche taugen, ſo ſind auch dieſe hellen grapprothen Farben um ſo viel eher gut, weil ſie nach Verhältniß noch ſo dauerhaft als die dunklen ſind.

Alle dieſe grapprothen Farben, dunkel, mittel- oder ganz hell kommen nie ſo lieblich aus dem Grappkeſſel, als ſie ſeyn ſollen und können, ſondern ſie werden erſt am ſchönſten, wenn ſie nach dem Färben in einem Kleywaſſer mit etwas Seife ausgekocht werden. Man nimmt dazu auf 1 Stück Waare nur 6 bis 8 Hände voll Kleye, und 4 Loth Seife. Wenn das Waſſer in dem Keſſel dazu handwarm geworden iſt, ſo rührt man die Kleye hinein, und wenn es bis zum Kochen heiß geworden iſt, rührt man auch noch die klein zerſchnittene oder geſchabte Seife hinein, und kocht die Waare darin eine halbe Stunde lang.

Man nimmt für alle 3 Stücke Kleye und Seife zuſammen in den Keſſel, und kocht ſie alsdann mit einander aus; hernach werden ſie rein ausgewaſchen und ausgewalkt, in freyer Luft aber im Schatten aufgehängt und getrocknet, ſo bekommt man erſt reine liebliche Grappfarben.

No. 18. Violette Grappfärben.

Weil die färbenden Theile des Grapps von Eiſentheilen herrühren, und es nur darauf ankommt, womit ſie entwickelt werden, um entweder rothe, braune, violette oder ſchwarze Farben daraus zu färben, ſo bedarf man zur violetten Farbe aus dem Grapp nichts als Eiſentheile, die man aber nicht in ihrer ganzen concentrirten Stärke nehmen darf, weil dieſe vielmehr eine ganz ſchwarze Farbe aus dem Grapp entwickeln, ſondern auch zu dem dunklen Violetten muß doch immer die Hälfte Waſſer mit der Eiſenbrühe vermiſcht werden.

In dieſer mit eben ſo viel Waſſer vermiſchten Eiſenbrühe werden die Mancheſter gebeitzt, welches kalt oder warm geſchehen kann. Zum Warmbeitzen wird die Brühe handwarm gemacht, und die Waare eine Stunde lang darin über den Haſpel getrieben. Zum Kaltbeitzen wird die Waare zuvor im warmen Waſſer wohl genetzt und ſtark ausgerungen, hernach die Waare 6, 8, bis 10 Stunden lang hinein gelegt und öfters umgewendet, damit die Beitze gleich auf die Waare anfällt, um hernach auch eine gleiche Farbe im Grapp zu erhalten. Aus der warmen oder kalten Beitze wird die Waare wohl ausgewaſchen, und, ohne ſie abzutrocknen, bey Seite gelegt, bis man ſeinen Grappkeſſel zurecht gemacht hat. Dazu nimmt man für 1 Stück Mancheſter 2 Pfund guten Grapp, und wenn die Grappbrühe nur kaum handwarm oder lauwarm iſt, ſo wird die Waare hinein gehaſpelt und wenigſtens 2 Stunden lang bey allmählig anſteigender Hitze herum gehaſpelt, zuletzt aber noch eine Viertelſtunde lang gekocht, wodurch die

Farbe vollends ihre rechte Gleichheit, Dunkelheit und Feſtigkeit erhält.

Dieſes wäre nun die dunkelſte der violetten Farben aus dem Grapp. Nun nimmt man die übrig gebliebene Eiſenbrühe, und beitzt darin noch mehr Waare, weil aber dieſe Beitze ſchwächer als die erſte iſt, ſo braucht man nicht ſo viel Grapp zum Färben, ſondern es iſt an 1½ Pfund genug auf 1 Stück, indem es nur noch eine mittelviolette Farbe gibt; aber auch dieſes zweyte Beitzen macht die Beitzbrühe noch nicht ganz leer, ſondern man kann noch einmahl etwas darin beitzen, welches mit 1 Pfund Grapp auf das Stück noch ein ſchönes helles Violett gibt.

Nach dem Färben wird die Waare wohl ausgewaſchen, ausgewalkt, aufgehängt und im Schatten abgetrocknet, damit aber dieſe violetten Farben noch etwas reiner, ſchöner und lieblicher werden, ſo kocht man ſie ebenfalls in einem Kleywaſſer mit Seife aus, wäſcht und walkt ſie noch einmahl recht aus, wie die rothen Grappfarben, wodurch ſie nicht nur für ſich ſelbſt viel gewinnen, ſondern auch alles, was nach der Hand noch darauf gedruckt wird, fällt ſchöner aus, als wenn man ſie von dem Grappkeſſel hinweg zum Drucken nimmt.

Wird zur Verdünnung der Eiſenbrühe für die violetten Farben anſtatt des Waſſers Eſſig genommen, ſo erhalten dieſelben dadurch eine ſehr merkliche Veränderung zu ihrem Vortheil, denn ſie werden dadurch mehr ins Röthliche, Purpurviolette getrieben, und die hellen Farben, welche man noch aus der Nachbeitze bekommt, werden ſehr ſchön lilacfarbig, und durch das Auskochen in einem Kleywaſſer mit Seife werden ſie noch ſchöner und feiner in der Farbe.

No

No. 19. Braune Farben, aus dem Grapp.

Wenn zu den violetten Grappfarben nur eine mit Waſſer ſehr verdünnte und geſchwächte Eiſenbrühe erfordert wird, ſo haben die braunen Farben ſchon eine Eiſenbrühe in ihrer ganzen Stärke nöthig, wenn ſie gleichförmig und ſatt genug werden ſollen, denn auch die hellbraunen Farben werden es nicht durch eine ſchwächere Eiſenbrühe, ſondern durch mehr oder wenigere Beymiſchung von Roth mit der Eiſenbrühe.

Ein ganz dunkles Caſtanien= oder Nelkenbraun wird durch eine recht ſtarke und lautere unvermiſchte Eiſenbrühe zum beitzen und durch 3 Pfund guten Grapp auf 1 Stück Mancheſter von 10 Stab zum färben erhalten.

Das etwas mehr ins Rothe fallende Puce-Braun oder Flohfarb erfordert ſchon ¼ M. von der rothen Beitze No. 17. zur Vermiſchung mit 1 M. Eiſenbrühe; zum färben aber eben ſoviel Grapp, als die vorige braune Farbe.

Die Mordoce-Braune Farbe, welche noch mehr Rothes in ihrer Miſchung hat, als die Flohfarbe, muß zur Beitze wenigſtens eben ſo viel Roth No. 17. als Eiſenbrühe haben, und 4 Pfund Grapp für ein Stück Waare zum Färben.

Ueberhaupt je mehr das Braune ins Rothe fallen ſoll, deſto mehr Roth und deſto weniger Eiſenbrühe erfordert es zur Beitze, und auch mehr Grapp zum Färben. Denn da die braunen Grappfarben eben um ihrer Miſchung willen von Roth und Schwarz viel ſchwerer gleichförmig ſatt und ſchön zu färben ſind, als Roth, Violett und Schwarz, ſo kann man ſie nie auf einmahl gehörig ausfärben, ſondern man muß wenigſtens 2 mahl, auch 3 mahl daran färben,

wenn ſie auf 2 mahl nicht recht gleich und dunkel werden, mithin erfordern ſie auch mehr Grapp als Roth, Violett und Schwarz; man theilt alſo ſeinen Grapp auf 2 oder 4 Portionen ein, und färbt das erſtemahl nur bis auf handheiß, das zweytemahl mit etwas mehr aber noch nicht mit kochender Hitze und das drittemahl zuletzt erſt $\frac{1}{4}$ Stunde lang mit kochender Hitze. Nach jedem Färben wird die Waare wohl ausgewaſchen, ehe man ſie wieder in friſchen Grapp bringt.

Zu mehrerer Dunkelheit und Gleichheit dieſer braunen Grappfarben kann man ſie nach der Beitze, zuvor durch eine Schmakbrühe nur handwarm eine Stunde lang haſpeln, mit 1 Pfund Schmak für 1 Stück Waare; nach dem Schmack rein ausgewaſchen, und ſogleich in den Grapp. Die violetten Farben hingegen können weder den Schmak noch die Galläpfel zu ihrem Vortheil ertragen, ſondern ſie werden ganz matt und trüb davon.

Auch die Beitzen für die braunen Farben werden nach der erſten Parthie Waare noch weiter für eine zweyte und dritte Parthie benutzt, die man eine nach der andern noch darin beitzt, bis die Beitze gar keine Salz- und Eiſentheile mehr hat, und ganz wäſſerig iſt. Weil aber dieſes Nachbeitzen auch immer hellere Farben giebt, ſo nimmt man jedesmahl 1 Pfund weniger Grapp, und färbt ſie wo nicht auf einmahl, doch auf zweymahl aus. Es giebt hellbraune Farben von allerhand Art, die alle für Mancheſtergrund ganz wohl taugen, um noch andere Farben darauf zu drucken, auf die erſten ganz dunkeln Farben kann man aber ſonſt nichts anders als Schwarz drucken.

Werden dieſe ſämmtlichen dunkelen und hellen Schattirungen von braunen Farben ebenfalls nach dem Auswaſchen noch in einem Kleywaſſer mit Seife ausgekocht, ſo bringt es ihnen auch Vortheil, und ſie werden davon reiner und friſcher in der Farbe.

Mit dieſen braunen Farben ſind nun auch die feſten Grappfarben geſchloſſen, und zu gleicher Zeit alles, was zu den Farben, für Mancheſter, Piquee und Muſſelin gehört: aber überflüſſig wird es nicht ſeyn, wenn ich noch einige Anmerkungen beyfüge, deren Beobachtung theils ſehr nöthig, theils nützlich für jeden iſt.

1) Keine Waare muß trocken in irgend eine Farbbrühe gebracht werden, ſie ſey welche ſie wolle, und ſie mag kalt oder warm gebraucht werden, weil es allemahl ungleiche Farben gibt.

2) Wenn man eine Waare gebeitzt und ausgewaſchen, aber nicht ſogleich Zeit zum färben hat, und deshalb dieſe Waare abgetrocknet, um ſie ſo lange, bis man ſie färben kann, aufzubewahren; ſo ziehet man ſie alsdann vor dem Färben durch ein warmes Waſſer, daß ſie davon ganz durchnetzt wird und die Farbbrühe deſto beſſer zu einer gleichen Farbe darauf anfallen kann. Kann man aber eine gebeitzte Waare nach dem Auswaſchen auch gleich färben, ſo hat man nie nöthig ſie vorher abzutrocknen, ſondern man bringt ſie alsbald in den Farbkeſſel.

3) In eine ſchon heiße oder kochende Farbbrühe muß man nie eine Waare bringen, ſondern die Farbbrühe darf und ſoll allemahl nur handwarm ſeyn; wenn man die Waare hinein haſpelt, und wo eine kochende Hitze dabey nöthig iſt, muß man ſie nur nach und nach anſteigen und zuletzt etwa ¼ Stunde kochen laſſen.

4) Zur Beitze für die Färberey der Manchester, welche mit falſchen Farben gefärbt werden, und wozu auch Zinnſolution und Salmiakgeiſt zur Entwicklung vorgeſchrieben ſind, iſt es beſſer, wenn dieſe zwey Mittel, welche dazu dienen, die Farbe deſto beſſer in den Faden der Waare einzuführen, nicht unter die Beitzbrühe gemiſcht, ſondern erſt in die handwarme Farbbrühe in den Keſſel eingerührt werden, ehe die Waare hinein gehaſpelt wird. Der Alaun, Bleyzucker, Vitriol, Eiſenbrühe, Pottaſche, Kalk ꝛc. werden allemahl als Mittel der Entwicklung zur Beitzbrühe genommen, weil die Farben ſatter gefärbt werden, wenn man dieſe Salze vorher als Beitze auf die Waare bringt, als wenn man ſie unter die Farbbrühe ſelbſt miſcht. Beſonders iſt es nöthig bey gemiſchten Farben, als Grün, Violett, Braun ꝛc. die Zinnſolution und den Salmiakgeiſt als Verbindungs- und Vereinigungsmittel erſt in die Farbbrühe zu thun, ehe man färbt, weil ſolche gemiſchte Farben dadurch viel gleicher und dauerhafter werden.

5) Weil keine Farbe zu hell ſeyn kann für einen Mancheſtergrund, der noch zum Drucken beſtimmt iſt, auch jede helle Farbe, ſie ſehe wie ſie wolle, ſich noch recht gut dazu ſchickt, ſo muß man weder eine Beitz- noch Farbbrühe eher wegſchütten, bis ſie recht ausgenutzt iſt; dieſes muß immer den beſten Nutzen bringen.

6) Sowohl von Sommer- als Wintermancheſtern werden auch viele einfärbig getragen, und da man auf alle andere dunkle Farben noch Schwarz drucken kann, ſo kann man immer ſeine Farben zuerſt auf die dunkelſte Schattirung einrichten und anſetzen, und die hellern kommen alsdann ſelbſt noch davon heraus.

7)

7) Wo nur helle Farben allein gemacht werden ſollen, da macht man ſchon ſeine Beitzen und Farbbrühen um die Hälfte ſchwächer als ſie hier vorgeſchrieben worden ſind; nähmlich ſo, daß man zwar ſeine Farbbrühen ſtark macht beym Abſieden derſelben, hernach aber ſoviel mehr Waſſer dazu gießt, oder ſoviel weniger Farbbrühe unter das Waſſer im Keſſel miſcht, daß man nur helle Farben davon erhalten kann.

8) Alle falſchen Farben müſſen aus dem Farbkeſſel hinweg ſogleich im fließenden Waſſer rein ausgewaſchen, und meiſt im Schatten zum Abtrocknen aufgehängt werden. Die feſten Grappfarben und die Indigküpenfarben werden nicht nur zuerſt im fließenden Waſſer ausgewaſchen, ſondern auch noch durch ein Kleywaſſer mit Seife gezogen, ſo werden ſie viel reiner, lebhafter und friſcher von Farbe; denn beyde kommen aus dem Keſſel und aus der Küpe ſehr ruſſig, und beſonders die blauen Farben färben lange Zeit alle weiße Wäſche und Kleider ſtark an, wenn man ſie nicht noch wenigſtens aus einem warmen Waſſer wäſcht.

Die Appretur oder lezte Ausrüſtung *).

Hierin unterſcheiden ſich Mancheſter, Piquee und Muſſelin von andern Kattun- und Zizwaaren, daß nichts von erſtern unter den Glättſtein kommt, von leztern hingegen das mehreſte, da es gleichwohl auch bey dieſen beſſer wäre, wenn ſie ohne den Glättſtein ausgerüſtet würden. Freylich kann man ſagen, daß eine buntfarbige Zizwaare mehr Anſehen und Schönheit

N 2

*) S. Gülich a. a. O. S. 204.

heit durch den Glanz vom Glättſtein erhalte, welches bey erſteren 3 Artikeln nicht der Fall iſt, indem ſie durch einen Glanz vom Glättſtein alles ſchönen Anſehens beraubt würden; weil der Mancheſter und Piquee zu dick für den Glättſtein ſind, und ein gedruckter Muſſelin, wenn er ſeyn und zeigen ſoll, was er iſt, eben ſo wenig als der ganz weiße Muſſelin glänzend ſeyn ſoll. Doch dürfen auch nicht alle dieſe Sorten Waaren auf einerley Art ausgerüſtet werden, ſondern jedes erfordert eine eigene Weiſe.

Daß alles, was gefärbt, oder nur im bloßen warmen oder kalten Waſſer geweſen, und ausgewaſchen worden iſt, dadurch aus ſeiner gehabten Form gebracht wird, das iſt nicht zu vermeiden, eben deswegen muß auch alles, es ſey von Wolle, Seide, Baumwolle oder Leinen gemacht, durch irgend eine Art von Appretur, es ſey Glätten, Mangen, Galantern, oder was es ſonſt wäre, wieder nicht nur in ſeine erſte Form und Ordnung gebracht, ſondern auch durch dieſe Ausrüſtung entweder glänzend, oder nur glatt gedruckt, weich und geſchmeidig, oder hart und und ſteif, länger oder breiter gemacht werden, je nachdem es entweder die Materie und der Stoff der Waare, oder die Eigenſchaft und Qualität, grobes oder feines, gutes und dickes, oder ſchlechtes und dünnes Gewebe und Arbeit daran nothwendig macht, oder je nachdem der Geſchmack der Leute es verlangt.

Der Wintermancheſter, als eine baumwollene und dicke Waare von beſonderer Arbeit, kann nicht geglättet werden, und eben ſo wenig ſoll er durch die gewöhnliche Färbermange laufen, welche eigentlich nur für Leinwandwaaren am beſten taugt, und der Leinwand durch ihren

harten

harten Druck eine gewäſſerte Faßon gibt. Der ſanfte Druck der Rolle oder des Galanters, den man nach Gefallen vermehren oder vermindern kann, iſt es allein, der für den Wintermancheſter zur letzten Ausrüſtung taugt, weil ſeine aufrecht ſtehenden Haare dadurch nicht zu hart und zu ſtark niedergedruckt werden, ſondern bloß ſo viel als nöthig iſt, um noch andere Farben darauf in gehöriger Ordnung, Form und Faßon drucken zu können; denn ohne dieſen Druck der Rolle wäre man nicht im Stande, einen Model richtig anzuſetzen und abzudrucken. Hat man zum Drucken ſolche gute Farben genommen, welche das Auswaſchen leiden können, ſo wird der Mancheſter nach dem Abtrocknen noch einmahl durch die Rolle gelaſſen, und dadurch in ſeine gehörige Form gebracht. Will man hingegen denſelben nach dem Drucken nicht mehr ins Waſſer bringen, ſo läßt man ihn doch noch einmahl durch die Rolle laufen, weil durch den Druck derſelben die Härte der Farben, welche darauf gedruckt worden ſind, geſchmeidiger und ſanfter anzugreifen gemacht werden.

Wenn der Wintermancheſter gerollt iſt, wird er über ein dünnes und ſchön glatt gehobeltes Bret auf einer Tafel aufgeſchlagen, aber feſt angezogen; alsdann auf beyden Seiten nur durch Schnüre geheftet, aber in keine Preſſe gebracht, ſondern ſogleich in Papier nach beliebiger Form eingebunden; oder man rollt ihn über einen andern nicht ſehr dicken Stab auf, zieht ihn ebenfalls ſtark an, damit er feſt aufgewickelt wird, und heftet und bindet ihn ein.

Mit dem Sommermancheſter hat es ſchon eine andere Bewandtniß bey ſeiner Ausrüſtung. Er hat zwar keine aufrecht ſtehende und geſchnit-

tene Haare wie der Wintermancheſter, und fällt deshalb nicht ſo dick in die Hand; aber er hat ein gekipertes Gewebe wie ein Zwilch, es mag glatt oder geſtreift ſeyn, und iſt daher, wenn auch nicht ſo dick, doch ſtärker als der Wintermancheſter; eben dieſer gekiperte Grund an dem Sommermancheſter iſt theils ein Hinderniß, daß man ihn nicht mit dem Glättſtein reiben kann, ſo gut als einen glatten Kattun oder Leinwand, theils bedarf er auch dieſes Glanzes nicht und der damit verbundenen Steifigkeit, weil er nach ſeiner eigenen Art ſchon ſtärker und ſteifer als ein Kattun iſt; theils ſoll er dieſe Appretur nicht haben, weil er meiſt nur von Mannsleuten getragen wird. Eben ſo wenig und aus gleichen Urſachen ſoll er nicht unter eine Färbermange kommen, weil ſich eine gewäſſerte Appretur gar nicht für ihn ſchickt, ſondern ihn einer gekiperten Leinwand, einem Zwilch oder Trilch ähnlich macht.

Die einzige beſte und ſchicklichſte Appretur für einen Sommermancheſter iſt die Rolle, durch dieſe erhält er nicht nur eine Feſtigkeit, ſondern auch Glanz ſo viel nöthig iſt, einen feinen und ſanften Angriff, und die Härte ſeines gekiperten Körpers erhält eine Geſchmeidigkeit, wie es eine Kattunwaare haben ſoll.

Man muß den Sommermancheſter nicht nur, wenn er gefärbt, ausgewaſchen und getrocknet worden iſt, durch die Rolle laufen laſſen, damit er deſto geſchickter zum Drucken gemacht wird, ſondern auch wieder, wenn er gedruckt iſt. Wird er mit guten Farben gedruckt, und nach dem Drucken ausgewaſchen, ſo muß er ohnehin wieder unter die Rolle; aber auch, wenn er mit ſolchen falſchen Farben gedruckt wird, die man nicht

nicht auswaſchen darf, iſt es doch nothwendig, daß er die Rolle paſſire, damit die Druckfarben ihre Steifigkeit verlieren, und der Mancheſter einen guten Angriff bekommt.

Nach dem Rollen wird er auf ein Bret von beliebiger Breite aufgeſchlagen, und wenn dieſes geſchehen iſt, zieht man das Bret heraus, heftet ihn auf beyden Seiten ein oder zweymahl mit Schnüren, und bringt ihn unter eine mäßige Preſſe, alsdann wird er in Papier nach beliebiger Form eingebunden, und aufs Lager gelegt.

Der Piquee iſt wieder eine von den Mancheſtern ganz verſchiedene Art von Waare, die ein ganz eigenes Gewebe hat, mit 2 Ketten oder Zotteln, welche durch den Einſchuß auf eine ſolche Art verwebt und verbunden werden, daß man dadurch Unterfutter und Ueberzug bekommt, als wenn es eine abgenähte Waare wäre, welcher man allerley Faßon geben kann.

Aber eben wegen dieſer beſondern Art bey der Weberey des Piquee iſt derſelbe nicht geſchickt, daß man ihn vorher auf dem Grunde ganz einfärbig färben, und hernach erſt auf dieſen gefärbten Grund noch andere Farben drucken kann, wie man den Mancheſter behandelt; hingegen was die Ausrüſtung betrift, ſo iſt er hierin dem Mancheſter ganz gleich, und taugt weder für den Glättſtein, noch für die Färbermange, ſondern muß zu ſeiner Appretur nothwendig auch die Rolle haben, ſo oft er während der Bearbeitung vor dem Drucken oder nach dem Drucken, vor der Bleiche oder nach der Bleiche ins Waſſer oder in eine Farbbrühe kommt; allein wenn er das letztemahl im Waſſer ausgewaſchen und getrocknet worden iſt, und

nun ſeine Appretur vollends erhalten ſoll, ſo darf der Druck der Rolle nicht mehr ſtark, ſondern nur ſchwach ſeyn, weil ſonſt die Faßon des Grundes an dem Piquee, die einer abgenähten Waare gleich kommt, zu viel verliert, und derſelbe das nicht mehr vorſtellt, was er nach ſeiner ganz eigenen Art vorſtellen ſoll. Er muß alſo durch die Rolle bey der letzten Ausrüſtung nur ſoviel gedruckt werden, daß er wieder gehörig eben gemacht wird, Runzeln und Falten verliert, die er beym Auswaſchen, Ausringen, Aufhängen und Abtrocknen bekommen hat, aber Glanz oder Steifigkeit und Feſtigkeit mehr, als ſeine Art Gewebe mit ſich bringt, muß ihm die Rolle nicht geben, er würde dadurch alle ſeine eigenthümlichen Schönheiten und Werth verlieren.

Nach der Rolle wird er auch nach ſeiner ganzen Breite einfach und nicht doppelt zuſammen gelegt, über ein Bret aufgeſchlagen, ſtark angezogen, und wenn er aufgeſchlagen iſt, das Bret wieder herausgezogen, auf beyden Seiten geheftet, aber unter keine Preſſe gebracht, ſondern ſogleich in Papier nach Belieben eingebunden und aufgehoben.

Was endlich noch die gedruckten Muſſeline betrift, ſo möchte man zwar ſagen, weil dieſe viel leichter und dünner als die drey vorherigen Artikel ſind, ſo hätten ſie eine ſtärkere Ausrüſtung nöthig, durch mangen, glätten und preſſen; allein erſtens ſollen die gedruckten Muſſeline hierin den ganz weißen Muſſelinen gleich behandelt werden, die bekanntlich keine ſteife, feſte und glänzende Appretur haben, ſondern ganz weich bleiben; zweytens als eine Waare, die nur von Frauenzimmern getragen wird, ſoll und darf dieſelbe nicht ſteif und hart, ſondern weich anzu-

fühlen

fühlen ſeyn; und drittens muß ſie ſich eben durch ihre weiche Appretur von den übrigen gedruckten Kattun- und Zizwaaren unterſcheiden.

Wenn alſo der gedruckte Muſſelin eine Ausrüſtung bekommen ſoll, ſo darf es nur ein leichter Druck der Rolle ſeyn, wodurch er bloß die vom Auswaſchen, Walken und Ausringen erhaltenen Runzeln und Falten verliert, und wieder eben gedruckt wird, welches ihm zugleich einen feinen, gelinden Angriff und nur ein wenig Glanz giebt. Es macht beſonders dem geſtreiften, gewürfelten und auf andere Weiſe faßonirten Muſſelin ein gutes Anſehen und giebt den Farben mehr Schönheit.

Die mehrſten gedruckten Muſſeline werden aber ganz ohne alle Appretur gelaſſen, und wenn ſie zum Verkauf fertig und abgetrocknet ſind, ſo nimmt man ſie nur und ſchlägt ſie auf einem glatten hölzernen Kloß, wodurch ſie ſehr geſchmeidig und weich gemacht werden, alsdann ſchlägt man ſie unter ſtarkem Anziehen auf einer Tafel über ein Bret, welches man hernach wieder heraus ziehet, heftet ſie auf beyden Seiten, und thut ſie unter keine Preſſe, ſondern bindet ſie in ein ſchönes Papier ein, und verwahrt ſie wohl vor dem Staube und Unreinigkeit, bis ſie verkauft werden. Denn weil die gedruckten Muſſeline anders nicht als mit weißem Grunde gemacht werden, ſo iſt ſehr viel daran gelegen, wenn dieſelben nach dem Grappkeſſel recht ſchön ausgebleicht worden ſind, daß man ſie auch rein ſchön weiß erhalte und zum Verkauf bringe, welches überhaupt eine Lehre iſt, die bey allen Fabrikwaaren mit größter Sorgfalt beobachtet werden muß.

Allerley Proben von den hier genannten Zeugarten nach den neueſten und beſten Muſtern findet man von Zeit zu Zeit in dem bekannten Journal für Fabrik, Manufactur Handlung und Mode. Leipzig bey Hempel. 8.

Muſſelin=Batiſt, ein ſehr feiner und dicht gewebter ſchlichter Muſſelin, welcher dem Batiſt ſehr ähnlich, aber von baumwollenem Garn verfertiget iſt.

Muſſelinet, mit dieſem Nahmen belegt man gewöhnlich die geſtreiften Muſſeline.

Muſſembey, der Nahme eines Küchenkrautes auf den Antillen, deſſen Blätter verſpeiſet werden. Jablonskie, der deſſelben in ſeinem allgemeinen Lexicon erwähnt, fügt aber keine ſonſtige Nahmen hinzu, und ſeine Beſchreibung iſt nicht von der Art, daß man entſcheiden könnte, welches übrigens vielleicht gar nicht unbekannte Gewächs damit gemeint ſey.

Müſſen, ein verb. neutr. welches das Hülfswort haben bekommt. Es bedeutet vorzüglich

1. Zu einer Handlung oder zu einem Zuſtande gezwungen ſeyn oder werden, ſo wohl von Perſonen als Sachen. **Das Eiſen muß im Waſſer unterſinken.**

2. Nothwendig ſeyn, im weiteſten Umfange dieſes Wortes, ſo wohl von einer phyſiſchen als moraliſchen Nothwendigkeit. **Man muß arbeiten, wenn man zu etwas kommen will.**

Müſſen hat allemahl den Infinitiv eines anderen Zeitwortes nach ſich. Es tritt daher, ſo wie die übrigen Zeitwörter, welche einen bloßen Infinitiv nach ſich haben, ſelbſt in den Infinitiv, wenn es in einer zuſammen geſetzten Zeit im Mittelworte ſtehen ſollte. Z. B. ich habe es wohl thun müſſen, nicht gemußt. Dagegen es der ordentlichen Regel folgt, wenn es allein ſteht; er hat fort gemußt.

Muſſeron, Mouſſeron, ſ. Moosſchwamm, Th. 94, S. 584.

Mußig, vom Zinn, ſ. muſig.

Müßiggang, die unthätige Unterlaſſung der pflichtmäßigen Arbeit, und in engerem Verſtande die Fertigkeit dieſer Unterlaſſung. Sich dem Müßiggange ergeben. Müßiggang lehret viel Böſes. Der geſchäftige Müßiggang, da man unnütze Beſchäftigungen den nützlichen, oder nützliche den noch nothwendigeren vorziehet.

Ich habe den Tag verloren, ſagte Titus, wenn er am Abend die Handlungen des vergangenen Tages überrechnete und fand, daß er an demſelben niemanden eine Wohlthat erwieſen hätte. — Ich habe das Jahr verlohren, werden die ſagen müſſen, welche in dreyhundert und fünf und ſechzig verlebten Tagen nichts aufweiſen können, das ſie zum Beſten des Menſchen ausgeübt, nichts, wodurch ſie ihrer Beſtimmung gemäß gehandelt hätten. Nicht nur diejenigen ſind unglückliche Menſchen, die wirklich Böſes thun, und jeden Abend auf eine neue Ungerechtigkeit ſinnen, womit ſie den folgenden Tag bezeichnen wollen; unglücklich ſind auch die, welche gar nichts thun. Es thun aber alle diejenigen nichts, welche nichts Gutes und Rühmliches verrichten, ſondern als geſchäftige Müßiggänger leben. Wer das ganze Jahr nichts gethan, als mit dem Schoßhündchen und dem Affen geſpielt, geliebäugelt und getändelt, im Fenſter die Vorbeygehenden gemuſtert, und Complimente empfangen und erwiedert, die übrige Zeit aber entweder bey der Tafel oder Kaffeetiſche, bey der Punſchſchale oder am Spieltiſche, auf dem Spatziergange oder im Bette hingebracht, der mag ja nicht ſagen, daß er in dem Jahre das geringſte gethan, daß er

ſeiner Beſtimmung gemäß gelebt habe. Zu einem ſolchen geſchäftloſen Leben kann uns kein Stand, er ſey auch noch ſo erhaben, und kein Vermögen, wenn es gleich noch ſo groß wäre, berechtigen. Die Beſtimmung des Menſchen iſt nicht, für ſich allein und für den Augenblick zu ſorgen, daß er in Wolluſt hinfließe. Es iſt ein unglückliches Vorurtheil, daß ſich die, welche dem Müßiggange günſtig ſind, gemeiniglich einbilden, daß der Reiche, den keine Noth zur Arbeit treibt, Herr von ſeiner Zeit, Herr von deren Anwendung wäre, und daher keiner Pflicht zuwider handelte, wenn er ſie in Trägheit und unthätigem Müßiggange, oder in lauter Luſtbarkeiten und Ergötzungen hinbrächte; der Reiche, und wenn er auch Peru's Schätze beſäße, bleibt doch ein Menſch und behält als Menſch Verhältniſſe gegen die Zukunft und gegen die Geſellſchaft. Das Recht, das er in der Geſellſchaft hat, haben alle andere Menſchen; und wenn er ſich alſo den Bemühungen für ſie entzieht, ſo ſind ſie alle berechtiget, ſich einer jeden Bemühung für ihn zu entziehen. Nun ſtelle man ſich aber ein ganzes Land voller Müßiggänger vor; bald wird es mit der ganzen geſellſchaftlichen Glückſeligkeit vorbey ſeyn; bald wird es uns an allem, was zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit gereicht, mangeln; bald werden uns ſelbſt die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens fehlen; bald werden wir weder Kleider noch Nahrung mehr haben, ſondern wieder in den Stand der Wildheit verſetzt, in die Wälder zurückkehren müſſen, um uns, gleich unſern barbariſchen Vorfahren, mit Wurzeln zu nähren.

Die Welt iſt einmahl ſo eingerichtet, daß die Menſchen durch ihren Fleiß ſich einander

wechſelsweiſe alle Bedürfniſſe und Annehmlich-keiten des Lebens verſchaffen ſollen. Durch Fleiß und Mühe gewinnen wir von der Erde die Früchte, womit ſie uns nähret; durch Arbeit und Fleiß ſammeln wir von den Schafen die Wolle, womit wir uns kleiden; durch Arbeit und Fleiß gibt uns der Weinſtock ſeine Traube, aus welcher Freude für den Menſchen quillet. Dieſe weiſe Ordnung der Natur kehret der Menſch um, der die Trägheit lieb gewonnen hat, und jede Arbeit haßt; der nur Zeitvertreib und Zerſtreuung ſucht, und als ein Müßiggänger von Profeſſion bloß darauf bedacht iſt, wie er der Langenweile entfliehen, oder mit einem andern Ausdrucke, wie er die Zeit tödten könne; der den langen Morgen im Bette verträumet, den Mittag verſchmauſet und den Abend verſpielet; der nach dieſem Plane jeden Tag ſeines Lebens ordnet, und am Abend deſſelben ſich von der Anwendung ſeiner Zeit keine andere Rechenſchaft geben kann, als daß er gegeſſen, getrunken, geſchwelget, getaumelt, geſchlafen, geſpielet, getanzet, getändelt und Poſſen getrieben habe.

Wenn wir die Natur des Menſchen genauer unterſuchen, ſo finden wir in ihm einen doppelten Trieb, einen zur Geſchäftigkeit und einen andern zur Trägheit. Wir können uns davon keine andere Urſache angeben, als weil er halb geiſtiger und halb körperlicher Natur iſt; den Hang zur Trägheit hat er vom Körper, und von der Seele hat er den Trieb zur Thätigkeit. Diejenigen, welche den letzten bey ſich erſticken, und glauben, daß ſie nicht zur Arbeit, ſondern bloß zum Müßiggange und zum Vergnügen geſchaffen wären, ſinken von der Würde eines Menſchen zum niedrigen Stande der Thiere herab.

ab. Die Natur hätte ſie nicht zu Menſchen, ſondern zu Dachſen und Schnecken, oder zu Hummeln und Schmetterlingen machen müſſen, da ſie doch entweder ihre Tage in einer müßigen Ruhe verträumen, oder in ſteten Zerſtreuungen ihr Leben durchflattern. Je weniger eine Nation die Kräfte der Seele kultivirt hat, deſto ſtärker iſt bey ihr der Hang zur Trägheit und zum müßigen Leben. Die einſtimmigen Zeugniſſe aller Reiſebeſchreiber verſichern uns, daß die Wilden in Amerika den Tod nicht ärger haſſen, als ſie die Arbeit haſſen. Sie ſind von unſern europäiſchen Müßiggängern nur darin unterſchieden, daß ſie ihre Zeit, die ihnen von der Jagd, und vom Fiſchfange übrig bleibt, in ihrer Hütte, und nach Beſchaffenheit des Klima etwa an einem Feuer hingeſtreckt, verſchnarchen, wenn die unſrigen Stunden und Tage in ihrem Lehnſtuhle vergähnen. Dabey fühlen denn die Letzten, weil ſie nicht völlig ſo roh ſind, als jene, öfter die Tyranney der Langenweile, als die erſten. Die Seele bemühet ſich von Zeit zu Zeit, ihre innere Kraft und Thätigkeit zu äußern, und den Menſchen, von dem ſie der vornehmſte Theil iſt, aus dem Stande der Maſchine, zu welchem ihn das Phlegma des Körpers erniedriget hat, heraus zu reißen. Hier weiß nun dieſer Elende nicht, was er mit ſich ſelbſt anfangen ſoll; und da er in ſeinem eigenen Vorrathe nichts findet, womit er ſich beſchäftigen und unterhalten könnte: ſo läuft er, um der Tyrannin, die ihn foltert, der Langenweile zu entfliehen, nichtswürdigen Poſſen und Spielwerken, elenden Zeitvertreiben und Ergötzungen, Thorheiten und Laſtern nach.

Denn Müßiggehn, wenn mans nicht recht verſteht,
Iſt ſchwerer, als man meinen ſollte.

Gellert.

Und ſo wie man ſchon eher geſagt hat, daß ſich manche Leute ſo viel Mühe geben, Schelme zu werden, daß ſie mit der halben Bemühung ehrliche Leute ſeyn könnten: eben ſo kann man auch von dieſen Müßiggängern ſagen, daß ſie vielleicht nicht die Hälfte der Mühe, die ſie anwenden, um durch nichtswürdige Zerſtreuungen die Zeit zu tödten, nöthig haben würden, um ſich in den Stand zu ſetzen, daß ſie jeden Theil ihrer Zeit mit würdigen und anſtändigen Geſchäften anfüllen könnten.

Auch wirket eine redliche Verwaltung der Geſchäfte ein geheimes Vergnügen, welches an Reinigkeit und Stärke die Vergnügungen weit übertrift, denen der Müßige nachläuft; ſo wahr iſt es, daß wir bey jedem Schritte, mit dem wir uns der Vollkommenheit nähern, durch neue angenehme Empfindungen belohnt werden. Freilich iſt es dem, der keine Arbeit kennt, unbegreiflich, wie Arbeit mit Vergnügen verbunden ſeyn könne, da nach ſeinen Vorſtellungen der eine Begriff ſo ſehr dem andern entgegen ſteht, daß ſie einander ſchlechterdings aufheben. Wenn er dabey etwas Witz hat, ſo nimmt er daher Anlaß, der frommen Enthuſiaſten, die in Arbeit Wolluſt finden, mit einer mitleidsvollen Mine zu ſpotten. Allein weder ſein Witz noch ſeine Sophiſtereyen können mir das rauben, was ich wirklich fühle; und alles, was ich ihm zugeſtehen kann, iſt dies, daß er ſelbſt dieſe Empfindungen niemahls gehabt habe. Er ſollte ſich aber auch nicht zum Richter über andrer Menſchen Empfindun-

pfindungen aufwerfen, die ihm allerdings fremd ſeyn müſſen, da er ſich niemahls einer redlichen Verwaltung ernſthafter Geſchäfte unterzogen hat. Wer hingegen die verborgenen Reitze der Arbeit kennet, wer es geſchmecket hat, was für eine ſanfte Ruhe, was für ein zufriedenes Bewußtſeyn uns begleitet, wenn wir eine Arbeit, die eine Beziehung auf das Wohl eines andern, oder gar auf die Wohlfahrt einer ganzen bürgerlichen Geſellſchaft hat, redlich geendiget haben, der würde ſich den Geſchäften ohne Einſchränkung überlaſſen, wenn ihn die Ermattung nach einer anhaltenden Arbeit nicht erinnerte, daß ſeine erſchöpften Kräfte Muße nöthig hätten, um ſich wieder zu ſammeln und zu ſtärken. „Die Menſchenliebe", ſchreibt ein bekannter Schriftſteller *), „die Liebe des Rechts, die Ueberzeugung, daß man ſeinen Pflichten treu zu ſeyn, und die Abſichten ſeines Schöpfers zu erfüllen ſich beſtrebe, die Neigung zur Wohlthätigkeit, das Verlangen, ſo viel Gutes zu thun, als uns möglich iſt, wirket in unſerer Seele das größte Vergnügen, deſſen Menſchen fähig ſind. Wenn wir uns des Beyfalls der Menſchen, die ihrer Tugend und Verdienſte wegen ſelbſt unſere ganze Achtung haben, bewußt ſind; wenn unſer Herz uns das Zeugniß gibt, daß wir ſelbſt der Gutheißung unſers Gottes nicht unwürdig ſind: ſo ſind wir in dem glücklichen Stande der Zufriedenheit, welcher unſere vornehmſte Seligkeit ausmacht. Dann wird der uns angeborne Richter, das Gewiſſen, welcher Beruhigung und Freude über Thaten austheilet, durch welche die große Abſicht der Natur und ihres allgütigen Urhe-

*) Iſelin's Geſchichte der Menſchheit, 1ſter Th. S. 75.

Urhebers, die Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe, befördert wird, unſere Seele mit einer Freude erfüllet, gegen welche alle Freuden gering geachtet werden müſſen, und ohne welche alle andere Freuden unſchmackhaft ſind. Sie erhebet den Sterblichen zu dem hohen Range, den der Schöpfer ihm in der Schöpfung angewieſen hat."

Denen, die keine Arbeit kennen, muß auch das Vergnügen, welches mit einem geſchäftigen Leben verbunden iſt, natürlicher Weiſe fremd ſeyn. Vielleicht werde ich auch noch einräumen müſſen, daß es ſelbſt nicht allen denen bekannt ſey, die in Geſchäften leben. Viele gehen blindlings an die Arbeit, und wiſſen nicht, daß außer den Vortheilen, die daraus entſpringen, und außer dem Anſehen, welches mit der Verwaltung vieler Geſchäfte verknüpft iſt, noch andre Vergnügungen von feinerer Art dabey möglich ſind. Vielleicht gehörte ein zarteres Gefühl dazu, als ihnen verliehen iſt, um dies feinere Vergnügen zu empfinden. Wollen wir aber darum behaupten, daß es gar nicht empfunden werden könne? das wäre eben ſo richtig geſchloſſen, als wenn der zu läuter ſchweren Arbeiten gewöhnte Bauer, der mit ſeiner harten Fauſt kaum noch einen ſtarken Zwirnsfaden zu fühlen vermag, darauf beſtehen wollte, es ſey unmöglich, daß irgend eines andern Menſchen Finger den zarten Faden, den der Seidenwurm ſpinnet, fühlen könnten.

Es fehlet daher ſo viel, daß Leute von feinem Geſchmacke, wie man ſich oft unrichtig einbildet, zu Geſchäften unbrauchbar ſeyn ſollten, daß ſie vielmehr oft gerade die geſchickteſten Perſonen dazu ſind. Dieſer Satz kann als eine Folge aus dem, was im vorhergehenden Abſatze geſagt worden iſt, betrachtet werden. Denn Leute

von feinem Geſchmacke haben auch ein zartes Gefühl; ihnen ſind daher die feinern Vergnügungen, welche eine redliche und glückliche Verwaltung der uns aufgetragenen Geſchäfte gewähret, am erſten empfindbar; und dies Vergnügen macht ihnen die Arbeit um ſo viel werther, es macht ſie in deren Ausrichtung um ſo viel emſiger und treuer. Freylich gibt es auch Arbeiten, die für einen Mann von Geſchmack etwas trockenes und widriges an ſich zu haben ſcheinen. Dahin gehören hauptſächlich die Arbeiten, welche ſo ziemlich maſchinenmäßig verrichtet werden, und allenfalls ohne Kopf verrichtet werden könnten. Es iſt eben nicht anzurathen, daß man dergleichen Geſchäfte einem Manne von Geſchmack auftrage; da gerade der Mangel dieſes Geſchmacks zu einer unermüdeten Verwaltung der Geſchäfte dieſer Art nicht wenig beyträgt. Allein andere, wobey ſein Geiſt ſich wirkſam beweiſen kann, wird er deſto glücklicher ausrichten. Er wird vielleicht anfangs, da er ſich in die Nothwendigkeit verſetzet ſiehet, ein geſchäftiges Leben anzutreten, einige geheime Seufzer ausſtoßen; allein die Gewohnheit wird bald ihre Gewalt beweiſen, ſie wird ſeinen Geſchäften anfangs das widrige benehmen, ſie wird ihm ſolche nach und nach angenehm und endlich unentbehrlich machen, und dann wird er in deren Verwaltung ein Vergnügen finden, daß er ſich im Anfange durchaus nicht darin vorſtellen konnte, und deſſen Möglichkeit ſo viele Menſchen ſchlechterdings ableugnen.

Dies Vergnügen wird um ſo viel größer ſeyn, je edler die Bewegungsgründe bey ſeiner Arbeit ſind, und je ausgebreiteter die Vortheile ſind, welche daraus für einzelne Geſellſchaften,

oder

oder für ganze Länder und Staaten entſpringen. Hieraus können wir begreifen, warum oft Männer von hohem Range und großem Vermögen, bis an das Ende ihres Lebens in Aemtern bleiben, die ihnen eine Menge ſchwerer Geſchäfte aufbürden. Ich will nicht leugnen, daß dies nicht einige aus Ehrgeiz, andere aus Gewohnheit, und andere vielleicht noch aus einem ſchlechteren Bewegungsgrunde thun ſollten. Allein gewiß iſt es doch auch, daß manche bloß darum in ihren Aemtern bleiben, weil ſie die Wolluſt nicht entbehren wollen, die ſie täglich bey dem Bewußtſeyn empfinden, daß ſie Wohlthaten über Länder verbreitet und Tauſende glücklich gemacht haben.

So werden wir denn alſo wohl alle andere Quellen des Vergnügens für den Menſchen verſtopfen, und ihm nur die, welche aus einer redlichen Verwaltung ſeiner Geſchäfte entſpringen, übrig laſſen? Das fließt nicht aus dem, was wir bisher geſagt haben. Ohne Unterbrechung können wir unſere Arbeiten nicht fortſetzen; wir haben von Zeit zu Zeit, um neue Kräfte zu ſammeln, eine Erhohlung nöthig, welche, nach der Stärke und Schwäche eines jeden Menſchen, und nach Beſchaffenheit ſeiner Arbeiten, bald länger und bald kürzer ſeyn kann. Die Abwechſelung der Geſchäfte kann zwar auch eine Art der Erhohlung werden; ſie allein iſt aber nicht hinreichend. Wir ſind nicht ganz geiſtiger Natur; der Körper behauptet auch ſeine Rechte, und ich habe es ſchon geſagt, vermöge deſſelben haben wir einen Hang zur Unthätigkeit und Trägheit. Die Natur treibt uns alſo ſchon dazu an, uns von Zeit zu Zeit von unſern gewöhnlichen Geſchäften zu erholen, und das geſellſchaftliche

Leben macht es uns zur Pflicht. Das moſaiſche Geſetz befiehlt ſchon den Sabbat als einen Tag der Ruhe an; es ſchreibt Feſttage vor, da das Volk ſich freuen ſollte.

So ſehr man auch die Arbeit theils aus Ueberzeugung von unſerer Pflicht, theils wegen des innern Vergnügens lieben muß, das damit verknüpfet iſt: ſo möchte doch wohl niemand ſo ſehr in Geſchäften eingeflochten ſeyn, daß er ſich der Arbeit ganz aufopfern, und allen andern Arten des Vergnügens entſagen müßte. Ich glaube, daß ich mein Leben alsdann erſt auf eine vernünftige und meiner Beſtimmung gemäße Art hinbringe, wenn ich meinen Pflichten getreu die Geſchäfte, die mir Amt und Beruf auferlegen, mit aller Redlichkeit und dem erforderlichen Eifer verwalte, wenn ich meine Kenntniſſe täglich zu erweitern, und überhaupt mich immer mehr in den Stand zu ſetzen ſuche, daß ich meine Geſchäfte glücklich und mit Nutzen verwalten kann; wenn ich dabey, um nicht frühzeitig meine Kräfte zu erſchöpfen und mich ſtumpf zu arbeiten, von Zeit zu Zeit den Einladungen zur Freude folge, und die Arbeit mit den unſchuldigen Vergnügungen des Lebens abwechſeln laſſe, dieſen zwar, nach ihrem größern oder geringern Werthe, mit mehr oder weniger Eifer nachſtrebe, aber doch auch die kleineſte von ihnen nicht verachte, ſondern ſie dankbar, wie ſie ſich mir darbieten, annehme.

Der Himmel ſchuf uns unſtreitig dazu, um glücklich zu ſeyn, und wir folgen ſeinem Willen, wenn wir es ſo weit zu werden ſuchen, als es uns möglich iſt. Denn vollkommene Glückſeligkeit iſt unter den Sterblichen nicht zu finden, weil bey ihnen keine vollkommene Weisheit und

keine unbefleckte Tugend zu finden iſt. Allein deswegen ſind Vergnügen und Glückſeligkeit noch keine Chimären; vielmehr gibt es gewiß wenige Menſchen, bey denen nicht die Summe der unangenehmen Empfindungen von der Summe der angenehmen übertroffen wird. Die Natur ladet überall zum Vergnügen uns ein, und winket von allen Seiten her zur Freude. Sie hat den Erdboden in lebhaftes Grün, das Gewand der Heiterkeit und Freude, gekleidet; ſie hat ihn mit Gegenſtänden des Vergnügens für uns angefüllet, und mit mannigfaltigen Schönheiten ausgeſchmückt; ſie hat dem Menſchen das Vermögen gegeben, dieſe Schönheiten zu fühlen, ſie hat ihm Witz und Geſchicklichkeit verliehen, tauſend Künſte zu erfinden, die ſich einzig mit Verſchönerung ſeines Lebens beſchäftigen, und ſie hat dadurch zu erkennen gegeben, ihre Abſicht ſey, nicht bloß daß wir leben, ſondern daß wir auf die angenehmſte Weiſe leben ſollen. Eben ſo wenig fordert unſere Religion von uns, unſere Bruſt vor jedem Strahl der Freude zu verſchließen. Sie verdammt uns nirgends zu immerwährenden Seufzern und Thränen, zu Jammern und Wehklagen; ſie will nicht, daß wir allem unſchuldigen Vergnügen entſagen, immer mit niedergeſchlagenem Haupte herumwandeln, alle Schönheiten der Natur mit gleichgültigen Blicken überſehen, jede angenehme Empfindung verleugnen, und mürriſche, unfreundliche Leute werden ſollen, die nicht mehr für die Geſellſchaft der Menſchen brauchbar ſind, ſondern in Wüſten und Einöden verbannet werden müſſen. Nein, es fehlet nicht ſo viel, daß die Religion alle Freude verdammen ſollte, daß ſie vielmehr dazu ermuntert, daß ſie die erlaubten Freuden dieſes

Lebens verſchönert, und unſer Herz, da ſie Ruhe und Zufriedenheit darin zurückruft, noch fühlbarer und fähiger macht, Freude zu empfinden. Nur die verwirft ſie, welche ihr Daſeyn einer eiteln Einbildung zu verdanken haben. Noch mehr verdammt ſie diejenigen, welche in dem traurigen Gefolge der Nachreue und der Schmerzen erſcheinen, das Gewiſſen verwunden, und nach einer kurzen Wolluſt ins Unglück uns ſtürzen.

Denn die Quellen der Freude und des Vergnügens ſind ſehr mannigfaltig. Die, welche aus dem höhern Seelenvermögen entſpringen, welche von dem Verſtande, der Vernunft, der Weisheit ihr Daſeyn empfangen, ſind freylich die erhabenſten, dauerhafteſten, die vorzüglichſten. Sich mit der Betrachtung der Natur beſchäftigen; den Urſachen der Dinge nachſpüren; die Wahrheit aufſuchen und ihr auch da nachſpüren, wo ſie ſich dem forſchenden Auge des Scharfſichtigen entziehen will; dies bleibt für den Weiſen das reinſte und würdigſte Vergnügen. Wie freuet ſich ſeine Seele, wenn er ſo glücklich geweſen iſt, da Licht zu entdecken, wo vormahls alles dunkel war, da eine gebahnte Straße zu finden, wo vorhin jeder zwiſchen unwegſamen Felſen herumirrte. Was für ein Entzücken bemeiſtert ſich ſeines Herzens, wenn er nun auf den Gefilden der Wiſſenſchaften mit ſtarken Schritten forteilet, jeden Tag ſeine Kenntniſſe mit neuen Schätzen erweitert, ſie dann zum Vortheil ſeines Nebenmenſchen nutzet, bald der Unwiſſenden Lehrer, und bald ein Wegweiſer der Irrenden wird. Dies Vergnügen iſt eben ſo dauerhaft, eben ſo unvergänglich und eben ſo unſterblich, es iſt eben ſo ewig und eben ſo unbegränzt,

begränzt, als die Wünſche, welche dieſer für die Ewigkeit geſchaffene Geiſt äußert.

Allein auch die angenehmen Empfindungen, zu welchen die Sinne der Seele den Stoff darbieten, ſind, ſparſam genoſſen, nicht unter der Würde des Weiſen, der dem Grundſatze folgt, ſich das Leben ſo angenehm zu machen, als es ſich mit den höhern Pflichten, die er auf ſich hat, vertragen will. Er ſuchet Freude in einer fröhlichen Geſellſchaft — aber freylich nicht in der, wo Tugend aus ihrer Faſſung gelachet und wo alle Arten von Ungebundenheit und Frechheit durch laute Ausbrüche der Luſtigkeit angeprieſen werden. — Er ſuchet ſie in der Geſellſchaft ſeiner Freunde, deren witziger Scherz, nicht durch ſchmutzige Poſſen entweihet, deren gefälliges Lächeln niemahls in ein beleidigendes Hohngelächter ausartet, deren freundſchaftlicher Kuß, nicht durch tückiſche Verſtellung entheiligt, ihn zur Freude ermuntert. Bald wandelt er einſam im anmuthigen Garten, und weidet ſeine Augen an der mannigfaltigen Pracht bunter Blumen, womit der Frühling das Jahr verſchönert; bald gehet er an der Hand ſeines Freundes über lächelnde Wieſen, oder durch ſchattiges Gebüſch; bald ſitzet er mit ihm am geſchwätzigen Bach, oder an ſanftmurmelnden Quellen, und lauſchet auf das Concert der Vögel. Bald ergötzen ihn die Werke der Kunſt, die Meiſterſtücke der Mahlerey und der Bildhauerkunſt; bald zerſchmilzt ſeine Seele bey den harmoniſchen Tönen einer wohlgeſtimmten Muſik zu unvermiſchten Freuden dahin. Auch das lehrreiche Schauſpiel iſt für ihn zugleich eine Nahrung für ſeinen Geiſt, eine Schule der Tugend und Sitten, und eine Quelle des Vergnügens. Selbſt

das Spiel, das von ſo vielen Menſchen gemißbrauchet wird, die aus dem, was ein Zeitvertreib ſeyn ſollte, eine Arbeit machen, und ſich zugleich von der Gewinnſucht, von der langen Weile und von der Gewohnheit dahin reißen laſſen, ſich ſelbſt und ganze Familien dadurch ins Verderben zu ſtürzen, das Spiel, welches in jenem Falle mit Recht von der Satyre verſpottet und von der Moral verdammet wird, wird zuweilen für den Weiſen ein unſchuldiger Zeitvertreib, da er es nur braucht, um ſeinem durch Arbeit und Geſchäfte ermüdeten Geiſt eine Stunde der Erhohlung und Ruhe zu gönnen.

Auch an einem freudigen Tanze nimmt er gern zuweilen Antheil; ja er hält dieſe Luſtbarkeit unter der Einſchränkung, die er bey jeder Ergötzung beobachtet, nicht nur für ſehr erlaubt, er hält ſie auch dem Körper für zuträglich. Denn wenn wir uns die Promenade erlauben, ja, ſie uns zur Erhaltung der Geſundheit zur Pflicht machen, warum ſollten wir uns dann die Promenade nach der Muſik und nach dem Takt nicht vergönnen? Daß ſich manche um ihre Geſundheit getanzet, iſt in ſeinen Augen gar kein Einwurf; denn viele haben ſich um ihre Geſundheit gegeſſen und getrunken; und gleichwohl eſſen und trinken unſere ſtrengſten Sittenlehrer noch alle Tage. Auch hält er das für keinen Grund, den Tanz überhaupt zu verurtheilen, weil dabey mancher zu andern Ausſchweifungen Gelegenheit gefunden hat; denn ſonſt müßte man zum wenigſten den Wein noch eher verdammen, (und wider dies Urtheil proteſtiren die Moraliſten mit einem Munde) weil er viel öfter und zu unendlich ſchlimmern Ausſchweifungen Gelegenheit gegeben hat, als der Tanz. Ueberhaupt

berhaupt wenn wir alles das verdammen wollten, was gemißbraucht werden kann: ſo kenne ich kein Ding auf der Erde, was wir nicht verdammen müßten, weil kein Ding auf der Erde iſt, das nicht gemißbraucht werden könnte.

Sinnliche Vergnügungen können eben ſo rein, eben ſo unſträflich ſeyn, als die unmittelbaren Vergnügungen des Geiſtes. Allein freylich können auch die an ſich erlaubten Ergötzungen gemißbraucht, und dadurch ſtrafbar werden, weil wir in ihrem Gebrauche ausſchweifen, und aus dem unſer Hauptgeſchäft machen, was nur eine Erquickung ſeyn ſollte. Wir müſſen uns nicht eher für berechtiget halten, irgend ein Vergnügen zu genießen, als bis wir es durch unſre Arbeit verdient haben, ſo wie es uns denn auch niemahls beſſer ſchmeckt, als nach gethaner Arbeit. Auch müſſen wir in dem Gebrauche der Ergötzungen wie gute Haushälter etwas ſparſam ſeyn, weil ſie eben dadurch den Reiz der Neuheit erhalten; dagegen das Gefühl derſelben ſehr leicht durch eine ſtete Gewohnheit geſchwächt wird.

Muſſirform, ſo heißen in der Spielkartenmanufactur die Formen von Birnbaumholz, womit auf dem Hinterbogen der Spielkarten die Muſſirungen aufgedruckt werden. S. im Art. Spielkarte.

Muſſirung, die bunte Verzierung der Spielkarten auf der Rückſeite derſelben, die in runden Augen und Zügen ꝛc. beſteht, und gewöhnlich roth, blau oder ſchwarz iſt, und mit der Muſſirform aufgedruckt wird. Das Uebrige ſehe man unter Spielkarte.

Muſſiv, muſſiviſche Arbeit, ſ. den Art. **Moſaik**, Th. 94, S. 526.

Mußkraut, ſ. **Muspflanze**, oben, S. 55.

Mußlar, eine Art der Ungariſchen Weine, ſ. unter Wein.

Mustaceum, nähmlich libum, war bey den alten Römern ein Moſt- oder Lorberkuchen, eine Art hochzeitlicher Kuchen, wo das Mehl mit Moſt eingerührt wurde, und nebſt Käſe, Anis ꝛc. auch etwas von einem Lorberzweige dazu kam. Dieſer Kuchen wurde auf Lorberblättern gebacken.

Muſtachio, Miſtachio, ein venetianiſches Maß flüſſiger Dinge. 38 Muſtachi machen 1 Botte oder Mund, und 76 eine Amphora.

Muſtard, der engliſche Nahme der eigentlichen Senfpflanze, Sinapis nigra Linn. Franz. Moutard. S. Senf.

Muſtardia, Lat. ſ. Senf.

Muſtax, ſ. Mouſtac, Th. 94, S. 656.

Muſtela, der lateiniſche Gattungsnahme verſchiedener Thiere, als des Baummarders, Muſtela Martes Linn., des Hausmarders, Muſt. Foina, des Iltiſſes, Muſtela Putorius, des Zobels, Muſt. Zibellina, des großen Wieſels oder Hermelins, Muſt. Erminea, des gemeinen Wieſels, Muſt. vulgaris ꝛc. Die zu dieſer Gattung gehörigen Thiere haben im Deutſchen keinen gemeinſchaftlichen Gattungsnahmen; doch begreift man ſie in einigen Büchern unter dem Nahmen des Wieſelgeſchlechts. Bey einigen älteren Schriftſtellern wurde auch die Meerquappe mit dieſem Nahmen belegt, welche bey Linné Gadus Muſtela heißt.

Muſtelus, der Nahme eines Hayfiſches, Squalus Muſtelus Linn. welchen man in den europäiſchen Meeren findet. Er hat eine weißliche glatte ſchuppenloſe Haut, wird 2 Fuß lang, und wiegt etwa 20 Pfund.

Muſter, das, 1. ein jeder Gegenſtand, welcher nachgeahmt wird, beſonders ſo fern er zugleich die Art und Weiſe der Nachahmung zeigt. Sowohl 1) der phyſiſchen und mechaniſchen Nachahmung, ein Spitzenmuſter, eine Zeichnung, wornach die Spitzen geklöppelt werden. Die Nähterinnen haben **Muſter**, welche theils Zeichnungen ſind, Blumen und Figuren darnach zu nähen, theils Stücke Papier, welche die Größe, Form und Geſtalt eines Kleidungsſtückes zeigen, um es darnach zuſchneiden zu können; Niederſächſ. **Pand**, **Naramels**. In den mechaniſchen und bildenden Künſten iſt das Wort **Modell** in einigen Fällen auch **Patrone** üblicher, obgleich Luther in dieſem Verſtande auch noch **Muſter** gebraucht. z. B. Ezech 43, 11. 12. — Als auch 2) der ſittlichen Nachahmung; ein **Vorbild**, **Exempel**. **Sich jemanden zum Muſter vorſtellen. Sie iſt ein Muſter der Tugend.**

2. Ein Probſtück von einem Ganzen, im gemeinen Leben Ober- und Niederſachſens; Niederſ. auch **Staal**, **Staalken**, Holländ. Staaltje, Franz. Echantillon. So geben die Kaufleute denen, welche es verlangen **Muſter**, d. i. Proben, von den Zeugen, welche ſie führen, zu deren Behuf ſie eigne **Muſterbücher** oder **Muſtercharten** haben, Franz. Cartons.

3. Eine Figur, doch nur in einigen Fällen des gemeinen Lebens. **Ein Zeug, ein Kattun hat ein gutes Muſter**, (Franz. Dessein, manchmahl auch Façon), wenn die Figuren Geſchmack von Seiten des Erfinders verrathen. Bey den Gärtnern iſt das **Muſter** eine zierliche Figur in einem Blumengarten, ein zierliches Blumenſtück.

ſtück. Modell wird bisweilen in eben dieſem Verſtande gebraucht *).

Was die Muſter in der zweyten Bedeutung betrifft, ſo iſt nicht in jeder Waare allezeit dem Muſter zu trauen, weil ſolches gemeiniglich aus dem beſten ausgeleſen iſt, und das ganze übrige Stück gleichwohl ſchlechter fallen kann, beſonders bey gewiſſen Waaren, deren Grund man nicht wohl ergründen kann, ſondern nur durch das Muſter aus der Oberfläche beurtheilen muß. Da weiß mancher Krämer ein Stück Zeug ſo zuſammen zu falten, und das gute Ende, aus welchem er die Muſter ausſchneidet, vor die Augen zu legen, wenn es gleich inwendig fleckig, von Würmern angefreſſen, oder auf andere Weiſe ſchadhaft iſt. In wohlbeſtellten Handels- und Manufakturſtädten hat man diesfalls eine eigene **Schaukammer**, in welcher erſt gewiſſe und auf guten Grund gefärbte Muſter von allerhand Farben Zeuges aufbehalten, und diejenigen, welche neu gefärbt worden ſind, und von welchen man Vermuthung hat, daß die Färber nicht aufrichtig dabey verfahren haben, dagegen gehalten, auch wohl eine Probe von ſolchem neu gefärbten Zeuge mit einer Probe von dem verſichert gut gefärbten Zeuge zuſammen gekocht, und alſo daraus beyderſeitiger Muſter Qualitäten unterſucht werden.

*) Muſter ſcheint zunächſt aus dem Ital. Moſtra gebildet zu ſeyn, welches wieder von Monſtrare, oder vielleicht von dem mittlern Lat. Muſare, ſehen, und deſſen Factitivo Moſtrare. Muſtrare, zeigen, ſehen machen, abſtammet. Die Niederſächſiſche Mundart und die mit ihr verwandten Sprachen haben das n des Latein. Monſtrare beybehalten, wie das Niederſächſiſche Munſter, das Dän. Mynſter, das Holl. Monſter, und Schwed. Mönſter. In einigen der folgenden Zuſammenſetzungen iſt Muſter aus Muſterung verkürzt.

werden. Hierauf erſt wird nach Befinden der neu gefärbte Zeug von den Abgeordneten zum Manufakturweſen, als ein wohl oder falſch gefärbter Zeug geſtämpelt und gezeichnet.

Liebhabern der Kaufmannſchaft, beſonders jungen und angehenden Kaufleuten, iſt bey dieſer Materie von den Muſtern der Waarenproben zu rathen, daß ſie von allen Waaren, die ihnen entweder in ihren Dienſtjahren bey andern Kaufleuten und Krämern, oder auch gleich vom Anfange ihrer Handlung von den ihnen unter die Hände kommenden Waaren, von welchen ſich füglich Proben aufbehalten und abſchneiden laſſen, die Proben aufnehmen, und zwar auf folgende Art: nähmlich daß ſie, was die Proben von Tüchern, ſeidenen Stoffen und Bändern, leinenen und baumwollenen, einfachen und melirten Zeugen betrifft, dabey die Farben, Gattungen, Preiſe und Fabriken ſo beobachten, daß ſie den Farben nach, von der höchſten angefangen, und z. B. die höchſte Nacara-Farbe unter No. 1. oben mit Oblaten oder Siegelwachs ankleben, und ſo, wie die Farben herunter gehen, und ſich nach Graden verringern und weißlicher werden, bis auf die allerbleichſte, oder Roſenfarbe, und alſo von dem einen Aeußerſten zu dem andern, als von der ganz dunkelſchwarzen Carmoſinfarbe bis faſt in röthlichweiß damit verfahren; eben ſo, wie bey der Schattierwolle, die man zum Tapetenmachen gebraucht, weil doch alle Farben aus dem Weißen anfangen, und im Schwarzen ſich endigen. Nach den rothen können ſie die blauen, ferner die grünen, gelben, braunen, violetten, u. dgl. ſowohl einfachen, als aus andern zuſammen geſetzten Farben mehr nehmen, ſolche alle, wie ſie in der Farbe aufſteigen,

gen, nach einander aufkleben, jedoch daß ſie nicht Taffet mit Atlaſſen, Damaſte mit Sammeten, faßonirt mit ſchlechtem oder glattem Bande, holländiſche Laken mit ſchleſiſchen oder Crepone und dergleichen vermengen, ſondern jede Sorte in dem von etlichen dicken Kartenpapieren zuſammen gemachten Buche beſonders auf ein Blatt kleben. Sie müſſen aber alle ſolche Muſter in Duplo abſchneiden; eins in ſolchen Büchern zu gebrauchen, die man den Käufern zeiget, damit ſie ſich nach ihrem Belieben daraus wählen mögen, wobey dann auch zugleich die Nummer des Stücks, wie ſolches damahls, als man es aus dem Lande empfangen, auf der Faktura gezeichnet geweſen, imgleichen in welchem Preiſe ſolches verkauft werden ſoll, mit dem gewöhnlichen Kramerlateine, oder den Buchſtabenzahlen bemerkt wird; und zwar darum, damit der Ladendiener, wenn etwa dieſes oder jenes Stück verlangt würde, es nach der Nummer gleich finden, und allenfalls ſchon zum voraus dem Käufer des Preiſes wegen Auskunft geben könne. Die andere Probe iſt für ein Muſterbuch zu des Kaufmanns beſonderer Nachricht und heimlichen Verwahrung beſtimmt, und es müßte in ſolchem dabey geſchrieben werden, erſtlich das Stück ſelbſt, deſſen Nummer, wie es gezeichnet iſt, ſein Ellenmaß und der Preis, was es gekoſtet hat.

Ein Kaufmannsdiener, der ſich zu ſeiner künftigen Nachricht ein ſolches Muſterbuch verfertigen wollte, könnte außer dem eben geſagten noch dabey bemerken den Ort und die Manufaktur, wo die Waare eingekauft, und von woher ſie verſchrieben worden iſt; ob man es aus der erſten Hand von dem Meiſter ſelbſt, oder von dem Faktor bekommen hat, des Meiſters

Nahme

Nahme und Zeichen, die Unkoſten für jeden aus- und hier eingehenden Zoll, das Frachtlohn, die Bedingungen des Ein- und Verkaufs, die Qualität, welche das Gut an ſich haben muß, wenn es verkäuflich ſeyn ſoll, worin deſſen Mangel beſtehe, wohin es am meiſten abgängig ſey, u. dg.

Von dieſen Muſterkarten oder Muſterbüchern, welche nur bereits fertige Manufakturen angehen, und nur Verkäufern derſelben dienen, ſind diejenigen Muſterkarten und Muſterbücher ganz verſchieden, welche zum Dienſt der Fabrikanten und Manufakturiſten, wegen der nach den in ſolchen befindlichen Vorſchriften zu machenden Manufakturen gefertiget werden. Es werden nähmlich die Bilder oder Muſter der Weber, Wirker und Stricker, die zu ihrer Vorſchrift dienen, auf beſondere Art auf Papier abgezeichnet, und ſo daraus Muſterkarten, ja ganze Muſterbücher formirt. Die Hauptſache kommt bey allen Webe- und Strickmuſterbüchern hauptſächlich darauf an, daß 1) die Baſis oder der Grund des Zeuges, worein das Bild zu bringen, und welches doch allemahl die in die Länge gehenden Aufzugs- und in die Quere einzuſchießenden Einſchußfäden ſind, folglich zuſammen lauter Quadrate formiren, vorzuſtellen ſey, und nach der Anzahl der Fäden, Schäfte, Partheyen eingetheilt und vorgeſtellt werde. Dieſes geſchieht nun durch in die Länge und die Quere gezogene Linien auf dem Muſterblatt. 2) Werden hiernächſt die Bilder in dieſe Fächer durch Ringelchen, kleine Augen, oder auch Blumen und Bilder gezeichnet. Der Arbeiter muß 3) ſeine Fäden des Aufzugs nach Nummern wiſſen, und wird alſo dadurch, weil ſie mit der Zahl und Eintheilung der Linien auf der Muſterkarte auf ei-

einige Weiſe übereinſtimmen, ziemlich leicht ſehen können, wo und wenn er das Bild durch den Tritt oder durch den Zug, das iſt, vermittelſt künſtlicher Schnürungen, die gezogen werden, hinbringen und einführen ſoll. In dieſem letzten Falle muß allemahl eine Perſon auf der Seite ſtehen, und die Zampel, worein die Patrone oder das Muſter geleſen, und nebſt dem Stier und Harniſch eingeſchnüret iſt, ziehen. Indeſſen dienen ſolche Bilder in Muſtern und Muſterbüchern zwar für Anfänger in der künſtlichen Webemanufaktur, wie man denn zu dem Ende Joh. Michael Frickinger's nützliches und in auserleſenen, wohl approbirten und meiſtentheils neu inventirten Muſtern beſtehendes Weberbildbuch hat, das 1740 für Leinweber zu Schwabach gedruckt, und mit vielen Bildern verſehen iſt; allein es ſind meiſt alte Muſter, woraus man aber doch den Grund zu tauſend andern Erfindungen nehmen kann. Allemahl aber iſt es beſſer, wenn man im Stande iſt, auf Reiſen ſchöne Muſter zu ſammeln, ingleichen alle neue Muſter abzuzeichnen, die herauskommen, und endlich auch ſelbſt neue Muſter zu erfinden. Dieſes letzte, wenn man mit Geſchmack immer etwas neues und artiges zu erfinden weiß, und hiernächſt ſolches ins Muſter anlegen kann, iſt der größte Vorzug eines Meiſters, der von der Akkurateſſe in der Arbeit ſelbſt, ingleichen von der Oekonomie mit der Wolle, dem Werkzeuge und den Koſten wohl zu unterſcheiden iſt.

S. Joubert de l'Hiberderie le Deſſinateur pour les Fabriques d'etoffes d'or, d'argent et de Soie. Paris 1765. 118 S. 8.

Von

Von den Muſtern zum Drucken auf Leinwand, Seide, Kattun, Tapeten ꝛc. ſehe man den Art Formſchneider, Th. 14, S. 488.

Von Muſtern zum Nähen, Sticken, Stricken ꝛc. wird in dieſen Artikeln das nähere vorkommen. Vorläufig ſehe man;

Muſter, franzöſiſche Aermel, Hemdekragen und Buſenſtreife, mit Batiſtzwirn, Ganzgarn und Spinal platt und im Tambourin zu nähen; entworfen von J. F. Netto Leipzig bey Voß. 1798. 16 Gr. (Es ſind 6 Kupfertafeln in Querfolio, ohne Text.)

Die Kunſt, geſchwind und mit wenig Mühe eine Stickerinn zu werden, durch 14 ausgewählte Original Deſſeins in Kupfern erläutert. Berlin, bey Unger, I. B. 1784. II. B. 1785. 6 Bog. mit 14 ill. und 14 ſchwarz. Kupfert. III. B. 1786. 4½ Bog. mit 18 ſchwarz. Kupft.

Kurze Anweiſung zur künſtlichen Stickerey; von R. B. H. J. mit Kupf. Nürnberg bey Raspe 8 I—IV. St. 1788. à 1 Bog. Text. mit 6 ill. Kupft.

Netto's Taſchenbuch der Strick-, Näh- und anderer weiblichen Arbeiten Leipzig bey Hinrichs, mit 33 Kupft und 62 S. Text. (2 Rthl. 12 Gr.)

Zeichen-, Mahler- und Stickerbuch zur Selbſtbelehrung für Damen, welche ſich mit dieſen Künſten beſchäfftigen; von Joh. Fr. Netto. Leipzig bey Voß 1795. 38 S. Text und 4. Kupfert. in groß Querfolio. (Mit geſticktem Modelltuche koſtet es 9 Rthl. mit illuminirtem Modellblatte 7 Rthl.)

Muſter der Gärtner, ſ. unter **Muſterordnung**.

Muſter-Aga, eigentlich Muhdhir Aga, ſo heißt der General-Major der 10ten Horde bey den Janitſcharen. Er iſt Commandeur aller Janitſcharen-Sergeanten.

Muſteraka, heißen in der perſiſchen Zeitrechnung die 5 Tage, die zu Ende des Jahrs, nach den 12 Monathen, die alle von 30 Tagen ſind,

 pflegen

pflegen angehängt zu werden: Dies epagomenae, intercalares.

Muſterbäume, ſind in den Luſtgärten nach dem älteren Geſchmacke diejenigen Bäume, oder Bäumchen, welche entweder im Mittelpunct oder in die Ecken der Muſter, d. i. figurirten Luſtſtücke, oder auch an die Gänge in gewiſſer Diſtanz geſetzt, und gewöhnlich unter der Schere gehalten und in gewiſſe Figuren gebracht wurden. Die Franzoſen heiſſen ſie Buiſſons, Büſche oder Sträuche. Hierzu ſchicken ſich am beſten der große Buxbaum, Wachholderbaum, Lebensbaum, Roſenſträuche, Rosmarin, Cypreſſen ꝛc. und einige Obſtbäume. Die fremden, an unſer Klima nicht gewöhnten Bäume trägt man mit ihren Gefäßen hin, und ſtellt ſie in die Muſter an bequeme Orte, wo ſie wohl ins Auge fallen, z. B. Cypreſſen, Lorberbäume, Oehlbäume, Citronen, Pomeranzen, Granaten, Myrthen, Piſtacien ꝛc.

Muſterbuch, 1. eine Sammlung von Figuren, welche im Stricken und Nähen nachgeahmt werden. S. die am Ende des Art. Muſter angeführten Werke. 2. Ein Buch, in welchem Muſter, d. i. Probſtücke, verſchiedener Zeuge befeſtiget ſind, und welches, wenn es nur aus einem großen ſtarken Blatte, oder aus wenigen Blättern beſteht, eine Muſter-Charke, oder Muſterkarte genannt wird. Niederſ. Staalkenbook. Zu welchem Zwecke und wie dergleichen Muſterbücher gemacht werden, ſehe man im Art. Muſter.

Muſter-Charte, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Muſterelle, in einigen Gegenden, z. B. in Danzig, eine von der Obrigkeit zum Muſter im Gebrauche des bürgerlichen Lebens beſtimmte Elle,

welche

welche an anderen Orten die Achelle oder Lich- elle genannt wird.

Muſterherr, ein veraltetes Wort, welches ehedem diejenigen Commiſſarien bezeichnete, welchen die Muſterung der Truppen aufgetragen wurde. Es gab ehedem bey den Armeen auch beſtändige Muſterherren, welche vermuthlich auch die Auf- ſicht über die Gewehrſtücke der Truppen führten.

Muſterkarte, 1. ein Blatt, worauf zum Nähen, Sticken und Stricken in Quadraten eine Fi- gur auspunctirt iſt. 2. Bey den Tuchhändlern, Seidenhändlern, Knopfmachern eine Karte, wor- auf die Proben von Tuch, ſeidenen Zeugen oder Knöpfen angeheftet ſind, und woraus der Käu- fer ſich nach ſeinem Gefallen dieſes oder jenes ausſuchen kann. S. unter Muſter.

1. **Muſtern**, ein verb. reg. neutr. heißt im Nie- derſächſ. **fliſtern** und **murmeln**, Lat. mussitare.

2. **Muſtern**, ein verb. reg. act. genau und ſtück- weiſe beſehen, um das Gute von dem Schlech- ten abzuſondern; in verſchiedenen Fällen des gemeinen Lebens. Wenn die Zeuge aus den Fabriken kommen, ſo werden ſie gemuſtert, im Oberd. beſchauet um zu ſehen, ob ſie auch die ordnungsmäßige Güte haben. Daher iſt **aus- muſtern**, bey einer ſolchen Beſichtigung **aus- merzen**. Am häufigſten wird es von den Trup- pen gebraucht, wenn ſie beſichtiget werden, ob ſie die gehörige Beſchaffenheit, Kleidung und Ausrüſtung haben, in welchem Verſtande es doch ehedem noch üblicher war als jetzt. Die **Revüen** der heutigen Zeiten ſind in die Stelle dieſer Muſterungen getreten. **Die Truppen muſtern. Er muſterte ſeinen Zeug** (ſein Heer) **zu Michmas**. Eſ. 10, 28. Jmgleichen figürlich

in der vertraulichen und komiſchen Sprechart, ſtückweiſe beurtheilen.

2. Ausrüſten, beſonders mit den nöthigen Kleidungsſtücken verſehen, eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Bedeutung, in welcher es nur in einigen gemeinen Sprecharten vorkommt. Sie hatte ſich recht heraus gemuſtert, geputzt, heraus gekleidet.

Im Engl. to muſter, im Niederſ. munſtern, im Dän. mynſtre, im Schwed. mönſtra, im Holländ. monſteren; vermuthlich alle aus dem Ital. moſtrare, und Lat. monſtrare zeigen. Im mittlern Latein kommen ſowohl Monſtrum als auch Oſtenſio häufig für die Muſterung der Truppen, die Revüe vor.

Muſterordnung, bey den Gärtnern, beſonders nach dem älteren Geſchmacke, die Ordnung, d. i. geſchickte Austheilung der Gewächſe in den Muſtern, d. i. zierlichen Luſtſtücken, damit jedes Gewächs eine ſolche Stelle bekomme, daß daraus bey erfolgender Blüthe für das Auge eine angenehme Vermiſchung entſteht. Man muß ſich hüten, daß die Beſäung und Pflanzung nicht zu dicht, ſondern ſo geſchehe, daß kein Gewächs das andere hindere, auch ein jedes vor dem andern vollkommen geſehen werden könne. Darnach ſtellt man die Eintheilung alſo an, daß daraus eine gewiſſe Harmonie erſcheine; z. B. wenn man an einer Hauptecke einen Päonienſtock pflanzt, daß eben dergleichen auch an die andern Hauptecken deſſelben Muſters geſetzt werden; wenn in der Mitte eines Beetes auf dieſer Seite eine Kaiſerkrone ſteht, daß auf dem Gegenbeete der andern Seite dergleichen geſchehe, und ſo fort eines auf das andere paſſe. Ferner iſt bey vielen im Gebrauche, daß jedem Beet nicht mehr als eine gewiſſe Art Blumen anvertraut werde, z. B. dieſem ganz allein Tulpen, jenem Lilien,

dem

dem dritten Narciſſen u. ſ. w., welche Eintheilung zwar ziemlich gut, und den Augen angenehm iſt, ſo lange die Blühte dauert; wenn aber ſelbige vorbey iſt, ſo ſtehen die Beete ganz bloß und kahl, welches eine ſchlechte Gartenzierde iſt. Daher andere bewogen worden, das Zwiebelwerk an die Ecken und zunächſt an die Bordirung der Beete zu bringen, den Mittelplatz aber den zaſerichten Gewächſen zu laſſen, damit ſie ihnen mit der Düngung ohne Schaden der andern zu Hülfe kommen können. Auf ſolche, wenn jene verblühen, kommen dieſe hernach, und behalten alſo die Beete allezeit eine Bekleidung.

Man kann folgende Einrichtung machen: Auf ein mit Zwiebelgewächſen belegtes Parterre pflanzt man Rosmarin, Cypreſſen und Nelkenſtöcke unter einander. Zwiſchen ſelbige ſtreut man über das ganze Parterre allerley buntgefüllten Mohnſamen. Hierauf folgen erſt die Zwiebelblumen, ſo daß alles mit Tulpen, Narciſſen, Hyacinthen ꝛc. bedeckt iſt. Wenn die flüchtige Zierde der letztern verſchwunden iſt, ſo wird die grüne Geſtalt des Rosmarins ſcheinbar, und tapezirt das Erdreich ſo lange, bis bald darauf die buntfarbigen Mohnblumen ſich präſentiren. Endlich nachdem dieſe Veränderung auch vorüber iſt, ſo zeigt ſich die Bekleidung der vollen Nelken, und behält alſo ein ſolches Parterre ſtets ein ſchönes Anſehen. Damit man aber im Säen und Pflanzen deſto weniger einen Irrthum begehen möge, ſo ſchreibt man auf die Beete des Grundriſſes, nach welchem das Parterre angelegt iſt, die Nahmen der Gewächſe mit ſolcher Austheilung, wie es einem jeden ſelbſt gut dünkt. Fällt aber der Grundriß zu enge, ſo zeichnet man nur die Stellen mit Zahlen oder

Buchſtaben, und macht nach denſelben ein Gegenregiſter, in welchem die völligen Nahmen aufgeſchrieben ſind. Einige illuminiren auch die Beete mit blau, roth, gelb und andern Farben, nachdem die Blumen ſind, welche in jedem wachſen ſollen. Dieſem papiernen Entwurfe folgen ſie im Säen und Pflanzen richtig nach. Hierher gehört auch die ſehr gebräuchliche Art, das Blumenwerk durch beygeſteckte Nummerſtöcke zu regiſtriren; ſelbige werden insgemein aus Holz gemacht, die Zahlen von 1, 2, 3, 4 und ſo fort darauf geſchnitten, und alſo an die Stellen der ausgeſtreuten Samen und eingelegten Wurzeln eingelegt, auch darüber ein geſchriebenes Regiſter gehalten. Die bleyernen werden den von Holz geſchnitzten deswegen vorgezogen, weil ſie nicht ſo leicht faulen, auch die Zahl dauerhafter daran bleibt.

Muſterplatz, derjenige Platz, welcher zur Muſterung der Truppen beſtimmt iſt, auf welchem die Truppen gemuſtert werden.

Muſterrolle, eigentlich, die bey der Muſterung der Truppen über ſie und ihr Befinden verfertigte Rolle oder Liſte. In weiterer Bedeutung wird jetzt bey den Compagnien ein jedes Verzeichniß der Soldaten nach ihrem Nahmen u. ſ. f. die Muſterrolle, der Muſterzettel genannt.

Muſterſchneider, eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Benennung eines Modeſchneiders. Von Muſterung, ſo fern ſie ehedem die Tracht, Mode bedeutete.

Muſterſchreiber, bey den Soldaten derjenige, welcher die Muſterrolle hält, das Verzeichniß über die Truppen oder Militz, über Kleidung, Gewehr ꝛc. führet.

Muſterung, 1. Die Handlung des Muſterns, d. i. der ſtückweiſen Beſichtigung, beſonders der Truppen; die Revüe, ehedem auch die **Heerſchau**, die **Waffenſchau**, **Mannzahl**, Niederſ. **Manntall**, im mittlern Lat. Monſtrum, Oſtenſio, Böhm. nach dem Hochdeutſchen Moſtrunk. Die Muſterung halten. Die Truppen durch die Muſterung gehen laſſen. 2. Ehedem bedeutete es auch die Kleidertracht, die Mode. **Muſterlich** war alsdann zierlich.

Muſterzeichner, ein Künſtler, der ſich beſonders darauf legt, die Patronen zu den gezogenen und geblümten ſeidenen Zeugen zu zeichnen. Da dieſer Künſtler nicht allein ein geſchickter Blumenmahler, ſondern auch ein Sachverſtändiger in der Weberey ſeyn muß, ſo legen ſich gewöhnlich geſchickte Seidenwirker auf dieſe Kunſt, die denn auch, wenn ſie das Zeichnen und Mahlen der Patronen gut verſtehen, ihr reichliches Brot haben, weil es bey dem Abſatze der verſchiedenen Zeuge vorzüglich darauf ankommt, daß ſie wohlgewählte Muſter haben. S. **Patrone**.

Muſterzettel, ſ. **Muſterrolle**.

Mustheil, von **Mus**, ſo fern es ehedem jede Speiſe bedeutete, auch **Hofſpeiſe**, heißen die Eßwaaren, welche eine adeliche Wittwe, dem ſächſiſchen Rechte zu Folge, nach ihres Mannes Tode nach dem dreyßigſten Tage von ſeinen Gütern zur Hälfte mit ſich nimmt. Hierzu gehört allerley Getränke, an Wein, Meth, Bier, Coſent ꝛc., welches bey Lebzeiten des Mannes in den Keller gebracht worden. Alles Fleiſchwerk, als Maſtſchweine, die zum wenigſten binnen dem dreyßigſten geſchlachtet worden, ingleichen anderes Fleiſch, geräuchert, geſalzen oder ungeſalzen, als Schinken, Speckſeiten, Schmalz, Würſte u.

 dergl.

dergleichen. Alle Fiſche, die für die Haushaltung in Kaſten, Reuſen, Hältern oder Tonnen ſtehen, als Karpfen, Hechte, Heringe und dergleichen, ſie ſeyen geſalzen oder ungeſalzen: die Fiſche in den Teichen ſind davon ausgeſchloſſen; allerhand Getreide an Korn, Weitzen, Hirſe, gemalzte Gerſte, und zwar das Getreide gedroſchen oder in Panſen; nicht weniger Flachs, Hanf, Lein, dafern er nach des Mannes Tode noch auf dem Felde ſteht; denn wenn er gehauen oder geſchnitten iſt, ob er gleich noch nicht geröſtet oder gehechelt, ſo gehört er zur Gerade. Ferner wird dazu gerechnet Linſen, Bohnen, Erbſen, Mohn, Rübeſaat, auch betagte Kornpächte und Getreidezinſen, welches Letztere zwar von einigen noch in Zweifel gezogen werden will; endlich gehört noch dazu, was ſonſt zur Haushaltung und Hofſpeiſe vorhanden iſt an Butter, Graupen, Grütze, Käſe, Quark, Salz ꝛc. Doch darf ſich die adeliche Wittwe dieſe Hofſpeiſe nicht für ſich allein anmaßen, ſondern ſie muß ſelbige von den Erben binnen Jahr und Tag fordern, weil im Unterlaſſungsfalle dergleichen Forderung nach ſächſiſchem Rechte verjährt wird.

Muſtrack, iſt bey einigen ſoviel als Möſtrich oder Senf. S. das letztere.

Muſtum, ſ. Moſt.

Muſu, algonkiniſche Benennung des **Elendthiers**.

Muſulmann, ſ. Muſelmann.

Muſurgie, die Kunſt, die Conſonanten und Diſſonanzen in der Muſik zur rechten Zeit anzubringen.

Mutacismus, iſt eine Art des Stotterns, wo man die Lippenbuchſtaben, als b, m, p nicht deutlich ausſprechen kann.

Mutafarraka, ſ. Montafaraca, Th. 93, S. 621.

Mutback Emir, der Küchenproviſor, auch Rechnungsführer über die Küche des Serails in Conſtantinopel.

Muteferrikkeh, ſ. Montafaraca, Th. 93, S. 621.

Mutellina, ein Nahme des Alpen-Waſſerfenchels, Phellandrium Mutellina Linn.

Müter, Mutterkrebſe, ſ. das folgende.

Mutern, oder Mütern, nähmlich ſich, neue Schalen oder Federn bekommen. S. 1 Mauſen, Th. 86, S. 160. daher Müter, Muterkrebſe und verderbt Mutterkrebſe, Krebſe, welche eine neue Schale bekommen haben.

Mutewellis, ſind die Verwalter der Moſcheen-Einkünfte in der Türkey, welche in den Meddreſees ſtudirt haben müſſen. Man verſteht unter dieſem Worte aber auch diejenigen Privatperſonen, welche ihre Güter ſelbſt verwalten, und von der Nutzung derſelben leben.

1. Muth, der, ein nur in den gemeinen Mundarten, beſonders Niederſachſens übliches Wort, wo es theils den Schaum auf dem Biere, theils auch den Haferſchleim bedeutet. Niederſ. Mood. Es gehört zu Moder, Mutter, ſo fern es Hefen bedeutet, und anderen dieſer Art in welchen der Begriff der Flüſſigkeit und beſonders der zähen Flüſſigkeit, der herrſchende iſt.

2. Muth, das, im Plur. die Muthe, ein im Oberdeutſchen ſehr bekanntes Wort, wo es eine Art größerer Maße ſo wohl für trockne als flüſſige Körper iſt. 1. In Anſehung trockner Dinge iſt das Muth beſonders ein Getreidemaß, welches etwa mit unſerm Scheffel übereinkommt, und in Zürich 4 Viertel, 16 Vierlinge, 74 Mäßli, oder 36 Immi hält; in Bern aber 12 Berner Mäß, 48 Immi oder 96 Achterli. In

Baſel iſt die Müdde (wo es zugleich weiblichen Geſchlechts iſt) oder der Schäffel 4 Küpflein oder 8 Becher. 8 Müdden machen daſelbſt einen Sack. Im Oeſterreichiſchen hält das Muth 30 Metzen, 120 Viertel oder 240 Achtel. Es ſcheint daß dieſes Gemäß auch in einigen niederſächſiſchen Gegenden nicht ganz unbekannt ſey, wenigſtens werden in den daſigen Torfländern die Fehnkerſchiffe nach Mutten berechnet, wenn anders dieſes Wort hier nicht einen Haufen Torf bedeutet, da es denn freylich zu einem anderen Stamme gehört. 2. In Anſehung flüſſiger Körper wird in der Schweitz auch der Wein nach Muthen oder Muiden gerechnet, da denn ein Muth ſo viel iſt, wie ein Saum, d. i. 12 Seſter, oder Setiers, oder 92 Maß, ſo daß ein Muth etwas mehr als $3\frac{1}{2}$ daſige Eimer oder Brenten hält. In Augsburg hält ein Muth oder Muid 6 Beſons, 48 M. oder 96 Seidel. 16 Muth machen daſelbſt ein Fuder. Zu Botzen in Tyrol iſt das Muth ein Oehlmaß, welches 120 Hamburger Pfund hält.

Schon bey dem Ottfried und im Tatian, wo es in ſolchen Stellen vorkommt, in welchen Luther das Wort Schäffel braucht, Muttu, Mutti, in den heutigen oberdeutſchen Mundarten Muth, Müth, Mütt, Muid, Muidd und Muidde, im Angelſ. Midd, und Mitta, im Franz. Muy, Muid, im mittlern Lat. Muia, im Ital. mit andern End-Conſonanten Moggio. Es gehört mit dem Lat. Modius und Griech. μοδιος, zu Maß Metze und allen Wörtern dieſes Geſchlechts, welche einen hohlen Raum bezeichnen.

3. Muth, der, bedeutet 1. das ganze Begehrungsvermögen des Menſchen, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, wofür jetzt Gemüth und Herz üblich ſind.

2. Im engeren Verſtande, das Gemüth, in Anſehung des veränderlichen Zuſtands deſſelben,

die

die Gemüthsart. Auch dieſe Bedeutung iſt, außer in verſchiedenen Zuſammenſetzungen, als Demuth, Großmuth, Hochmuth ꝛc. im Hochdeutſchen veraltet.

3. In noch engerer Bedeutung, einzele Stellungen des Gemüthes oder Begehrungsvermögens. a) Ueberhaupt. Hierher gehören die im gemeinen Leben üblichen Redensarten: **zu Muthe ſeyn; zu Muthe werden. Wie iſt dir heute zu Muthe.** b) Von einzelen Gemüthsbewegungen. aa) Derjenige Gemüthszuſtand, in welchem man Hinderniſſen und Gefahren mit zuverſichtlicher Hoffnung eines guten Erfolgs entgegen geht, und in engerer Bedeutung die Fertigkeit in dieſer Stimmung; z. B. **voller Muth ſeyn Einem Muth machen. Keinen Muth haben.** bb) Die Rachbegierde; in der Redensart, **ſeinen Muth an jemanden kühlen.**

Wahrſcheinlich von mähen, bewegen, wie das Lat. Motus von Movere.

Muthay, eine den Aalen ähnliche Fiſchart in der Hudſonsbay. Sie werden beſonders im Winter auf dem Eiſe mit Angeln gefangen, die man durch gehauene Oeffnungen einläßt.

Muthe, die, im gemeinen Leben, die Handlung, da man etwas muthet d. i. förmlich begehret; **die Muthung.** Bey den Handwerkern verrichtet ein Geſell **die Muthung**, wenn er förmlich um Ertheilung des Meiſterrechts anhält.

Muthen, ein verb. regul., welches in doppelter Geſtalt üblich iſt.

1. Als ein Neutrum, von welchem aber nur das Mittelwort **gemuthet** mit dem Zeitworte ſeyn, und auch hier nur in Oberdeutſchland üblich iſt. **Gemuthet ſeyn**, geſinnet ſeyn.

2. Als ein Activum, verlangen, begehren,

beſonders förmlich um etwas Anſuchung thun, in welchem Verſtande es noch bisweilen im gemeinen Leben üblich iſt. Bey den Handwerkern muthet ein Geſell das Meiſterrecht, wenn er um die Aufnahme in die Innung förmlich anſuchet. (S. unter Meiſter, Th. 88, S. 71.) So auch im Lehenswesen. Ein Lehn muthen, den Landesherren um die Ertheilung des Lehens, um die Inveſtitur förmlich bitten. (S. Lehensmuthung, Th. 69, S. 659.) Wer im Bergbaue eine Fundgrube u. ſ. f. bauen will, muß ſolche muthen, d. i. um die Erlaubniß und Belehung anhalten.

Es gehört zu dem Hauptworte Muth, ſo fern es ehedem auch das Verlangen, den Willen bedeutete. S. auch Muthung.

Muther, eine Perſon, welche etwas muthet, d. i. um etwas förmlich anhält, bey den Handwerkern, im Bergbaue und im Lehensweſen.

Muthgeld, dasjenige Geld, welches man bey der Muthung für die Ertheilung der verlangten Sache entrichtet, beſonders bey den Handwerkern. So fern dieſes bey jeder Muthung ehedem ein Groſchen war, wird es auch der Muthgroſchen genannt.

Muthgroſchen, ſ. das vorſtehende.

Muthig, 1. Muth habend. 2. Munter, heiter.

Muthjahr, bey einigen Handwerkern, dasjenige Jahr, welches zur Muthung um das Meiſterrecht beſtimmt iſt, weil der Candidat des Meiſterrechtes ſich oft ein ganzes Jahr um daſſelbe bewerben muß. S. im Art. Meiſter, Th. 88, S. 72.

Muthlos, des Muthes beraubt. Davon die Muthloſigkeit.

Muth-

Muthmaßen, aus wahrſcheinlichen Gründen dafür halten, die Wahrſcheinlichkeit in einzelen Fällen beſtimmen; vermuthen.

Dieſes Wort kommt bey den älteren Schriftſtellern nicht vor, ſo wie es auch den Niederdeutſchen und den mit ihnen verwandten Sprachen unbekannt iſt. Die Niederſachſen gebrauchen dafür giſſen, von Geiſt, die Engländer guefs, die Angelſ. gaetan, ſ. vergeſſen.

Muthmaßung, die Handlung des Gemüthes, da man muthmaßet. Noch mehr aber das wahrſcheinliche Urtheil, die Beſtimmung aus wahrſcheinlichen Gründen ſelbſt. Es iſt nur eine Muthmaßung. In ſeiner Muthmaßung fehlen.

Muthmaßungskunſt, eine Wiſſenſchaft, die Wahrſcheinlichkeit einer Sache zu beſtimmen. Hugenius hat die Grundlehren dieſer Kunſt zuerſt umſtändlich vorgetragen. Wie viel man indeß davon zu halten habe, wird ſich aus dem Umſtande ergeben, daß man auch beſtimmen zu können glaubte, wer in einem Spiele mehr Hoffnung haben könnte zu gewinnen, als der andere. Daß ſonſt ein Menſch mehr Fähigkeit beſitze als ein anderer, den Erfolg einer Sache im voraus zu vermuthen, iſt ſehr natürlich, da die Geiſtestalente und das Maß des Scharfblickes ſo ſehr verſchieden ausgetheilt ſind. Schwerlich werden ſich hierzu aber immer anwendbare Vorſchriften geben laſſen.

Muthpfennige, ſ. Schreckenberger.

Muthſchein, im Lehenswesen ein Schein, welchen der Muther von dem Lehenhofe erhält, daß er wirklich das Lehen gemuthet, d. i. um die Belehnung angeſucht, und die dafür zu bezahlende Summe entrichtet habe. S. Lehensmuthung.

Muthung, iſt ſo viel als **Muthe**, ſ. oben, S. 235. Auch bedeutet es ſo, wie **Muthzettel**, im Berg- und Hüttenbaue, das ſchriftliche Vorbringen eines Muthers, wodurch er ſeine Abſicht beym Bergmeiſter erklärt. Wenn ſie gültig ſeyn ſoll, muß ſie des Muthers Nahmen, den Ort des Gebirges, den Nahmen des Grundherrn und Bergrichters, die Art der Metalle, auf die man zu bauen gedenkt, den Tag und die Stunde, und wie viel Feld, ob **Fundgruben** oder **Maßen** gemuthet werden ſollen, enthalten.

Muthung an der Schnur halten, heißt von Zeit zu Zeit die Muthung verlängern, damit das Muthungsrecht nicht erlöſche, und ein anderer Muther das Gemuthete wegmuthe. Die Redensart kommt von der alten Gewohnheit her, da die Muthzettel an eine Schnur aufgezogen, und bis zur Beſtätigung daran gehalten wurden.

Muthung einlegen, heißt im Berg- und Hüttenweſen den Muthzettel dem Bergmeiſter übergeben, oder in Beyſeyn eines Zeugen auf ſeinen Tiſch legen, welche der Bergmeiſter in allen Fällen annehmen muß, und nicht ſchlechterdings zurückweiſen, jedoch nach Erfordern der Umſtände, nachher entweder beſtätigen, oder den Muther abweiſen kann.

Muthung erlängern, heißt eben daſelbſt, mit Anmeldung der Hinderniſſe, welche dem Muther im Wege ſtehen, zur Beſtätigung zu ſchreiten, um Nachſicht bitten, welche ordentlicher Weiſe jedesmahl auf 14 Tage ertheilt, und vom Bergmeiſter auf dem Muthzettel angemerkt wird.

Muthung wird beſtätiget, heißt eben daſelbſt, wenn der Muther 4 Wochen nach der

Muthung ſich mit der Fundgrube belehnen, und durch den Bergſchreiber die Form des Lehenszettels in das Bergbuch eintragen läßt.

Muthung der Lehen muß nach ſächſiſchem Rechte binnen Jahr und Tag bey deren Verluſt geſchehen; dieſe Friſt kommt auch noch denen zu ſtatten, die bis zu ihrer Mündigkeit Indult haben. S. übrigens **Lehensmuthung.**

Muthwille, eins der älteſten zuſammen geſetzten Wörter in der deutſchen Sprache, welches daher auch in verſchiedenen Bedeutungen vorkommt.

1. Ehedem bedeutete es ſo viel als das einfache **Wille.**

2. In engerer Bedeutung war **Muthwille** ehedem der freye Wille, im Gegenſatze des Zwanges. Jetzt braucht man es

3. nur noch von einer Art der Freywilligkeit in böſen Dingen, und da iſt der **Muthwille** eine böſe Handlung, welche bloß aus Luſt Böſes zu thun, oder aus einem ſinnlichen Vergnügen an dem Böſen, in der Abſicht, ſich an dem Böſen ſinnlich zu vergnügen, begangen wird, da er denn eine Art des **Uebermuthes** iſt, ſo wie **Bosheit** eine böſe oder ſchädliche Handlung iſt, welche aus Neigung Schaden zu thun, und in der Abſicht zu ſchaden, unternommen wird. Am häufigſten wird es im Hochdeutſchen von geringern aus Luſt begangenen böſen Handlungen und der Fertigkeit dazu gebraucht, welche wider kein ausdrückliches Geſetz ſtreiten, dagegen man für dieſe die härteren Ausdrücke Frevel, Bosheit ꝛc. hat. **Ein Kind treibt Muthwillen,** wenn es aus Luſt in Kleinigkeiten Böſes oder Schaden thut, wo es mit Leichtfertigkeit beynahe übereinkommt. In noch weiterer und gelinderer Bedeutung iſt der **Muthwille**

wille oft auch eine jede unſchädliche, aber doch unnützliche Handlung, welche bloß aus Luſt, aus Neigung zum Vergnügen begangen wird.

Im Niederſächſ. gleichfalls Moodwille, ehedem aber auch Sulfmood, d. i. Selbſtmuth. Die Schreibart Muthwille iſt der Analogie und dem Alterthume gemäßer als Muthwillen.

Muthwillig, Muthwillen haben, begehend, in demſelben gegründet, in allen heutigen Bedeutungen des Hauptwortes. Einen muthwilligen Bankerutt machen. Muthwillig ſündigen, in der theologiſchen Sprache, mit Vorſatz, mit Wiſſen und Willen.

Muthzettel, im Bergbaue, der Zettel, d. i. eine kurze Schrift, in welchem der Muther ein Berggebäude muthet, d. i. um die Belehnung deſſelben anſuchet. S. Muthung.

Mutilatio, ſ. Verſtümmelung.

Mutiliren, ſ. verſtümmeln

Mutilla, der Linnéiſche Nahme einer Gattung Inſecten, die den Bienen und Weſpen ſehr gleichen, aber faſt alle flügellos ſind, weshalb man ſie auch ungeflügelte Bienen nennt. Es ſind jetzt 27 Arten bekannt, von denen nur ein Paar in Europa, die übrigen in entfernten Weltgegenden gefunden werden. Den Nahmen Mutilla hat Linné deshalb gewählt, weil ſie an den Flügeln gleichſam verſtümmelt ſind.

Mutiren, Lat. Mutare, ändern, verändern. Man bedient ſich dieſes fremden Ausdrucks bisweilen von der Stimme, wenn ſie bey jungen Leuten in der Zeit der Mannbarkeit aus dem Diskante in den Tenor oder Baß übergeht. Dann ſagt man, die Stimme mutirt.

Mutiſie, Mutiſia Linn., eine Pflanzengattung, deren 11 bis jetzt bekannte Arten ſämmtlich erſt

in

in den neuern Zeiten entdeckt worden ſind, und alle in dem ſüdlichen Amerika, beſonders in Peru und Chili wachſen. Sie gehört in die zweyte Ordnung der 19ten Claſſe des Linn. Pflanzen-Syſtems, Syngeneſia Superflua, und hat einen nackten Fruchtboden, eine federartige Samenkrone, einen walzenförmigen Kelch mit ziegelförmig geordneten Schuppen und die Blümchen der Mittelfläche ſind dreytheilig. Auf eine nähere Beſchreibung der Arten glaube ich mich hier nicht einlaſſen zu dürfen, da man von ihrem Nutzen noch ſehr wenig weiß. Den Nahmen führt dieſe Gattung dem berühmten Botaniker Dr. Mutis zu Ehren.

Mutitas, ſ. **Stummheit.**

Mutlaethum, ein kleines Sternbild, unter der Andromeda, welches gewöhnlich bey uns der **nördliche Triangel** heißt.

Mutret, der Nahme der **Spitzmaus** in der Schweitz.

Mütſchelenholz, einer von den vielen Nahmen des **gemeinen Spindelbaums**, Evonymus europaeus Linn.

Mutſchieren, ein verb. reg. neutr. mit dem Hülfsworte **haben**, welches jetzt nur noch im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich iſt, wo es eigentlich abwechſeln bedeutet. In dem deutſchen Staatsrechte war ehedem die **Mutſchierung** eine Abwechſelung in der Regierung, da in einer untheilbaren Provinz oder Herrſchaft mehrere Brüder oder Stammverwandte die Regierung wechſelsweiſe führten, und die Einkünfte unter ſich theilten, oder auch die Regierung dem älteſten allein mit Theilung der Einkünfte überließen.

Etwa von dem alten Mut, Schwediſch Muta, Lohn, Gabe, Einkünfte, wovon unſer Miethe noch übrig iſt, und dem noch nicht ganz veralteten ſcheren, theilen, Niederſächſ. ſchieren, ſo daß es eigentlich eine Theilung der Einkünfte bedeutet? Oder vielmehr vermittelſt des ſtarken Ziſchlautes aus dem Lat. Mutare, womit auch das Niederſ. mütern, die Federn ändern, verwandt iſt?

Mutſie, Mußie, auch **Musje,** ein kleines Maß flüſſiger Dinge, das die Kaufleute im Kleinen in Amſterdam gebrauchen. Der Mingle wird nähmlich in 2 Pinten, in 4 halbe Pinten und in 8 Mutſies abgetheilt. Es gibt daſelbſt auch halbe Mutſies.

1. **Mutter, der,** in den gemeinen Sprecharten, beſonders Niederdeutſchlands, ein Krebs, welcher in der Mauſe iſt, oder die Mauſe erſt vor kurzem überſtanden hat, von dem Niederſ. **muten, mutern;** im Hochdeutſchen ein **Mauſer.** Einen ſolchen Krebs pflegt man auch wohl einen **Mutterkrebs** zu nennen. S. 1. **Mauſen,** Th. 86, S. 161.

2. **Mutter, die,** der dicke Bodenſatz flüſſiger Körper, beſonders des Weins und des Eſſigs. **Den Wein auf der Mutter liegen laſſen,** auf den Hefen, auf dem Lager. Im Engl. Mother, im Schwed. Modder, im Niederſ. **Moder.** Es hat mit den übrigen Wörtern dieſes Lautes nichts gemein, ſondern iſt durch eine härtere Ausſprache aus dem Niederſ. **Modder,** dicker Schlamm gebildet, wofür im Hochdeutſchen **Moder** üblich iſt. Man vergleiche auch **Mutterkorn.**

3. **Mutter, die,** ein Wort, welches überhaupt den Begriff des hohlen Raums hat, beſonders ſo fern derſelbe zur Aufnahme eines andern dazu gehörigen Theiles beſtimmt iſt.

1. Ueber-

1. Ueberhaupt, wo es doch nur in einigen Fällen üblich iſt. So wird der untere hohle Theil einer Raketen- oder Schwärmerform die Mutter genannt. Am häufigſten iſt es von einer hohlen mit Schraubengängen verſehenen Cylinderfläche, welche die Schraube im engſten Verſtande aufnimmt, und welche die Schraubenmutter, oft aber auch nur die Mutter ſchlechthin genannt wird. Ein Oehr von Draht an den Kleidungsſtücken, in welche der Haken eingreift, heißt im Oberdeutſchen im Diminutiv ein Mütterlein, verderbt Mütterle und Miderle, da denn der Haken das Häftlein, Heftle genannt wird.

2. In engerer Bedeutung iſt die Mutter bey Menſchen und lebendig gebärenden Thieren weibliches Geſchlechts, ein hohles Behältniß in dem untern Schmerbauche, worin die Frucht empfangen, gebildet und zur Zeitigung gebracht wird; die Bärmutter, von bären tragen, und verderbt auch wohl die Gebärmutter. Figürlich pflegt man im gemeinen Leben aus Unwiſſenheit allerley Arten der Leibesſchmerzen, Blähungen und andere ähnliche Empfindungen des weiblichen Geſchlechts der Mutter zuzuſchreiben, und alsdann zu ſagen, die Mutter ſtoße auf, ja dieſe Empfindungen wohl ſelbſt die Mutter zu nennen; Ausdrücke, welche nichts als eine tiefe Unwiſſenheit des Baues des thieriſchen Körpers zum Grunde haben. S. Mutterbeſchwerde.

In der erſten Art der Bedeutungen gehört dieſes Wort unſtreitig zu Muth, Modius, ꝛc. ſo fern es ehedem die allgemeine Bedeutung eines hohlen Raums gehabt, da es denn vermittelſt des Suffixi er aus demſelben gebildet worden; ſo leicht es übrigens auch wäre, eine Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Bedeutung und dem folgenden Worte anzugeben. Die

zweyte Bedeutung wird von allen Sprachforſchern als eine Figur des folgenden Wortes angeſehen, ſo hart und ungewöhnlich ſie auch ſeyn würde. Es iſt aber wahrſcheinlicher, daß damit gleichfalls auf den hohlen Raum der Bärmutter geſehen worden, um deswillen ſie im Lat. auch Uterus, von Uter, ein Schlauch genannt wird; welches Wort ſelbſt damit verwandt ſeyn kann, weil das m in vielen alten Sprachen weiter nichts als ein Präfixum iſt. Indeſſen kann es ſeyn, daß manche Sprachen, welche das Wort in dieſer Bedeutuug, von ältern Mundarten empfangen, und deſſen wahre Bedeutung nicht verſtanden, es nach der bey ihnen üblichen Benennung der Mutter, Mater, gemodelt haben. Schon Ottfried nennt die Bärmutter Muater, und im Griechiſchen heißt ſie μητρα, im Lat. Matrix, im Engl. Mother, im Ital. Madre, im Franz. la Mere.

Adelung.

4. **Mutter**, ein Weſen weibliches Geſchlechts, welches ein anderes zur Welt gebieret, oder geboren hat; zum Unterſchiede von dem **Vater**, und im Gegenſatze des **Kindes**.

1. Eigentlich. 1) Abſolute. **Mutter werden**, ein Kind gebären. **Eine Perſon zur Mutter machen**, für das härtere und niedrigere **ſchwängern**. 2) In engerer Bedeutung in Beziehung auf das Kind, oder bey Thieren auf das Junge. **Sie iſt nicht Mutter von dem Kinde. Wie die Mutter, ſo die Tochter.** Von dem Gebrauche des Wortes **Mutter**, ſo fern Kinder ihre Mütter damit anreden, ſ. **Mamma**, Th. 83, S. 503.

2. Figürlich.

1) Eine bejahrte Perſon weibliches Geſchlechts pflegt man im gemeinen Leben häufig **Mutter** anzureden, ſo wie man eine ſolche hochbejahrte Perſon in der vertraulichen Sprechart ein **altes Mütterchen** zu nennen pflegt.

2)

2) Ein zur Zucht beſtimmtes Hausthier weibliches Geſchlechts, und in weiterer Bedeutung zuweilen auch ein ſolches Thier weibliches Geſchlechts überhaupt, doch nur in einigen Zuſammenſetzungen. **Das Mutterpferd**, eine Stute, **das Mutterſchwein**, eine Zuchtſau, und in weiterem Verſtande eine Sau, **das Mutterſchaf**, ein Schaf weibliches Geſchlechts, welches ſchon tragbar iſt, oder getragen hat, **das Mutterfüllen**, ein weibliches Füllen, **die Mutterbiene, der Mutterhaſe** ꝛc.

3) Eine Perſon weibliches Geſchlechts, welche die Stelle einer Mutter bey andern vertritt, mütterliches Anſehen hat. So wie man Landesherrn und Regenten **Vater des Landes** oder **des Volks** nennt, so werden ihre Gemahlinnen auch **Mütter** deſſelben genannt, daher **Landesmutter**. Eine Aebtiſſinn bekommt nicht nur von den ihr untergebenen Nonnen, ſondern auch wohl von andern oft den Titel **hochwürdige Mutter**. Eine Pathe heißt in Schwaben in Beziehung des von ihr aus der Taufe gehobenen Kindes **Mutter**, dagegen die wahre Mutter daſelbſt **Toda** genannt wird. Ferner gehören hierher die Zuſammenſetzungen **Hausmutter, Pflegemutter, Kindermutter**, für Hebamme, **Wehmutter, Stiefmutter, Schwiegermutter, Waiſenmutter** ꝛc. Ja auf den Landgütern pflegt man oft auch eine bejahrte weibliche Perſon, welche das Vieh unter ihrer Aufſicht hat, die **Viehmutter** oder **Viehmuhme** zu nennen.

4) Ein Ding, oder Sache, welche den Grund des Daſeyns und der Fortdauer eines andern enthält, wenn erſteres weiblichen Geſchlechts iſt. **Die Gottesfurcht iſt die Mutter**

 aller

aller Tugenden. Die Erde iſt unſer aller Mutter.

5) Im Bergbaue werden diejenigen unmetalliſchen Erd- und Steinarten, in welchen die Erze eingehüllet ſind, Mütter, oder Metallmütter genannt, ob ſie gleich nicht die wirkende Urſache, ſondern nur die Lagerſtätte des Erzes ſind. Der Schiefer gibt eine bequeme Mutter für Kupfer und Silber, nicht aber für Zinn ab. Jedes Metall liebt vorzüglich ſeine eigene Mutter, bricht in einer ihm eigenen Erd- oder Steinart. Die Perlenmutter iſt die Schale der Perlenmuſchel, vielleicht weil man ehedem glaubte, daß ſich die Perle aus ihr erzeugte. S. auch Mutterde.

In der fränkiſchen Mundart ſchon im 8ten Jahrhunderte Muader, bey dem Willeram und Ottfried Muater, Muoter, im Angelſ. Meder und Mother, im Niederſ. Moder, Moer, Moor, im Engl. Mother, im Dän. und Schwed. Moder, im Griechiſchen μητηρ, im Lat. Mater, im Ital. Madre im Franz. Mere, und ſelbſt im Perſ. Mader. Die Sylbe er iſt das Suffixum, welches ein Subject bezeichnet; das Stammwort heißt Mat, Mot, Mut. Bey den ältern Aegyptiern hieß die Mutter, dem Plutarch zu Folge nur Muth, und bey den krainoriſchen Wenden heißt ſie noch jetzt Mate. Allem Anſehn nach iſt dieſes Mat von den Stammſylben in den Wörtern Mamma, Muhme, Mähre, Moſche, Metze und andern, welche insgeſammt ein weibliches Geſchöpf bedeuten, nicht verſchieden. Allein ihre eigentliche Bedeutung läßt ſich kaum muthmaßlich angeben. Vielleicht gehört ſie zu Mag, Verwandtſchaft, vielleicht zu dem alten Mat, Speiſe, ſo wie Vater gemeiniglich von föden, ernähren, abgeleitet wird, vielleicht iſt ſie auch die Sylbe Ma, das erſte Lallen der Natur bey unmündigen Kindern ꝛc. denn dergleichen vielleicht ließen ſich noch gar viele wagen.

In den gemeinen Sprecharten wird dieſes Wort zuweilen zur Verſtärkung anderer Wörter gebraucht,

gebraucht, ſ. Mutterallein, Mutterkind, Muttermenſch, Mutternackt, Mutterſeele. Wo freylich bey einigen die Veranlaſſung und Figur ein wenig hart, wenigſtens dunkel iſt.

S. Adelung's gram. krit. Wörterb. den Art. Mutter im III. Th.

Von den Pflichten einer Mutter in Rückſicht der Behandlung ihres Kindes, ſehe man den Art. Kind, Th. 37, S. 542 fl.

Von den Zufällen der Mutter, in ſo fern man darunter die Bärmutter verſteht, iſt im Art. Gebärmutter, Th. 16, S. 520 fl. gehandelt worden. Manches andere wird in den nachfolgenden Artikeln vorkommen.

Mutter des Anjovis, ſ. Stöcker, im Art. Makrele, Th. 83, S. 130.

Mutteraal, ein Nahme der Muräne.

Mutterader, ein Aſt der unteren Hohlader, welcher durch die inwendige Seite des Schenkels zum inwendigen Knöchel geht, und die man ehedem in Mutterkrankheiten zu öffnen pflegte; Vena Saphaena, die Roſenader, Frauenader.

Mutterallein, iſt nur in den gemeinen Sprecharten für ganz allein üblich.

Mutterarzeneyen, Heilmittel, welche in hyſteriſchen Zufällen der Frauenzimmer gebraucht werden. S. im Art. Hypochondrie, Th. 27, S. 568 fl.

Mutterbalſam, eine Arzeney in Geſtalt eines Balſams, gegen die ſogenannten Mutterbeſchwerungen. S. die eben angeführte Stelle.

Mutterbaum, im Forſtweſen ein Baum, welcher auf einem Schlage zu deſſen Beſamung ſtehen bleiben muß; der Samenbaum, Schlaghüter.

Mutterbein, im gemeinen Leben, ein Knochen oder Gelenk, an den Hinderkeulen des Viehes, da wo

Keule und Bein ſich ſchließen; der Pfaffen-knochen.

Mutterbeſchwerde, oder Mutterbeſchwerung, eine innere Krankheit des andern Geſchlechts, welche ſich auf vielerley Art, und durch ſehr beſchwerliche Zufälle zeigt, welche im Ganzen mit der Hypochondrie des männlichen Geſchlechts überein kommen; Paſſio hyſterica, die Hyſterik, die Mutterkrankheit, die Mutterſchmerzen, Mutterplage, das Mutterweh, auch nur die Mutter ſchlechthin, Niederſ. Moorbrüen, von brünen, plagen, Moorwark. Sie hat den Nahmen von dem großen Haufen bekommen, der alle Zufälle derſelben, z. B. die Beklemmung der Bruſt und der Bruſtröhre, dem Aufſtoßen der Mutter (Bärmutter) zuſchreibt, welche doch an den allermeiſten dieſer Zufälle ſehr unſchuldig iſt. Im gemeinen Leben ſchreibt man ſogar die Kolik und andere Arten der Schmerzen in den Gedärmen der Mutter zu. Von den Zufällen und der Heilart dieſes Uebels iſt im Art. Hypochondrie, Th. 27, S. 566 — 690 ausführlich gehandelt worden.

Mutterbiene, 1. Ein Nahme, welchen der Weiſel in einem Bienenſtocke führt, ſo fern man ihn in den neueren Zeiten als die einzige Biene weibliches Geſchlechts in einem Stocke erkannt hat; die Königinn. 2. Auch einen Mutterſtock, d. i. einen zur Zucht beſtimmten Bienenſtock pflegt man im gemeinen Leben eine Mutterbiene zu nennen. S. Mutterſtock.

Mutterbirke, im gemeinen Leben eine Abart der Birken, welche zärtere und kleinere Blätter hat, als die gewöhnliche, auch ſchlanke und zum Theil herabhange Reiſer treibt. S. den Art. Birke, Th. 5, S. 331.

Mutter-

Mutterblume, ein Nahme der gemeinen Kü-chenſchelle, oder violetten Anemone, Anemone Pulſatilla Linn. S. Th. 54, S. 484.

Mutterblutfluß, ſ. unter **Monathsfluß**, Th. 93, S. 188 fl.

Mutterbruch, unter dieſem Nahmen kann man verſchiedene Zufälle begreifen, die an den Geburthstheilen des anderen Geſchlechts vorkommen. Die Eingeweide der Bauchhöhle ſinken nähmlich zuweilen durch die untere Beckenöffnung herab, und bilden einen Bruch am niedrigſten Theile des Unterleibes. Dieſe ſeltnen Brüche ſind von vierfacher Art. Zuweilen tritt der Bruch durch das eiförmige Loch des Sitzbeins (Hernia foraminis ovalis). — Zuweilen ſenkt ſich ein Darm zwiſchen der Blaſe, oder bei Weibsperſonen zwiſchen der Mutterſcheide und dem Maſtdarme herab, und erregt eine Geſchwulſt im Mittelfleiſche, die der **Mittelfleiſchbruch** (Hernia perinaei) genannt wird. — Zuweilen ſenkt ſich der Boden der Bärmutter durch den Muttermund in die Mutterſcheide herab, und bildet einen Sack, in welchem Därme, oder das Netz liegen. Dieſen Fall nennt man zwar gemeiniglich den Vorfall oder die Umkehrung der Gebärmutter; indeſſen verdient er wirklich zuweilen vielmehr den Nahmen eines **Mutterbruchs** (Enterocele hyſterica). — Endlich wird zuweilen durch den herabſinkenden Darm eine Seite der Mutterſcheide in eine Geſchwulſt ausgedehnt, und dies iſt der **Mutterſcheidenbruch**. — Es kann ein Darm durch den Bauchring dringen, und unter den äußern Bedeckungen ſo tief herabſinken, daß er, nicht wie gewöhnlich in der äußern Schaamlefze, ſondern hinter der Oeffnung der Mutterſcheide eine Bruch-

geſchwulſt verurſacht. Dies iſt kein Mutterſcheidenbruch, ſondern ein Leiſtenbruch.

Der Mutterſcheidenbruch entſteht, wenn aus irgend einer Urſache der Druck der Eingeweide gegen die Vertiefungen zwiſchen dem Gebärmuttergrunde und dem Maſtdarme, ſo wie auch zwiſchen dem Blaſengrunde und Muttergrunde ſehr vermehrt wird, die Därme, indem ſie das Darmfell vor ſich herſtoßen, an der Gebärmutter herunter dringen, und an die vordere oder hintere Seite der Mutterſcheide gelangen. — Die Brüche an der hintern Seite ſind häufiger, als an der vordern Seite; jedoch erſcheinen ſie überhaupt ſelten gerade vorn oder hinten an der Mutterſcheide, ſondern gemeiniglich an der einen oder andern Seite derſelben; aber auch ſelten genau auf der einen oder andern Seite, ſondern immer zugleich ein wenig vorwärts oder hinterwärts. Hier von dem häufigern Falle: denn obſchon der Darm gerade vor oder hinter der Gebärmutter herabſinken kann, ſo ſieht man doch weit öfter Seitenbrüche.

Bey einem Mutterſcheidenbruche ſondert der herabſinkende Darm immer die Gebärmutter und Mutterſcheide von der Harnblaſe und dem Maſtdarme ab. Die Bruchgeſchwulſt hat bloß zwey Häute; die innere Haut der Mutterſcheide, und das Darmfell. In dieſem Bruche liegt nun entweder ein Stück Netz oder Darm, oder ein Theil der Harnblaſe, und der Bruch iſt alſo von dreyfacher Art; ein Darmbruch, ein Netzbruch, oder ein Blaſenbruch. — In Abſicht der Urſachen hat dieſer Bruch alles mit andern Brüchen gemein. Vorzüglich ſind Weibsperſonen, die viele Kinder geboren, und ſchwere Geburten gehabt haben, demſelben unterworfen, beſonders

bald

bald nach der Niederkunft. Indeſſen haben auch Weibsperſonen dergleichen Brüche bekommen, die nie geboren haben, wovon Hr. Hoin *) ein Beyſpiel erzählt. Zuweilen entſtehen dieſe Brüche nach und nach zuweilen plötzlich.

Die Zeichen eines Mutterſcheidenbruchs ſind folgende. Die Kranke fühlt bey irgend einer Gelegenheit, z. B. bey einer Anſtrengung der Kräfte, oder einem Falle, daß ihr plötzlich etwas gleichſam in die Mutterſcheide herabſteigt. In demſelben Augenblicke empfindet ſie zugleich einen mehr oder weniger heftigen Schmerz an der Stelle des Bruchs, der ſich nach und nach in einen kolikartigen Schmerz verwandelt, und entweder immer fortdauert, oder dann und wann verſchwindet und wieder erſcheint. Bey der Unterſuchung findet man daſelbſt eine widernatürliche Geſchwulſt, die aus der einen oder andern Seite der Mutterſcheide entſpringt. Der Muttermund iſt frey, und ſteht mit der Geſchwulſt in keiner Verbindung, mithin fällt der Verdacht auf einen Polyp, eine Umkehrung der Gebärmutter u. ſ. w. weg. Dieſe Geſchwulſt wird kleiner, ja verſchwindet beym Fingerdruck, und erſcheint wieder von neuem, ſobald dieſer Druck aufhört. Wenn die Kranke ſteht oder huſtet, oder den Athem an ſich hält, wird ſie geſpannt, groß, hart; legt ſie ſich auf den Rücken, ſo wird ſie weich und klein, ja verſchwindet wohl gar gänzlich.

Iſt der Bruch zwiſchen der Gebärmutter und dem Maſtdarme herabgefallen, ſo erſcheint die Geſchwulſt auf der hintern Fläche der Mutterſchei-

*) le Blanc's chirurgiſche Operationen. B. II. Leipzig, 1783. S. 145.

terſcheide, und zwar gemeiniglich tief unten, und nahe an der Mutterſcheidenöffnung. Iſt er zwiſchen der Blaſe und Gebärmutter herabgeſunken, ſo erſcheint er an der vordern Fläche der Mutterſcheide, und zwar gemeiniglich hoch oben, nahe am Muttermunde, jedoch liegt er ſelten ganz vorn, oder ganz hinten, ſondern immer zugleich mehr oder weniger ſeitswärts in der Mutterſcheide. — Wenn der Bruch zwiſchen der Blaſe und der Gebärmutter herabgeſtiegen iſt, ſo verurſacht er verſchiedene Harnbeſchwerden, ſo wie auch Colikſchmerzen, welche vorzüglich häufig und heftig ſind, wenn die Kranke ſteht, und im Gegentheil ſich vermindern, ja ſich gänzlich verlieren, wenn die Kranke auf dem Rücken liegt.

Nach der Beobachtung des Hrn. Levret kann auch das Netz in einem Mutterſcheidenbruche wirklich herabſinken, gemeiniglich aber wird es vor, und wohl ſelten oder nie hinter der Gebärmutter geſchehen. Daß außer dem Darme auch ein Stuck Netz im Bruche liegt, erkennt man leicht durch die gewöhnlichen Kennzeichen eines Netzbruchs. Die Bruchgeſchwulſt iſt gemeiniglich ungleich, an einer Stelle weicher, an der andern geſpannter und gleichſam härter; wie auch an einer mehr erhaben als an der andern. Wenn man die Geſchwulſt mit dem Finger drückt, ſo tritt etwas aus derſelben unter einem Kollern zurück, der Bruch wird kleiner, fühlt ſich nunmehr bloß als ein Netzbruch an, und die vorherigen Colikſchmerzen verſchwinden gänzlich, obgleich der Bruch nicht gänzlich zurück gedrückt iſt.

Mehr Aehnlichkeit hat dieſer Bruch mit einem Vorfall der Mutterſcheide, und ehedem iſt er wohl immer dafür gehalten worden. Ueberdies

dies iſt der Bruch jederzeit mit dem Vorfalle der innern Haut der Mutterſcheide verbunden; denn immer dehnt der Bruch dieſe Haut aus, und ſie iſt immer die äußere Bedeckung der Bruchgeſchwulſt. Ein Irrthum dieſer Art könnte freylich nicht ſo gar üble Folgen haben, da beyde Geſchwülſte faſt auf einerley Art behandelt werden, und den Gebrauch eines Mutterkranzes erfordern; jedoch muß ſie der Wundarzt immer von einander unterſcheiden, weil immer der Bruch erſt ſorgfältig zurückgebracht werden muß, ehe der Mutterkranz eingelegt wird, ſonſt verurſacht der Kranz ſelbſt eine Einklemmung. Indeſſen kann man beyde Krankheiten leicht von einander unterſcheiden. Der Bruch erſcheint gemeiniglich plötzlich, der Vorfall nach und nach. Jener iſt mit allerhand Beſchwerden des Darmkanals, vornehmlich mit öftern Anfällen von Colikſchmerzen verbunden, dieſer nicht. Dieſer gleicht, wenn die innere Haut der Mutterſcheide in ihrem ganzen Umfange vorgefallen iſt, einer Wurſt, die Geſchwulſt nähmlich hat in der Mitte eine Oeffnung, anderer bey jeder Bruſtgeſchwulſt gewöhnlichen Umſtände zu geſchweigen. — Wenn der Bruch groß iſt, und hinter der Gebärmutter tief herunter bis an den niedrigſten Theil der Mutterſcheide ſteigt, ſondert er den Maſtdarm von der Mutterſcheide dergeſtalt ab, daß derſelbe nicht mehr hinreichend befeſtigt iſt, und durch den Hintern vorfällt. — Gemeiniglich liegt im Mutterſcheidenbruche das Ileum, zuweilen das Coecum und Colon, auch einmahl fand Hr. Levret das S. romanum darin. — Faſt immer bleibt die Bruchgeſchwulſt in der Mutterſcheide; zuweilen hat man ſie jedoch auch aus derſelben hervorhangen geſehen.

Einen

Einen ſolchen Bruch muß der Wundarzt zurück bringen, und hindern, wieder hervor zu fallen. Die Zurückbringung iſt gemeiniglich leicht, und erfordert bloß einen mäßigen Druck mit den Fingern, und daß die Kranke dabey horizontal liegt. Iſt der Bruch zwiſchen der Blaſe und der Gebärmutter durchgedrungen, ſo kann man die Kranke auf dem Rücken liegen laſſen; wenn aber der Bruch zwiſchen dem Maſtdarme und der Gebärmutter befindlich iſt, will Hr. Richter die Kranke auf den Ellenbogen und Knieen liegen laſſen. In beyden Fällen muß die Bruſt niedrig, der Hintere aber ſo viel als möglich erhaben ſeyn. Gemeiniglich laſſen ſich jedoch dieſe Brüche ſehr leicht zurückbringen, wenn die Kranke in einer horizontalen Lage iſt, und nur wo ſich Schwierigkeit ereignet, dürfte die Beobachtung der beſchriebenen Lagen nöthig ſeyn.

Damit der Bruch nicht wieder hervordringt, legt man einen Mutterkranz in die Scheide, und verhindert, daß er nicht herausfällt. Bey Weibsperſonen, die nie geboren haben, iſt dies vielleicht nicht nöthig; bey denen aber, die verſchiedene Kinder geboren haben, muß er befeſtigt werden, welches gemeiniglich mit der T-Binde geſchieht.

Des Gebrauchs eines Mutterkranzes ungeachtet, kann dennoch der Bruch bey gewiſſen Gelegenheiten, vornemlich bey einer ſtarken Anſtrengung der Kräfte, zuweilen vordringen, daher die Kranke dergleichen, ſo viel als möglich, meiden muß. Sobald die Kranke den Vorfall, welchen ein heftiger Kolikſchmerz verräth, bemerkt, muß ſie ſich auf den Rücken legen, den Mutterkranz ausnehmen, den Bruch zurück drü-

cken, und darauf den Mutterkranz ſogleich von neuem einlegen.

Den Theil der Bruchhöhle, der in der Mutterſcheide liegt, kann man den **Bruchſack**, und den Theil des Bruchganges, der zwiſchen der Gebärmutter und dem Maſtdarme oder der Blaſe liegt, und von dem Bruchſacke bis herauf in die Bauchhöhle reicht, den **Bruchſackhals** nennen. Bey den hintern Mutterſcheidenbrüchen iſt alſo der Bruchſackhals gemeiniglich lang; bey den vordern kurz. Durch die Taxis, oder durch den Druck der Finger auf die Bruchgeſchwulſt in der Mutterſcheide, wird der Darm oder das Netz blos aus dem Bruchſacke zurückgebracht, in dem Bruchſackhalſe bleibt es liegen. Man darf daher, wenn die Geſchwulſt in der Mutterſcheide verſchwindet, nicht den Bruch für zurück gebracht halten, und den Mutterkranz einlegen; denn der Bruch iſt nur zum Theil zurückgebracht, vorzüglich bey den hintern Brüchen, wo der Bruchſackhals ziemlich lang iſt. Die Folge iſt: ein beſtändiger Kolikſchmerz; die Unmöglichkeit einer gründlichen Kur, ſo lange der Darm nicht aus dem Bruchſackhalſe zurück geſchoben wird; und wenn der Bruch tief in der Mutterſcheide liegt, eine wirkliche Einklemmung durch den obern Theil des Zylinders auf den Bruchſackhals, in welchem noch Därme liegen.

In dem Falle alſo, wo der Bruch auf der hintern Seite der Mutterſcheide tief unten iſt, hat man folgendes ſehr wohl zu merken. Um den Bruch zurück zu bringen, iſt es nicht genug, daß man die Geſchwulſt in der Mutterſcheide mit den Fingern druckt, bis ſie zurücktritt, ſondern nachdem dies geſchehen iſt, muß man die ganze hintere Fläche nach und nach bis herauf

an

an den Muttermund mit den Fingern drücken und ſtreichen, damit der Darm auch aus dem Bruchſackhalſe zurück tritt. Indem dies alles geſchieht, muß die Kranke im Bette mit dem Hintern ein wenig höher, als mit der Bruſt liegen. Wenn dies alles geſchehen iſt, könnte man allenfalls den obern Theil der Mutterſcheide mit den Fingern einige Augenblicke ſtark drücken, und erwarten, ob vielleicht ein Kolikſchmerz entſtünde. Entſtünde er nicht, ſo könnte man glauben, daß der Darm auch aus dem obern Theil des Bruchgangs zurück gebracht ſey, und nun ohne Bedenken den Mutterkranz einlegen. Der Zylinder muß immer, auch dann, wenn der Bruch am unterſten Theile der Mutterſcheide erſcheint, ſo lang ſeyn, daß er bis an den Muttermund reicht, damit er den Bruchgang ſo viel als möglich in ſeiner Länge ſchließt.

Dieſe Brüche können auch eingeklemmt werden, und die vorzüglichſten Zufälle dabey ſind Erbrechen, und ein heftiger Kolikſchmerz. Nach Verſchiedenheit der Urſachen iſt dieſe Einklemmung von verſchiedner Art. Möglich iſt es, daß der Bruchſackhals ſich an einem Orte verengert und verhärtet, und eine Einſchnürung verurſacht; auch iſt es möglich, daß zuweilen das Darmfell hier wirklich zerreiſſet, und daß die zeriſſene Oeffnung im Darmfell, durch welche der Bruch tritt, zuweilen die Urſache der Einklemmung ſeyn kann. Beyde Fälle würden einerley Behandlung erfordern; und daß die Einklemmung aus einer von dieſen Urſachen entſteht, könnte man vermuthen, wenn man keine von den folgenden Urſachen bemerkt. Zuvörderſt muß in dieſem Falle die Blaſe und vorzüglich der Maſtdarm ausgeleert werden, wie denn erwei

chend

chende öhlichte Klyſtire bey hintern Mutterſcheidenbrüchen vorzüglich gute Dienſte thun werden. Die Lage der Kranken bey der Taxis iſt verſchieden. Immer muß ſie zwar mit der Bruſt niedrig, mit dem Hintern höher liegen; jedoch iſt es rathſam, daß ſie auf dem Rücken liegt, wenn der Bruch zwiſchen der Blaſe und Gebärmutter, und im Gegentheil ſich auf die Ellenbogen und Kniee ſtützt, wenn der Bruch zwiſchen dem Maſtdarme und der Gebärmutter durchgedrungen iſt. Auch Tobaksklyſtire und erweichende Einſprützungen in die Mutterſcheide kann man zu Hülfe nehmen. — Oft entſteht vielleicht die Einklemmung durch eine Anhäufung des Koths im Bruche. In dieſem Falle wird die Bruchgeſchwulſt groß und hart ehe die übrigen Zufälle der Einklemmung erſcheinen. Außer den im vorhergehenden Falle angezeigten Mitteln, ſind hier gelinde Abführungsmittel und anhaltender oder oft wiederhohlter Druck auf die Geſchwulſt vorzüglich nöthig.

Oft iſt die Gebärmutter, vornemlich zur Zeit der Schwangerſchaft, die Urſache der Einklemmung. Vorzüglich iſt in dieſem Falle die Einklemmung heftig, wenn der Bruch an der vordern Seite der Mutterſcheide befindlich iſt, weniger heftig, wenn die Brüche auf der hintern Seite ſind. Heftige Kolikſchmerzen begleiten dieſe Einklemmung, und dieſe vermehren ſich, wenn die Kranke ſteht, und vermindern ſich, wenn ſie ſich auf den Rücken legt. Am leichteſten wird hier der Bruch zurück gebracht in obiger Lage auf dem Rücken, wenn der Bruch vorne, auf den Ellenbogen und Knieen aber, wenn er hinten iſt. Hier iſt es ganz vorzüglich nöthig, daß die Bruſt niedrig, und der Hintere hoch liegt. So

So bald der Bruch zurückgetreten iſt, muß der Mutterkranz eingelegt werden. Jedoch darf ſein oberer Rand die Gebärmutter nicht reizen, und deswegen muß von Zeit zu Zeit ein kürzerer oder längerer eingelegt werden, je nachdem die Gebärmutter, nach der verſchiednen Zeit der Schwangerſchaft, ſich ſenkt oder in die Höhe ſteigt.

Hierdurch kann man nun zwar die Kranke von den Beſchwerden des Bruchs bis zur Zeit der Geburt befreien, während der Entbindung aber verurſacht er gemeiniglich große Beſchwerden, ja wirkliche Gefahr. Der Bruch muß hier aufs ſchleunigſte zurückgebracht werden, ehe der Kindskopf ſo tief herabſteigt, daß er dieſes unmöglich macht. Da aber der Nutzen dieſer Zurückbringung von kürzer Dauer iſt, und der Bruch gemeiniglich bey jeder Wehe von neuem hervortritt, ſo muß der Wundarzt, während der ganzen Geburt immer und unabläſſig, vornemlich aber wenn eine Wehe eintreten will, ein Paar Finger gegen die Bruchſtelle drucken, und hindern, daß er nicht vordringt. Dies muß er ſo lange thun, bis der Kopf des Kindes ſo tief in die Mutterſcheide getreten iſt, daß er die Bruchſtelle verbirgt, und den Bruch hindert, wieder vorzutreten.

Wenn nun aber dieſes verabſäumt worden, wenn der Bruch vorliegt, und der Kindeskopf bereits ſo tief ins Becken getreten iſt, daß der Bruch auf keine Art und Weiſe zurück gebracht werden kann; ſo kann man in dieſen ſehr mißlichen und äußerſt ſchmerzhaften Umſtänden auf folgende Art verfahren. Man bringt die Kranke in die obige Lage mit ſtark erhabenem Hintern, und ſucht den Kindeskopf mit der Hand

zurück

zurück zu bringen. Gelingt dieſer Handgriff nicht, ſo iſt weiter nichts zu thun, als daß man die Geburt vermittelſt der Zange beſchleunigt. — Auch in den erſten Tagen nach der Geburt kann die Gebärmutter, ſo lange ſie noch vom Blut ſchwer und dick iſt, eine Einklemmung verurſachen, die vorzüglich heftig wird, wenn die Kranke ſteht, und ſich nach und nach verliert, ſo wie die Gebärmutter durch den Abfluß der Lochien leicht und klein wird. Hr. Hoin *) beobachtete eine Einklemmung, die nach plötzlicher Verſtopfung der monathlichen Reinigung entſtand.

Dies ſind die vornehmſten Fälle, in welchen ein Mutterbruch ſich einklemmen kann. Wenn ſich aber einmahl der Fall ereignete, daß dieſer eingeklemmte Bruch auf keine Art und Weiſe zurückgebracht werden könnte, ſo würde die Operation das einzige Mittel ſeyn. Liegt der Bruch tief unten in der Mutterſcheide, ſo möchte es ſo gar ſchwer nicht ſeyn, die Bedeckungen der Bruchgeſchwulſt durch einen Schnitt zu öffnen. Vielleicht könnte man hier das Speculum uteri mit wirklichem Nutzen gebrauchen. Aber den Bruchſackhals durch einen Schnitt zu erweitern, hält Hr. Richter für unmöglich. Am beſten ſucht man ihn wohl nach Le Blanc's Methode auszudehnen und zu erweitern. Wäre aber die Bruchgeſchwulſt ſo hoch oben in der Mutterſcheide, daß es unmöglich iſt, ſie auf die gewöhnliche Art zu öffnen, ſo rathet Hr. Hoin, den Unterleib nahe über den Schaambeinen durch einen Schnitt zu öffnen, und den Darm aus dem Bruche heraus zu ziehen. Zu dieſer mißlichen Operation, die überhaupt nur Statt finden

*) Le Blanc's chirurgiſche Operationen. B. II. Leipzig, 1783. p. 179.

kann, wenn der Bruch zwiſchen der Blaſe und Gebärmutter herabgeſunken iſt, möchte man ſich wohl nicht leicht entſchließen; indeſſen berechtigt dringende Lebensgefahr den Wundarzt zu aller, auch ungewöhnlichen und ungewiſſen Rettungsart. — Auch die Blaſe kann in einem Mutterſcheidenbruche liegen.

Von dem **Mutterdarmbruche** (Enterocele hyſterica). Wenn die Gebärmutter umgekehrt durch den Muttermund in die Mutterſcheide herabſinkt, bildet ſie jederzeit einen Sack, in welchen die Därme treten können. Man kann daher vielleicht jeden Vorfall der Gebärmutter und Umkehrung auch als einen Bruch betrachten. Der Bruchſack iſt in dieſem Falle die Gebärmutter. Die Zurückbringung der Gebärmutter auf die gewöhnliche Art wovon gleich mehr geſagt werden wird, und der Mutterkranz heben beyde Fehler zugleich. Es kann hier wirklich auch durch die Zuſammenſchnürung des Muttermundes um die vorgefallene mit Därmen angefüllte Gebärmutter eine Einklemmung verurſacht werden, die jedoch wohl immer leicht zu heben iſt, da ſich der Muttermund durch erweichende Einſprützungen, den Finger oder eine Sonde, erweichen, ausdehnen und erweitern läßt *).

Die Bärmutter ſo wohl, als die Mutterſcheide können ihre natürliche Lage überhaupt bisweilen verändern und vorfallen, und beyde Vorfälle unterſcheiden ſich durch folgende Zeichen. **Ein Vorfall der Mutterſcheide**, dem ſowohl Jungfern, als Schwangere, ja ſelbſt Gebärende unterworfen ſind, nähert ſich am gewöhnlichſten dem Grunde der Schambeingegend, wobey

*) S. Bernſtein's praktiſches Handbuch für Wundärzte. II. Th. Leipzig 1799. 8. S. 892 ff.

bey die Scheide ganz verdrehet und zugeſchloſſen ſeyn kann. Dies iſt beſonders dann der Fall, wenn eine Seitenwand der Scheide in Geſtalt eines röthlichen Klumpens vor der Schaam liegt. Man erkennt einen Vorfall dieſer Art durch eine, vermittelſt des Gefühls bemerkbare Geſchwulſt an der Seite der Scheide; oder wenn vor der Schaam ein weicher, mit vielen Falten und Runzeln, und vorn mit einer Oeffnung verſehener, geſchwollner Körper ſich dem Auge und dem forſchenden Finger darbietet. Es unterſcheidet ſich derſelbe von einem Vorfalle der Gebärmutter dadurch, daß ſich bey jenem der breitere Theil unterwärts, der ſchwächere aber oberwärts befindet, das Hineinbringen einer Sonde an der äußern Seite des vorgefallnen Theils unmöglich, und die vordere Oeffnung groß und rund iſt.

Die nächſte Urſache eines Mutterſcheidenvorfalls beſteht erſt in einer Erſchlaffung des ganzen Körpers, und einer örtlichen der Geburtstheile, die durch Bleichſucht, weißen Fluß, ſtarkes Erbrechen und Huſten, Erſchütterung des Körpers, ſchwere Geburten, und äußerlich erlittene Gewalt verurſacht worden iſt. Oefters iſt auch eine unſchickliche Behandlung der Hebamme an dieſem Uebel ſchuld.

Die Heilung iſt entweder lindernd, wenn man den erſchlafften und vorgefallnen Theil an ſeinen Ort bringt, und einen neuen Vorfall mittelſt ſchicklicher Bandagen oder andrer Mittel verhindert; oder ſie iſt gründlich, wenn, nachdem der vorgefallne Theil zurückgebracht worden, ſelbiger ohne weitere Mittel an ſeinem Orte bleibt. Iſt alſo eine Erſchlaffung oder ſelbſt ein Vorfall gegenwärtig, und keine Entzündung damit verbunden, ſo muß zuvor die Zurückbringung

geſchehen, indem man mit den Fingern, die man vorher mit fettigen Mitteln beſtrichen hat, die vorliegenden Runzeln und Falten, nicht aber auf einmahl, ſondern allmählig hinter einander hineinbringt. Um dieſes zu erleichtern, muß man zuvor ein erweichendes Klyſtir ſetzen, und den Urin, wenn er nicht von ſelbſt abgeht, mit dem Catheter abzapfen. Gemeiniglich erleichtern ſich die Kranken den Urinausfluß dadurch, daß ſie ſich auf die Kniee und Ellenbogen legen. Die Kranke muß dabey auf dem Rücken liegen, mit der Bruſt tief, und mit ausgeſpreiteten, erhabenen und rückwärts gegen den Hintern gebogenen Schenkeln; auch darf ſie während der Operation nicht reden, nicht den Athem an ſich halten, weder lachen noch huſten, ſondern muß ſich bloß leidend verhalten. Iſt der Vorfall zurückgebracht, ſo ſteckt man den Zeigefinger in die Scheide, um die etwa noch zurück gebliebenen Falten an die Wand der Scheide anzudrücken. Zur gründlichen Heilung hat man auch vorgeſchlagen, in den Vorfall, ehe er zurück gebracht wird, einige Einſchnitte zu machen (Loder's Journal für die Chirurgie. B. I. St. 3. S. 491).

Wenn der vorgefallene Theil entzündet oder geſchwollen iſt, oder gar ſchon Neigung zum Brande verräth, darf die Zurückbringung nicht eher vorgenommen werden, bevor nicht durch dienliche innere und äußere Mittel der Entzündung und dem Brande Einhalt gethan worden iſt. Iſt der ganze Vorfall vom Brande ſo zerſtört, daß alle Mittel nichts fruchten, ſo iſt das einzige Mittel, den verdorbenen Theil wegzuſchneiden oder abzubinden. Ja dieſe Methode iſt ſogar mit gutem Erfolge angewendet worden, wenn die Gebärmutter ſelbſt vorgefallen, abge-

ſtorben

ſtorben oder mit einem krebshaften Geſchwür verbunden war. Nach dem Rathe des Herrn Aſtruc ſoll man über dem ſkirrhöſen und brandigen Theile ein Band anbringen, jedoch ſich hüten, daß man den Harngang nicht mit in die Ligatur faßt, weshalb es beſſer ſey, Einſpritzungen zu machen, um ihn deſto leichter von den übrigen Theilen unterſcheiden zu können. Hierauf ſoll man die Gebärmutter unterhalb der Ligatur mit einem krummen Meſſer abſchneiden, die Wunde dann gehörig heilen und die vielleicht noch vorhangenden Theile zurück bringen. Eine glückliche Operation dieſer Art hat Hr. Suter *) verrichtet.

Um das Wiederherausfallen zu verhindern, muß die Kranke einige Wochen das Bette hüten, die Beine zuſammenhalten oder kreuzweiſe über einander ſchlagen, ſich ruhig verhalten, auf tägliche Leibesöffnung bedacht ſeyn, und, wenn die Monaths- oder Kindbett-Reinigung nicht fließt, ſtärkende, zuſammenziehende Bähungen und Einſpritzungen gebrauchen, oder mit den genannten Mitteln getränkte Schwämme in die Scheide bringen, nachher aber, wenn dieſes nicht hinreichend iſt, Compreſſen und die T-Binde anlegen, oder einen Mutterkranz in die Scheide bringen.

Ein **Vorfall der Gebärmutter** kann durch gleiche Urſachen, wie ein Vorfall der Scheide, ſowohl bey Verheyratheten, als auch ſelbſt bey ledigen und keuſchen Jungfern entſtehen. Die vorzüglichen Vorbereitungsurſachen ſind: eine allgemeine Schwäche des Körpers, und eine örtliche

*) Neue Sammlung der auserleſenſt. und neueſt. Abhandl. für Wundärzte. St. 3. Leipzig, 1783. S. 229.

der Geburtstheile und der Mutterbänder, nebſt einem weiten Becken, zu welchen als Gelegenheitsurſachen bey Frauenzimmern, die ſchon geboren haben, eine Entbindung im Stuhl, zerriſſenes Mittelfleiſch, häufige und ſchnell auf einander folgende Schwangerſchaften, beträchtliche Verſtopfungen und Verhärtungen im Unterleibe, allzu frühes Aufſtehen nach der Entbindung, und zu frühzeitiges Anſtrengen bey ſchweren Arbeiten, und große Laſten zu heben, gerechnet werden können.

Einen Vorfall der Gebärmutter erkennt man aus der vorhergegangenen Gelegenheitsurſache, und durch das Gefühl, welches den Gebärmuttermund entweder vor oder innerhalb der Mutterſcheide bemerkt, wobey die Geſchwulſt des vorgefallenen Körpers nach oberwärts zunimmt, und nach unterwärts ſchmahler wird. Sie unterſcheidet ſich hierdurch, und daß man eine Sonde ohne Hinderniß an den Seiten hinaufſchieben kann, von dem Vorfall der Mutterſcheide hat aber mit dieſem faſt gleiche Urſachen, und erfordert eine ähnliche Behandlungsart.

Die Gebärmutter kann ferner entweder nur zum Theil bis in die Mutterſcheide, oder ganz aus ihrer Lage ſinken, und bis vor die Schaam herausfallen. Im erſten Falle iſt das Uebel **unvollkommen** (Procidentia uteri incompleta), und wird meiſtentheils bey unverheyratheten Perſonen bemerkt; im letztern wird der Vorfall **vollkommen** (Proc. uteri completa) genannt, und am häufigſten bey Perſonen angetroffen, die ſchon ein oder mehrer Mahle geboren haben.

Wenn der Vorfall der Gebärmutter noch unvollkommen iſt, ſo kann man zuweilen denſelben heben, ohne daß ein Mutterkranz nöthig iſt.

Zuvör-

Zuvörderſt muß die Kranke eine ſchickliche Diät beobachten, und vorzüglich iſt dünne und trockne Koſt dienlich; ſie muß ſtets horizontal, mehr hart als weich liegen, und leicht bedeckt ſeyn; beym Stuhlgang muß ſie ebenfalls in dieſer Lage bleiben. Aeußerlich kann man ſtärkende zuſammenziehende Mittel, als Einſpritzungen, Räuchern, Bähungen oder auf andere Art anwenden. Zu den erſtern kann man Decocte aus Rad. ſerpentar. tormentill. Cort. querc. ſalic. Gall. turcic. Flor. roſar. rubr. u. ſ. w. mit rothem Weine wählen, und vor der Anwendung noch mit einer Alaun-Solution, oder Aq. vegetomin. Goul. oder verdünntem Eiſenöhl vermiſchen. Dieſe bringt man entweder mittelſt einer Mutterſpritze, oder mittelſt eines nach der Geſtalt der Mutterſcheide gebildeten Schwammes in den Grund derſelben. — Zum Räuchern bedient man ſich des Gumm. oliban. maſtich. oder eines gewöhnlichen Räucherpulvers, wovon man auf Kohlen wirft, und den Rauch mittelſt eines Trichters durch den Nachtſtuhl zur Scheide führen kann. — Zu den Bähungen dienen Decocte aus gewürzhaften Kräutern und Blumen, z. B. Herb. ſerpilli, thymi, roris marini u. ſ. w. in rothem Wein gekocht; jedoch darf man dieſe Mittel nicht allzu heiß aufſchlagen. Ueberhaupt iſt auch zu bemerken, daß man während des Fluſſes der Monaths- oder Kindbettreinigung keine äußerlichen Mittel anwenden darf. — Innerliche Mittel nutzen wenig, allenfalls dann in etwas, wenn der Vorfall ſich noch nicht gänzlich gezeigt hat; ſinkt aber die Mutter ſchon in die Scheide, oder befindet ſich auch außer den Geburtstheilen, ſo muß man ſogleich den Mutterkranz anwenden.

Der Vorfall der Gebärmutter iſt am leichteſten zurück zu bringen, wenn er noch neu iſt, und die hervorgetretenen Theile noch nicht ſehr angeſchwollen ſind. Indeſſen finden ſich auch hier zuweilen Hinderniſſe beym Zurückbringen ein, welche der Wundarzt heben muß. Entſteht z. B. der Vorfall bey Jungfern, ſo hindert die Enge der Mutterſcheide, wogegen man warme Dämpfe aus erweichenden Decocten, Einſalbungen mit Mandelöhl, Altheeſalbe, friſcher Butter u. dgl. anwenden kann. — Zuweilen wird das Zurückbringen durch angehäuften Harn und Koth ſehr erſchwert, zu welchem Ende man der Kranken zuvor ein erweichendes Klyſtier und den Catheter applicirt.

Im Fall die Gebärmutter durch den Harn, oder das Reiben der Kleider wund oder exulcerirt wäre, rathen einige vor der Zurückbringung die Geſchwüre erſt zu heilen; beſſer aber iſts wohl, die Urſache des Schwärens, nähmlich den Vorfall zu heben. Wenn aber die Gebärmutter entzündet, und tiefe Vereiterungen oder Geſchwüre in der Subſtanz derſelben ſich befinden, ſo muß man die Entzündung durch erweichende Umſchläge, antiphlogiſtiſches Verfahren und eine horizontale Lage zuvörderſt vermindern und die Geſchwüre reinigen und heilen, ehe man die Zurückbringung unternimmt.

Ein veralteter Vorfall, verbunden mit Steiſigkeit der nahgelegenen Theile und der Mutterbänder, macht die Zurückbringung wegen der Geſchwulſt ſowohl, als auch wegen der veränderten Lage der an die Stelle der Mutter getretenen Eingeweide weit ſchwerer, und oft ganz unmöglich. Wird ein alter Vorfall zurückgebracht, ſo ſind mit der Operation ſelbſt Kolikſchmerzen,

Lei-

Leibesverſtopfung, ſelbſt auch Ohnmachten und andre Zufälle verbinden, welche den Wundarzt nöthigen, die Gebärmutter unberührt zu laſſen. Wenn es daher auf keine Weiſe möglich iſt, die Geſchwulſt entweder durch erweichende oder durch zurückdrückende Mittel zu verringern, ſo bleibt nichts übrig, als daß man die vorgefallnen Theile, durch eine Tragbinde aus Wachstuch, wider die Luft, den Harn und den Koth ſchütze, um ſo viel als möglich Geſchwüre, Verhärtungen und Brand zu verhüten. — Iſt der Vorfall mit einem krebshaften Geſchwüre oder mit dem Brande verbunden, ſo muß man durch die bereits oben angeführte Unterbindung, als das beſte und ſicherſte Mittel, dem außerdem unvermeidlichen Tode zuvorkommen.

Wenn man einen Gebärmuttervorfall zurückbringen will, muß man, wenn es anders die Umſtände verſtatten, die Morgenzeit dazu wählen, die Kranke während der Operation quer über das Bette, oder in den Steinſchen Geburthsſtuhl legen, ſo, daß der Hintere höher iſt, die Schenkel gebogen und ausgeſtreckt ſind, der obere Theil des Körpers aber tiefer liegt. Die Kranke muß ſich ganz leidendlich verhalten. Hierauf ſchmiert der Wundarzt ſeine Finger und die vorgefallene Gebärmutter mit irgend einem Oel, oder mit friſcher Butter, nimmt dann den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, ſtreckt ſie aus, und bringt ſie in der Gegend des Muttermundes, alſo an dem untern Segmente an. Sodann ſchiebt man mit den Fingern allmählig und behutſam, in Abſätzen, wechſelsweiſe, der Achſe der Gebärmutter gemäß, erſt abwärts, dann ſeit- und aufwärts, ſo hoch als möglich, bis über den Beckengang hinauf. Mit der linken

ken Hand befeuchtet er indeſſen den Schliesmuskel der Schaam behutſam mit Oel, und dehnt ihn zugleich ein wenig aus. Wenn während des Zurückbringens oder nach demſelben verſchiedne Zufälle entſtehen, wovon bereits vorher geſagt worden, ſo laſſe man zur Ader, lege erweichende Umſchläge auf den Unterleib und gebe ein gelindes Purgirmittel aus Rhabarbar.

In ſo fern die Zurückbringung aber nur die gegenwärtigen Zufälle hebt, keinesweges aber einen künftigen Rückfall verhütet, ſo muß man, um dieſem zuvorzukommen, einen Mutterkranz von erforderlicher Geſtalt und Größe appliciren, um damit die geſchwächte Gebärmutter zu unterſtützen, und einen neuen Vorfall zu verhüten.

Außer den genannten Arten von Vorfällen kann auch noch derjenige gefährliche Zufall eintreten, welcher unter dem Nahmen der **Umkehrung der Gebärmutter** (Inverſio uteri, Fr. Inverſion de la Matrice) bekannt iſt. Dieſe Umkehrung oder Umſtürzung iſt in Vergleichung mit andern gefährlichen Zufällen der Niederkunft unſtreitig eins der ſeltenſten und meiſtentheils tödtlichen Uebel, deſſen gewöhnliche Veranlaſſung ein unvorſichtiges Ziehen an der Nabelſchnur der noch feſtſitzenden Nachgeburt gleich nach der Entbindung iſt. Es gibt indeſſen noch andre Veranlaſſungen dazu. Bey einer ſchnellen Entbindung kann nähmlich durch die letzten heftigen Wehen der Boden der Gebärmutter dergeſtalt herabgedruckt; bey der Umwickelung der Nabelſchnur, oder durch eine ungewöhnlich kurze Nabelſchnur kann im Augenblicke der Entbindung der Boden der Gebärmutter dergeſtalt herabgezogen werden, daß er gleichſam in der Höhle der Gebärmutter liegt, und dann ſich nach und nach vollends

vollends durch die Oeffnung der Gebärmutter in die Mutterſcheide herabſenken.

Unter der Umkehrung der Gebärmutter verſteht man denjenigen Zuſtand dieſes Eingeweides, da deſſen oberer und innerer Theil, der gemeiniglich den Sitz des Mutterkuchens abgiebt, dergeſtalt durch den Muttermund und die Mutterſcheide herabſteigt, daß er ſich in Geſtalt eines röthlichen, großen und blutigen Fleiſchklumpens, vor den Schaamtheilen darſtelt. Von dieſer Umkehrung kann man daher drei Hauptgattungen annehmen. Die erſte iſt die unvollkommene (Inverſio incompleta, oder Intuſſuſceptio), wenn nähmlich der Boden der Gebärmutter in der Höhle der Gebärmutter herabgeſunken, aber noch in derſelben befindlich iſt, und nahe hinter der Mundöffnung liegt. Vollkommen (Inverſio completa) iſt ſie, wenn der Boden der Gebärmutter durch den Muttermund in die Mutterſcheide herabgetreten iſt; und zwar totalis, wenn der Boden ſammt dem ganzen Körper der Gebärmutter; partialis, wenn der Boden nebſt einem Theile des Körpers der Gebärmutter herabgeſunken iſt.

Die Inverſio uteri incompleta entdeckt der Finger oder gar die Hand, die hinter der Mutteröffnung, in der Höhle der Gebärmutter gleich nach der Entbindung einen weichen runden Körper fühlt, der gemeiniglich von der Größe einer Fauſt, und beym Berühren ſchmerzhaft iſt. Man unterſcheidet ſie von einem Polypen dadurch, daß ſie beym Berühren ſchmerzhaft iſt, von einer offenbaren Veranlaſſung gleich nach der Geburt entſteht, und mit allerhand ſchmerzhaften Zufällen verbunden iſt, die von der widernatürlichen Lage der Gebärmutter herrühret.

Die

Die Inverſio completa totalis iſt durch eine Geſchwulſt zu erkennen, die wie ein Beutel ohne Oeffnung aus den Zeugungstheilen herabhängt, von birnförmiger Geſtalt, und mit einem ſtarken Mutterblutfluß verbunden iſt. Der Finger in der Mutterſcheide findet keinen Muttermund, und die Geſchwulſt ſcheint gleichſam aus dem oberſten Theile der Mutterſcheide zu entſpringen. Zuweilen fühlt man, wenn man die Hand über den Schaambeinen auf den Bauch legt, die runde umgränzte Geſchwulſt nicht, die ſonſt die Gebärmutter bald nach der Geburt daſelbſt bildet. — Die Inverſio completa partialis entdeckt der Finger in der Mutterſcheide, der oben den Muttermund, und einen aus demſelben hervorhangenden weichen blutigen Körper fühlt.

Von den dieſes Uebel hervorbringenden Urſachen, der Unthätigkeit der Gebärmutter nach der Geburt, einer widernatürlichen Erſchlaffung und Erweiterung der Gebärmutter durch Polypen, die ſich in ihrem Grunde befinden, und der Verhärtung des obern Theils der Gebärmutter, ſteht wohl ohnſtreitig, als vorbereitende Urſache, ein zu weites Becken oben an, das aber dennoch nie allein eine Umkehrung würde verurſachen können, wenn eine unvorſichtige Löſung der Nachgeburt nicht die Gelegenheitsurſache abgäbe, und hierdurch allein wird dieſer gefährliche Zufall hervorgebracht.

In Abſicht auf die Kur erfordert die Umkehrung eine ſchleunige Zurückbringung; denn je länger ſie verſchoben wird, deſto ſtärker zieht ſich der Muttermund, und die Gebärmutter ſelbſt zuſammen, und deſto ſchwerer iſt die Zurückbringung. Man legt hier ebenfalls die Frau mit der

der Bruſt tief und mit dem Hintern hoch; die Beine werden gebogen und weit aus einander geſperrt, und die Ferſen ſo viel möglich, an die Hinterbacken gebracht. Den vorgefallnen Theil beſtreicht man zuvörderſt mit ſüßem Mandelöl, oder auch mit friſchem Fett, legt die Finger wie einen Kegel zuſammen, ſetzt ſie auf die Mitte des vorgefallnen Muttergrundes, und bringt ihn dann langſam und ohne große Schmerzen zu verurſachen, zurück. Bey einer neuen Umkehrung gelingt dieſes beſonders leicht, wenn man nur nicht zu eilig und zu hart verfährt, und alles durch Gewalt mit einmahl zurückſtoßen will, daher man die vollkommne Umkehrung zuerſt in die unvollkommne verwandelt, welche ſodann leicht auf die angezeigte Art gehoben wird. Um einen Rückfall zu verhüten, muß man die Hand ſo lange in der Gebärmutter laſſen, bis ſie ſich feſt um dieſelbe zuſammen gezogen hat.

Nach der Einbringung muß ſogleich eine ſtarke Aderlaß, ungeachtet des kleinen, unterbrochenen und kaum fühlbaren Pulſes, angeſtellt werden; weil eine ſchnelle Ausleerung des Blutes dem Drange deſſelben nach dieſem Eingeweide und der daher zu befürchteten Entzündung und Brand allein ſteuern kann. Außer dieſem giebt man, nach dem Rathe des Hrn. Weiſenborn *), alle 8. Minuten 25 bis 30 Tropfen von der Tinct. thebaica, und eben ſo viel Liq. anod. min. Hoffm. mit Waſſer vermiſcht, und läßt mit dieſem Mittel ſo lange fortfahren, bis die ganze Oberfläche des Körpers in eine ſanfte Ausdünſtung geräth. Alsdann wird die Gabe

*) Von der Umkehrung der Gebärmutter durch zwey merkwürdige Fälle erläutert. Erfurth, 1788. 4. pag. 9.

Gabe des Mohnſafts verringert, und die Zeiträume verlängert. Dabey müſſen kühlende Getränke genommen, der Kranken ein ruhiges Verhalten, einige Wochen hindurch, im Bette angerathen, tägliche Leibesöffnung verſchafft, eine antiphlogiſtiſche Diät empfohlen, und insbeſondere der Kindbettblutfluß in Obacht genommen werden. Bey der Befolgung dieſer Vorſchriften iſt man vielleicht ſo glücklich, eine ſolche unglückliche Wöchnerinn von ihrem Uebel zu befreien, und ſie vollkommen wieder herzuſtellen.

Sollte die Kranke bey dem übrigen Wohlbefinden des Körpers zu früh das Bette verlaſſen, und anſtrengende Arbeiten unternommen haben: ſo könnte leicht ein Vorfall der Gebärmutter, der des weiten Beckens wegen um ſo mehr zu fürchten iſt, entſtehen. Man verrichtet alsdann die Einrichtung, und behandelt die Perſon nach den oben gegebenen Regeln und Vorſchriften.

Würde bey einer Umkehrung der Gebärmutter der Wundarzt zu ſpät, nähmlich einige Tage nachher hinzugerufen, ſo iſt die Zurückbringung ſchwerer, und kann nicht gleich ohne andere Vorbereitungen und Hülfsmittel unternommen werden. In dieſen Fällen muß man allemahl eine große Aderlaß vornehmen, wenn anders nicht ſchon zu viel Blut, während und nach der Geburt abgegangen iſt, wiewohl in dieſen Umſtänden die Zuſammenſchnürung des Muttermundes geringer iſt, und mithin die Zurückbringung ohne ein Aderlaß geſchehen kann. Nach der Aderlaß muß ferner der Muttermund durch erweichende Salben und Einſchmierungen mit Mandel- oder Baumöhl mit Mohnſaft erſchlafft werden. Zu dem Ende zieht man die Beine

wohl aus einander, und erhöht ſie ſammt dem Unterleibe, um bequem zum Muttermunde kommen, dieſen einſalben, und dann nachher die Zurückbringung der Gebärmutter bewirken zu können. Wenn nun dieſe gehörig beſorget worden, ſo wird zur Verhütung eines neuen Vorfalls eine lange ununterbrochene Ruhe und gehörige Lage des Körpers und die Anwendung eines Mutterkranzes erfordert. Uebrigens iſt es nöthig, daß ſich die Frau noch lange nachher aller ſtarken Bewegungen und Arbeiten enthalte; auch muß man die allgemeine Schwäche des Körpers und die daher entſpringende Erſchlaffung der Mutterbänder, theils durch eine gehörig nahrhafte Diät, theils durch zuſammenziehende und ſtärkende Arzneyen, und endlich durch kalte Bäder zu heben ſuchen.

S. Bernſtein's practiſches Handbuch für Wundärzte. III Th. Leipzig 1800 S. 457 ff.

Mutter-Chamille, ein Nahme der Matricaria Parthenium Linn., Pyrethrum Parthenium Willdenow. S. unter Mutterkraut.

Mutterdarmbruch, ſ. im Art. Mutterbruch, oben, S. 260.

Mutterdrüſen. Dieſes ſind Drüſen, die in der äußern die Frucht umgebenden Haut zerſtreut liegen, und die den zur Nahrung der Leibesfrucht nothwendigen Saft abſondern. Seit vielen Jahren her hat man dieſe nothwendigen, natürlichen Körper als ſchädliche, widernatürliche Gewächſe der Bärmutter angeſehen, und ihnen unſchickliche Benennungen, als: Eberkälber, Eberſchwein, Igelskälber, u. dgl. m. gegeben — wie bereits ſchon unter dem Artikel Eberſchwein, Th. 10, S. 33 gedacht iſt, — und ſie mit Gewalt herausgeriſſen, um die Thiere von ſolchen Ge-

Gewächſen zu befreyen. In den neuern Zeiten hat man nun beſtimmtere Unterſuchungen darüber angeſtellt, die die Landleute hinreichend überzeugen müſſen, daß die unſchicklich genannten Aberkälber, Eberkälber, Eberſchweine, Aden, böſe Kälber, Igelkälber, Fleiſchgewächſe des Trageſacks, u. ſ. w. keine widernatürlichen Gewächſe, ſondern zur Ernährung und Entwickelung des in der Bärmutter liegenden jungen Thieres nothwendige Körper ſind, wodurch der von der Mutter zum jungen Thiere gehende ernährende Stoff feiner ausgearbeitet und geſchickter gemacht wird, dem Thiere mehrern Wachsthum ertheilen zu können, und daß dieſe Mutterdrüſen oder Kotyledonen nur dann nachtheilig und als ſchädliche Körper betrachtet werden müſſen, wenn ſie ausarten, ſich entzünden, verhärten und eitern. Es ſind alſo nach des Hrn. Profeſſor Schreger's Bemerkung — jederzeit Theile, die zum Baue des Trageſacks gehören, die ihm alſo bleiben müſſen, und bey der natürlichen Geburt auch bleiben, indem ſie ſich nach dem Abgange der Nachgeburt der in ſich enthaltenen Säfte entledigen, ſich zuſammen und wieder näher an die Maſſe des Trageſackes anziehen, in dieſem Zuſtande, ſo lange das Thier nicht trächtig iſt, verbleiben, bey einem folgenden Trächtigſeyn ſich aber wieder von neuem entfalten, und zum Verbindungsmittel zwiſchen Mutter und Frucht werden. Nur die, die untere und Seitenfläche dieſer Mutterdrüſen umfaſſenden Mutterkuchen gehören zur Nachgeburt, und nur dieſer Theil iſt es, welcher nach dem Kalben als ein fremder Körper von der Natur ausgeſtoßen wird. —

Aus dieſer hier gegebenen Beſchreibung folgt, daß man nach der Geburt die verarteten, verdorbenen

dorbenen Mutterdrüſen, ſo weit es ohne Nachtheil und große Gewalt geſchehen kann, entfernen und diejenigen, welche mit der Nachgeburt zurückbleiben, mit dieſer wegzuſchaffen trachten muß; wie das weitere bey der Nachgeburt gezeigt werden wird.

Weil man ſich nun von den während der Tragezeit gegenwärtigen, widernatürlich ausgearteten Mutterdrüſen nicht durch untrügliche Kennzeichen überzeugen kann, und weil alle, vor dem Kalben der Kuh angewendete treibende Mittel, die Körper zu entfernen, der Mutter ſowohl als der Frucht äußerſt nachtheilig ſind: ſo kann man auch nie die dazu vorgeſchlagenen Hülfsmittel anempfehlen, ſondern, wenn ſich auch widernatürliche Erſcheinungen, als: häufiges Rindern während der Tragezeit, die mehr als gewöhnliche Größe des Bauchs, das langſamere Anlaufen der Euter, u. ſ. w. zeigen ſollten, man allemahl die Geburt des Thieres abwarten, und nach der abgehenden Nachgeburt ſeine Maßregeln dann erſt nehmen muß.

S. Praktiſches Handbuch für Thierärzte und Oekonomen, von J. T. G. Frenzel. II. Th. Leipz. 1795. 8. S. 780.

Anzeigen der Leipziger ökon. Societät, Oſtermeſſe d. J. 1792. S. 51—54. 1793. S. 84 fl. Michaelismeſſe d. J. 1793. S. 86.

Riem's neue Sammlungen vermiſchter ökonom. Schriften, 2 Th. Dresden, 1792. 8. S. 51. u. 5 Th. 1794. S. 84.

v. Willburg's Anleitung für das Landvolk ꝛc. Von den Krankheiten des Rindviehes. 3te Aufl. Nürnberg. 1787. 8. S. 260.

Muttereiſen, ein Eiſen, mit welchem die Schraubengänge einer Schraubenmutter ausgedehnt werden.

Mutterelixier, in den Apotheken und im gemeinen Leben, eine Arzney wider die Mutterbeſchwerden in Geſtalt eines Elixiers.

Mutteren, der Nahme einer bekannten Alpenpflanze, Phellandrium Mutellina Linn, welche bey Willdenow Alpen-Waſſerfenchel heißt.

Mutterentzündung, ſ. Gebärmutter-Entzündung, Th. 16, S. 520 fl.

Muttererde, die gewöhnliche natürliche Gartenerde, weil ſie gleichſam die Mutter aller Gewächſe iſt, zum Unterſchiede von künſtlichen Erdarten.

Muttererſtickung, darunter verſteht man die heftigen Bruſtbeklemmungen, welchen hyſteriſch kranke Perſonen häufig unterworfen zu ſeyn pflegen. S. im Art. Hypochondrie, Th. 27, S. 569.

Muttereſſenz, eine Arzeney wider die Mutterbeſchwerden in Geſtalt einer Eſſenz.

Mutterfieber, ein mit der Mütterbeſchwerde oder Hyſterik bisweilen verbundenes Fieber. Bey andern iſt eine Art eines hitzigen Fiebers, welches zuweilen aus einer allzu heftigen Begierde nach dem Beyſchlafe bey dem andern Geſchlechte entſtehen ſoll. (Man vergleiche die bey **Mutterwuth** nachgewieſene Stelle.)

Mutterflecken, ſ. **Muttermahl**.

Mutterfluß, der Ausfluß eines weißen oder gefärbten Schleimes aus den äußeren Geburtstheilen des andern Geſchlechtes; **der weiße Fluß**. S. in **W**.

Mutterfüllen, ein Füllen weibliches Geſchlechts, zum Unterſchiede von einem Hengſtfüllen, im gemeinen Leben ein Stutenfüllen, Niederſächſ. **Moorvale**.

Muttergarten, ein Garten, oder eine große Anlage, wo man die beſten und brauchbarſten Obſtſorten in ihrer Aechtheit erhält, und in ſolcher

Menge

Menge vermehrt, daß man von da aus eine ganze Provinz oder ein ganzes Land mit jungen Stämmen zur Vermehrung und Verbeſſerung des Obſtbaues verſorgen kann. Ein ſolcher Garten, nach dem ganzen Umfange dieſer Abſicht, exiſtirt zwar noch nirgends, wiewohl es in verſchiedenen Ländern nicht an Pflanzſchulen für die Obſtbaumzucht fehlt. Die Idee iſt indeſſen ſo ſchön, und wenn ſie zur Wirklichkeit gebracht würde, in ihren Folgen ſo wohlthätig, daß ich mich nicht enthalten kann, hier nachfolgenden Vorſchlag des berühmten Pfarrers Sickler zu Klein-Fahnern in Thüringen, zu Anlegung eines Muttergartens, um eine ganze Provinz ſtets mit guten und reinen Obſtſorten zu verſorgen ꝛc. mitzutheilen. Er ſagt: *)

Bey der großen Neigung der Deutſchen in unſern Zeiten alles das aufzufaſſen, was Ackerkultur, Gewerb und Kunſtfleiß betrift, habe ich mich ſchon lange nicht wenig gewundert, warum zur Verbeſſerung der Obſtkultur noch kein gründlicher Anfang iſt gemacht worden. Ich ſage zur Verbeſſerung; denn daß man allgemach anfängt, Obſtpflanzungen vorzunehmen und an mehreren Orten Bäume zu erziehen, als vorher geſchehen iſt, dies iſt deutlich wahrzunehmen, aber es gehört nur zur Vergrößerung der Obſtkultur, aber nicht zur Verbeſſerung derſelben. Man pflanzt; und was pflanzt man? Sorten, die man ſo eben hat und ſo eben haben kann; man fragt noch nicht viel darnach, ob es andere oder beſſere ſind, als die gewöhnlichen; oder ob es noch andere und beſſere giebt, als die, welche bereits in dem Dorfe von den Vorfahren gepflanzt worden; gar Viele mögen oft keinen andern Apfel oder Birn, wenn ſie auch beſſer wären, genieſſen, weil die ſchon vorhandenen Sorten von ihren Großältern gegeſſen, und für gut befunden worden, ihnen auch ſelbſt in ihrer Jugend ſo gut geſchmeckt haben,

*) S. Teutſch. Obſtgärtner. 1797. X. St. Weimar im Induſtrie-Compt. 8. S. 246—256.

haben, und ſolchem nach bleibt es bey dem Alten, und zur Verbeſſerung geſchiehet dermahlen unter dem gemeinen Manne noch wenig, und doch muß dieſer Weg auch noch betreten werden, wenn die Obſt- und Baumpflege wahren Vortheil gewähren ſoll.

In den Gärten der Vornehmen hat man ſchon längſt Sorge getragen, gute Obſtſorten einzuführen, aber hier hat man größtentheils nur für die Tafel, das heißt, für den friſchen Genuß, für etwas weniges Marmelade, Kompoten geſorgt, andere Sorten kennt man noch nicht, zum wenigſten mag man ſie nicht, und es giebt doch ſo viele Sorten, die zu einem weiteren Nutzen als zum Verſpeiſen auf der Tafel gebraucht werden, und den Erwerbszweig an dieſem Ort der Landwirthſchaft verſtärken könnten. In England und in der Normandie in Frankreich verſteht man das Ding beſſer. Hier haben ſie eine ordentliche Eintheilung unter den Aepfeln. Außer denen, die zum friſchen Genuſſe und in der Küche gut ſind, haben ſie ihre eigene ſogenannte Cyder-Aepfel, auf die ſie ſorgfältig halten, und ſie fleißig anbauen. Die lange Erfahrung hat ſie gelehrt, welche Sorten ſich am beſten darzu ſchicken, und von dieſen gehen ſie nicht ab, ſondern ſuchen ſie beſtändig in ihrer Reinigkeit zu erhalten. Daß auch wir Deutſche ſolche Sorten haben, wer wollte daran zweifeln, da man am Rhein und in Franken mehrere Sorten ſchon darzu beſtimmt hat?

Zur Verbeſſerung der Obſtkultur müßte man wirklich eine ſolidere Eintheilung machen, und wenn es mir erlaubt wäre, die Eintheilung darzu zu machen, ſo würde ich die ganze Obſtmaſſe eintheilen, in Sorten, die für die Tafel, das heißt, zum friſch wohlſchmeckenden Genuſſe, wie ſie die Natur ſelbſt zubereitet hat, gehören; in Obſtſorten, die ihre Zubereitung, wenn ſie genoſſen werden ſollen, erſt in der Küche bekämen, und endlich in Sorten, deren Säfte der Keller erſt gut machen müßte, wenn ſie zu einem Nahrungsmittel für die Menſcheu beſtimmt ſind. Zu dieſen rechne ich Obſteſſig, Obſtwein, Cyder ꝛc. Unter den Sorten für die Küche würde ich eine Eintheilung machen, in ſolche, die ſich gut zum Kompoten, gut zum Welken, gut zum Muſe oder Syrup ſchickten. Auch dieſe Kenntniß gehört zur

Ver-

Verbeſſerung der Obſtkultur. Denn was hilft mir die eine oder die andere Sorte, wenn ich nicht weiß, wie ſie am beſten zu benutzen iſt? Wenn es einem Orte einfiel, Beurre blanc als eine vortreffliche Birne überall anzupflanzen, der würde ſich in Anſehung des zu hoffenden Nutzens ſehr betrügen: und wenn man nun auch in Erwägung gezogen hätte, daß ſie bald teig werde, und ſich dadurch helfen wollte, daß man ſie doch alsdann welken, und ſie als gedörrtes Obſt verkaufen könnte, würde man ſich doch auch noch betrügen. Sie iſt gerade die ſchlechteſte Birn zum Welken. Sie hat erſtlich zu viel wäſſrige Theile, die verdünſten müſſen, man braucht daher viel Holz darzu, und wenn man denn ſie auch mit Mühe dahin gebracht hat, (denn der aufgeſtiegene Dunſt ſetzt ſich zum Theil immer wieder als Schimmel an, wenn der Welke nicht genug Hitze gegeben wird), ſo erhält man von einem Korbe nur ſo viel, daß man es in ein Paar Taſchen forttragen kann, und dies würde mehr Schaden als Nutzen ſeyn. Die ſäftigſten Sorten ſind zum Welken die ſchlechteſten. Dies zum Beyſpiel: daß man zu beſſerer Benutzung auch die Sorten kennen müſſe.

Aber zur Verbeſſerung der Obſtkultur gehört auch dies, daß man die einmahl für jedes Fach der Benutzung beſtimmten Obſtſorten in ihrer Reinigkeit zu erhalten ſuchen und wiſſen müßte, wo man jede Sorte, nach den verſchiedenen Abſichten, die man hat, oder welche das Terrain, oder Boden forderte, bekommen könnte. Der eine kann, weil er ſeinen Boden nach ſeiner Lage, in welcher er ſich befindet, dadurch beſſer zu benutzen glaubt, lieber mit Sorten beſetzen wollen, zum wenigſten den größten Theil nach, die ſich zum Cyder und Eſſig ſchicken; ein anderer mit Sorten, die gut zum Welken ſind, weil er Ausſichten hat, einen guten Handel ins Ausland damit zu treiben; ein anderer mit Tafelobſt, weil er in der Nähe einer großen Stadt wohnt. Dieſes ſind lauter Umſtände, und es giebt deren noch mehrere, die ich nicht anführen kann, auf welche ein vorſichtiger Pflanzer Rückſicht zu nehmen wohl Urſach hat.

Woher nun aber dieſe Sorten zu nehmen? Das lange Suchen iſt ſchon beſchwerlich. Man kann viele und große Baumſchulen durchlaufen, und findet

doch nicht die Sorten, die man zu haben wünſcht, und überhaupt ſo ſind Baumgärten und Baumſchulen, jetzigem Zeitlaufe nach, noch nicht ſo eingerichtet, daß man nach obiger Eintheilung, die beliebten Sorten weder in Pfropfreiſern, noch in Stämmen, in ihrer Reinigkeit daſelbſt ſuchen und erlangen kann.

Hier hat ſich ſchon lange ein Wunsch in meinem Herzen genährt, den ich nicht länger unterdrücken mag, ſondern ihn laut ſagen muß; vielleicht kömmt er einem von denjenigen menſchenfreudlichen Fürſten zu Ohren oder zu Geſichte, dem es wahrhaft daran liegt, das Glück der Unterthanen zu befördern, und welches auch gewiß, wie Jedermann einzuſehen anfängt, auch darin befördert werden wird, wenn Obſtkultur und Ackerbau noch mehr eingeführt und befördert worden ſeyn wird.

Ich fordere zur Erhörung meines Wunſches und zur Ausführung des mit ihm verbundenen Plans einen Fürſten oder Großen der Erde, weil die Kräfte eines Privatmannes hierzu zu geringe ſind, indem er einen großen Strich Landes und einige Jahre Aufwand erfordert; welches beydes nicht ſo leicht zuſammen vorhanden, und bey einem geringen Landmann zu finden iſt. Da aber eine ganze Provinz oder ein ganzes Land an den Vortheilen Antheil nehmen würde, ſo dürfte es wohl zu verantworten ſeyn, daß, wenn die Caſſe des Fürſten nicht mächtig genug wäre, auf öffentliche Koſten des Landes eine Anſtalt unterſtützen würde, die ſo gut und vortheilhaft für das Land werden ſollte; das Capital, das darauf verwendet werden müßte, würde nicht verlohren ſeyn, ſondern reichliche Intereſſen tragen.

Mein Plan, der zur Verbeſſerung der Obſtkultur in dieſem Stück auszuführen vorgeſchlagen wird, iſt dieſer:

Ich wünſchte, einer unſerer guten Fürſten entſchlöſſe ſich, drey bis vierhundert Acker Landes, je mehr je beſſer, der Obſt- und Baumpflege zu widmen. Es wäre eben nicht nöthig, einen Boden zu nehmen, den man zum Ackerbau beſſer benutzen könnte, denn die Baumpflege verträgt auch ſchlechtern Boden, als der Fruchtbau, wenn nur ſonſt die Lage vortheilhaft wäre.

Einen Theil davon würde ich zur Baumſchule nehmen, den ungleich größern zu einer Pflanzung

großer

großer Bäume. In der Baumſchule würde ich nach einem andern großen Plane; der auch im T. O. G. vorkommen wird, okuliren, kopuliren, pfropfen, und damit verſchiedene Erfahrungen machen und machen laſſen. Einen Theil aber davon frey behalten, um nach Abgange des Platzes der Baumſchule auf einem andern fortrücken zu können. In eben dieſer Abtheilung würde ſich auch die Kernſchule befinden, aus welchen die wilden Reiſer zum Verſetzen und zum Veredeln in der Edelſchule gezogen werden könnten.

In der großen Pflanzung würden alle Sorten Obſt ſo rein als möglich geſetzt werden. Jede nach ihrer wahren Art. Abarten und Spielarten würden wenig oder nicht geduldet werden, und alle dieſe Bäume würden nach jenem Plan geſetzt werden, der im T. O. G. im IV Band Taf. 3 abgebildet worden und beſchrieben iſt, um die Sorten rein zu erhalten, und nach Abgang der alten Bäume eine neue Pflanzung ſich erheben zu laſſen. Aus dieſen Muttergärten würde das Land mit Pfropf, Kopulier- und Okulierreiſern verſorgt werden können, ſo wie aus der Edelſchule diejenigen, die nicht ſelbſt Baumſchulen halten konnten, mit Stämmen jeder Art um einen leidlichen Preis.

Die Ordnung würde freylich erfordern, daß ein genauer Catalog über alles geführt werden müßte, und daß man die Sorten vom Mutterſtamme in der Edelſchule und aus der Edelſchule auf die Kernſchule, und ſolchemnach umgekehrt auf alle drey nachweiſen könnte, ſo daß man im Stande ſeyn müßte, ſagen zu können: dieſer Baum iſt aus den Kernen der Frucht dieſes Apfelbaums gezogen, mit einem Reiſe von jenem Baume veredelt worden, hat in der Edelſchule die und die Nummer, und ſteht nun an der und der Stelle in dem Pflanzgarten, und iſt jetzt Mutter von der beſtimmten Sorte.

Alles dieſes würde freylich ein gewiſſes Perſonale nöthig machen, desgleichen auch eine Wohnung n dieſem Garten ſelbſt, um immer an Ort und Stelle zu ſeyn. Ich rechnete dahin erſtlich einen Gartenprofeſſor, wie ihn der Hr. Amts-Hauptmann v. Reibnitz wünſcht, der ſeinen dort gethanen Vorſchlag in ſeinem ganzen Umfange würde ausführen können. Einen gelernten Gärtner, der ſich einzig und

und allein mit Baumpflege abgeben müßte, und zwey Gartenburſche, die nur zu dieſem Zwecke gehalten werden müßten, und unter der Aufſicht ihres Gärtners die Geſchäfte und Vorſchläge des Gartenprofeſſors verrichten und ausführen müßten, auch nebſt andern der Baum- und Obſtpflege Ergebenen, Collegia über die Natur und Kenntniß der Bäume hören könnten. Die Stelle der Gartenburſche könnten nach und nach Lehrlinge vertreten, bey welchen man den Lohn würde erſparen können. Auch würden einige Tagelöhner mit in Anſchlag gebracht werden müſſen. Es könnte ſeyn, daß dies alles jährlich 12 bis 13 hundert Thaler Aufwand koſtete; allein würde man nicht auch wieder die Einkünfte aus dem Garten ſelbſt an Verkauf der Stämme, an Ertrag des Obſtes, an Benutzung des Landes zwiſchen den Obſtbäumen in den großen Plantagen in Rechnung zu bringen haben? und wenn nun auch der Vortheil für die fürſtliche Kammer nicht überwiegend wäre, welch ein Nutzen würde es nicht für das ganze Land ſeyn: und was würde nicht die Pomologie als Wiſſenſchaft gewinnen?

Sonſt pflegt die Neuheit einer Sache zu reizen. Ein ſolcher Garten wäre in ſeiner Art die größte Neuheit, eine Neuheit, die nie alt werden würde. Denn er würde unaufhörlich erneuet und wieder hergeſtellt werden, und ein Fürſt, der ſeinen Unterthanen als ein ſorgender Vater gern lange im Andenken bleiben möchte, würde ſich durch einen ſolchen Garten das bleibendſte Denkmahl ſetzen. Gepflanzte Bäume ſind redende Beweiſe, daß der Pflanzer ein Wohlthäter, nicht allein für ſein gegenwärtiges, ſondern auch für das künftige Menſchengeſchlecht geweſen iſt. Man hat Birnbäume, die weit über die Enkel derer, die ſie gepflanzt haben, hinausſehen. Wenn die Zeit die Buchſtaben der ſteinernen Denkmahle weggewiſcht hat, ſo lacht noch die Krone des Baums in der heitern Region des Himmels, und die grünen Blätter liſpeln noch das ſtille Lob ſeines ſchon lange vermoderten Pflanzers.

Man hat botaniſche Gärten angelegt, deren Wartung und Pflege viel Geld koſten, und wenn ſie auch einigermaßen der Wiſſenſchaft in der Naturgeſchichte und nachher der Arzneykunde nützen, werden dieſe den Vortheil eines Muttergartens zur

Ver-

Verbeſſerung der Obſtkultur ſo vieler tauſend Landes-Inwohner überwiegen?

Man hat Thiergärten, die auch mehrere 100 Acker einnehmen. Wie viel koſten nicht dieſe Thiere; ihre Wärter und die Unterhaltung beyder? Welchen Nutzen hat das Land davon? Etwa den, daß hier und da einmahl ein Menſch ſie anſtaunt, der ſich nichts mehr dabey denkt, als wenn er ein dergleichen Thier auch abgemahlt ſieht; oder daß einer den Reichthum des Fürſten bewundere, der ſo viel Geld auf eine ſolche außerordentliche Sache wenden kann? —

Wie viele Morgen nehmen die jetzt Mode werdenden engliſchen Gärten ein? wie viele der beſten Aecker, die noch Korn tragen könnten, werden darzu gebraucht, und müſſen ein fremdes Geſträuch tragen, das nur, ſo lange es grün iſt und blühet, einiges Vergnügen erweckt, im übrigen aber nicht einmahl wie andres Holz benutzt werden kann; und was koſten nicht ihre Anlagen, die Ruinen, Tempel, Einſiedeleyen und tauſend andere nur die Einbildungskraft täuſchenden Dinge? Wie viele Summen koſten nicht ihre Unterhaltungen, Reinlichkeit und Ausbeſſerung, und das alles fürs Auge. Kein reeller Nutzen, kein Erſatz für den Beſitzer, keiner für das Land; blos Vergnügen für den Spatziergänger; und wie nimmt dieſe Liebhaberey nicht noch zu? Wie viel raubt ſie nicht dem beſſern Obſtbaue Land? Die Suchk, engliſche Gärten anzulegen, iſt in einigen Gegenden ſo groß, daß man die tragbarſten Bäume aus den Gärten ausrottet, und an deren Statt fremde Hölzer ſetzet, um zum wenigſten nur ein Eckchen Engliſchen Garten zu haben. Sollte Horaz noch leben, er würde noch jetzt ſingen: Jam pauca aratro jugera regiae moles relinquent etc. Od. 15 L. II. O ihr Fürſten Deutſchlands, die ihr ſo groß durch Thier- und Engliſche Gärten worden ſeyd, werdet noch größer durch Anlegung der Muttergärten, zu Vermehrung und Verbeſſerung der Obſtkultur in euren Ländern. Schon dadurch würden Engliſche Gärten etwas nützlicher werden, wenn man ſich auch entſchließen könnte, mehr Obſtbäume unter die wilden Geſträuche zu pflanzen. Mir iſt der vortrefliche Engliſche Garten in Weimar auch deswegen mit intereſſant, weil noch hie und da alte

Obſt-

Obſtbäume, die vermuthlich bey ſeiner Anlage haben ſtehen bleiben können, hervorgucken, und ihm dadurch das Anſehen der Neuheit benehmen, und das der Antiquität geben, welches ſehr mit den künſtlichen Ruinen, die man da antrift, harmonirt. Aber auch in neuen Engliſchen Gärten, (wenn man dergleichen doch anlegen wollte,) würden die Obſtbäume eine anſehnliche Rolle ſpielen können, man möchte ſie niedrig oder hochſtämmig ziehen. Wie prächtig iſt nicht die Blüte des Baums, wie ſehr würde nicht die Blüte der Birn-, der Aepfel-, der Pfirſich- und Aprikoſen-Bäume, wenn ihr Schmelz durch andere wilde Geſträuche durchſpielte, einen ſolchen Garten ſchon im Frühjahr ſchmücken, wenn man dergleichen Bäume hie und da zerſtreut, auch in Parthien hinſetzte! Der niedere als Buſch gezogene Franzbaum würde keuſch und beſcheiden ſeine Pracht dem Blick des Spatziergängers durch andere Gebüſche durchſchimmern laſſen; und der hochſtämmige würde ſiegend mit ſeiner Schönheit das Auge deſſelben entzücken. Und nun, welche Pracht im Sommer und Herbſte, wenn er durch die Zwiſchenräume des ſinkenden Laubes anderer Geſträuche ſeine goldenen Früchte durchgucken, oder aus der Höhe herabſehen laſſen könnte. Wäre es nicht der Mühe werth, daß dieſe Zierde noch zu den Zierden der engliſchen Gärten hinzu käme, und Nutzen und Vergnügen verbunden würden? O hört ihr Fürſten und Großen der Erde, hört den Wunſch eines Patrioten, an welchen, wie ich gewiß weiß, ſich Mehrere anſchließen. Ich wage es, ihn Euch demüthig zu Füßen zu legen.

Muttergerſte, ſ. Mutterkorn.

Muttergewächs, ſ. Monkalb, Th. 93, S. 458. und Mutterpolyp.

Muttergicht, bey einigen Aerzten ein Nahme derjenigen Mutterbeſchwerung, welche aus einer gichtiſchen Materie beſteht.

Muttergrimmen, im gemeinen Leben ein Nahme der Kolik bey dem andern Geſchlechte, weil ſie aus Unwiſſenheit der Bärmutter zugeſchrieben wird; die Mutterkolik, ſ. Mutterbeſchwerde.

Mutter-

Mutterhalter, ſ. Mutterkranz.

Mutterhammer, ein Hammer, der eine ziemlich ſtumpfe Spitze hat, und womit der Huf- und Waffenſchmid die Löcher zu den Schraubenmuttern vorſchlägt, indem er das vierkantige Stück Eiſen, woraus eine Schraubenmutter entſtehen ſoll, mit der ſtumpfen Spitze des Mutterhammers durchſchlägt, und hernach die Schraubengänge mit einer ſtählernen Schraube drehet.

Mutterhäring, ein Nahme des Goldfiſches. S. Th. 19, S. 511.

Mutterharz, ſ. Galbanum, Th. 15, S. 657.

Mutterharzpflanze, Bubon Galbanum Linn. ſ. eben daſelbſt.

Mutterhaſe, ein Haſe weibliches Geſchlechts, der Satzhaſe, die Häſinn; zum Unterſchiede von dem Rammler.

Mutterherz, das zärtliche Herz einer Mutter gegen ihre Kinder, wie das Vaterherz, des Vaters.

Mutterholz, einer von den vielen Nahmen der Lonicera Xyloſteum Linn. S. gemeine Heckenkirſche, im Art. Kirſche, Th. 39, S. 146.

Mutterhorn, einer von den zwey Stämmen oder Röhren, worein die Bärmutter mancher Thiere getheilt iſt.

Mutterhuſten, im gemeinen Leben, ein trockner krampfartiger Huſten, welcher bisweilen mit den Mutterbeſchwerungen oder der Hyſterik verbunden iſt. S. im Art. Hypochondrie.

Mutterkalb, ein Kalb weibliches Geſchlechts, im gemeinen Leben ein Moſchenkalb, Ferſenkalb; zum Unterſchiede von einem Ochſenkalbe oder Bullenkalbe.

Mutterkälte, im gemeinen Leben und bey den Afterärzten, eine vorgegebene Kälte der Bärmutter, ſo fern ſie die Unfruchtbarkeit verurſachen ſoll.

Mutter

Mutterkirche, die vornehmſte Kirche oder Hauptkirche eines Kirchſpiels, bey welcher ſich der Pfarrer befindet, zum Unterſchiede von den ihr untergeordneten **Tochterkirchen** oder **Filialen**; nach dem Lat. Ecclesia mater.

Mutterklyſtier, eine Arzeney, welche unter gewiſſen Umſtänden in Form eines Klyſtiers der Bärmutter beygebracht wird.

Mutterkolik, ſ. **Muttergrimmen**, oben, S. 284.

Mutterkorn, ein Nahme des in den Aehren des Rockens und der Gerſte, und bisweilen auch an andern Getreidearten ſich unförmlich lang entwickelnden Korns, von ſchwarzer, dunkelvioletter oder dunkelbrauner Farbe, welches inwendig am Rande herum bläulich, in der Mitte aber weißlich iſt, und gewöhnlich auch ein weißes Mehl gibt. Bey dem Rocken heißen dieſe Auswüchſe **Mutterkorn**, **Kornmutter**, **Rockenmutter**, **Mehlmutter**, das **Martinskorn**, **Afterkorn**, **Hahnſporn**, **Todtenkopf** ꝛc.; bey der Gerſte aber **Muttergerſte** oder **Gerſtermutter** *).

Ueber die eigentliche Urſache der Entſtehung dieſes Auswuchſes, ſo wie über ſeine Eigenſchaften und Wirkungen, beſonders in Hinſicht der ihm

*) Das Wort **Mutterkorn** wird ſowohl collective und ohne Plural, als auch von einzelen Körnern gebraucht, in welchem letzteren Falle es auch von ſolchen ausgearteten Körnern unter der Gerſte üblich iſt. Lat. Secale cornutum, Secale luxurians, Mater ſecalis, Orga, Clavis ſecalinus, Franz. Ergot, Blè cornu. Engl. Spur. Holl. Mater. Wenn der Nahme Mutter dieſen Körnern nicht wegen ihrer Größe beygelegt worden, ſo gehört er mit 2. Mutter, dicker Bodenſatz, ohne Zweifel zu dem Geſchlechte des Wortes Moder, Niederſ. Modder, weil dieſe ausgearteten Körner oft ſtatt des Mehles eine weiche, ſchwammige, modrige Maſſe enthalten. Ja einige glauben, daß hier das Wort Mutter, Mater, mit dem Worte Moder nur verwechſelt ſey, weil das erſtere im Niederſächſ. auch Moder lautet.

ihm beygelegten Erregung der Kriebelkrankheit, hat man immer ſehr verſchiedene Meinungen gehabt, und die Sache iſt vielleicht noch bis auf dieſen Tag nicht ganz aufs Reine gebracht, wiewohl ſich viele berühmte Aerzte und Oekonomen mit der Unterſuchung derſelben beſchäftigt haben. Wenn man die Sache nun aber auch nicht bis zur völligen Gewißheit bringen kann, ſo wird es wenigſtens nöthig ſeyn, die verſchiedenen Meinungen hierüber zuſammen zu ſtellen, woraus es ſich denn ergeben wird, was man bis jetzt von der Entſtehung des Mutterkorns und von ſeinen Eigenſchaften weiß *).

Einige ſchrieben **) dieſen Zufall den zu großen Stürmen in der Blühzeit zu, wo durch das zu gewalſame Abſchlagen der Blüthe das kleine Körnchen oder deſſen Hülſe verletzt würde, ſo daß es die Nahrungsſäfte nicht mehr in ſich ſchließen könnte. Dieſe Meinung brachte vorzüglich Herr Paſtor Ort auf †). Er ſagt:

„Sie unterſcheiden nicht unbillig den Brand von dem ſogenannten Mutterkorn, welches bey Sommer- und Winterkorn häufig, bey der Gerſte aber ſparſamer angetroffen wird ††), und zwar in ſolchen Jahren da

*) Von der Kriebelkrankheit, die unter gewiſſen Umſtänden mehr oder weniger von dem häufigen Genuſſe des Mutterkorns, wenigſtens beſonders in ſolchen Zeiten und in ſolchen Gegenden vorkommt, wo es viel Mutterkorn gibt, handelt ein eigner ausführlicher Artikel im 49ſten Theile dieſes Werkes S. 81 — 460, ſo daß ich in Anſehung deſſelben dahin verweiſen muß.

**) S. Dr. Carl Gottlob Rößig's ökonomiſch-phyſikaliſche Abhandlung über das Mutterkorn, deſſen Entſtehung und Beſtandtheile und einige deshalb zu machende Polizeyanſtalten Leipzig bey Schneidern 1786 76 S. 8. — Eine Schrift, welche zu den gründlichſten Abhandlungen über dieſen Gegenſtand gehört, woraus ich deshalb hier manches zu entlehnen mir die Erlaubniß nehme

†) Im 23ſten St. der Leipziger Sammlung S. 863.

††) Rößig fand es in einem Jahre auch außerordentlich häufig bey der Gerſte.

da die Honigtropfen gemein ſind, dieſe ſcheinen von heftigen Sturmwinden in der Blüthe herzurühren, nähmlich bey manchen Aehren durch gewaltſames Abſchlagen der Blüthe, da die zarte Textur des Vaſculi, zerriſſen und verletzt wird, an welchen die Blüthe hängt, und worin als in einer Matrice das Körnchen mit der Zeit ſeine gewöhnliche Form bekommen ſollte. Iſt dieſes Vaſculum verletzt, ſo wird die Hülſe, welche das Körnchen ſonſt umſchließt und das Mehl in ſich hält nicht völlig werden, viel weniger damit beym verkörnen den anſetzenden ſüßen Nahrungsſaft recht halten können, ſondern muß in kleinen Tröpflein an die Aehre hervor treten, welche wenn ſie an die Luft und beym Sonnenſchein ſich verdicken nach meiner Meynung das Mutterkorn produciren. In dieſer Meinung werde faſt beſtätigt, 1) weil vor der Blüthe noch nie einige Honigtropfen an dem Korne wahrnehmen können, 2) weil ſelbige häufiger gefunden werden, wenn in der Blüthezeit anhaltende ſtarke Winde geweſen, die zumahl ſich ſchnell erheben, nachdem bey ſtill hellen und geſchwühlen Wetter die Blüthen ſtark herausgefallen und die Zeit noch nicht vorbey da ſie ſonſt von ſelbſt abzufallen pflegen, 3) weil man die Honigtropfen am erſten an den Aehren ſieht, wenn das Getreide im verkörnen und noch niemand leicht zweifelt, daß ſolche Aehren Mutterkörner bringen. 4) weil die in den Kappen zum Korne anſetzende weiche Materie einen den Honigtropfen ſehr gleichen ſüßen Geſchmack hat; 5) weil das Mutterkorn eben ſo wohl Mehl gibt als das gute Korn, nur daß dieſes eine harte Hülſe bekommt, und die rechte Form hat, jenes ohne Hülſe nur unförmlich iſt."

Aber wenn es von den heftigen Stürmen in der Blühzeit herrührte und auf die angegebene Art geſchähe, ſo müßte es, wie Herr Dr. Rößig bemerkt, noch weit häufiger und allgemeiner ſeyn, in trockenen Jahren ſowohl in naſſen, auf Anhöhen und erhabenen Orten häufiger als auf Tiefen, weil die erſtern dem Sturme mehr ausgeſetzt ſind, gleichwohl findet ſich dieſes nicht. Und wenn es in dieſer Zeit geſchieht, ſo

hat der Saft des Körnchens noch nicht die gehörige Beſtändigkeit, ſondern iſt noch zu flüſſig, ſo daß er mehr herabfließen als ſich erhebend zu einem Mutterkorn bilden würde. Und worin liegt denn hier die Urſache der ſo auszeichnenden Vergrößerung? Die Gründe, worauf Hr. Ort ſeine Meinung baut, ſind nichts weniger als befriedigend; wir können ihm einräumen, daß die Honigtropfen ſich erſt nach der Blüthe zeigen, aber ſind dieſe deswegen der Stoff zum Mutterkorne? Herr Ort hätte ſich Aehren zeichnen ſollen, mit ſolchem ausgetretenen Safte, und nun Achtung geben, ob dieſe Mutterkorn gebracht hätten. Eben dieſes gilt von dem zweyten Grunde, denn wenn ſich auch ſchon unter dieſen Umſtänden viele Honigtropfen äußerten, war denn deswegen auch viel Mutterkorn? Dieſe Honigtropfen bey Stürmen werden vielleicht durch die zu ſtarke Bewegung der Pflanzen und des Safts veranlaßt, als welche ſodann ſtärker tranſpiriren. Was den dritten Grund betrifft, ſo könnte man dieſes als das Austreten des überflüſſigen Saftes anſehen; aber warum wird ſogleich daraus gefolgert, daß niemand zweifle, daß ſolche Aehren Mutterkorn bringen? Daß die in den Kappen zum Korne anſetzende Materie einen dem Honigtropfen ſehr gleichen ſüßen Geſchmack habe, iſt ganz natürlich, weil die Honigtropfen eine Maſſe ſind, die aus dem Korne hervordrang; aber dieſes beweiſet noch nicht die Entſtehung des Mutterkorns, ſo lange nicht bewieſen iſt, daß alle die Körner, an denen er dergleichen Honigtropfen bemerkt, auch Mutterkorn brachten. Was er endlich als den fünften Grund angibt, ſagt nichts weiter, als daß das Mutterkorn noch ein Mehl gab, alſo daß es mit dem gewöhnlichen

Mehle wahrſcheinlich aus einerley Maſſe entſtehe, allein es muß noch ein Etwas dazu kommen, welches den Unterſchied, welchen wir zwiſchen dem ordentlichen Korn und dem Mutterkorn bemerken, bewirkt; und dieſes hat Herr Ort nicht angegeben; auch iſt dieſe Meinung entweder von ihm ſelbſt, oder von einem Ungenannten, der ſie auch geheget, in den ökonomiſchen Nachrichten verworfen und durch eine Erfahrung widerlegt, da man nähmlich die Blüthe gewaltſam bey einigen Aehren abſtreifte, ſie zeichnete, und doch kein Mutterkorn verſpürte *). Auch iſt dieſe Ortiſche Theorie botaniſch nicht richtig, weil, wenn die Blüthe zur Unzeit vom Winde gewaltſam weggenommen wird, keine Frucht entſtände.

Die Meinung des Herrn Hube.

Herr Hube in ſeinem Landwirth, wo er von dem Mutterkorn handelt, ſagt: „der Brand, der in dem Weitzen angetroffen wird, iſt in dem Rocken ſehr ſelten **). Aber dagegen findet man ſehr oft in den Rockenähren anſtatt der Körner eine Art von Auswuchs, welche man das Mutterkorn (Clavus, Ergot) nennt. Dieſes hat der Weitzen niemahls, aber der Schwaden und andere Gräſer haben es. Das Mutterkorn iſt ein harter länglicher gereifter und etwas gebogener Körper, der zwiſchen der Spelze hervorragt, und zuweilen bis einen Zoll, zuweilen aber auch nur noch einmahl ſo lang iſt als ein Rockenkorn. Es hat eine feine ſchwarze Haut, die mit einem feinen violettfarbenen Staube bedeckt iſt, und inwendig

*) Oekon. Nachrichten VII. St. 434. 435.

**) S. den Landwirth von Michael Hube IV. St. S. 493.

wendig eine weiße Maſſe. Zuweilen findet man es gar nicht, zuweilen aber ziemlich häufig in dem Rocken; es findet ſich aber auch, wenn es am häufigſten iſt, nicht in allen Aehren, ſondern nur in vielen, und in jeder ſind meiſtentheils nur ein bis zwey Stücke Mutterkörner. Das Mutterkorn entſteht in fruchtbaren Sommern, beſonders wenn es bald nach der Rockenblüthe viel regnet; daher iſt es, wenn es ſich häufig in dem Rocken findet, dem Landmann ein ziemlich ſicheres Kennzeichen, daß der Rocken gut ſchütten werde; es ſcheint alſo ein von überflüſſigen nahrhaften Säften verurſachter Auswuchs zu ſeyn, und man findet oft Rockenkörner, die zum Theil gut, zum Theil in Mutterkorn verwandelt ſind. Man hat lange über die Schädlichkeit des Mutterkorns geſtritten, und ſelbſt berühmte Aerzte haben es als eine Urſache vieler ſchlimmen Zufälle, beſonders aber der Kribelkrankheit angeſehen. Aber neuere ſehr ſorgfältige Verſuche ſetzen es außer Zweifel, daß das Mutterkorn der Geſundheit nicht im geringſten nachtheilig ſey." Der Herr Hube leitet das Mutterkorn vom Ueberfluß nahrhafter Säfte her, die zum Theil gut, zum Theil in Mutterkorn verwandelt zu ſeyn ſcheinen. Aber iſt hiermit etwas aufgeklärt? denn warum ändert die bloße Nahrhäftigkeit der Säfte im Ueberfluß die Farbe des Getreides? warum iſt ſie nicht auch bey andern Körnern, die doch eben die Säfte, nur nicht in ſolcher Menge, haben, gleichfalls ſo dunkel und ſchwarz? und was ſoll es heißen: Körner, die zum Theil gut, zum Theil in Mutterkorn verwandelt ſind? brandige Körner dieſer Art hat Rößig zwar gefunden, aber noch keine Körner, die halb gut und halb Mutterkorn waren. Und wenn es vom Ue-

berfluß der bloßen Nahrungsſäfte, die gut und nicht verdorben ſind, herkommt, warum ſind denn die Aehren, die Mutterkorn haben, allezeit ſpärlich, ſchwächlich, und mit ſchwachen dünnen Körnern angefüllt? Alles Fragen, die ſich aus der Theorie des Herrn Hube nicht beantworten laſſen.

Münchhauſen's Meinung, das Mutterkorn ſey ein Schwamm.

Der berühmte Verfaſſer des Hausvaters *) nimmt auch den häufigen Regen in die Blüthe des Rockens als die Urſache des Entſtehens des Mutterkorns an. Hr. v. Münchhauſen ſcheint es nicht in der Gerſte zu kennen, ob er gleich auf den Kohlblättern etwas ähnliches findet, und es auch bey den Gräſern kennet. Seine Worte ſind folgende:

„Wir bemerken an unſerm Roggen noch ein drittes Uebel nähmlich die Mutterkörner (les ergots, clavi,) wenn ſtatt der Saamenkörner lange ſpitze krumme, ſchwarze mit einer weißen Schwammartigen Maſſe angefüllte Körper auswachſen. Dieſe Mutterkörner entſtehen folgendergeſtalt: wenn es zu der Zeit da der Roggen eben ausgeblühet hat, und das Saamenkorn ſich bilden will, viel und anhaltend regnet, ſo daß die Hülſe (Glumi,) welche das Saamenkorn einſchließen, davon gefüllt werden, und die Näſſe unten am Fuße des zarten Saamenkorns ſtehen bleibt, ſo geräth dieſes in Fäulniß; die Fäulniß allein würde nun das Saamenkorn wohl vergehen machen, aber kein neues Gewächs hervorbringen, alſo muß zugleich noch eine beſondere Urſache eintreten, welche Gelegenheit giebt, daß ein beſonders ſich dem Weſen und der Geſtalt nach allemahl ähnliches Gewächs zum Vorſchein kommt. Die zuerſt durch Herr Needham bekannt gewordene

*) S. Hausvater S. 331. 1. Th. 2. St. 324.

dene Entdeckung, daß die weiße Maſſe in dieſen Mutterkörnern, wenn ſie in Waſſer eingeweicht wird, ſich in lauter bewegliche nur aalähnliche Körper oder Thierchen auflöſen läßt, ſcheint keinen weitern Zweifel übrig zu laſſen, daß eine Art von unmerklich kleinen Inſeckten (ut molecules mouventes,) deren Eyer oder Brut in die Luft geſtreut werden, und mit dem Regen an die Pflanzen kommen, ſich das Mutterkorn gleichſam zur Wohnung bauen. Gleichwie alle Schwämme und Korallen auf eine ähnliche Art erbauet werden, indem was man in den Schwämmen für Saamen hält, nichts anders als die Brut von einem ähnlichen Thierchen iſt, durch welchen alle Schwämme auf die nähmliche Art wie die Korallen von den Seepolypen gebauet werden. Ich trage daher kein Bedenken jene Mutterkörner mit unter die Geſchlechter der Schwämme zu rechnen. Es iſt gleichſam ein Mittelgeſchlecht zwiſchen der Clavaria und dem Lycoperdo Linn. und man könnte ihnen etwa den Nahmen beylegen Clavaria ſolida oblonga ſubulata ſulcata. Denn ihre Subſtanz iſt feſter als die von den übrigen Clavariis, wovon ſie auch durch die längliche Geſtalt unterſchieden werden. Sie pflegen zugleich etwas gebogen zu ſeyn und haben ein oder mehr Reifen, der Länge nach herunter dabey außen herum eine von der Hauptmaſſe kaum zu unterſcheidende ſchwarze feine Haut; welche mit einem violetfarbenen feinen Staube bedeckt iſt, wovon die Finger violet gefärbt werden, der Geruch iſt übel. Wenn man nach einem zu der erwähnten Zeit geweſenen Regen, wie im J. 1764. geſchahe, Achtung giebt, ſo kann man deutlich ſehen, wie die Mutterkörner ſich nach und nach bilden, und das oben auf der Spitze ſitzen bleibende verfaulte und eingeſchrumpelte Gerippe von Saamenkorn fortſchieben, welches gemeiniglich bald abzufallen pflegt; zu Zeiten aber wenn der Roggen ſchon reif noch daran ſitzen bleibt. Ich habe auch wie wohl ſelten dergleichen Mutterkörner gefunden, wovon aber das ſchon ziemlich weit angewachſene Saamenkorn noch völlig zu erkennen war, und am untern Theile gleichſam nur in der ſchwammigen Subſtanz verwandelt zu ſeyn ſchien. Die Mutterkörner wachſen wohl zu der Länge von einem Zoll wenn die Witterung naß iſt, gemeiniglich ſind ſie

etwa 2 bis 3 mahl ſo lang als ein Roggenkorn am längſten und dickſten, man findet ſie aber auch in andern Arten von Korn und Gräſern. Wenn nach der Roggenblüthe trockne Zeit einfällt, ſo findet man ſie ſelten oder gar nicht wie im vorigen 1768 ſten Jahre, ungeachtet der Sommer nachher bis zur Erndte ſehr naß war. Vielleicht liegts auch nicht ſo wohl an der Menge des Regens als vielmehr daran, daß nur von der Brut durch Regen oder Nebel zu den Pflanzen gebracht werde. Den Brand kann man ganz verhüten, gegen den Roſt kann man ſich verwahren, aber gegen das Mutterkorn weiß ich kein Mittel.“

Herr von Münchhauſen ſchreibt das Mutterkorn dem häufigen Regen zu; aber, fragt Hr. Prof. Rößig, warum wirkt der Regen dieſes nur bey dem Rocken und einigen andern Gewächſen? Was iſt die Urſache, daß die Näſſe nur an den Füſſen ein und des andern Samenkorns ſtehen bleibt? Doch dieſes beydes läßt ſich beantworten, denn was das erſte betrifft, könnte man ſagen: bloß die Getreidearten, die Mutterkorn geben, ſind deſſen fähig, aber warum? — Und auf das zweyte könnte man antworten: es ſey zufällig, daß das Naſſe an den Füßen dieſer oder jener Aehren ſtehen bleibe, aber warum gleich in Fäulniß geräth? Die Fäulniß zerſtört, hier iſt aber keine merkliche, keine förmliche Zerſtörung? Denn es wirft beym Aufgießen noch einige kleine Bläschen; auch gibt der Aufguß eine mehlige Oberfläche, ein Beweis, daß das Mehlartige nicht ganz darin zerſtört iſt. Der V. fühlt ſelbſt einigermaßen das Unrichtige in ſeiner Behauptung, denn er ſagt: „Die Fäulniß allein würde das Samenkorn wohl eingehen machen, aber kein neues Gewächs hervorbringen.“ Er nimmt daher ſeine Zuflucht zu den Infuſionsthierchen und ſagt: Daß bey

Waſſeraufgüſſen auf das Mutterkorn aalähnliche Thierchen ſich zeigten. Aber dieſes ſind die Thierchen jedes faulenden Waſſers, denn wenn man immer friſches Waſſer aufgießt, finden ſich keine ſolchen Thierchen, welches Rößig in oft wiederholten Verſuchen beſtätigt gefunden hat; und warum baut ſich die in der Luft zerſtreute Brut und die Eyer ihre Wohnung nur in dem Korne und Gerſte und einigen andern Pflanzen und nicht auch im Weitzen? Auch iſt es nicht richtig, daß die Schwämme bloß für den Samen von Inſecten da wären und gleichſam nur zu Wohnungen derſelben von der Natur hervorgebracht wurden. Die Münchhauſiſche Theorie genauer zu unterſuchen, weichte Rößig Mutterkorn in Waſſer ein und ſetzte es in die Sonne; es entſtanden einige Infuſionsthierchen, die aber in jedem faulenden Waſſer ſich auch finden; und wenn nach des Herrn von Münchhauſen's Hypotheſe damit die Fäulniß das Samenkorn nicht zerſtöre und vernichte, dieſe Thierchen aus der Luft herbey kommen, was bringen ſie denn in das faulende Korn, daß es zuſammen hält? Wir finden ja in dem Mutterkorne eine Maſſe, die dem Mehle ganz gleicht, und eine Weiße, die das gute Korn weit übertrifft. Rößig hat Mehl von den ordentlichen und guten Körnern mit dem Mehle von zerquetſchtem Mutterkorne verglichen, und er fand auch in dem letzten die Theile als ordentliche Mehlküchelchen geſtaltet, welches alſo nicht der Münchhauſiſchen Hypotheſe entſpricht. Das einzige bemerkte er, daß es ſich bey dem Einweichen nicht zu einem milchigen Safte verwandelte wie gute Körner, ſondern zuletzt mehr ſand- und erdartig ward,

wovon aber unten auch die Urſache angegeben werden wird.

Tillet's Meinung.

Herr Tillet leitet das Mutterkorn ſo wie ſeine Schädlichkeit vom Stiche giftiger Inſecten her *). Aber warum findet ſich das Mutterkorn verhältnißmäßig mit der Näſſe und Feuchtigkeit des Jahres? warum in Verhältniß mit der zu dicken oder dünnern Saat? warum in Verhältniß mit dem Liegen des Getreides und dem unreinen Wuchſe deſſelben?

Schreberiſche Meinung.

Auch der verſtorbene Herr Dr. Schreber, der erſt gegen die Tilletiſche Meinung war, und dieſes ſowohl in ſeinen Sammlungen äußert **), als in den Hannöveriſchen nützlichen Sammlungen †), änderte ſeine Meinung in der Folge und ſchrieb Inſecten das ſchwarze Korn von ungewöhnlicher Größe zu. Er ſagt: ††)

„Es wurden mir Aehren von kaum verblühetem Roggen zugeſchickt, die von kleinen hochrothen Würmchen mit ſchwärzlichen Köpfen belebt wurden. Ich gab mir nebſt einigen Freunden Mühe ihnen nachzuſpüren, wir bemerkten an den noch weichen Körnern einen klebrigen Saft der aus ſelbigen mittelſt einer kleinen Oeffnung ausgetreten war, und wie der ſogenannte Honigthau ſüße ſchmeckte. Wir bezeichneten viele Aehren im Felde, woran ſie ſich häufig befanden, und wurden nachher gewahr, daß die Körner an ſelbigen faſt insgeſammt in Mutterkorn

*) Diſſertation ſur la cauſſe qui corrompt et noiçit les grains de bled dans les épis et ſur les moyens de prevenir ces accidens par Mſr. Tillet. Par. 1755. 4.

**) Th. 2.

†) v. J. 1757. S. 386.

††) Schreber's Samml. XII. S. 481.

korn ausgewachſen waren, dergeſtalt daß uns kein Zweifel übrig bleibt, daß dieſes Auswachſen von den rothen Würmern verurſacht wurde. Das aus dieſen rothen Würmchen entſtehende Inſekt hat der Herr Kammerherr von Geer unter dem Nahmen Blaſenfuß (Physapus) zuerſt beſchrieben, in den Abhandlungen der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften Th. VI. S. 4. Er beſchließt endlich ſeine Meinung alſo: der rothe Wurm geht nach der Aehre, macht eine kleine Oeffnung ins Korn, daraus quillt der ſüßliche Saft, welcher von dem gemeinen Mann fälſchlich für ein Honigthau gehalten wird, dieſer iſt dem rothen Wurm angenehm und die Fliegen lieben auch das Süße, fliegen alſo ebenfalls mit zu. Das angeſtochene Korn wächſt aus wie die Galläpfel an den von Inſekten verletzten Blättern der Eiche und formirt ſich in länglicher Geſtalt etwa noch einmahl ſo lang als ein geſundes Korn wie das bekannte Mutterkorn ausſieht."

Ob dieſe Inſecten die Urſache des Mutterkorns ſind, wird aber hierdurch nicht erwieſen, denn die Aehren waren von kaum verblühtem Rocken, es wird nichts von Spuren von Mutterkorn an dieſen Aehren gedacht, ſie waren abgeſchnitten oder doch ausgerauft; zwar ſcheint die Erfahrung, die der Herr D. Schreber in der Folge macht, dieſes zu beſtärken, allein ſie iſt nicht beſtimmt und genau genug gemacht, und es wuchſen doch nicht alle Körner, die er bemerkt hatte, zu Mutterkorn aus, und geſetzt auch, alle wären Mutterkörner geworden, konnten nicht die verdorbenen Säfte, die die Urſache des Mutterkorns wurden, ſchon da ſeyn, und dieſes Inſect erſt dahin ziehen; dieſes iſt weit wahrſcheinlicher, und der Natur weit angemeſſener, denn Rößig hat auch viele andere Inſecten, viele kleine Fliegen, auch die ſogenannten Feldſpinnen und viele Gewürme an dem Getreide, woran Mutterkorn war, gefunden, aber eben ſo gut an

Halmen, die auch nicht die mindeſte Spur von Mutterkorn hatten, noch bekamen. Es hat dieſes auch andere analogiſche Thatſachen in der Oekonomie und Naturgeſchichte für ſich, z. B. die Inſecten, welche ſich bey dem Honigthaue auf den Bäumen finden; dieſe kommen erſt wegen der ſüßen Säfte, aber ſie ſind nicht die Urſachen derſelben. So iſt es auch hier. Es wird ſich unten zeigen, wie zwar Honigthau und Mutterkorn ſich beyſammen finden können und meiſt finden; der erſtere iſt aber nicht die Urſache des letztern.

Eine andere Meinung hat der Graf Franciſco Ginanni von Ravenna *). Er ſchreibt es auch gewiſſen Würmern zu; er erklärt das Entſtehen des Mutterkorns wie das Entſtehen der Galläpfel; und die ſchwarzen Auswüchſe auf den Blättern, welche durch Inſecten-Stiche veranlaßt werden. Aber dieſe Auswüchſe ſind meiſt Wohnungen von Inſecten, die ſie ſich durch dieſen Stich bereiten; gleichwohl findet ſich nicht, daß das Mutterkorn ſelbſt ein dergleichen Aufenthalt ſey; Rößig hat in dem Mutterkorne nie ein Inſect noch eine Spur von irgend einiger Anlage zum Aufenthalte eines Inſects bemerkt. Herr Hofrath Model fand mit einem Muſchenbrockiſchen Handmikroſkope unter 8 bis 900 Körnern keine Spur von Inſecten noch Eyern **), die ganze Muthmaßung iſt auf Analogie gegründet, welche in dieſem Falle ſehr irre führt. Aber wenn das Mutterkorn durch den ausdrin-

*) In dem Werke: Delle Malatie del Grano in herba del Conte Fr. Ginanni Patrizio Ravennate. Peſaro, 1759. in 4.

**) S. Model Unterſuchung des Mutterkorns im zweyten Theile ſeiner Chemiſchen Nebenſtunden.

ausdringenden Saft, der durch die ganz unmerklichen Stiche dringt, entſteht, warum wächſt es denn aufrecht und nicht nach der Seite zu, wo die Verletzung geſchahe? Nach dem Zeugniß des Kammerherrn von Geer iſt dieſes Inſect ſo klein, daß man es mit bloßen Augen nicht erkennen kann, wie klein muß der Stich dieſes kaum ſichtbaren lebenden Weſens ſeyn? Wie flüſſig muß der Saft ſeyn, und wie dünne daß er ausdringen kann? und wenn er ſo iſt, ſollte ihn nicht die trocknende Luft verzehren, wenn er nur in ſo kleinem Vorrath auf einmahl ausdringen konnte? Wo kommt bey dem Inſecten-Stiche und dieſer bisher vorgetragenen Theorie die Hülſe hin, da ſich bey dem Mutterkorne keine findet? Soll man annehmen, daß dieſes kleine Inſect ſie zerſtöre und vernichte, ſo müſſen ſie ſolche von der Spitze an zerſtören und vernichten. Es ließe ſich denken, daß ſie abfallen, doch bleibt immer der Zweifel, warum wächſt das Mutterkorn aufwärts in der Richtung der andern Körner und nicht vielmehr ſeitwärts, wo der Stich angebracht wurde? Tillet ſelbſt geſteht, daß er unter 200 Körnern Mutterkorn nur 4 antraf, bey denen er Maden fand, ſollte dieſes nicht ganz ungezweifelt zufällig ſeyn, da man ſonſt in allen Mutterkörnern Maden finden müßte?

Herr Aymen nimmt an, es entſtehe von unterbliebener Befruchtung; aber dieſes iſt gegen die Botanik und gegen die Geſetze der Vegetation *), hier würde vielmehr gar keine Frucht erſcheinen, weil keine Befruchtung da wäre, wie dieſes

*) Aymen ſur les maladies des bles in den Memoirs de mathematic et de phyſique preſentés a l'academie a Par. III. p. 67. u. IV. p. 358.

dieſes häufig der Fall iſt, wenn das Getreide in der Blüthzeit durch ungünſtige Umſtände in der Befruchtung geſtört wird. Herr Hofrath Model leitete es anfänglich von einer Krankheit oder Schwachheit der Getreidepflanzen her *), er zählt dieſen Fehler alſo mit dem Hrn. Gadd unter die plethoriſchen Krankheiten **). In der Folge beſtimmte er ſich aber mehr für die Meinung, daß es durch Inſecten-Stiche veranlaſſet werde; er ſchreibt ſolches ſonderlich den Schmeißfliegen und zum Theil den Blattläuſen zu, welche ſich auf den jungen Nebenhalmen und den Aehren einfinden, und daſelbſt durch das Zerfreſſen des Samenkeimchens Anlaß zum Mutterkorne geben ſollen. Er beſchreibt vorzüglich in dem ſeiner Abhandlung vom Mutterkorne beygefügten Anhange ſeine Verſuche.

„Ich hatte, ſagte er, im Herbſte des 1766ſten Jahres Winterrocken in ein beſonders Beet in einem Gärtchen geſäet, in der Abſicht des folgenden 1767ſten Jahrs genau Achtung zu geben, ob ich durch gutes Erdreich und wenn ein trockner Sommer einfallen ſollte durch öfters Begießen und feuchte Haltung des Erdreichs Mutterkorn bekommen würde. Es fügte ſich aber im Mai 1766. daß Herr Prof. Euler einen Verſuch erzählte von Verpflanzung des Rockens, wovon er in Berlin ein Augenzeuge geweſen. Ich machte den Verſuch nach, ich ſchröpfte nach der gewöhnlichen Redensart, ſchnitt den Rocken der noch nicht geſchoſſen hatte, ab, und that es faſt alle Monath oder ſo bald das Korn ſtark wurde, daß es den Schoſſen nahe kam. Hierdurch erhielt ich ſtarke Stauden. Im Sept. nahm ich mein Korn heraus, ließ die Wurzeln von einander reißen, und ſo verſetzen; der ſtrenge Winter und vorher gegangne naſſe Herbſt nebſt dem kalten und naſſen Frühling 1768. machte mir gar wenig Hoff-

*) S. im 2ten Theil ſeiner Chemiſchen Nebenſtunden.

**) Theſes breves de morbis plantarum, praeſide Haſſelbaum defendit Peter Hadrian Gadd 1748.

Hoffnung zur Aernte, weil mein Gärtchen tief liegt; allein mein Rocken kam doch, obwohl ſparſam; als im Juny die Wärme ſich einſtellte, wuchs mein Korn ſchnell, die Haupthalmen wurden 5 bis 6 Fuß hoch und eines guten Federkiels dick die Aehren davon bekamen 80 — 100 volle große und ſchöne Körner. Jeder Haupthalmen hatte 5. 6. und 7. Nebenhalmen die zwar nicht ſo dick und hoch und in Aehren nicht über 40 — 60. Körner hielten. Von der Blüthzeit gab ich Achtung wie das Mutterkorn, wenn welches entſtehen würde, käme. Ich ſchnitt ſogar von einigen Körnern, da ſie noch weich, die äußerſten Spitzen ab, um dem Kornſaft den Ausfluß zu erleichtern. Allein mein Korn wuchs aufs Beſte fort. Im Auguſtmonath entdeckte ich an vielen in wenig Tagen hervorgeſchoßnen und ſchon in der Blüthe ſtehenden Nebenhalben, Roß- oder Schmeißfliegen, entdeckte auch einige Mutterkörner doch nur an den grünen Nebenähren. Ich beſah jetzt täglich mein Korn, entdeckte auch täglich neue Mutterkörner, jedoch keine andre, als an den jungen nachgeſchoßnen, und eben verblühten Aehren, die aber auf dünnen und kurzen Halmen ſtanden, und alle mit gedachten Fliegen ſtark beſetzt, von den Glumis meiſt entblößt und über den Folliculum heraus getreten waren. Es iſt wahr ich fand auch häufige Aphides, allein dieſe fanden ſich auch auf dem guten Korn, ohne daß man Schaden von ihnen wahrnehmen konnte. Oefters fand ich des Morgens auf den Mutterſpitzen eine Perle eines ſüßen Safts von dem ich mir nicht zu entſcheiden getraue, ob es ein wirklicher Kornſaft, oder der Auswurf von Fliegen geweſen; dieſe Wahrnehmungen dauerten bis gegen Ende Auguſts, und täglich ſahe ich gleiche Wirkung in Entſtehung des Mutterkorns. Ich nahm aber auch viele kleine ſchwarze Körner wahr, die durch die Fliegen entſtanden, und die vielleicht auch Mutterkörner geworden, wenn noch hinlänglicher Nachſchuß des Kornſafts vorhanden geweſen. Noch merke ich an, daß ich von den großen Fliegen niemahls eine auf ſolchen Aehren angetroffen, die der Reife nahe waren. Vermuthlich iſt ihnen die Hülſe ſchon zu hart; man ſollte beobachten, ob nie eher Mutterkorn entſtünde als bis die Fliegen im Korn anzutreffen."

Allein auch dieſe Verſuche geben noch keine genügende Auskunft über die Entſtehung des Mutterkorns; denn, wie es ſchon Rößig bemerkt, bey dem Verſuche mit Abſchneiden der Spitzen einiger Körner, da ſie noch weich waren, fehlte die erſte Urſache von dem Verderben der Säfte des Korns; denn nicht bloß dieſes Abſchneiden bewirkt das Verderben der Körner; noch die widernatürliche Vergrößerung und die dunklere Farbe; und daher wuchs auch ſein Korn auf das Schönſte fort. Was den zweyten Umſtand betrifft, daß er auf einigen in der Blüthe ſtehenden Nebenhalmen häufig die ſogenannten Roß- oder Schmeißfliegen, und an dieſen Nebenhalmen zugleich einige Mutterkörner entdeckte, ſo beweiſet dieſes nicht gehörig, denn das Mutterkorn findet ſich nicht bloß an Nebenhalmen, ſondern man hat es häufig an den Hauptḣalmen gefunden. Eben ſo bemerkt man dieſe Fliegen häufig auch in trocknen Jahren ſo wie in den feuchten, und gleichwohl iſt in trocknen Jahren wenig oder ſehr ſelten Mutterkorn; Rößig hat ſich Aehren gezeichnet, worauf ſolche kleine Fliegen in Menge waren, und fand in der Folge kein Mutterkorn, an andern aber ſah er Mutterkorn und auch zugleich ſolche kleine Fliegen, da aber das Mutterkorn ſchon da war. Die kleinen hat er vornehmlich zu der Zeit bemerkt, wenn die Aehre anfängt ſich der Reife zu nähern, vermuthlich weil hier durch die ſtarken Ausdünſtungen der flüſſigen Theile viele Nahrung für das Inſect an dem Halm und der Aehre iſt.

Des Herrn Leibmedicus Lentin's Meinung.

Der Herr Leibmedicus Lentin hat eine doppelte Meinung über die Entſtehung des Mutterkorns;

terkorns; er glaubt, daß es theils von dem Stiche eines Käfers, theils von dem Andrange zu vieler Säfte herrühre. Da ſeine Erfahrungen übrigens für das praktiſche Leben ſo wichtig ſind, ſo müſſen wir ſie ganz hören, wie er ſie in dem Neuen Hannöv. Magazin, 1804. 1 St. Col. 1. ff. mittheilt.

Es war im Jahre 1772, als nach lange anhaltender regnigter Witterung ungemein viel Mutterkorn, Kornzapfen, (ſecale cornutum), gefunden wurde. Das Erkranken war im Spätjahre überaus häufig; in manchen Gegenden äußerte ſich die Kribbelkrankheit, in andern nicht. Im Allgemeinen war das Brod ſchlecht, kaum genießbar; die Krumme war zähe, naß, zog ſich am Meſſer, und hatte auch wohl einen üblen Geruch.

Alle andere Getreidearten, ſo wie auch beſonders die Kartoffeln, waren auch ſchlecht gerathen, und es gab ungemein wenig Obſt. Die Theurung war eben ſo groß, als der Mangel an gutem Korn. Ich ſah in dem Jahre im Lauenburgiſchen vielfältig bey den Landleuten angeſchnittenes Brod auf dem Tiſche liegen, wovon die Krumme heraus gefloſſen war, und mußte doch, aus Mangel beſſern Brods genoſſen werden. Kranke ohne Zahl waren die natürliche Folge davon.

Die Erfahrungen, die ich damahls als Landphyſikus im Herzogthum Lauenburg häufig genug über die Entſtehung des Mutterkorns und die darauf folgende Kribbelkrankheit anzuſtellen Gelegenheit hatte, habe ich in meinen Beobachtungen einiger Krankheiten, Göttingen, bey der Witwe Vandenhoek, 1774, mit bekannt gemacht. Da ſie nun, als ſolche, nur Aerzten in die Hände gekommen, ſo will ich doch in dieſen Blättern dasjenige, was mir damahls von der Entſtehung des Mutterkorns, und von den Bedingungen, unter welchen der Genuß deſſelben unſchädlich oder ſchädlich ſeyn kann, als eine Antwort auf die deshalb gethane Anfrage *) ſo geben, wie ich es damahls im Jahre 1772 gefunden habe.

I.

*) S. St. 74. d. Mag. vom Jahre 1803.

I. Entſtehung des Mutterkorns.

Es iſt mir immer vorgekommen, als wenn einige auf eine gar zu unbedingte Weiſe angenommen haben, dieſes Korn, oder vielmehr dieſer Auswuchs, komme ſchon als ein Gift aus der Kornähre, und bewirke die Kribbel- oder Krampfſucht.

Ich habe zwar nie daran gezweifelt, daß es das Seinige mit zu Hervorbringung dieſer lange anhaltenden Krankheit beytrage; allein ich habe auch immer geglaubt, daß alsdann, wenn viel Mutterkorn da iſt, auch andere ziemlich mitwirkende Urſachen eintrafen, und zwar, nach der Lage der Felder, bald mehr bald minder. Eine Wahrheit, die nicht nur Plinius *), ſondern auch die heutige Erfahrung ganz überzeugend beſtätigt.

Die ganze Entſtehung des Mutterkorns kann, wenn man ſie nur geduldig genug und zu rechter Zeit beobachtet, nicht den geringſten Verdacht eines giftigen Weſens erwecken.

Ich habe nämlich beobachtet, daß nach einem naſſen Frühjahre alle Arten Inſekten, bey verſtärkter Wärme, und alſo auch der Scarabaeus ſolſtitialis L. (ein kleiner bräunlicher Käfer) ganz vortrefflich gerathen, wie es dann im Frühjahre 1773 ſo wenig an Käfern, als nachmahls an Mutterkorn fehlte.

Dieſer Käfer hängt ſich zu der Zeit, wenn das Korn in der Milch ſteht, zu ganzen Scharen an die Kornähren und hält ſich ſo feſt daran, daß man ihn nur mit Mühe herunter nehmen kann; er ſucht und nüſſelt ſo lange an der Aehre, bis er an ein ſaftiges Korn gelangt; dieſes zernagt er, und nimmt den Saft zu ſich **). Nachdem er nun ſatt iſt, fällt er von ſelbſt ab; er kriechet nicht wieder zurück oder fliegt weg, ſondern er fällt wie betrunken ganz unbehülfſam herab.

Durch dieſe durch den Käfer gemachte Wunde fließt nun der Milchſaft nach und nach aus, und verhärtet ſich an der Luft. Es entſteht alſo ein ſolches mehlreiches, mehrentheils viereckig längliches Korn, das man Mutterkorn nennt. Die Schwärze ſcheint

*) Nat. hiſt. T. II. p. 120. l. 27. Edit. Harduini.
**) Plin. Lib. et pag. cit. lin. 19. 20.

ſcheint es von der Luft und Sonne, auch vom Staube, die Geſtalt aber von den daneben ſtehenden ariſtis zu bekommen, welche vom Winde und den benachbarten Aehren gegen das noch weiche Mutterkorn geſchlagen werden.

Man findet eine ſolche, mit einem oder zwey Mutterkörnern verunſtaltete Aehre mehrentheils leer und taub. Selten trifft man mehr wie 2 bis 3 ächte Körner an, und wenn es ja geſchieht ſo ſind ſie kurz und ſchrumpflich; da nämlich derjenige Saft, der in die Bälglein der übrigen Körper zu gehen beſtimmt war, durch die beygebrachte Wunde ausfloß, mußte nothwendig das übrige tabeſciren und ganz unvollkommen bleiben, davon denn das viele taube Korn kömmt, welches, wenn es zur Ausſaat genommen wird, gar nicht keimt, und gebacken das elendeſte Brod gibt, das zwar viele Speizen, aber wenig nahrhaftes enthält, und zum Brantweinbrennen gar nicht taugt.

Man kann auch eine ſolche Aehre von fern ſchon kennen, indem ſie, nach der Sprache der Haushälter, den Kopf nicht nieder, ſondern in die Höhe aufrecht hält. Man nennt ſolche Aehren auch Stutzer, weil ſie über andere hervorragen und doch leere Köpfe haben.

Dieſes iſt eine Entſtehung des Mutterkorns. Es kann aber auch geſchehen, daß nach vieler Näſſe und eintretender Hitze, mehr Säfte, und geſchwinder auf einmahl in den Halm und in das werdende Korn getrieben werden, als es ſich gehörig ausdehnen kann. Es entſteht davon eine unnatürliche Vollſaftigkeit, und unverhältnißmäßige Beſchaffenheit der enthaltenden Theile. Wie leicht berſtet nicht das junge zarte Bläschen, das ſich vielleicht erſt in acht Tagen hätte voll ausbilden ſollen, von der übertriebenen Menge andringenden Safts? Es läuft auf die Art diejenige Menge Saft, welche zu Beſetzung und Ausfüllung noch vieler anderer beſtimmt war, aus; die übrigen verſchrumpfen, und wenn ſie ja noch etwas Mehl in ſich enthalten, geben ſie kein anderes, als ſolches, welches mit dem Safte, daraus es entſtanden iſt, in gleichem ſchlechten Verhältniß ſteht. Nur muß ich dies dabey erinnern: dieſe Entſtehungsart habe ich vermuthet, und jene habe ich geſehen. Im Grunde iſt beydes einerley, da

dieſes ſowohl, als jenes, aus einem verletzten Kornbälglein entſteht.

Eigentlich bleibt alſo das Mutterkorn ſeinem Weſen nach nichts anders, als eine Stange an der Luft getrockneten Kornſafts. Und in dieſem Betracht wird doch hoffentlich niemand beyfallen können, den Kornzapfen ein Gift zu nennen, da er aus demſelben Stoff, aus dem der Rocken bereitet wird, herkömmt. Der Unterſchied iſt nur der: dem Rockenkorne ſetzt das Bälglein Gränzen, daß es ſeine ihm angeeignete Geſtalt behalten muß; dem Mutterkorne aber der Vorrath und die Menge des nachgelaufenen Safts und die Willkühr des Wetters und der Winde; jenes iſt nach dem, dem Rockenkorne eigenen Maaßſtabe gebildet; dieſes weicht in der Geſtalt ab. Die innere Beſchaffenheit kann keinen weſentlichen Unterſchied machen, da beyde aus einerley Stoff entſtehen.

Wäre das Mutterkorn Gift, weil es Mutterkorn iſt, ſo würde es auch immer und ohne Ausnahme als ein ſolches ſich verhalten müſſen. Da dieſem aber alle Erfahrung offenbar widerſpricht, ſo müſſen nothwendig äußerliche Umſtände hinzukommen, die ihm dieſe giftige Natur beybringen, in andern Gegenden aber es damit verſchonen. Es haben ja auch nach aller Erfahrung ganze Diſtrikte das Mutterkorn ohne den geringſten Nachtheil der Geſundheit friſch und alt, auf allerley Weiſe genoſſen, und haben ſich nicht übel dabey befunden.

In den Aemtern Dannenberg und Lüchow war im Jahre 1769 und 1770 ſehr viel Mutterkorn zu finden, und niemand war davon krampfſüchtig geworden. Im Herzogthum Lauenburg war im J. 1772 viel Mutterkorn gewachſen, und nur die Dörfer Breitenfelde, Bälau, Sohms und Elmenhorſt, die in einer Pläne liegen, hatten das Unglück, kribbelſüchtig zu werden.

Ueberhaupt laſſe ich für die Unſchädlichkeit des reinen Mutterkorns, die Schutzſchrift unſers ehemaligen berühmten Leibarztes R. A. Vogel, reden.

II. Das Mutterkorn wird erſt durch aufgefallenen Honigthan ſchädlich.

Drey Umſtände ſind es hauptſächlich, die dieſe große Veränderung bewirken.

Der

Der erſte und vornehmſte:

Das Mutterkorn raget lang, ganz blos, ohne Schelfe aus der Aehre hervor, und bietet ſich alſo dem ungehinderten Auffallen des Honigthaues leider! gar zu leicht an, und dieſer verbindet ſich um deſto eher damit, da er klebrig, und das Mutterkorn auch noch nicht hart iſt.

Daß nun aber der Honigthau eine Feuchtigkeit ſey, die eine ätzende, und dem menſchlichen Körper höchſt ſchädliche Schärfe bey ſich führe, wird niemand in Zweifel ziehen. Es bekräftigen ſelbiges, nebſt vielen andern, Hellwig in dem kurzen Sendſchreiben wegen des ſogenannten Honigthaues *), da er ſchreibt:

„Es iſt auch daher zu ſehen, daß, wenn „man einen Tropfen von dem ſogenannten „Honigthau auf die Zunge legt, ſolche da„von ſo angegriffen worden, daß auch „Bläschen davon aufgeſchoſſen“

und die Breßlauer Sammlungen im ſechs und dreißigſten Verſuche, S. 706.

„da diejenigen, welche Honigthau, der 1726 „häufig gefallen war, genoſſen hatten, blu„tigen Durchfall, Geſchwulſt des Schlundes „und Ausſchlag bekamen.“

Nun iſt noch die Bemerkung zu machen, daß der Honigthau eben ſowohl ſich ſtrichweiſe niederläßt, als die Regengüſſe; nämlich in einigen Gegenden läßt er ſich nieder, da er andere vorbey zieht; auch will man bemerkt haben, daß er nicht alle Gewächſe, vornemlich den Nußbaum nie befalle.

Hieraus iſt zu erſehen, wie es zugeht, daß das Mutterkorn in einigen Gegenden, mit Honigthau beſchmitzt, ſchadete, da es in andern ohne Nachtheil genoſſen wurde; daß es in einigen Gegenden häßlich ſchmeckte und übel roch, und in andern wieder weder Geſchmack noch Geruch beleidigte. Es ſey nun daher geſchehen, daß in dieſer Gegend gar keiner niedergefallen war, oder von einem darauf gefolgten wohlthätigen Regenguß wieder abgeſpühlt worden.

Fällt der Honigthau zu der Zeit auf dasjenige Obſt, das mit der Schale zu genießen iſt, wenn es

 reif

*) Tiſſot Nachr. von der Kriebelkrankheit. Leipzig 1771.

reif iſt und genoſſen wird, ſo entſtehen davon Durchfäule und Reißen im Leibe. Das Obſt an und für ſich iſt, mäßig genoſſen, nicht ſchädlich, aber der bey aller Mäßigkeit zugleich mit genoſſene Honigthau ſchadet.

Es iſt auch ſo ſchwer nicht, die Urſache zu entdecken, warum unter ſolchem Umſtande genoſſenes Obſt zur Ruhr diſponirt; das Obſt enthält einen, zur Gährung geneigten, Saft, und der Honigthau reizt die Gedärme.

Hiezu kömmt nun noch, daß, wenn Honigthau auf Mutterkorn gefallen iſt, derſelbe auch viele andere Früchte zugleich mit betroffen haben muß. Mit andern Früchten, die mit Hülſen, Schelfen oder Schalen verwahrt ſind, wird er zwar ſo häufig nicht verſchluckt, indeſſen hilft doch jede Kleinigkeit die Menge mit vermehren.

Der zweyte Umſtand: Jede Aehre, die aus dem Vorrathe ihres Safts ein Mutterkorn zu bilden gehabt hat, liefert faſt weiter nichts, als elende, magere, verſchrumpfte Körner. Dieſer ihr weniges enthaltendes Mehl hat wegen Abgang des beſten und mehrſten Safts vorher nicht die gehörige Vorbereitung bekommen; es iſt alſo fehlerhaft und unkräftig, und doch mußte es gebacken und genoſſen werden.

Der dritte Umſtand: Es gerathen bey einer Witterung, welche viel Mutterkorn liefert, auch vorzüglich alle diejenigen Kräuter, darüber Virgil Georg. Lib. I. ſo herzlich klagt:

Mox et frumentis labor additus, ut mala culmos
Eſſet rubigo, ſegnisque horreret in aruis
Carduus. Intereunt ſegetes, ſubit aſpera ſylva
Lappaeque tribulique: interque nitentia culta
Infelix lolium et ſteriles dominantur avenae.

Es kann wirklich nicht fehlen, daß nicht in Mehl und Brod vieles mit von ſolcherley Samen genoſſen werde, welche, ob ſie zwar gleich nach dem Genuß nicht über den Haufen werfen, doch mit der Zeit ſchaden können *).

Und

*) Galenus Lib. I. de Alimentis. C. 37. Non igitur oportet nos in purgandis ſeminibus, quae ad eſum comparan-

Und aus dieſem Grunde wird es leicht begreif=lich, wie es geſchehen könne, daß lange nach der Erndte, zu einer Zeit, da kein friſches Mutterkorn mehr da iſt, die Leute erſt erkranken. Wie lange Zeit geht oft darüber hin, ehe die Natur ihr ange=thanes Unrecht rächet, und wie viele müſſen in ih=rem Alter die Thorheit der jungen Jahre büßen!

Warum erſcheint aber die Kribbelkrankheit ſo ſelten? da doch oft genug Mutterkorn gefunden wird, und noch öfter Honigthau fällt. Wenn man der Sache nur ein wenig nachdenkt, ſo wird eine überaus große Uebereinſtimmung zufälliger Dinge erfordert, ehe es einmahl geſchehen kann, daß Ho=nigthau auf Mutterkorn fällt, und daſſelbe, ohne vom Regen abgeſpült worden zu ſeyn, eingeſcheuret und genoſſen wird. Ich wollte wohl ſagen, es wä=re wahrſcheinlicher zu erwarten alle fünf Jahre ein großes Loos in einer Lotterie zu gewinnen, als daß in zehn Jahren einmahl alle, zur Hervorbringung vergifteten Mutterkorns erforderliche Umſtände zu=ſammen treffen.

Im Grunde bin ich des ſel. Leibarztes **Vogel** zu Göttingen Meinung, die er in der angeführten Schutzſchrift für das Mutterkorn geäußert hat, voll=kommen, doch aber mit der Einſchränkung, daß daſ=ſelbe nur ſo lange unſchuldig an der heftigen Krib=belkrankheit bleibt, als es noch im eigentlichſten Verſtande reines Mutterkorn iſt, daß es aber als=dann nicht allein höchſt verdächtig, ſondern auch mit allem Rechte für ſchädlich zu halten ſey, ſobald es mit dem, den Gewächſen ſowohl, als auch thieri=ſchen Körpern ſehr nachtheiligen Honigthau befleckt iſt.

Daß nun aber der Landmann und andere ge=ringe Leute weit mehr und öfter von der Kribbel=krankheit angegriffen wurden, iſt wohl darin zu fin=den, daß dieſe Leute größtentheils von Brod und Mehl leben; das Korn, welches ſie zum Brode be=ſtimmen, wird aus Sparſamkeit nur geſchroten, es bleibt alſo die äußere, vom Honigthau beſchmitzte

 Rinde

tur negligentiores eſſe, perſuaſos, etiamſi noxam quae quotidie fit, ob exiguitatem ſenſu non percipiamus; attamen id, quod longo tempore coacervatur malum, denique erupturum eſſe.

Rinde im Brode. Anderntheils wird das Brod wegen der ſchlechten Beſchaffenheit des Korns überhaupt genommen, ſchlecht, ſchleiſig und zähe; konnte alſo nicht gehörig verdauet und fortgeſchafft werden.

Die Reichen hingegen aßen mit von Juvenals Brode *), ließen den Rocken beuteln, wobey die ſehr verdächtige Rinde des Mutterkorns unter der Kleie bleibt. Und zudem wird von dieſer Klaſſe wenig Brod gegeſſen, wenigſtens bekömmt es die belle etage nicht im Magen.

Wie kann man aber nun eine ziemliche Zeit nach der Erndte erfahren, ob das Mutterkorn ſchädlich ſey, oder gebraucht werden könne? Reines Mutterkorn hat auch, gekäuet, reinen Korngeſchmack, und hinterläßt auf der Zunge weder Brennen noch Beißen, veranlaßt auch keine Bläschen und hat auch keinen üblen Geruch. Mit Honigthau aber, kurz vor der Erndte, befallenes Mutterkorn hinterläßt nach dem Käuen eine brennende, und wenn es kurz nach dem Einſcheuren verſucht wird, eine beißende Empfindung auf der Zunge, worauf auch wohl am Rande der Zunge Bläschen auffahren. Im Jahre 1772 hatte es auch, weil das Korn größtentheils feucht eingefahren werden mußte, einen üblen Geruch, der bey dem vom 70. Jahre, da die Erndte bey dem trefflichſten trocknen Wetter geſchah, wohl nicht wird zu bemerken ſeyn.

Da nun die Menge des Mutterkorns zuweilen ſo groß ſeyn kann, daß der völlige Abgang deſſelben vom Ganzen doch ein Object wird, um deſſen Nutzung man ſich im Haushalt gern bekümmern wird, ſo wäre zu rathen, daß geſammelte, mit Honigthau beſchmitzte Mutterkorn erſt in einer ſchwachen Lauge von Holzaſche etwa auf die Art zu waſchen, wie die Bäcker den Weitzen zu waſchen pflegen, und nachher daſſelbe mit reinem Fluß- oder Brunnenwaſſer ſo lange zu wiederhohlen, bis das Waſſer ganz geſchmacklos wieder abläuft. Dies Korn nun, getrocknet, wird dem Vieh unter mancherley Verhältniß können gegeben werden.

Gegen

*) Satyr. 5. Verſ. 10.
Sed tener et nivens, mollique ſiligine factus
Servatur domino.

Gegen die von dem Hrn. Leibarzt Lentin geäußerte Meinung von der Entſtehungsart des Mutterkorns durch den Stich oder das Abfreſſen des jungen Rockenkorns durch den Brachkäfer, Scarab. ſolſtit., möchte zum Theil wohl eben das zu bemerken ſeyn, was vorhin überhaupt gegen die Meinungen derjenigen eingewendet worden iſt, die das Mutterkorn vom Anbiſſe der Inſecten und dem dadurch veranlaßten Ausfluſſe des Saftes herleiten. Vielleicht ergeben künftige Beobachtungen indeſſen, daß unter gewiſſen Umſtänden dieſe Meinung mit der folgenden, vom Austreten des überhäuften Nahrungsſaftes, vereinbarlich ſey, indem durch das Abfreſſen eines jungen Korns der Saft, der ohnehin gegen ſeine Umgebungen andrängte, einen deſto leichtern Ausfluß finden kann. Denn hier würde es vielleicht nicht bloß ein feiner Stich in das junge Korn, ſondern ein gänzliches Abfreſſen ſeyn, wodurch alſo auch zugleich die Rinde, die dem Mutterkorn fehlt, mit zerſtört würde. Daß das Mutterkorn wirklich keine Rinde oder eigentliche umgebende Haut habe, ſcheint den Nachforſchungen des Herrn Lentin entgangen zu ſeyn, weil er das Gegentheil anzunehmen geneigt iſt. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß der Honigthau nicht aus der Luft fällt, ſondern ſich unter gewiſſen Umſtänden nur ſtrichweiſe aus den Pflanzen ſelbſt entwickelt, die dazu Anlage haben. Dieſes thut der Art, wie er die Entſtehung der Kriebelkrankheit erklärt, indeſſen keinen Eintracht, und man wird vielleicht wohl wenig gegen ihn einzuwenden haben.

Einige andere Meinungen über die Entſtehung des Mutterkorns, nähmlich durch den Mehl- oder Honigthau ſelbſt, durch gewiſſe Schnecken ꝛc.

übergehe ich hier. Ueber erſtern waren die Begriffe ehedem ſehr verworren, und man hatte die Gewohnheit, was den Pflanzen widerliches widerfuhr, dem Mehl- oder Honigthau zuzuſchreiben, ſo wenig man deſſen Natur auch kannte *).

Ich gehe nun zu den Unterſuchungen des Herrn Prof. Rößig's über, welche er ehedem mehrere Jahre hindurch mit möglichſter Genauigkeit angeſtellet hat **). Er bemerkte das ſogenannte Mutterkorn nicht bloß im Rocken, ſondern auch ſehr häufig in der Gerſte; er fand, daß es deſto häufiger da war, wo das Getreide ſehr unrein und mit vielem Unkraute durchwachſen und davon ſehr nieder gezogen war; er fand es häufiger in Tiefen und an dem niedrigen Rande der Felder, als auf hohen und erhabenen Orten; er fand es häufig in dem ſogenannten Lagergetreide; er fand die Aehren, wo es häufig war, meiſt ein wenig röthlich und ſpärlich; auch faſt allezeit in der Gegend der Aehre, wo dieſes Mutterkorn anſaß, die Körner mager oder gar keine; und eine allgemeine Bemerkung iſt es, daß es allezeit in feuchten Jahren vorzüglich ſich äußert; und deſto mehr, je feuchter das Jahr iſt. So hat er es auch mehr auf lehmigem und anderm ſchweren Boden als auf leichtem gefunden.

Dieſes waren die Beobachtungen, die er darüber angeſtellet, ſchon hieraus läßt ſich manches ſchließen; im Ganzen aber erhellet, daß der zu ſtarke Zufluß wäſſeriger Theile die Hauptveranlaſſung, und wahrſcheinlich auch die Urſache ſey. Denn warum äußerte es ſich vorzüglich in

*) Was man eigentlich Mehl- oder Honigthau nennt, iſt in den Artikeln Honigthau und Mehlthau zu ſehen.

**) S. Rößig a. a. O. S. 37 ff.

in feuchten Jahren? Warum mehr in Tieſen als auf Höhen? Warum mehr in ſchwerem das Waſſer länger haltendem, als in leichtem, das Waſſer ſchneller durchlaſſenden Boden? Warum ſo häufig da, wo viel Unkraut das Getreide niederzieht und die gehörige Ausdünſtung verhindert? Denn wenn bloß der Zufluß von andern guten Nahrungsſäften die Veranlaſſung war, woher kam denn der Unterſchied, welcher ſich zwiſchen dem guten Getreide und dem Mutterkorne zeigte? Es würde dann ſich nur durch vorzügliche Größe unterſcheiden können. Um alles dieſes noch beſtimmter und deutlicher einzuſehen, müſſen wir zuvörderſt die Unterſchiede zwiſchen dem Guten und dem Mutterkorne anzeigen. Man kann ſie in äußere und in innere eintheilen; die erſtern ſind ſolche, welche ſogleich bey dem erſten Anblicke in die Sinne fallen; die Farbe des guten Korns iſt die natürliche gelbliche; die vom Mutterkorne iſt ſchwarz mit violett gemiſcht. Einige behaupten, es ſey ein violetter Staub, welcher ſich ablöſe; allein Rößig hat dieſes auf vielfältige Art verſucht und ſelbſt auch nach langem Einweichen dieſe ſchwarze mit violett vermiſchte Farbe daran wahrgenommen. Er weichte das Mutterkorn ein, und es ließ ſich in keinen milchartigen Saft auflöſen, wie das gute reife Korn, ſondern es blieb länger unauflöslich, und endlich zerfiel es nach langer Zeit in ein ſprödes mehr ſandiges und erdhaftiges Weſen. Er machte den Verſuch und wollte es auswachſen laſſen, allein auch dieſes gelang nicht, es keimte nicht und wuchs nicht aus; es ſcheint daher auch keiner geiſtigen Gährung mehr fähig zu ſeyn, welches ſich bey den guten Körnern ganz anders verhält. Er brachte das Mutterkorn an

eine Nadel geſpießt ans Feuer, es entzündete ſich leicht, es gab eine helle Flamme, ſtarken Rauch nach dem Verlöſchen und hatte einen etwas narkotiſchen auffallenden ſcharfen Geruch; bey weitem ſchärfer als das gute, welches mehr einen geiſtigen ſtärkenden Geruch hatte.

Aber alle dieſe Verſuche erhielten mehrern Nachdruck durch einige chemiſche, welche er mit dem Mutterkorne vornahm. Er brachte eine Quantität Mutterkorn von 4 Loth in eine Retorte, gab ein gelindes wärmendes Feuer, und ſchon bey dieſem zeigte ſich ein ſäuerliches und ſauer riechendes Pflegma an ¼ Loth, welches ausſchwitzte; bey verſtärktem Feuer zeigte ſich ein etwas gelbröthlicher ſehr ſaurer Geiſt von 3 Drachmen, bey anhaltendem verſtärkten Feuer floß ein empyrevmatiſches Oehl, jedoch in geringer Maſſe, worauf endlich, nachdem das Feuer bis zum Glühen der Retorte verſtärkt ward, ein gelbliches ſchnell gerinnendes Wachsöhl an Maſſe 1½ Drachmen, und zuletzt ein ſchweres braunes ſtehendes und ſtinkendes Oehl von ½ Unze erfolgte.

Herr Hofrath Model, der das Mutterkorn gleichfalls chemiſch unterſuchte, nahm 8 Loth Mutterkorn und 8 Loth gutes; that jedes in eine beſondere gläſerne Retorte, und legte es in einen verbeſſerten Becheriſchen Ofen, beyde bekamen einerley Hitze. Er fing mit gelindem Feuer an; ſobald die Retorte erwärmt war, ſchwitzte aus dem guten Korne ein reines Phlegma an Gewicht ʒiijß; vom Mutterkorne war es ungleich weniger und ſchmeckte ſchon etwas ſäuerlich, wog in allem ½ Loth oder ʒij und einige Gran. Hierauf folgte bey dem guten Korne ein gelbröthlich ſaurer ſogenannter Spiritus,

der aber bey dem Mutterkorn erſt mit verſtärk=tem Feuer erfolgte, dahingegen bey dem guten Korne ſchon das empyreumatiſche Oehl deſtillirte. Der ſaure Liquor von gutem Korne wog ℥jxß, der vom Mutterkorne war ungleich ſaurer und viel concentrirter, wog aber nur ℥vj. Hierauf wurde das Feuer verſtärkt, und ſo ging von gu=tem Korne ein flüſſiges empyreumatiſches Oehl, das auch nach der Erkaltung ſeine Flüſſigkeit be=hielt, an Gewicht ℥ijß, über. Hingegen ging bey eben dem Grade des Feuers aus dem Mut=terkorn ſehr wenig empyreumatiſches Oehl über, nachdem aber das Feuer faſt bis zum Glühen der Retorte vermehrt worden, ſo kam erſtlich ein etwas gelbes, jedoch wie Wachsöhl gleich gerin=nendes Oehl, dann folgte noch eine Unze brau=nes und wie Unſchlitt geſtehendes ſtinkendes Oehl. Der Aufguß auf Mutterkorn färbt ſich röthlich, und die Röthe nimmt durch Zuſatz von alkali=ſchen Salzen ſehr zu; hingegen der Aufguß auf gutes Korn färbt ſich gelblich. Das Mutterkorn iſt übrigens ohne eigentliche Hülſe, hat aber den Balg, darin es ſitzt.

Wir wollen nun aus dieſen Rößigſchen und durch die von Hrn. Model gemachten be=ſtätigten Beobachtungen und aus der Verglei=chung derſelben die Natur des Mutterkorns nä=her kennen lernen. Das Mutterkorn ſchwitzt ſchon bey gelindem Feuer gleich anfangs ein ſäu=erliches Phlegma aus. Da hingegen nach Hrn. Model's Beobachtungen aus dem reinen und guten Korne ein bloß reines nicht ſäuerliches Phlegma ſchwitzt, an Gewicht ℥ijß; das Mut=terkorn gibt ungleich weniger, aber ein ſäuerli=ches Phlegma; daß das gute Korn mehr Phlegma gibt, rührt wahrſcheinlich daher, weil hier nicht

der

der Feuergrad nöthig iſt, der bey dem Mutterkorn zu ſeiner Entbindung erfordert wird, und alſo bey dem Mutterkorn durch das heftige Feuer vielleicht mehr verfliegt, und der Rückſtand concentriter erſcheint. Bey verſtärktem Feuer zeigt ſich bey dem Mutterkorne ein etwas gelbröthlicher ſaurer Geiſt; da hingegen dieſes nach des Herrn Model's Verſuche bey dem guten Korne ſchon ehe noch Feuerverſtärkung geſchiehet, erfolgte. Bey dem guten Korne aber bey verſtärktem Feuer geht ſogleich ein empyreumatiſches Oehl über, welches bey dem Mutterkorn ſich erſt bey anhaltendem verſtärkten Feuer zeigt; bey weitem aber nicht in der Quantität wie bey dem guten Korne, worauf endlich bey dem Glühen der Retorte ein gelbliches ſogleich gerinnendes und ſodann ein ſchweres braunes ſtehendes ſtinkendes Oehl erfolgte; bey gutem Korne hingegen behält das reine empyreumatiſche Oehl nach der Erkaltung ſeine Flüſſigkeit.

Wir ſehen aus dieſem Verſuche mit dem Mutterkorne, daß ſich erſtlich eine ſtarke Säure darin findet, daß dieſe Säure ungleich ſtärker und genauer verbunden und concentrirter iſt, als bey dem reinen; daß ſie ſich ſchwerer entbinde bey dem Mutterkorne als bey dem reinen, weil ſie bey dem letztern ſchon bey dem bloß erwärmenden Feuer, hingegen bey dem Mutterkorne erſt bey verſtärktem Feuer ging, und daher mag es auch wohl kommen, daß ſie nicht ganz in ſolcher Quantität erſcheint wie bey dem reinen. Wir finden ferner bey dem reinen Korne nach Herr Model's Erfahrung ein flüſſiges empyreumatiſches Oehl, das nach dem Erkalten ſeine Flüſſigkeit behält. Es fließt bey dem guten Korn bey bloß verſtärktem Feuer, bey dem Mutterkorn

floß

floß es nicht gleich im Anfange des verſtärkten Feuers, ſondern erſt nach einiger Zeit bey anhaltender Verſtärkung, welches ebenfalls ein ſchweres Steigen dieſes Oehls und eine ſchwerere Entbindung anzeigt; aber eben daher kommt es vielleicht auch, daß es in geringerer Quantität entbunden wird als bey dem guten Korne, und ein noch ſtärkerer Feuergrad nöthig iſt, um das übrige ſehr ſchwere fließende gelbe ſogleich gerinnende, und zuletzt das braune conſiſtente und ſtinkende Oehl zu bekommen. Wir finden hier alſo die mehreſten öhligen Theile des Mutterkorns verdorben.

Rößig hat zu dieſem Endzwecke noch einige Verſuche mit dem Mutterkorn in der Gerſte vorgenommen, da ſich ſolches zu der Zeit auch ſehr häufig fand, und zwar unter eben den Umſtänden, welche oben bey dem Mutterkorne im Rocken angegeben. Das Mutterkorn in der Gerſte zeigt ſich ebenfalls in der oben beſtimmten Farbe, oft aber auch bloß dunkelbraun ins Violett übergehend, oder auch mit violetten Flecken, oft auch braunröthlich. Der Unterſchied der verſchiedenen Farben ſcheint Herrn Profeſſ. Rößig bey dem Mutterkorn in der Gerſte ſowohl als im Rocken in dem Grade der Reife zu liegen. Er fand die kleinen Mutterkörner immer mehr violett, blaſſer, braunröthlich, und je größer ſie waren, deſto dunkler erſchienen ſie. Er glaubt dieſes deswegen, weil ſie inwendig von außen hinein bläulich ſahen; und daher je mehr die äußere Oberfläche austrocknet, deſto dunkler werden ſie, wird dieſes Austrocknen ſchnell auf einmahl bewirkt, ſo entſtehen auch kleine Körner von dunkler Farbe. Er hat dieſes auch bey dem Rocken bemerkt, und die Beyſpiele davon in ſeinem

nem kleinen ökonomiſchen Kabinette aufgehoben. Er machte Waſſeraufgüſſe; die Muttergerſte färbt das Waſſer ſehr ſchön röthlich, meiſt gleich nach einigen Stunden; ſo goß er z. B. um 1 Uhr Mittags auf, und nach 4 Uhr wär ſchon das Waſſer etwas röthlich gefärbt, es erſchien allmählig eine helle Röthe, wie das blaſſe Morgenroth. Dieſe Röthe trübt ſich allmählig, und am andern Tage fängt ſchon der faulende Geruch an, der Aufguß ward immer trüber, doch hat er bey ihm keine Zähigkeit bemerkt. Nach mehr als 14 Tagen fand er das Mutterkorn der Gerſte immer noch nicht aufgelöſet, obſchon zum Zerſchneiden geweicht; bey dem einen fand er dieſe Beſchaffenheit nach 8 Tagen. Er konnte es in dieſem Zuſtande nicht zerreiben, und fand nicht ſo viel Sprödes. Hierin zeigt ſich alſo einiger Unterſchied zwiſchen Rocken und Gerſte; bey dem Zerſchneiden ſahen dieſe Mutterkörner der Gerſte inwendig röthlich, welches nach innen zu ſich immer mehr ins Blaſſe verlor; doch hat er bemerkt, daß je dunkler die Farbe der äußern Theile war, deſto eher nahm die röthliche innere Farbe ab und ward ſchmutzig weißlich.

Rößig hat, ungeachtet er ein gutes Handmikroſkop zu Hülfe nahm, keinen Keim daran entdeckt, außer in dem einen eine kleine flache Vertiefung, derjenigen gleich, wo im geſunden Korne der Keim liegt. Aber ſonſt fand er auch nicht die mindeſte Spur von Inſect oder Inſecten-Wohnung, ungeachtet er ſehr viele ganz friſche, nicht einmahl ganz gehärtete, als auch völlig gehärtete geöffnet.

Aber wie entſteht das Mutterkorn? Was iſt die eigentliche Urſache deſſelben? Es wird aus den angeführten Beobachtungen und Thatſachen

ſehr

ſehr wahrſcheinlich, daß Ueberfluß der Näſſe und ein zufällig veranlaßter zu ſtarker Zufluß derſelben nach einzelnen Theilen der Aehre oder eines einzelnen Korns, und die Anhäufung derſelben darin die Veranlaſſung zu dem Verderben ſey. Um dieſes ſo viel es möglich iſt zu beſtimmen und zu zeigen, müſſen wir die Theile des Mehls welche auch die Theile der Maſſe ſind, woraus das Mehl zunächſt entſtehet, kennen. Die wichtigſten Unterſuchungen über das Mehl und die mehligen Same haben Beccari *), Rouelle, Keſſelmeier **), Baume, Malouin, Parmentier, Pelloutier de la Salle, zum Theil auch Zückert angeſtellt, wie es ſchon im Art. Mehl, Th. 87, S. 348 fl. gezeigt worden iſt. Nach den Beobachtungen dieſer und anderer Gelehrten beſteht das Mehl vorzüglich aus 3 Beſtandtheilen, nähmlich dem Stärkemehl, einem Leime und einer ſchleimig zuckerigen Materie. Von dieſen drey Beſtandtheilen ſind der erſte und der zweyte wahrſcheinlich ganz unſchuldig bey der Entſtehung des Mutterkorns, unter andern darum, weil man beym Weitzen, der dieſe Theile in vorzüglicher Menge enthält, kein Mutterkorn findet.

Es bleibt alſo nichts übrig, als daß die Veranlaſſung zu den Entſtehen des Mutterkorns in der ſchleimigen zuckerartigen Materie des Mehls liegt. Hierauf kam Rößig durch einen Verſuch des Hrn. Pelloutier. Nähmlich um zu erfahren, was die Subſtanz im Mehle ſey, welche

*) In den Abhandlungen des Bologneſer Inſtitus, die unter dem Titel commentarii Bononienſes erſchienen, T. I. P. I. p. 122.

**) Keſſelmayer diſſ. de quorundam vegetabilium principio nutriente 1759. 8.

welche dieſe ſaure Gährung in dem Spülwaſſer womit das Mehl ausgewaſchen iſt, veranlaßt, ließ er eine genugſame Menge Spülwaſſer bey einer gelinden Wärme abrauchen, nachdem ſelbiges ſeinen Bodenſatz gemacht, ehe es anfing ſauer zu werden. Es bleibt eine braune, gelbe, zähe, leimichte, pechartige Materie, von einem ſehr ſchwachen zuckerartigen Geſchmacke zurück. Dieſes iſt diejenige, welche Herr Pelloutier die ſchleimige zuckerartige (Mucoſo Sucrée) nennt. Da nun dieſes der einzige Rückſtand war, das eigentlich ganz reine Stärkmehl aber ſo wenig als der Leim die ſaure Gährung wirkt, ſo iſt ſie mit großer Warſcheinlichkeit das, was die ſaure Gährung veranlaßt; und hiervon beſitzt der Rocken und die Gerſte weit mehr als der Weizen. Hierin liegt daher aller Warſcheinlichkeit nach die Urſache, warum Rocken und Gerſte dem Mutterkorn vorzüglich unterworfen ſind, und warum man es im Weitzen nicht bemerkt.

Rößig fügt zu dieſen noch folgende Erfahrung. Daß das zuckerartige Weſen warſcheinlich die Veranlaſſung ſey, erhellet nach ihm unter andern auch daraus, weil das Mutterkorn anfänglich, wenn es noch milcht, ſüßlich ſchmeckt, und daher häufig von Kindern des Landvolks aufgeſucht wird. Dieſes vermiſcht auch ſich am leichteſten und ſchnellſten mit den Waſſer, nicht ſo ſchnell der leimige und der erdige ſtärkmehlige Theil; es wird dieſes durch den Zutritt von zu viel Waſſertheilen am ſchnellſten und ſtärkſten vergrößert oder durch Verdünnung vermehrt.

Nun iſt noch die Art und Weiſe der Entſtehung ſelbſt zu zeigen und die Phänomene aus dieſer Hypotheſe gehörig zu erklären, übrig. Um es darzuthun, daß der ſchleimig zuckerige Be-

ſtand-

ſtandtheil des Mehls die Veranlaſſung zur Entſtehung des Mutterkorns ſey, müſſen wir erſt die wahrſcheinliche Urſache angeben, welche in oder vielmehr durch dieſen Theil das Mutterkorn bewirkt. Theils aus der Beobachtung, daß das Mutterkorn am häufigſten in naſſen und feuchten Jahren, und auch unter den Umſtänden ſich zeige, wo die Tranſpiration gehindert wird, und alſo die überflüſſige Feuchtigkeit nicht fort kann; theils aber auch aus der Unterſuchung des Mutterkorns ſelbſt erhellet, daß es durch eine ſaure Gährung, welche durch zu vielen Zufluß wäßriger Theile veranlaßt wird, entſtehe.

Denn warum entſtehet es denn vorzüglich in feuchten und naſſen Jahren und nicht auch eben ſo häufig in trocknen? denn daß es ſich vielleicht zuweilen auch in trocknen an einzelen Orten zeigt, das können alsdenn immer die Urſachen bewirken, die hier als allgemein angegeben werden, die alsdenn lokal ſind. Warum entſtehet es ſonderlich an Orten die etwas tief liegen und nicht ſo ſehr an Höhen, außer in ſehr naſſen Jahren auch auf Höhen? Warum deſto häufiger wenn kühle und trübe Witterung, welche meiſt mit einer feuchten Luft begleitet iſt, die nöthige Tranſpiration hindert? Durch dieſe Umſtände wird Ueberfluß wäßriger Theile veranlaßt; daß dieſer eine Gährung ſehr leicht bewirken kann, welche nachtheilig wird, bedarf wohl kaum einer Erinnerung.

Aber noch einleuchtender wird es nach Rößigs Meinung durch folgende Bemerkung. Wenn man Mehl mit vielem Waſſer verdünnt, ſo entſtehet in kurzer Zeit darin eine ſehr merkliche Gährungsbewegung, welche anfänglich eine geiſtige iſt, im Fall die leimige Beſchaffenheit

des Mehls vorher durch diejenigen Vorbereitungen zerſtört worden iſt, die man mit den Körnern vornimmt, wenn man die Abſicht hat einen Körnerwein oder Bier daraus zu brauen. Allein dieſe geiſtige Gährung geht ſo gleich in die ſaure über und von da in den Schimmel, wenn die mehlige Materie alle ihre klebende und leimige Beſchaffenheit beſitzt. Man kann dieſes in dem Leime und der Stärke ſehen, wenn ſie keine ſchnelle Austrocknung durch Wärme, oder eine große Kälte vor dieſer Ereignung ſchützt. Wir wollen dieſes auf den Milchſaft des Getreides anwenden. Wenn dieſer durch zu ſtarken Zufluß wäßriger Theile zu ſehr verdünnt wird, ſo muß nothwendig auch hier eine ſaure Gährung entſtehen, wenn der überflüſſige wäßrige Theil nicht gehörig genug abgeſchieden werden kann, entweder weil ſie in zu großer Menge vorhanden ſind, oder weil die äußere Athmoſphäre dieſes hindert, der ſchleimige zuckerige Theil des Getreides iſt hiezu, wie aus den Verſuchen des Herrn de la Salle bekannt iſt, am leichteſten fähig; und dieſes wird auch beſtätiget durch die Beobachtung, daß es im Rocken und der Gerſte häufiger iſt, als im Weizen, weil die erſten mehr davon enthalten als der Weizen; und auch das Zuckerartige macht ſie ſehr dazu geſchickt, die ſaure Gährung verbreitet ſich nun in den leimigen Theil. Es iſt aus der Chemie bekannt, daß die ſaure Gährung ſich vorzüglich auch durch Vergrößerung des Körpers äußert. Theils durch den zu ſtarken Zufluß wäßriger Theile, theils durch die durch ſie verurſachte ſaure Gährung wird das Korn nun vergrößert, die Hülſe zerſprengt, und der Milchſaft, der gallertartig iſt, (denn vor dieſem Zuſtande des Korns hat Rö-

ßig

ßig keine Spur von Anlagen zu Mutterkorn gefunden,) dringt weiter empor, und nach der Seite, und ſo entſteht das vergrößerte Korn.

Allein hierbey gehen auch wichtige Veränderungen in dieſen Mehlanlagen vor, aus der Zuckerſäure wird eine ſcharfe Säure, dieſe verbreitet ſich durch den leimigen Theil, verbindet ſich feſt mit ihm, und weil dieſer viel Oehl enthält, ſo wird dieſes dadurch ranzig, verdorben und ſchwer zu entbinden. Dieſes lehrt die obige Vergleichung aus den Verſuchen des Hrn. Model's mit gutem und mit Mutterkorn; denn das Phlegma, welches bey dem Erwärmen der Retorte überging, war ſo gleich ſäuerlich bey dem Mutterkorn, bey dem guten nicht; bey dem Mutterkorn wurde der gelbröthlich ſaure Spiritus, der bey dem guten Korne ohne Feuerverſtärkung ging, erſt durch verſtärktes Feuer gewonnen; die Säure war ungleich ſaurer und concentrirt, und daher rührt es auch wahrſcheinlich, daß ſie in geringerer Quantität floß. Bey dem guten Korne deſtillirte bey verſtärktem Feuer ſogleich empyreumatiſches Oehl, allein bey dem Mutterkorn ging ſehr wenig bey anhaltender Feuerverſtärkung, endlich folgte bey dem bis zum Glühen der Retorte vermehrten Feuer ein gelbes Oehl wie Wachsöhl, und endlich ein braunes ſtinkendes. Wir finden alſo hier immer eine ſchwere Entbindung der Theile, ſehr ſcharfe Säure, und ſchwer ſteigende meiſt verdorbene Oehle, und welches noch ein Hauptumſtand iſt, welchen Herr Hofrath Model bemerkt, daß das ſchleimige und mucilagineuſe Weſen, welches im Mutterkorne enthalten iſt, und durch welches die öhlichten Theile auflöslich werden, in dem Mutterkorne ſich zerſtört befindet.

Hierdurch entſteht wahrſcheinlich eine Trennung des Stärkmehls von den leimigen Theilen, und daher mag es kommen, daß das Mutterkorn, wenn es ordentlich ausgewachſen und gleichſam ſeine Reife hat, viel weißes Mehl gibt, nur iſt das Mehl nach der Bemerkung des Herrn Model's mehr einer feinen Mergelerde, wenigſtens dem ſogenannten Bergmehle ähnlich, wahrſcheinlich deswegen, weil es nähmlich ganz von den leimartigen Theilen frey und alſo mehr zerſetzt und ſein Zuſammenhang getrennt worden; auch ging es bey einem Verſuche, wo es allein eingemacht worden, nicht auf. Rößig erkläret ſich dieſes aus der technologiſchen Bereitung der Stärke, wo durch die ſaure Gährung auch das Scheiden der verſchiedenen Theile des Mehls geſchieht. Auch erhellet die mindere Verbindung des ſtärkmehligen und leimigen Theils daraus, weil der Leim, wenn er vollkommen von Stärkmehl befreyt iſt, im Waſſer ziemlich ſchnell in Fäulniß geht, und einen aasartigen Geruch annimmt, dieſer Geruch aber beym Aufgießen auf Mutterkorn auch ſich bald zeigt. Aus dem Verfahren der Stärkemacher iſt es alſo erklärlich, warum das Mehl des Mutterkorns mehr eine weiße feine Erde iſt, die mit der ſehr feinen Kalkerde, die man Bergmehl nennt, oder vielleicht noch mehr eigentliche Aehnlichkeit mit der Stärke und Stärkmehl hat. Die Stärkemacher ſammeln nicht eher das Stärkmehl, bis die Feuchtigkeit, in welcher ſich ſelbiges ſetzen muß, eine ſaure Gährung erlitten hat, die ſogar bis zum Anfange der Fäulniß getrieben wird, und wahrſcheinlich geht durch die ſaure Gährung im Mutterkorne das nähmliche vor.

Aber

Aber woher nun die dunkle, ſchwarz oder braune, immer etwas ins Violett ſpielende Farbe? Auch hier kommt Rößig auf eine ziemlich wahrſcheinliche Muthmaßung durch einen Verſuch des Herrn Pelloutier. Keſſelmeyer und Pelloutier haben Verſuche angeſtellt über die Einwirkung der mineraliſchen Säure auf den Leim und ob ſie ſolchen auflöſen. Keſſelmeyer leugnet das letzte; allein Pelloutier und nach ihm Macquer haben es von drey mineraliſchen Säuren durch Verſuche dargethan. Pelloutier goß Salpeterſäure auf den Leim im Weitzenmehle, und ſie wirkte mit mehrerer Geſchwindigkeit und ſtärkerm Aufbrauſen auf denſelben, als die Vitriol- und Salzſäure. Die Auflöſung durch Salpeterſäure hatte allezeit eine dunkelgelbe Farbe, die mit Vitriolſäure bereitete, eine braune beynahe ſchwarze, die mit der Salzſäure bereitete aber auch eine ſehr braune etwas ins Violett fallende Farbe. Rößig bleibt hier vorzüglich bey dem letzten ſtehen. Es iſt bekannt, daß das Mutterkorn ſowohl bey dem Rocken als Gerſte dunkelbraun auch ſchwarz, endlich jederzeit etwas ins Violett ſpielend ſey; und es hat dieſes letztere um deſto mehr, je weniger es ganz ausgewachſen oder ganz gereift zu ſeyn ſcheint. Die Entſtehung dieſer dunkeln ins Violett ſpielenden Farbe ſcheint alſo folgende zu ſeyn. Indem der Milchſaft des Korns in dem ſchon etwas zähen Zuſtande die Hülſe ſprengt, und nun der freyen Luft ausgeſetzt, fortwächſt, ſo wirkt die Luftſalzſäure auf die leimartige Maſſe dieſes ſchon etwas conſiſtenten Milchſafts, und dadurch entſteht ſehr wahrſcheinlich die dunkle ins Violett ſpielende Farbe. Man ſieht dieſes auch mit daher, weil je weiter es nach innen zu geht, die-

ſes Violette blaſſer wird und ſich allmählig in Weiß verliert.

Warum es vorzüglich bey Rocken und Gerſte ſich finde, und nicht auch bey dem Weitzen, läßt ſich aus dem vorigen leicht beantworten. Die Urſache liegt ſehr wahrſcheinlich darin, weil der beträchtlichſte Theil des Weitzens und gleichſam der Grundtheil deſſelben das weiße ſchleimige Satzmehl, welches unter dem Nahmen Stärk- oder Kraftmehl bekannt iſt, ausmacht; dieſes aber geht nicht in die ſaure Gährung und leidet nichts davon, wenn ſie ſich auch in dem mit ihm verbundenen Theile äußerte; ſodann hat der Weitzen auch einen großen Theil von Leim und am wenigſten von der ſchleimig-zuckerigen Materie, von der wir gezeigt haben, daß ſie mit höchſter Wahrſcheinlichkeit die Gelegenheit zu dieſem Verderben des Milchſafts gibt; hingegen hat Rocken und Gerſte von dieſer letztern weit mehr als der Weitzen, und in ſeinem Verhältniſſe auch ſehr viel Leim und weniger Stärkmehl.

Aber wird man fragen, warum wirkt die überflüſſige Näſſe ſolches nur in einzelnen Theilen der Aehre, warum nur hier und da einige Körner? eine Frage, welche einige Schwierigkeit zu machen ſcheint? aber es iſt die nähmliche Schwierigkeit auch bey dem Inſectenſtich. Warum trift dieſer nur dieſes oder jenes Korn? und ſo tritt ſie bey den übrigen Meinungen allen ein. Es iſt hier bis jetzt keine andere Entſcheidung möglich als folgende: wir finden oft in dem thieriſchen Körper, daß ſich die Säfte irgendwo anhäufen, und daß ſich verdorbene Säfte an einen Ort allein hinziehen; iſt nur einmahl durch zufällige Verletzung eines kleinen Gefäßchens, ein Reitz oder Zug nach irgend einer Gegend entſtanden,

ſtanden, ſo wird dieſer immer vermehrt. So iſt es häufig auch bey den Vegetabilien: je mehr man oft den Baum ſchneidet, deſto ſtärker treibt er an dem Orte des Schnittes, und daher hängt von der Klugheit im Schnitte des Baumes die Richtung des Wachsthums des Baumes ſo ſehr ab. Die Säfte der Pflanzen ziehen ſich nach den zufälligen Verletzungen oder dem zufälligen Aufſpringen der Schale oder des Baſtes. Warum ſoll alſo hier nicht ein gleiches geſchehen können, wenn in feuchten Jahren zu viel Näſſe vorhanden iſt, ſich irgendwo zufällig Pflanzenſäfte mit zu vielen Waſſertheilen verſehen, anhäufen, dadurch die ſaure Gährung an dieſem Orte entſtehet, wodurch die Maſſe von Milchſaft die das Korn bilden ſoll, vergrößert wird, ſo daß die Hülſe zerſprengt wird? dieſe Maſſe von Milchſaft welche ſchon einige Konſiſtenz hat, wächſet nun zwar fort, aber die Verbindung und Ausarbeitung der Theile geht nicht ſo vor ſich, wie es zur Ausbildung eines guten Korns nöthig iſt, und durch den Zutritt der Salzſäure aus der Luft, welche nun unmittelbar auf den conſiſtenten Milchſaft wirkt, entſtehet die dunkelbraune ins Violette ſpielende Farbe.

Die Vermuthung des ſtarken Zufluſſes wäßriger Theile, und die dadurch veranlaßte Anhäufung derſelben an einem Orte erhellet vorzüglich theils daraus, daß man es am häufigſten in feuchten Jahren bemerkt, theils aber auch aus folgender Beobachtung. Rößig hat ſonderlich ſehr viele Beyſpiele gefunden, daß wo 2 auch 3 Mutterkörner an einem Platze zuſammen ſaßen, in einiger Entfernung von denſelben weder unter- noch oberhalb dieſer Mutterkörner, andere Körner waren, ſondern es waren leere und tau-

be Plätze; ein ziemlich warſcheinlicher Grund zu vermuthen, daß der ganze Milchſaft, woraus ſich in dieſen Gegenden Körner hätten bilden ſollen, durch den zu ſtarken Zug, den der zu ſehr verdünnte Milchſaft nach den Orten nahm, wo er durch eine zufällige Verletzung oder Zerſprengen durch Anhäufung und ſaure Gährung hingeleitet wurde, ſich dahin zog.

Doch was hilft, frägt vielleicht mancher, was hilft die Kenntniß der Urſache, durch eine künſtliche Theorie warſcheinlich gemacht? wozu nützt dieſes alles? werde ich dadurch die Mittel finden ſolches zu vermeiden, wenn es wirklich ſchädlich iſt? kann ich daraus ſeine Schädlichkeit oder Unſchädlichkeit erſehen? Ueber beydes iſt noch einiges zu bemerken. Was das erſte betrift ſo müſſen wir uns bey vielen Dingen begnügen, wenn wir nur die Urſachen wiſſen, wenn wir auch ſchon nicht die Mittel kennen, wodurch dieſe Dinge wenn ſie ſchädlich ſind, verhütet werden. Ferner iſt es ja auch beruhigend genug, wenn ich nur die wahre Urſache von etwas weiß, daß mich dieſes Etwas nicht ängſtlicher bekümmere als es die Sache wirklich verdient. Rößig ſagt, er wolle hiermit gar nicht für die Unſchädlichkeit des Mutterkorns entſcheiden; obgleich große Aerzte und andere würdige Gelehrte leugnen, daß die fürchterliche Krankheit, welche man unter dem Nahmen der Kriebelkrankheit kennt, nicht davon herrühre z. B. Linné, der Archiater Bäk, Model, Spielmann, Hanov, und auch Schreber, welcher letztere es öfters ohne nachtheilige Folgen zum Verſuch genoſſen. So wie auch in den letzteren Jahren der Herr Hoffrath Bremer in Berlin verſchiedene Verſuche mit dem Mutterkorn und dem daraus gebackenen

nen Brote an manchen Thieren gemacht hat, ohne die geringſten übeln Zufälle wahrzunehmen. Ja ein anderer Arzt hat ſeinen Bedienten bewogen, zum Verſuche 6 Wochen hindurch ſtatt des gewöhnlichen Brotes Brot aus Mutterkorn zu eſſen, und derſelbe hat ſich nach wie vor vollkommen wohl befunden, *) wiewohl das Brot, welches hier in Berlin daraus gebacken wurde, von etwas widerlichem Geruche und von ſchlechtem ſchleifigen Anſehen war. Aber ſehr viele behaupten auch die Schädlichkeit deſſelben durch Veranlaſſung der Kriebelkrankheit; es gehören darunter vorzüglich Rothenius, Lange, Wolf, Wedel, Waldſchmidt, Tiſſot, wie wohl ſich dieſer nicht ganz gewiß erklärt, und der Verf. eines Aufſatzes in den Denkſchriften der Akademie zu Paris, welcher es vorzüglich von dem friſchen behauptet **). Ingleichen Dodart, Fagon, Noel, Salerne, und mehrere franzöſiſche und deutſche Aerzte. Rößig, ohne mit Beſtimmtheit zu entſcheiden, ſagt am Ende: die ſcharfe Säure die ſich dabey findet, das verdorbene Oehl; das mehr bloß erdartige und der Nahrungskraft beraubte Mehl laſſen uns nichts vortheilhaftes für die Geſundheit vermuthen, obgleich viele Perſonen, und vorzüglich auch der verſtorbene D. Schreber einzele Körner deſſelben ohne Schaden genoſſen, wie wohl ſich von die-

*) S. des Herrn Prof. Schlegel's Diſſertation vom Mutterkorne.

**) In den Memoires v. J. 1748. On aſſure que l'Ergot ne produit ces effets, que quand il eſt nouveau. — Dieſer letzteren Meinung könnte man aus dem Grunde vielleicht beypflichten, weil man in den Ländern, wo man das Getreide, inſonderheit den friſchen Rocken, vor dem Gebrauche zu dörren pflegt, nie etwas von der Kriebelkrankheit hört.

dieſem Beyſpiele einzeler Körner nicht auf Verſuche mit vielen ſchließen läßt; hingegen kenne ich auch Beyſpiele, fügt er hinzu, wo nach dem Genuſſe ein Erbrechen folgte. Bey einigen Thieren hat es nach den Verſuchen zwar keine nachtheilige Wirkung gehabt. Herr de la Hire warf es im J. 1710 den Hühnern vor, und ſie genoſſen es ohne Schaden; anfangs ließen ſie es liegen, allein ſie fraſſen es nachher mit einiger Begierde. Eben dieſe Verſuche machte Herr Model mit den Tauben, warf ihnen Mutterkorn unter Korn und Weitzen gemiſcht vor; anfänglich ließen ſie ſolches auch liegen, vielleicht bloß weil ſie an ſeine Schwärze oder dunkle Farbe nicht gewöhnt waren, nachmahls aber fraßen ſie es auf, und zum zweyten und dritten Mahl noch geſchwinder und begieriger; allein wer kann mit Sicherheit von dieſen Verſuchen auf den Menſchen ſchließen? Die Ziege genießt den Schierling, ohne daß er ihr ſchade, darf ihn deswegen auch der Menſch willkührlich genießen?

Weiter, ſagt Rößig, kann ich als Oekonom nach den ökon. und phyſiſchen, chemiſchen Unterſuchungen nicht gehen; doch fürchte ich noch weit mehr von dem, was ſich in naſſen und feuchten Jahren eben ſo häufig auf den Feldern zeigt, und wofür das gemeine Leben ſchon durch den Nahmen, den es ihm gab, warnte, ich meine den ſogenannten Tollrich (Lolium temulentum. S. Lolch, Th. 80, S. 269.) Ich wünſchte, daß die Aerzte dieſes verdächtige Gewächs unterſuchten, und wünſchte es um deſto mehr, da ich es dieſes Jahr in ſo großer Menge unter dem Getreide gefunden. Schon das gemeine Leben bemerkt, daß gewinnſüchtige Brandweinbrenner es häufig in den Brandwein thun,

wodurch

wodurch dieſer ſehr ſtark werden und ſehr ſchnell berauſchen ſoll. Man hat ferner bemerkt, daß der Genuß vom Brote, worunter dergleichen Körner waren, Betäubung und Krämpfe veranlaßte. Man will dieſes in der Lauſitz bemerken, wo es die Armuth häufig ſammeln und ſich davon Brot bereiten, oder unter das gute Getreide miſchen ſoll. Rößig fügt über dieſen Lolch oder Tollrich noch eine eigene Bemerkung hinzu. Er machte mit der größten Behutſamkeit einen Verſuch mit einem einzigen Korne, welches er ſchnell zweymahl zerbiß, ſogleich aber wieder aus dem Munde nahm, und ſchnell den Mund von dem geſammelten Speichel reinigte. Er bemerkte, ob er es gleich weiter gar nicht im Munde behalten hatte, doch auf eine ganz kurze Zeit einiges Brennen an der Zunge, auf der Seite, wo er das Körnchen zerbiß, welches aber ohne irgend einige weitere Folgen bald verging. Aber noch weit bedenklicher wird dieſes Unkraut durch eine Erfahrung eines Leipziger Arztes, welche er in der Geſellſchaft eines Freundes machte. Er wurde zu einem Kranken gerufen, der in einer völligen Betäubung lag, und plötzlich Krämpfe und Convulſion bekommen hatte. Man wußte keine anderen Urſachen von dieſem ſchnellen Phänomen anzugeben als folgende. Er hatte, um ſich bey heftigem Zahnſchmerz Linderung zu ſchaffen, mehrere Körner von ſolchem Tollrich (Lolium temulentum) auf dem ſchmerzenden Zahne zerbiſſen, und einige Zeit zermalmet, darauf liegen laſſen und im Munde behalten; auf dieſes Unternehmen hatte ſich dieſes Phänomen geäußert, mit vieler Wahrſcheinlichkeit war jenes alſo die nächſte Urſache von dieſem. Hierzu kommt noch das Zeugniß des Königl. Schwe-

diſchen

diſchen Archiater Bäk's, welcher vornehmlich das Lolium temulentum als eine Urſache der Kriebelkrankheit anſchuldiget, und noch ausführlicher hat D. Burghardt in einer vorzüglichen Abhandlung über die Zufälle von dem Genuſſe dieſes Loliums ſolches gezeigt *). Linne macht den Hederich Raphanus Raphaniſtrum ebenfalls verdächtig, welches auch Bäk zugleich beſtätiget. Dieſes Unkraut (L. t.) wird deſto bedenklicher, da es weit ſchwerer von dem Getreide zu ſcheiden iſt als das Mutterkorn, indem das letztere größer iſt, jenes aber die gewöhnliche Größe der Rockenkörner hat.

Frank ſagt im IIIten Bande ſeines Syſtems einer medicin. Polizey, S. 222:

Man hat gezweifelt, ob das Mutterkorn wirklich je an dieſen Krankheiten (der Kriebelkrankheit mit ihrem Gefolge von unglücklichen Zufällen) ſchuld geweſen ſey? — Es wurden vielfältige Beobachtungen angeführet, daß ſolches gar oft ohne allen Nachtheil unter dem Brot geſpeiſet worden. Pallas ſah in der Iſettiſchen Provinz unter der reichen Erndte eine unbeſchreibliche Menge von Mutterzapfen, von deren Genuß unter dem Getreide, er, während ſeinem Winteraufenthalte, nicht die geringſte üble Folge unter den Landleuten beobachtet hat. **) Model hat auch an dem Petersburgiſchen Mutterkorn nichts ſchädliches gefunden. Ein Academiſt, welcher im inneren von Rußland auf Naturentdeckungen reiſete, ſchrieb ihm 1772: daß es in Tſchilaba eine große Menge Mutterkorn gebe, daß aber niemand darauf achte, und daß durch das Dörren und Vermiſchen mit anderem Mehle, der Schaden verſchwinde.***) Auch die Schleswig-Hollſteiniſchen, Hannöriſchen und noch andere Aerzte, haben bey Gelegenheit der Kriebelkrankheit welche 1770, 71, in jenen Gegenden verſchiedentlich bemerkt worden iſt,

*) Satyrae medic. Sileſ. ſpec. 1.
**) Reiſe, II. S. 202.
***) Chymiſche Nebenſtunden, 3. Band.

iſt, erkannt, daß man an ſolchen Orten, wo das Mutterkorn am häufigſten gefunden und genoſſen wird, gar nichts von der Krankheit wiſſe. *) Uden ſchrieb die Haupturſache der Kriebelſucht allein dem Wurmſchleime, dem Mutterkorne aber nur als einer Nebenurſache zu. **) Schlegel und Parmentier, beſonders aber Salerne, haben das Mutterkorn auf das eifrigſte zu entſchuldigen geſucht.

Auch die Königl. Geſellſchaft der Aerzte zu Paris hat dieſer Sache in dieſen letztern Jahren ihre Aufmerkſamkeit gewidmet und dem Abte Teſſier den Auftrag ertheilt, Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Dieſer verfügte ſich im Julius 1777 nach Sologne. Nachdem er den Boden und die Einwohner daſelbſt genau geprüfet, und über alle Umſtände, die das dortige Mutterkorn betreffen, ſich wohl erkundiget hat, beſtättigte er in der Provinz ſelbſt, die von andern hierüber bereits angeſtellten Verſuche. Er gab zwey Enten, einer welſchen Henne und zwey Schweinen zwiſchen anderem Futter, beſtimmte Gaben von Mutterkorn. Sämmtliche Thiere ſtarben bald hiervon. Den Enten und der welſchen Henne lief eine röthliche Jauche durch die Naſenlöcher. Der einen Ente ward die Zunge brandig, und bey den 3 Stücken Geflügel, zeigten ſich beſonders in der Naſenſchleimhaut, Brandſtellen und ein häßlicher Geruch. Es verrieth ſich ein deutlicher Schwindel mit beſonderer Schwäche, und bey der einen Ente eine Lähmung des einen Flügels. Den Schweinen wurden die Ohren, Füße, und der Schweif angegriffen, mit Geſchwulſt und Kälte befallen. Gegen Ende zeigten ſich wirkliche Zückungen. Das älteſte Schwein ward an den Vorderfüßen lahm, die Gelenke geſchwollen und es fielen Löcher hinein. Die Augen entzündeten ſich, das Thier trank viel, die Ohren wurden bleifarbig und ſchwarz, die Füße kalt. Es fielen trockne Stücke Fleiſch ab, und die Knochen des Vorfußes geriethen in einen trocknen Brand, wovon

*) Clem. Tode Mediciniſch-Chirurgiſche Bibliothek I. Band, 1 Stück, S. 156. Und die 1773. zu Koppenhagen gedruckten Berichte und Bedenken die Kriebelkrankheit betreffend.

**) Briefe über Beobachtungen aus der practiſchen Arzneywiſſenſchaft.

wovon ſie leicht abfielen. Das Schwein wankte hin und her, bekam einen Durchbruch und ſtarb. Bey den beyden Enten, hatten ſich alle innere Theile geſund erhalten: in der Henne aber waren mehrere von ſolchen brandigt. Bey den beyden Schweinen war der Magen, das Netz und die Därme zum Theil entzündet *). Eben ſo waren die Verſuche mit Thieren beſchaffen, welche von Salerne und Read immer auch mit tödlichem Erfolge gefüttert hatten **). Ein Abſud von Mutterkorn in Waſſer mit Honig vermiſcht, tödtete in wenig Minuten die Fliegen welche davon verſucht hatten. ***) Wenn andere Verſuche den Thieren weniger tödtlich geweſen ſind, ſo waren die Gaben von Mutterkorn auch nicht ſtark genug und lange nicht ſo beträchtlich, als was ein Einwohner von Sologne in einem Vierteljahre davon genießet, wenn viel gewachſen iſt.

Wider ſolche Verſuche, obſchon das nicht allemahl dem Menſchen ein Gift iſt, was Thiere tödtet, ließ ſich nun ſo viel nicht einwenden.

Daß in vielen Jahren das Mutterkorn ohne erfolgte Kriebelkrankheit von den Landleuten genoſſen werde, beweiſet aufs höchſte: daß das Mutterkorn nicht alljährig, nicht überall, nicht in jedem, auch geringeren Maße, ſchädlich ſey. Hier können Umſtände eintreten, welche gleiche Wirkungen verhindern. Das älter gewordene Mutterkorn verlieret, nach ziemlich allgemeinen Beobachtungen, vieles von ſeiner betäubenden Kraft: und der Landmann, welcher nicht gezwungen wird, ſogleich das neue Korn zu Brot zu machen, wird keine ſo merklichen Zufälle davon empfinden †). Wer nicht meiſtens von bloßem Brote leben muß, ſondern dazwiſchen verſchiedene andere Nahrungsmittel aufzutiſchen hat, der wird durch dieſe die Wirkung des nicht allzu häufigen Mutterkorns erſticken. Daher ſcheint mir der harte Winter von 1709, auf welchen, wegen frühzeitigen Abgangs aller friſchen Nahrungsmittel, eine allgemeine Theuerung erfolgte, das Mutterkorn in ſehr entfernten Gegenden gleich ſchädlich gemacht zu

*) Mém. de la Société Roy. de Méd. Tome II. l. c.
**) Teſſier l. c.
***) Acad. des Sc. T. II. des Savans étrangers.
†) Mém. de l'Acad. des Sc. Année 1740.

zu haben. Die Kriebelkrankheit ſcheint auf dem Lande, ſo wie der Scharbok auf der See, nur alsdann auf ſchlechte Nahrungsmittel zu entſtehen, wenn auf dieſer alle friſche vegetabiliſche Koſt, auf dem Lande aber, wenn außer dem vom Mutterkorn verderbten Brote, keine animaliſche oder geſunde Speiſen genoſſen werden können.

Gewiſſe Sommer, vielleicht die auf ein naſſes, der anfänglichen Erzeugung der Kornzapfen günſtiges Frühjahr folgenden heißen Sommer, können vielleicht das Mutterkorn ſo austrocknen, daß ſein flüchtiges der Geſundheit nachtheiliges Weſen verfliegen muß, u. ſ. w.

Einige Gelehrte, welche den in dieſer wichtigen Sache entſtandenen Widerſpruch angeſtellter Erfahrungen erklären wollten, ſprachen zwar das Mutterkorn für ſich von aller Schädlichkeit los; beſchuldigten aber den Honigthau, der es beſchmitzt hätte, wenn ſolches, wie ſie nicht leugnen, öfters Nachtheil brächte. Das vom Honigthau getroffene Mutterkorn gebe ein ſüßeres Brot: ſiedendes Waſſer, welches man darauf gieße, bekomme oben eine Haut, und rieche übel *).

Allein Bequillet bemerket überhaupt vom Mutterkorne, daß, wenn ſolches 24 Stunden lang in ein warmes Waſſer eingeweicht werde, eine Materie davon gehe, welche auf der Oberfläche des Waſſers in verſchiedenen Farben ſpiele; daß aber das Waſſer ſelbſt ſehr bald in Fäulniß übergehe. **) Und dann, iſt wohl auch der Honigthau wirklich ſo fürchterlich? . . . . Und im Falle, daß er giftartig wäre; wird er nicht durch das anhaltende Regnen nach und nach wieder abgeſpült? . . . Wirklich ſcheint doch dieſes ſüße Weſen, nach den genauen Verſuchen meines geſchickten Freundes, Rieſen, mehr nicht zu ſeyn, als ein Saft, welchen verſchiedene Blattläuſe in Menge von ſich geben, und auch die Ameiſen, als die ewigen Begleiter dieſer Inſecten, durch künſtliches Berühren derſelben, häufiger von ihnen zu gewinnen und zu ihrer Nahrung zu verwen=

*) Lentin, Beobachtung einiger Krankheiten.

**) Diction. Encycloped. Edit. de Geneve, T. XII. p. 926. II. 2.

verwenden wiſſen. *) Auch die Bienen ergötzen ſich an dieſem zuckerartigen Firniß, und man weiß von keinem Schaden, den ſolcher ihnen verurſachte. Eben unſer Herr Hofkammerrath Rieſen, legte einige mit Honigthau reichlich beladene Blätter von einem alten Kirſchbaume ſeinen Bienen vor: ſie machten ſich ſogleich darüber her, und leckten ſie ſauber ab. „Man bemerket, daß die Bienen bey häufigem Honigthaue nicht ſtark, und ſelten ausfliegen und ihre gewöhnliche Munterkeit verlieren. Sie ſcheinen träg und matt zu ſeyn. Man ſucht die Urſache davon, und glaubt ſie im Honigthaue zu finden. Dieſe Vermuthung hat ihren Grund: es kann aber auch nicht anders ſeyn; der Hauptgrund liegt aber in der gewöhnlichen Bienenwartung. Bey einem reichen Honigthaue, der zu Schwetzingen (auf den häufigen Linden des dortigen Hofgartens) gewöhnlich iſt, tragen die arbeitſamen Bienen ihren Stock in kurzer Zeit voll. Der Honigthau dauert fort, und man ſieht die Bienen nichts mehr eintragen. Man gebe aber denſelben größern Raum: wie geſchwind wird ſich ihre Trägheit in Fleiß verwandeln? Man ſollte glauben es wäre ein neues Volk. Ich gebe durch Unterſätze meinen Bienen hinlänglichen Raum, und ſie bleiben in ihrem Fleiße ungeſtört. Krankheiten verurſachet der Honigthau den Bienen auch nicht, obſchon ſie den ganzen Tag auf den Linden liegen. Seit vielen Jahren geben ſie kein Zeichen einer Krankheit: da doch der Honigthau ihnen den größten Theil der Nahrung verſchaffen muß.“ **) Ich will eben hier nicht beſtimmen, daß aller Honigthau, ſo wahrſcheinlich es doch iſt, von Blattläuſen komme: aber die Erfahrung, daß oft ein Acker von jenem verſchont bleibe, wenn der andere ſehr vielen Honigthau aufzuweiſen hat: und daß eben nur die Kornzapfen, nicht aber die auf der nähmlichen Aehre wachſenden geſunden Körner, oder die benachbarten Halmen davon beſchmitzt werden, ſcheint doch eine wirklich

*) Bemerkungen der phyſicaliſch-ökonomiſchen und Bienengeſellſchaft zu Lautern, vom Jahre 1769, S. 147, 199. Von dieſen Vorſtellungen iſt man in den letzteren Jahren bekanntlich zurück gekommen. S. die Art. Mehlthau und Honigthau.

**) l. c. S. 265.

wirklich weniger allgemeine Urſache, als einen in der Luft ſchwebenden Thau, von deſſen Herkunft wir gerade nichts wiſſen, anzugeben. Und dann fiele vielleicht vieles von dem Verdacht hinweg, welchen wir immer um ſo lieber von einer Sache hegen, je ſpeciöſer ſie uns ſcheint.

Iſt aber dieſes, ſo bleibt, aller der einzelen Erfahrungen ungeachtet, daß in gewiſſen Jahren das Mutterkorn unſchädlich geweſen ſey, unſtreitig wahr: daß ſolches nicht ſelten eine giftartige Wirkung äußere. Daher ſagt Baumer: „Das Mutterkorn in geringerer Menge mit Korn oder Gerſte vermiſcht, kann zwar kein großes Nachtheil verurſachen: allein in größerem Maße, als der vierte, dritte, oder halbe Theil (ſo wie in den ſehr naſſen Jahren von 1770, 1771, an einigen Orten, von Heſſen Darmſtadt beſonders in friſch angebauten Aeckern geſchehen iſt) hat das Mutterkorn wirklich die Kriebelkrankheit, als ein epidemiſches krampfartiges Uebel erzeugt: welches langſam entſtand, lange anhielt, und nur unter Veränderung der Nahrungsmittel bezwungen werden konnte. *) Der Polizey iſt mit dieſem ſchon genug, und ſie hat ſich nur wenig darum zu bekümmern, ob es der Honigthau ſey, oder das Mutterkorn, woran jener ſich anhängen ſolle, welche zuweilen dem Landvolke die bemerkten ſo oft tödtlichen Zufälle zuziehen. Der bloße Verdacht berechtiget ſchon, einen ſolchen Auswuchs, wenn er häufig iſt, überall aus der Klaſſe der Speiſen zu verbannen: beſonders da man weiß, daß das Mehl von Mutterkorn keine Nahrung giebt. Le Sage hat bey der genaueſten Prüfung in dem Kornzapfenmehle den Leim nicht gefunden, welcher eigentlich in anderem Mehle der nährende Grundſtoff iſt. **) Es giebt vielmehr einen ſcharfen Kleiſter, der von dem Magen äußerſt ſchwer verdauet wird, in ein halb ätzendes Weſen übergeht, und durch ſeinen beſonderen Reiz auf die Nerven des Unterleibes, wie in der Kolik von Devonshir der mit Blei verdorbene

*) De Politia Medica, §. 61. p. 53. 54. Man ſehe auch Nebel's Abhandl. von der Schädlichkeit des Mutterkorns, welche Herr Prof. Baldinger in das Deutſche überſetzt hat.

**) Gött. gel. Anz. 1777, Zugabe, 31. Stück.

dorbene Cyder, *) in entfernten Gegenden des Körpers Zufälle erreget, wie ſolche die große Gemeinſchaft der Nerven erwarten läßt.

Was hat man nun zu thun, um dem Entſtehen des Mutterkorns ſo viel möglich vorzubeugen, und ſeine etwanigen ſchädlichen Folgen zu verhüten? Rößig ſagt: 1) Man halte in feuchten Jahren den Waſſerlauf in den Feldern gehörig offen, dadurch wird in den feuchten Jahren der Waſſerabzug von den Feldern befördert und die zu große Feuchtigkeit von unten vermindert. Unſere Väter ſorgten nicht ohne Grund ſo eifrig für den Waſſerlauf. 2) Man verhüte alle Vertiefungen auf den Feldern, weil ſich daſelbſt das Waſſer und die Feuchtigkeit mehr ſammelt und länger hält. 3) Man ſähe überhaupt nicht ſo dicht, welches ſowohl im Ganzen genommen nichts nützt, als auch in feuchten Jahren beſonders nachtheilig wird, indem von dem Zudickſäen, ſo wie von dem Ueberdüngen das ſogenannte Lagergetreide entſteht, wo alsdann die gehörige Ausdünſtung der Pflanzen gehindert, und dadurch viele Feuchtigkeit, welche auch hierdurch nachtheilig werden kann, aufgehalten wird. Endlich kann 4) auch Reinheit des Ackers vielleicht einiges zur Vermeidung des Mutterkorns beytragen, beſonders wenn die Unkräuter dadurch vermieden werden, welche das Getreide niederziehen und ſich hierin verwickeln, und oft faſt ganz überwachſen. — Den Acker mit Kalk zu düngen, um dadurch das Mutterkorn zu verhüten, hat nach verſchiedenen Erfahrungen dieſen Erfolg nicht gehabt. Es hat ſich doch eben ſo viel Mutterkorn eingeſtellt wie ſonſt. S. Lichtenberg's Magazin. III, 4 St. S. 207.

Von

*) Lentin, l. c.

Von dieſen Mitteln iſt indeſſen der Wahrſcheinlichkeit nach, wie es Rößig ſelbſt meint, nicht alles zu erwarten, wir müſſen alſo noch zu andern unſere Zuflucht nehmen. Da ein vorzüglich wirkſames Mittel das Reinigen des Getreides von dieſem Unrathe iſt, ſo ſchlägt er Reinigungsmaſchinen oder Siebe vor, welche das Mutterkorn von dem guten abſondern; viel ſchwerer würde dieſes aber auszuführen ſeyn mit dem Lolium, welches ziemlich die Größe des gewöhnlichen Korns hat, nur iſt es nicht ſo lang und etwas dicker.

In jedem großen Dorfe und jeder Stadt müßte bey dem Richter eine Fege vorhanden ſeyn, um davon beſonders in den Zeiten, wenn man nachtheilige Einflüſſe von den ſchädlichen Beymiſchungen des Getreides bemerkt, Gebrauch zu machen; bey kleinen nahe beyſammen gelegenen Dörfern wäre eine für drey oder vier hinreichend. In keine Stadt würde alsdann Getreide, das nicht mit einem Reinigungsſchein geſichert wäre, eingelaſſen, ohne vorher in der Thorſtube, oder wenn es da die Umſtände nicht erlauben, in einem öffentlichen Stadtgebäude gereiniget worden zu ſeyn. Eben ſo könnte man dieſe Anſtalten für die Mühle treffen, ſo daß hier kein Scheffel Getreide, ohne die gehörigen Reinigungsſcheine, die von dem Richter oder der Obrigkeit jedes Orts bey der Reinigung ausgeſtellt würden, zum Mahlen angenommen werden dürfte. Zu dem Behufe würde der Müller ausdrücklich dazu verpflichtet. Dieſes müßte bey dem Mehle dem Bäcker der Müller nach dem Mahlen auch atteſtiren, daß er es nach dem Scheine als rein überkommen, und hiermit der Bäcker das Mehl, welches er einführt, unter den

Thoren belegen; wer aber ſich unterfinge, ungereinigtes Getreide zu verkaufen, würde nachdrücklich beſtraft *). Und weil man bemerkt, daß der Genuß des warmen Brotes, worunter dergleichen Mehl gekommen, vorzüglich ſchädlich und auszeichnend gefährlich iſt, ſo ſcheinen gegen dieſen Umſtand folgende Mittel die dienlichſten.

Die Bäcker müſſen verpflichtet und angehalten werden, bey Strafe kein warmes Brod noch anderes Gebäcke warm verabfolgen zu laſſen; es müßte auf dem Lande zu dem Behufe, wie es auch nach einer wohl eingerichteten Polizey zur Verhütung der Feuersgefahr (und zur Erſparung des Holzes) ohnehin zu veranſtalten iſt, nur in den Gemeinden-Backöfen gebacken werden, und aus dieſen nichts eher, als nach dem Erkalten des Gebäckes verabfolgt, oder in demſelben angeſchnitten werden; die Aeltern oder ſonſt jemand, wer es dennoch thäte, und ihren Kindern oder Geſinde, oder andern Perſonen warmes Brot in ſolchen Jahren, wo vorher viel ſolches Unkraut geweſen, gäbe, wird, wenn es herauskommt, geſtraft. Den Landgeiſtlichen müßte es auferlegt werden, bey dem Gottesdienſte die Schädlichkeit dieſes Umſtandes anzuzeigen, davor zu warnen, und die Geſetze deshalb deutlich vorzutragen und zu erklären; zu einem gleichen müßte der Schulmeiſter auf dem Lande angehalten werden, um vor dem nachtheiligen Genuß ſolches Gebäckes die Kinder von der früheſten Jugend an auch zu warnen, und ſie gegen dergleichen Dinge behutſam zu machen.

In

*) In Churſachſen ward ſchon 1768. durch ein Generale dafür geſorgt, und auch wieder in dem Jahr 1785. in Leipzig durch eine Verordnung des Raths

In Anſehung des Ausſäens hat man nichts von dem Mutterkorn zu befürchten, da der Keim darin zerſtört iſt, und ſolches alſo nicht aufgehen kann.

Was die Abſonderung des Mutterkorns von dem Getreide insbeſondere betrifft, ſo iſt dieſe um deſto leichter, je mehr das Mutterkorn ſehr leicht ausfällt, und vieles theils ſchon bey dem Einfahren verlohren geht, theils aber auch bey dem Aufpanſen und bey dem Anfange des Dreſchens ausfällt, theils aber kann es auch wegen ſeiner Größe von dem übrigen Korne durch ein Sieb, wo das gute Korn durchfällt, leicht geſchieden werden.

Noch einige weitere literäriſche Nachweiſungen über das Mutterkorn.

Mund's landwirthſchaftliches Magazin. 1788. IV. Quart. S. 145. 2ter Jahrg. 2 St. S. 188.
Abhandlungen der Petersburger Geſellſchaft. Th. V. S. 14.
Hannöv. Magazin. 1764. 1770. 1771.
Gift und Gegengift. S. 32.
Wittenberg. Wochenblatt. 1769. 1770. 1778. S. 249. 1784. S. 250. 1785.
Neuer Schauplatz der Natur. III. B. S. 354.
Die Hausmutter. II. S. 277.
Berner Abhandlungen 1760. I. S. 123.
Wien. Abhandlungen. I. S. 629.
Diätetiſches Wochenbl. 1781. S. 60.
Nachrichten für den Nahrungsſtand, 1783. S. 86. 149.
Tiſſot's Schriften. V. S. 591.
Der Sammler. I. Jahrg. S. 358.
Journal von und für Deutſchland. 1785. 9 St. S. 202.
Pyl's neues Magazin. II. B. 3. St. S. 98.
Goeze's nützliches Allerley. V. S. 82.
Weimar. Magazin. 1787. S. 452. 818.
Oekonom. Portefeuille. I. S. 167.
v. Crell's chemiſche Annalen. 1789. IV. St. S. 366.

Zückert von Nahrungsmitteln. S. 98—107. Auch handelt derſelbe in den Pflanzenſpeiſen davon.
Braunſchweigſche gelehrte Beyträge. 1770 1771.
Kerſting's an Thieren angeſtellte Verſuche mit dem Mutterkorn; ſ. Baldinger's N. Magazin XIV. B. 5 S. 378. — IX. B. 1 St. S. 44 handelt von den mediciniſchen Kräften des Mutterkorns, worüber ſich nach den neueſten Verſuchen aber nichts mit Sicherheit hat ausmitteln laſſen.
Leonhardi's Landwirthſchaftskunde I. S. 222.
Scherf's Beyträge zum Archiv ꝛc. I. S. 119. enthält die churſächſiſche Verordnung, die Verhütung der Gefahren vom Genuſſe des Mutterkorns betreffend, vom 14ten Sept. 1785.
Piepenbring Archiv der Landwirthſchaft I B. I St. S. 1.
Hermes, über Entſtehung des Mutterkorns im Rocken; in den Neuen Schriften der Berliner Geſellſchaft Naturforſchender Freunde. I. S. 244

Mutterkrampf, die krampfartige Zuſammenziehung des Muttermundes in der Geburt. Andere belegen die ſogenannten **wilden Wehen** mit dieſem Nahmen, und im gemeinen Leben werden oft alle hyſteriſchen krampfartigen Zufälle ein **Mutterkrampf** genannt. S. **Mutterbeſchwerde**.

Mutterkrankheit, ſ. **Mutterbeſchwerde**.

Mutterkranz, **Mutterring**, **Mutterhalter**, Suppoſitorium uterinum, Franz. Suppoſitoire uterin, iſt ein aus verſchiedenen Materien, als Gold, Silber, Elfenbein, Draht, Holz, Schwamm, Horn, Haaren, Sohlenleder, Leinwand, Kork oder Fiſchbein ꝛc. verfertigter, und zuweilen mit Wachs oder Firniß überzogener Körper, deſſen man ſich beym Vorfall der Gebärmutter, bey der Umbeugung derſelben, beym Vorfall oder bey einer widernatürlichen Verengerung der Mutterſcheide, und auch beym Vorfall des Maſtdarms bedient. Einige empfehlen auch Mutterkränze

zum Zuſammendrücken der Harnröhre bey einem unwillkürlichen von Schwäche entſtandenen Harntröpfeln, ingleichen bey Verſtopfung der Monathsreinigung, beſonders wenn ſie zu lange ausbleibt, und bey unvorſichtig unterdrücktem weißen Fluß, um durch den Reiz des Mutterkranzes die Ausflüſſe wieder herzuſtellen.

Man giebt den Mutterkränzen, wie es Bernſtein in ſeinem practiſchen Handbuche für Wundärzte beſchreibt, verſchiedene Geſtalten, und jede hat ihren beſondern Nutzen. Sie werden eingetheilt in geſtielte und nicht geſtielte, und auch in biegſame und unbiegſame. Wenn ein Mutterkranz der Abſicht entſprechen ſoll, ſo muß er in Rückſicht auf die Bildung und Größe des Beckens, damit in gehörigem Verhältniß ſtehen. Er muß der Näſſe und Wärme widerſtehen, und eine etwas rauhe Oberfläche haben, ohne eben dadurch beträchtlichen Reiz zu verurſachen. Durch ſeinen nöthigen Druck darf er den natürlichen Ausleerungen, durch den Maſtdarm und die Harnblaſe, den Weg nicht verſperren. Seine Oeffnung muß immer kleiner ſeyn, als der Muttermund, damit ſich der Scheidentheil der Gebärmutter nicht in dieſelbe hineinſenkt, weil er ſonſt leicht eingeklemmt, und dadurch die Menſtruation nicht nur, ſondern auch das Herausnehmen des Mutterkranzes ſelbſt verhindert wird. Auch hat man bey der Auswahl eines Mutterkranzes zu erwägen, ſeit wann und wie der Vorfall entſtanden, und ob derſelbe beträchtlich ſey oder nicht; ob die Kranke alt oder jung, ledig oder verheirathet, übrigens geſund, oder vielleicht noch außerdem mit Huſten, Verſtopfungen, und allerhand hyſteriſchen Zufällen geplagt ſey.

Das einfachſte, was die Eigenſchaft eines Mutterkranzes einigermaßen hat, und bey einem noch neuen Vorfalle der Scheide dienlich ſeyn kann, iſt ein Pfropf von Leinwand, Flachs, Hanf, nach Stöller *) von Herb. equiſeti mit Leinwand überzogen, den man nach Maßgabe der Weite und Tiefe der Scheide bildet, und mit einem Bindfaden an dem untern Ende zum Herausziehen verſieht. Man nennt dergleichen Körper **Mutterzapfen** oder **Walzer**, und dieſe werden ſowohl als Erweiterungsmittel bey widernatürlichen Verengerungen der Mutterſcheide gebraucht, als auch, wenn man Heilmittel in die Mutterſcheide und an den Muttermund bringen will. Letzteres geſchieht z. B. bey Blutungen und Geſchwüren der Mutterſcheide, beym weißen Fluß, ben unterdrückter Menſtruation; gegenwärtig werden ſie, unter dem Nahmen Tampons, zur Stillung der Blutflüſſe bey Wöchnerinnen von einigen empfohlen. Wenn dergleichen Pfropfe die Stelle eines Mutterkranzes vertreten ſollen, kann man ſie mit ſtärkenden Mitteln befeuchten.

Andere empfehlen ein Stück eines aufgeblaſenen Darms in die Mutterſcheide zu bringen, welches aber nur im Nothfalle bey einem Vorfall der Scheide die Stelle eines Mutterkranzes vertreten kann. — Auch kann ein Stück weicher Waſchſchwamm, von gehöriger Geſtalt und Größe, als Mutterkranz, beſonders beym Vorfall der Scheide bey Schwangern, gebraucht werden. Nach Chopart wird ein zylindriſches Stück Schwamm, ſtark zuſammengepreßt in feines

*) Beobachtungen und Erfahrungen aus der innern Heilkunde ꝛc. Gotha, 1777. 8. pag. 27.

nes Zeug eingenähet. Nach Bell wird ein Stück Preßſchwamm mit einem kleinen Beutel von weicher, gewächſter Leinwand überzogen.

Bey dem Gebrauche des Schwammes kann man bey friſchen Vorfällen ſogleich eine Radikalkur mit berückſichtigen, wenn man ihn mit ſtärkenden und zuſammenziehenden Flüſſigkeiten befeuchtet. Hiezu dienen: Spiritus vini camphorat. und ein Infuſum chinae zu gleichen Theilen, oder ein Infuſum cort. querc. cort. granator. und flor. roſar. rubr. mit ein wenig Aq. calcis oder aluminis, oder aus einer Alaunſolution allein. Nur iſt dabey zu erwägen: daß während der Menſtruation zuſammenziehende Mittel nicht ſtatt finden; daß das Herausnehmen und Einbringen täglich zweymahl, wenigſtens Einmahl geſchehen muß; daß bey deſſen Gebrauch die Geneſung ſehr langſam erfolgt, und auch wenig Weibsperſonen die öftere Application deſſelben verſtatten; und daß endlich der Schwamm bey Armen, die ſich nicht abwarten können, oder ſchwere Arbeit verrichten müſſen, zumahl wenn der Vorfall alt und groß iſt, zuweilen nichts leiſtet, und man daher genöthigt iſt, einen andern Mutterkranz anzuwenden.

Gegenwärtig ſind zirkelrunde, eiförmige und kugelförmige am häufigſten im Gebrauch. Die zirkelrunden wurden ſchon von Smellie, neuerlich auch von Hrn. Starke und Hrn. Hunold ſehr empfohlen, weil ſie nicht nur leicht einzulegen, ſondern auch mit der Beckenhöhle mehr einſtimmen, bequem zu tragen, und nicht ſo leicht, wie die eyförmigen, herausfallen. Andere, unter andern Hr. Calliſen, machen hingegen den Vorwurf, daß ſie den freien Abgang des Harns und des Koths oft hindern. Jedoch können ſie

bey einer einfachen Senkung der Gebärmutter, bey einer örtlichen Schwäche der Scheide, und bey dem Unvermögen den Harn zu halten, mit Nutzen angewendet werden.

Hr. Starke läßt aus Birnbaum- oder aus einem andern feſten Holze Ringe von verſchiedner Größe, von 2 bis 3 Zoll im Durchmeſſer, als die gangbarſten, den Kreis aber 4 bis 5 Linien breit, und 3 bis 4 Linien dick vom Drechsler drehen; bindet daran einen Faden, ſenkt ihn in zerfloſſenes Wachs, zieht ihn ſchnell wieder heraus, läßt es erkalten, und ſo fährt man 3 bis 4 mahl fort, wo er genug mit Wachs überzogen iſt, ſchneidet den Faden ab, und macht ihn auf der Stelle, wo der Faden geſeſſen hat, glatt. — Da andere glauben, daß der untere Abſchnitt der Gebärmutter ſich in die weite Oeffnung dergleichen Mutterkränze einſenke und einklemme, ſo halten ſie die **tellerförmigen Mutterkränze**, welche in der Mitte eine kleine Oeffnung haben, für etwas beſſer. Sie werden aus allerhand fremden Holzarten, z. B. Mahagoniholz, verfertiget, erhalten aber dadurch eine ſehr glatte Oberfläche, und fallen demnach leicht aus der Mutterſcheide wieder heraus.

Eine andere Art von Mutterkränzen machen die **eyrunden** aus, welche am beſten von Kork verfertiget werden. Dies ſind die eigentlichen **Levretſchen**, und werden von vielen empfohlen. Man ſchneidet aus einem Stücke Kork mittelſt eines ſcharfen Meſſers einen ovalrunden Teller von 2 bis 3 Zoll im Durchmeſſer, und in deſſen Mitte ein länglich ſchmahles Loch, welches nach der innern Oberfläche rings herum ein wenig ausgehöhlt wird. (Hr. Pr. Zenker ründet den obern Rand ab, den untern aber läßt

er

er ſcharf, auf welche Art der Kranz ſehr feſt und gut anliegt). Außerdem giebt man ihm noch einen Ueberzug von Wachsmaſſe. Man läßt nähmlich den fertig geſchnittenen Kork ſo lange in Wachs ſieden, bis er ganz damit angefüllt iſt, zieht ihn ſodann heraus, und läßt ihn wohl trocken werden. Alsdann taucht man ihn in eine Miſchung, die aus 9 Theilen Wachs und 1 Theil feinen durch ein ſeidnes Tuch geſtäubten Gips beſteht. Auch kann man noch zum Ueberfluß dem äußern Ueberzuge durch einen Zuſatz von Kiehnruß oder Zinnober ein lebhaftes Anſehen verſchaffen. — Nach eben dieſer Form verfertigt Hr. Pickel andere lackirte Mutterkränze, die ſehr leicht und dauerhaft ſind, und zwar einfache und doppelte (letztere in der Form der Salzfäſſer), mit einer länglichen Oeffnung.

Das neueſte Mutterkränzchen dieſer Art hat Hr. Brünninghauſen *) bekannt gemacht. Es hat die Form einer liegenden ∞, und hat ſeine Hauptſtütze in den beyden Seitentheilen des kleinen Beckens und der Mutterſcheide, allwo es breit iſt; in der Mitte aber, von vorne nach hinten, iſt es ſchmahl, damit es von der Ausdehnung des Maſtdarms und der Harnblaſe nicht aus ſeiner Lage verrückt werden möge. Seine obere Fläche iſt etwas concav, und ſenkt ſich nach der Mitte zu, wo ein ovales Loch iſt. Es beſteht aus Lindenholz, wird mit einer Fleiſchfarbe überſtrichen, und mit einem Berſteinfirniſſe dicht überzogen. Der Rand iſt an den breiten Theilen mit ſchiefen, ſchraubenförmigen Gängen

*) Juſt. Chr. Loders Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe ꝛc. B. I. St. 1. pag. 121. Tab. III. fig. 3. und 4.

Gängen in gewiſſen Diſtanzen durchſchnitten, in welche ſich die innere Haut der Mutterſcheide legt, und dadurch leiſten ſie einem Drucke von oben einen gewiſſen Widerſtand. Bey der Application des Mutterkranzes werden durch die vier runden Löcher deſſelben zwey Schnüre als Schlingen gezogen, vermittelſt welcher dem Inſtrumente in der Scheide die gehörige Lage und Richtung gegeben werden kann. Nachher können dieſe Schnüre wieder ausgezogen werden.

Nach einer der älteſten Methoden umwickelte man ungeſchälte Weidenzweige mit Zwirnfäden, und davon ſcheint auch die Bereitungsart des Hrn. Staudt*) herzurühren, welcher Mutterkränze aus friſchen abgeſchabten Weidenruthen bereitet, ſo daß er daraus einen eyförmigen Ring bildet. Der Umkreis wird mit noch dünnern und feinern Weiden umwunden, und nachdem der Kranz trocken geworden, mit Fäden von Baumwolle umwickelt, damit das Wachs, in welches der Ring nachmahls getaucht wird, ſich deſto feſter anhängen kann. Ob zwar dergleichen Mutterkränze weniger zerbrechlich ſind, und wegen ihrer Biegſamkeit leicht aus der Scheide heraus genommen werden können: ſo ſchneiden ſie ſich aber nicht nur allzu feſt ein, und äußern wegen ihrer eyförmigen Geſtalt einen ungleichen und nachtheiligen Druck, ſondern der Mutterhals kann ſich auch in der Folge einklemmen.

Die Application der bisher genannten Mutterkränze geſchieht auf folgende Art. Nachdem der Vorfall in einer horizontalen Lage der Kranken zurück gebracht worden iſt, nimmt man den mit einer Fettigkeit beſtrichenen Kranz zwiſchen den

*) Baldingers neues Magazin für Aerzte. B. IX. St. 3.

den Daumen und Zeigefinger, z. B. der rechten Hand, und führt ihn nach der Richtung des langen Durchmeſſers ſo, daß ſeine zwey flachen Seiten nach den Hüftbeinen gekehrt ſind, in die Scheide. Sobald ſein oberer Theil in dem Grunde der Mutterſcheide iſt, richtet man den untern Theil in die Höhe, ſo, daß der Kranz horizontal liege, der Muttermund auf die ausgehöhlte Fläche und die Oeffnung, die Enden aber des größern Durchmeſſers bey den eyförmigen auf die Erhabenheiten der Sitzbeine zu liegen kommen. Bey einem runden Mutterkranze iſt es einerley, mit welchem Durchmeſſer man eingeht. Von der übrigen Behandlung wird nachher das Nöthige angeführt.

Eine andere Art von Mutterkränzen ſind die elaſtiſchen. Einer davon iſt vom Hrn. Goelike, welcher kegelförmig iſt, aus eiſernen neben einander liegenden Drahtfäden beſteht, und faſt einer Stahlfeder ähnlich ſieht, die man in die Stuhlpolſter ſetzt. Eigentlich aber iſt er untauglich. — Einen Mutterkranz von gleicher Art hat Hr. Thom. Simſon empfohlen. Dieſer beſteht aus zwey Halbkugeln von Kork, welche auf einem, 2 und einen halben Zoll langen, geſpaltenen Stiele ruhen, in deſſen Mitte eine Stahlfeder iſt, welche den geſpaltenen Stiel nebſt den Halbkugeln, die auf ihm ruhen, aus einander treibt. So ſinnreich aber die Erfindung iſt, ſo wenig iſt ſie anwendbar. — Der Mutterkranz des Hrn. Aitken, welcher von dem Saviardſchen herzurühren ſcheint, iſt ebenfalls von geringem Nutzen, und in den meiſten Fällen gar nicht anwendbar *).

Der

*) S. Aitken Grundſätze der Entbindungskunſt mit Anmerk.

Der elaſtiſche Mutterkranz von Hoin beſteht aus ſpiralförmig auf Leinwand gewickeltem, und nachher mit Leinwand wieder überzogenem Drahte. Zwiſchen die Leinwand wird gekämmte Baumwolle geſtopft. Statt der Baumwolle empfiehlt Hr. Löffler ein Paar Lagen Leinwand mehr zu machen, jede Lage mit geſchmolzenem Wachs zu überziehen, und die Leinwand in Terpentinöhl zu tauchen. Auch hat Hr. Chopart gerathen, dieſen Zylinder mit Wachstaffent zu überziehen *).

Der elaſtiſche Mutterkranz von Bernard beſteht nach Klinge **) aus einem zirkelförmigen Kanal von Leinwand, der mit einer Auflöſung elaſtiſchen Harzes überzogen iſt. Weil aber dieſer Ueberzug von kurzer Dauer iſt, ſo ſind die Mutterkränze, die Hr. Pickel nach gleicher Form bereitet, weit vorzüglicher. — Ein anderer von Juville beſteht aus einer kleinen Flaſche von elaſtiſchem Harz, von der Geſtalt einer Feige, oder eines Borsdorfer Apfels; oben und unten muß ſie durchbohrt ſeyn, die obere Oeffnung darf aber nur 2, 3 bis 4 Linien im Durchmeſſer haben, und damit ſie ſich nicht ſelbſt erweitere, legt man einen goldenen oder (nach Fiſcher) einen gläſernen Trichter ein. Die untere Oeffnung wird mit einem Bande umgeben, an welchem man an den Seiten zwey andere Bänder annähet, vermittelſt welcher man das Mutterzäpfchen heraus nehmen kann.

Der

merk. von Spohr. A. d. Engl. Nürnberg, 1789. 8. Tab. 38. Fig. 16 und 20

*) Le Blanc's chirurg. Operat. B. II pag. 147. — Löffler's Beitrage zur Arzneiwiſſ. und Wundarzneik. Th. I. pag. 115.

**) Diſſ. de procidentia uteri. Goetting. 1787. — Neue Sammlung der auserleſenſt. und neueſten Abhandl. für Wundärzte. St. 23. p. 48.

Der elaſtiſche Mutterkranz des Herrn Hunold *) bildet einen Ring von ſchwachem Fiſchbein, welchen er mit ſo vielen Fäden von Baumwollengarn umwickelt, bis er beynahe die Dicke eines Tabakspfeifenrohrs hat. Die Oeffnung verſchließt er mit einem Netz von Menſchenhaaren.

Endlich hat Hr. Aitken einen elaſtiſchen Luft-Mutterkranz vorgeſchlagen, der aus einer kleinen Rinds- oder Schweinsblaſe beſteht, welche an dem einen Ende mit einer Klappe verſehen iſt. Die Blaſe wird von der Kranken in die Mutterſcheide gebracht, und dann mittelſt einer langen biegſamen Röhre aufgeblaſen, die man wieder wegnimmt. Bey dem Herausnehmen braucht man bloß das Ventil zu öffnen. Man kann auch ein Stück Darm oder eine kleine Blaſe, ohne eine Klappe, dazu nehmen; nach dem Aufblaſen bindet man ſie feſt zu. Der Bequemlichkeit dieſes Mutterkranzes ungeachtet iſt er dennoch wegen mancherley Umſtände fehlerhaft.

Vormahls waren auch kugelförmige Mutterkränze im Gebrauch, und wurden aus Holz, Kork, Silber, Gold (ausgehöhlt), Zwirnsknäueln, Wachs und ausgehöhlten welſchen Nüſſen verfertigt, die man, um ſie deſto leichter heraus ziehen zu können, unten mit einem Faden verſah. Dieſe Mutterkränze haben aber den weſentlichen Fehler, daß ſie nicht durchlöchert ſind; dagegen verdienen die kugelrunden hohlen Mutterkränze des Hrn. Pickel empfohlen zu werden, welche

*) Diſſ. de peſſariis ſpec. de quibusdam emendationibus neceſſariis. Marburgi, 1790. — Neueſte Sammlung der auserleſ. und neueſt. Abhandl. für Wundärzte. St. 7. p. 109.

welche mit 4 und mehreren runden Löchern verſehen ſind.

Eine beſondere Gattung von Mutterkränzen machen die zylindriſchen aus, die übrigens unter die geſtielten gerechnet werden. Einen dergleichen erfand zuerſt Hr. Garenzoet, und wendete ihn zur Zurückhaltung eines Vorfalls der Mutterſcheide an. Er hatte die Geſtalt eines Zapfens oder Faßſpuntes (Peſſarium operculi doliaris forma, Fr. Peſſaire en bondon), war in der Mitte durchbohrt, und ſtellte ſo einen Kanal vor, durch welchen die Feuchtigkeiten der Gebärmutter abfließen konnten. Um ihn der Reinigung halber heraus ziehen zu können, war er mit zwey Schnüren verſehen. — Vorzüglicher als dieſe ſind die Mutterſcheiden-Zylinder, welche Herr Pickel aus geſtricktem Zeuge fertigen, und mit Bernſtein-Firniß überziehen läßt. Oben ſind ſie mit einer Oeffnung verſehen, die 4—5 Linien im Durchmeſſer hat, und zum Abfluß der Gebärmutterfeuchtigkeiten dient. Ihre ganze Länge beträgt 5 und einen halben Zoll, und unten haben ſie zwey Oehſen, durch welche die Bänder, zur Befeſtigung an den Bauchgürtel, gezogen werden. Dieſe Zylinder ſind bey Vorfällen, Verengerungen und Verletzungen der Mutterſcheide außerordentlich nützlich.

Der zylindriſche Mutterkranz des Hrn. Juville beſteht aus einem elfenbeinernen Zylinder und einem ledernen Leibgürtel. Der Zylinder beſteht aus drey Stücken. Der obere Theil gleicht einer offenen eyförmigen Schale, oder einem halbdurchſchnittenen Ey. Der große Durchmeſſer hat 18, der kleine aber 15 Linien, und die Tiefe beträgt ohngefähr 1 Zoll. Dieſe Schale hat in dem Boden eine Oeffnung, und wird an einen

einen Zylinder angeſchraubt, welcher 3 Zoll und 7 Linien breit iſt; das obere ſowohl als untere Ende hat 2 und einen halben Schraubengang. An das untere Ende ſchraubt man das dritte Stück, ein länglicheſ Viereck mit abgerundeten Ecken, welches 12 bis 15 Linien lang, 8 Linien breit, und 1 und eine halbe Linie dick iſt. An den Enden ſind kleine Löcher, in welche man die vier Bänder befeſtigt, mittelſt welcher der Zylinder auf den vier elaſtiſchen Beinriemen ruht. Der lederne Gürtel iſt 3 Querfinger breit, und wird mit Barchent, Atlas oder Taffent überzogen. An dieſen werden die Beinriemen befeſtigt. Dieſer Mutterkranz unterſtützt nun wohl die Gebärmutter, und begünſtigt den Ausfluß der Flüſſigkeiten, iſt aber gleichwohl gerade, und unterſtützt die Gebärmutter niemahls hinreichend, ohne daß ſie verrückt. Wollte man ihn indeſſen anwenden, ſo könnte man ſtatt des Zylinders eine gebogene Röhre von feinem Silber verfertigen laſſen, deſſen äußere Fläche bey Reichen annoch vergoldet werden könnte. Auch würde es für die Frauen bequemer ſeyn, wenn man dem untern Stück eine ovale Geſtalt gäbe *).

Hr. Calliſen zieht die zylindriſchen Mutterkränze, deren oberer und breiterer Rand etwas ausgehöhlt iſt, allen übrigen vor, beſonders wenn ſie zugleich biegſam ſind, dergleichen diejenigen ſind, welche aus einem ſpiralförmig gewundenen, mit Taffent und elaſtiſchem Harze überzogenen Drahte gemacht werden. Von dieſer Art ſind diejenigen, welche bey Herrn Pickel unter

*) Juville traité des bandages herniaires. Tab. XIII. Fig. 2. — Neue Sammlung für Wundärzte. St. 23. pag. 52. — Hofer's Lehrſätze des chirurg. Verbandes, Th. II. p. 352. Tab. XIII. Fig. 93 und 94.

unter dem Nahmen verbeſſerte Camperſche Mutterkränze zu haben ſind. Dieſe ſind biegſam, fügen ſich in die bogenförmige Höhle der Mutterſcheide, ohne ſich zu verengern, verſtatten daher allen Ausfluß aus der Mutterſcheide, und um ſie zu befeſtigen, hat er an dem untern Ende ein rundes ausgehöhltes Stück von Elfenbein mit zwey Oehren angebracht, durch welche die Bänder gezogen werden.

Die geſtielten Mutterkränze, welche eine eigene Gattung ausmachen, halten zwar den Vorfall gut zurück, nur kann dieſes bloß durch die an das Ende des Stiels befeſtigten Bänder geſchehen, wovon zwey vorne, und zwey hinten an den Leibgürtel befeſtiget werden. Zieht man nun dieſe Bänder ſtark an, ſo hindert es die Kranke am Gehen, und thut man dieſes nicht, ſo tritt der Vorfall leicht von neuem heraus. Dabey hat man noch zu beſorgen, daß von dem unvermeidlichen Naßwerden der Bänder die nahe liegenden Theile leicht wund gerieben werden. Unter dieſe Gattung Mutterkränze gehören folgende.

Suret's Mutterkranz beſteht aus einem Ringe aus Elfenbein oder Horn, der auf dreyen ¾ Zoll langen, ſchiefen Stielen, die ſich endlich in einen 2 Zoll langen Stiel endigen, ruhet. Am Ende dieſes Stiels iſt eine runde Kugel, die ſich in einer Kapſel drehet, wie das Aſtrolabium in einer Nuß. Unter dieſer Kapſel ſind vier Löcher, durch welche Fäden gezogen werden, mittelſt welcher zwey lange Bänder kreuzweiſe angeheftet werden, die von vorne an den Weichen, und hinten über die Hinterbacken weglaufen,

ſen, und an einem Bauchgurt befeſtiget werden *).

Der Mutterkranz des Hrn. Steidele iſt dem Suretſchen ſehr ähnlich. Er beſteht in einem aus Elfenbein oder einem harten Holze verfertigten Zirkel, deſſen Durchſchnitt 2 Zoll beträgt; die Stangen, worauf dieſes Rad ruhet, laufen kegelförmig zuſammen, und ſind an einem Stiel mit einer beweglichen Achſe an dem Beinſtück einer T-Binde befeſtiget **).

Aus dem Suretſchen und einem Mutterkranz von Roonhuyſen, welcher aus einem ausgehöhlten Teller beſtand, der auf einem Stiel befeſtiget war, entſtand durch gemeinſchaftliche Verbeſſerung der Herren Camper und Smellie der Camperſche Mutterkranz. Dieſer beſteht aus einem ausgehöhlten Teller, der 2 Zoll ohngefähr im Durchſchnitte hat, und einen halben Zoll tief iſt. In dieſem ſind drey oder mehrere, 3 Linien große Oeffnungen, damit die Flüßigkeiten aus der Gebärmutter frei abfließen können; dieſer Teller läuft in einem Stiele fort, der nach oben ⅜ Zoll dick iſt, das unterſte Ende iſt etwas platt gerundet, und ¾ Zoll breit, auch mit zwey Oeffnungen verſehen, wodurch Bänder gezogen werden, mittelſt welcher der Mutterkranz an einer Leibbinde befeſtiget wird. Der ganze Mutterkranz iſt 5⅜ Zoll lang, wird von Holz verfertiget und mit einem Lackfirniß überzogen.

Der Mutterkranz des Hrn. Zeller iſt ſo eingerichtet, daß der Ring, worin der Mutter-

*) Geo. Albr. Frieds Anfangsgründe der Geburtshülfe. Straßburg, 1787. 8. Tab. VI. Fig. 2.

**) Steidele Samml. verſchied. in d. prakt. Lehrſchule gemachten Beobachtungen. B. 3. p. 172.

mund aufgenommen wird, mit der Linie, die am Vorgebirge gegen die Schaambeine gezogen werden kann, ſo viel möglich parallel läuft, folglich mit dem Horizont einen Winkel bildet, deſſen Spitze gegen die Schaambeinfügung gerichtet iſt, und zwiſchen 30 und 40 Grade fällt. Der Ring iſt von feſtem Holze, hat im äußern Durchmeſſer 2 Zoll, und die darin befindliche Oeffnung 1 Zoll. Die Dicke des runden Holzes des Ringes iſt ein halber Zoll. Ein nach der Krümmung des Heiligbeins, oder nach der Richtung der Bogenlinie gebogener Stiel dient zur Unterſtützung. Er iſt vorn etwas dicker als ein Federkiel, und mißt in der Länge bis dahin, wo er in den Fuß des Kränzchens eingeſchraubt iſt, 3 und einen halben Zoll. Die Höhe des ganzen Mutterkränzes macht in einer Bogenlinie 4 und einen halben bis 5 Zoll; der Stiel iſt von Horn, und an deſſen Ende befindet ſich eine kleine Oeffnung, wodurch zwey Bänder, zur weitern Befeſtigung an eine Leibbinde, gezogen werden *).

Noch mehr wurde der Suretſche Mutterkranz durch Hrn. Hunold verbeſſert. Dieſer bereitet den Mutterkranz aus Holz von Birnbaum und verfertigt ihn aus einem Stücke. Der Teller oder die Scheibe hat die nähmliche Geſtalt als beym Camperſchen, nur ſind die Wände, um noch glätter zu ſeyn, etwas dünner ausgedreht, ſo daß ihre obere Dicke 7 Linien ausmacht. Der Durchmeſſer hat 1 Zoll 8 Linien, wird aber nach Erforderniß größer und kleiner gemacht. Eben ſo iſt er auch nicht ſo tief, wie der

*) Zeller's Bemerkungen über einige Gegenſtände aus der prakt. Entbindungskunſt. Wien, 1789. 8.

der Camperſche, und im Boden der Scheibe befinden ſich drey Löcher mit abgerundeten Rändern. Die Scheibe endigt ſich in einen runden Stiel, der nach der Centrallinie der Beckenhöhle gekrümmt, und in der Mitte 3 Linien dick iſt. Kurz vor ſeinem Ende wird der Stiel allmählig breiter, und geht von der runden Geſtalt in eine platte über, welche 7 Linien breit iſt. Dieſes Ende hat ebenfalls zwey runde Löcher, durch welche, zur Befeſtigung, die Bänder gezogen werden. Die ganze gekrümmte Länge beträgt 5 Zoll. Um den Mutterkranz vor aller Verderbniß zu ſichern, wird er in Leinöhl ſo lange geſotten, bis das Holz ganz davon durchdrungen iſt, und dann abermahl gut ausgetrocknet, und mit Firniß überſtrichen, wozu er vorzüglich einen Kopalfirniß empfiehlt. — Wohlfeiler und dauerhafter kann man dieſen Mutterkranz haben, wenn man den Teller oder die Scheibe von Holz, und den gekrümmten Stiel von Horn machen läßt *).

Neuerlich hat Hr. Wigand **) ein Inſtrument erfunden, welches aus einem Ringe von der Größe der gewöhnlichen Mutterkränze, und aus zwey von dieſem Ringe ablaufenden 4 bis 5 Daumen breit langen Schenkeln beſteht. Es wird aus über einander gewundenem Eiſendraht verfertigt, dieſer mit blauer Seide umſponnen, in heißes Wachs getunkt, und gehörig geglättet, oder mit feinen Lederſtriemchen umwickelt und mit einem Firniß überzogen. Bey dem Einbringen umfaßt der Ring den Gebärmuttermund,

*) Hunold de peſſariis etc. Marburgi, 1790. — Neueſte Sammlung ꝛc. für Wundärzte. St. 7. pag. 109. fig. 4.
**) Journal der Erfindungen, Theorien und Widerſprüche. B. IV. St. 16. pag. 47.

mund, die beyden Schenkel aber legen ſich an die Seitenflächen der Mutterſcheide ſo an, daß zwiſchen ihnen die Blaſe oben, und der Maſtdarm unten ganz frei und ungedrückt liegen bleiben. Auf dieſe Art glaubt er alles zu bewerkſtelligen, was er nur immer bey der Kur der Vorfälle wünſchen kann. Dieſer Mutterkranz hat beſonders das Vorzügliche, daß er, wie die übrigen geſtielten, keine Riemen zum Feſthalten braucht, und deswegen ohnausgeſetzt getragen, mithin zur Kur der Vorfälle allerdings beytragen kann.

Die Mutterkränze werden zwar im Allgemeinen gegen Vorfälle der Gebärmutter und der Mutterſcheide empfohlen, jedoch iſt ihr Gebrauch in manchen Fällen überflüſſig. Wenn z. B. der Vorfall noch ganz neu und nicht ſehr beträchtlich iſt, kann, nach geſchehener Zurückbringung der vorgefallnen Theile, anhaltende Ruhe von Seiten der Kranken, oder ein mit zuſammenziehenden Mitteln befeuchtetes Stück Schwamm, welches man in die Mutterſcheide bringt, ungleich mehr Dienſte thun. Auch iſt in dieſer Abſicht der Gebrauch eines Tampons von Charpie, oder eines baumwollenen Zylinders, mit einem adſtringirenden Dekokt befeuchtet, gleichfalls zu empfehlen, ſo wie auch ein Pickelſcher Zapfen. Ferner iſt der Gebrauch des Mutterkranzes zu unterlaſſen: bey angehender Schwangerſchaft; wenn der Vorfall ziemlich alt, groß und mit Umkehrung der Gebärmutter verbunden iſt; und endlich, wenn die Krankheit von einer innern Urſache, z. B. von Bauchwaſſerſucht, von Knoten und Verhärtungen der Gebärmutter oder des Eyerſtocks, oder vielleicht von einer Exoſtoſis

im

im Becken und andern ähnlichen Uebeln entſtanden iſt.

Wenn aber ein Mutterkranz angewendet werden ſoll, ſo muß man zuvor alles aufs ſorgfältigſte aus dem Wege räumen, was dem Ein- und Zurückbringen der vorgefallnen Theile hinderlich ſeyn kann. Es muß daher erſt die Geſchwulſt und die Entzündung durch Aderlaſſen, Bähungen und Umſchläge gehoben, der Maſtdarm durch Klyſtire und die Harnblaſe mittelſt des Catheters ausgeleert werden, falls letzteres beydes nicht von der Natur und von freyem Stücken bewerkſtelligt wird. So hat man auch auf eine widernatürliche Trockenheit, Geſchwüre, Auswüchſe, anhaltende Blutflüſſe, und überhaupt alle Krankheiten der innern Geburtstheile zu ſehen, und ſelbige zuerſt zu entfernen. — Bey unverheiratheten Frauenzimmern, oder denen, die noch nicht geboreu haben, bey welchen die Mutterſcheide ſehr verengert, mithin die Einbringung des Mutterkranzes ſchwerer iſt, ſind erweichende Bäder und Einſpritzungen, auch Dampfbäder, desgleichen auch Einreibungen von friſcher ungeſalzner Butter oder erweichenden Salben, die beſten Vorbereitungsmittel. Bey dieſen iſt es auch immer rathſam, zuerſt einen kleinen Mutterkranz einzulegen, und wenn er zu klein iſt und ausfällt, legt man einen andern, ein wenig größern ein.

Das Einbringen der Mutterkränze geſchieht am beſten früh im Bette, wenn die Kranke noch nüchtern iſt. Sie muß quer auf dem Bette auf dem Rücken, und mit dem Hintern etwas höher, als mit den obern Theilen des Körpers liegen. Die Bauchmuskeln müſſen erſchlafft, die Kniee gebogen, und die Schenkel aus einander geſprei-

tet werden; auch muß ſie den Kopf vorwärts beugen, und den Athem an ſich halten. Hierauf muß man die Kranke ermahnen, ruhig zu liegen, und nun die Zurückbringung auf folgende Art unternehmen. Der Wundarzt ſchmiert erſtlich ſeine Finger mit einer Fettigkeit wohl ein, und nun bringt er mit dem Zeige- und Mittelfinger die Gebärmutter, der Richtung der Beckenachſe nach, vorſichtig in ihre Lage zurück, und zwar ſo, daß das, was zuletzt herausgefallen und zunächſt an der Mutterſcheide befindlich iſt, zuerſt, und das, was zuerſt hervorgetreten, zuletzt hineingeſchoben werde.

Nach zurückgebrachtem Vorfalle bringt man nun den Mutterkranz, und zwar, nach der allgemeinen Regel, mit dem ſchmahlſten Theile ein, und gibt ihm erſt in der Mutterſcheide die beſtimmte Lage. Will man z. B. einen geſtielten Hunoldſchen Mutterkranz anwenden, ſo muß man den mittelſten Theil deſſelben, nachdem er mit einer Fettigkeit gut eingeſchmiert iſt, ſo faſſen, daß der convexe Theil des Stiels auf dem Mittelfinger ruhe, den concaven Theil aber der Daumen und Zeigefinger decke. Anfänglich richtet man das Inſtrument ſo, daß das Ende des Stiels nach dem linken Schenkel der Kranken, die Seitenwand der Scheibe aber nach der Oeffnung der Mutterſcheide zu ſteht. Dieſer erſte Theil der Scheibe geht in die unterſte Oeffnung der Schaam ein, und zugleich zieht die linke Hand, nach Einbringung des erſten Gelenks des Zeige- und Mittelfingers die Oeffnung der Schaam etwas aus einander. Nun wird gleichſam der Stiel von dem linken Schenkel zum rechten gewendet, und in dem nähmlichen Augenblicke auch der andere Theil der Scheibe unter beſtän-

beſtändigen vorſichtigem Umdrehen in die Mutterſcheide hineingebracht, dergeſtalt, daß der concave Theil des Stiels gegen den Bogen der Schaambeine, der convexe Theil nach dem Heiligbein zugekehrt zu liegen kommt. Um den Kranz an ſeine gehörige Stelle zu bringen, faſſen der Zeigefinger und Daumen nun das untere Ende des Stiels, und ſchieben ſo lange behutſam, bis man durch den Widerſtand bemerkt, daß der Teller die Gebärmutter berührt. Hierbey aber, ſo wie überhaupt bey allen Mutterkränzen, muß man wohl Acht haben, daß der untere Theil der Gebärmutter jedesmahl genau auf die Oeffnung des Mutterkranzes zu liegen komme, und daß letzterer auf beyden Seiten die Hervorragung des Sitzbeins zur Stütze habe.

Der feſtgeſetzte Mutterkranz muß nun durch eine ſchickliche Binde in ſeiner Lage erhalten werden. Dieſem Zwecke gemäß wird eine 4 Zoll breite Leibbinde, noch vor der Einbringung des Mutterkranzes, angelegt. An den Theil derſelben, der über die Lenden geht, werden zwey hirſchlederne ſchmahle Riemen, die 1 und einen halben Schuh lang ſind, und zwey Zoll von einander ſtehen, befeſtigt, am vordern Theile aber, der auf dem Schaamberg liegt, zwey andere Bänder, die nur 1 Schuh in der Länge haben und 4 Zoll von einander entfernt ſind, angenähet. Jedes hintere Band, das zwiſchen den Schenkeln durchgezogen wird, geht durch ein ihm zunächſt liegendes Loch des Stiels, und wird vorn an dieſer Seite mit dem vordern Bande vereiniget. Damit dieſe Riemen etwas nachgeben können, und durch ihr Reiben keine Schmerzen verurſachen, werden ſie mit Fett eingeſchmiert.

Indeſſen iſt bey manchen Frauensperſonen die Mutterſcheide ſo reizbar und empfindlich, daß ſie den Reiz der Riemen nicht vertragen, daher man in dieſen und andern dergleichen Fällen genöthigt iſt, zu einem runden, ovalen, oder andern Mutterkranz ſeine Zuflucht zu nehmen. Jeder Art von Mutterkränzen kann man überhaupt nicht den alleinigen Vorzug vor den andern einräumen, und man muß daher bey der Anwendung alle Umſtände, die einen Vorfall begleiten, wohl unterſuchen, aus mehreren einen ſchicklichen Mutterkranz auswählen, welcher dem Entzwecke am beſten entſprechen möchte.

Einige Stunden nach der Einbringung unterſuche man, ob der Kranz noch feſt liege, und ob etwa die Kranke dabey Schmerz empfindet. Jm letztern Falle wende man ſogleich erweichende Einſpritzungen an, laſſe etwas Blut ab, und verordne ein warmes Halbbad. Will ſich der Schmerz davon nicht verlieren, ſo nehme man den Mutterkranz wieder heraus, und warte damit bis zu einem günſtigern Zeitpuncte. Zeigt ſich im Gegentheil kein Schmerz, ſo kann man ſogleich zuſammenziehende Einſpritzungen anwenden. Niemahls aber darf das Einbringen kurz vor oder während der monathlichen Reinigung geſchehen. — Außerdem werden nach dem Einbringen eines Mutterkranzes öftere Klyſtiere des Tags von kaltem Waſſer, eben ſo reichliche Injectionen in die Mutterſcheide, bald von kaltem Waſſer, bald von einem abgekühlten Decoct von Cort. chin. und caſcarill. empfohlen.

Nach geſchehenem Einbringen muß die Kranke die erſten Tage ganz ruhig, und wo möglich im Bette zubringen. Vieles, und zumahl lautes Sprechen, Lachen, Huſten, Gehen, Heben und Tragen,

Tragen, alle heftige Leibesbewegungen, der Beyſchlaf, das Treppenſteigen, Spinnen, desgleichen auch der Genuß blähender und ſchwer verdaulicher Speiſen muß hier gänzlich vermieden werden. Auch ſuche man durch innerliche Mittel die erſte Zeit über dünnen Stuhlgang zu bewirken; denn Leibesverſtopfung und harte Excremente geben ſehr oft zu einem neuen Vorfalle der Gebärmutter Gelegenheit. In den erſten Tagen nach der Zurückbringung darf die Entledigung des Unraths nicht in aufrechter Stellung, ſondern muß im Liegen geſchehen. Indeſſen müſſen dergleichen Vorſchriften jederzeit den Umſtänden gemäß gegeben werden, weil die beſondere Lage der Kranken und mehrere andere Umſtände Abänderungen in der Heilmethode erfordern können.

Ueberdies muß ein jeder Mutterkranz ſchlechterdings öfters heraus genommen und gereinigt werden, welches allezeit im Bette geſchehen ſoll, weil in horizontaler Lage ein neuer Vorfall am beſten verhütet wird. Vornehmlich muß zur Zeit der Menſtruation dieſes Wechſeln mehrmahls des Tages geſchehen, damit keine Anfreſſung entſtehe, und auch das Blut nicht ſtocke. Aus dieſer Urſache muß die Kranke mit mehreren Mutterkränzen verſehen ſeyn. Bey entſtehender Schwangerſchaft nehme man den Mutterkranz heraus, und ſorge dafür, daß bey der Entbindung die Wehen nicht zu ſtark verarbeitet und die hervortretenden Theile ſorgfältig zurückgehalten werden. Nach beendigter Geburt bringe man alles wieder in die gehörige Lage, und laſſe eine geraume Zeit die ſtrengſte Ruhe beobachten.

S. Bernſtein's praktiſches Handbuch für Wundärzte, nach alphabetiſcher Ordnung. Neue Ausg. III Th. Leipzig bey Schwickert 1800, 8. Art. Suppoſitorium uterinum S. 638 fl.

Mutterkraut, ein Nahme verſchiedener Pflanzen, welche unter dem großen Haufen wegen der ihnen beygelegten guten Wirkung in Mutterbeſchwerden in Anſehen ſtehen. 1. Der Matricaria Parthenium Linn., welche bey Willdenow Pyrethrum Parthenium heißt. S. weiter unten. 2. Der Matricaria Chamomilla Linn. S. daſelbſt. 3. Des wilden Roßmarins oder Porſtes, Ledum paluſtre Linn. S. Porſt. 4. Des Milchkrautes oder Strand-Yſoppes, Glaux maritima Linn. S. Milchkraut, Th. 90, S. 641. 5. Der Meliſſe Meliſſa officinalis Linn. S. Meliſſe, Th. 88, S. 159. Die Botaniker begreifen unter dem Nahmen Mutterkraut hingegen bloß diejenigen Pflanzen, welche zu der Gattung Matricaria gehören; nur iſt dabey zu bemerken, daß nicht alle eben dieſelben Pflanzen hierher rechnen, wie denn z. B. Willdenow einige von Linné zu der Gattung Matricaria gezogene Gewächſe wegen abweichender Charaktere zu einigen anderen Gattungen gebracht hat, worüber die weiteren Nachweiſungen gleich folgen werden. Es würde eigentlich nun zwar angemeſſener ſeyn, hier ganz der neueſten Anordnung des Herrn Profeſſor Willdenow's zu folgen, weil die Pflanzen hiernach genauer und mit mehr Sicherheit zu unterſcheiden ſind; da in der Encyklopädie indeſſen ſchon vorher, ehe Willdenow's Species Plant. erſchien, dieſe Pflanzen zum Theil an mehreren Orten nach dem Art. Mutterkraut verwieſen wurden, ſo muß ich hier noch der Linnéiſchen

Anord-

Anordnung folgen, und es nur anmerken, wie dieſe Pflanzen bey Willdenow heißen.

Die Kennzeichen der Gattung Matricaria ſind nach dem Linnéiſchen Syſtem folgende: ein nackter Fruchtboden und ein halbkugelrunder Kelch, der aus gerändeten etwas ſpitzigen Schuppen beſteht, die wie Dachziegel über einander liegen. Die Samenkrone fehlt. Willdenow, welcher der Schreberiſchen Ausgabe der Gen. Plant. gefolgt iſt, nimmt einen enger beſchränkten Gattungs-Charakter an, nähmlich einen faſt walzenartig-kegelförmigen nackten Fruchtboden, eine fehlende Samenkrone, und einen flachen Kelch mit dachziegelförmig geordneten am Rande trockenen Schuppen. Dieſer Charakter ſchließt aber verſchiedene von den nachfolgenden Arten aus, welche deshalb zu anderen Gattungen gezogen worden ſind.

1. Gemeines Mutterkraut. Matricaria *Parthenium*, foliis compoſitis planis: foliolis ovatis inciſis, pedunculis ramoſis. Linn. Syſt. Veg. p. 643. Sp. Pl. p. 1255. Hort. Cliff. 416. Hort. Upſ. 263. Mat. med. n. 527. Roy. lugdb. 173. Mill. Dict. n. 1. Gort. belg. 246. Gouan. monſp. 450. Kram. auſtr. 256. Oed. Fl. Dan. tab. 674. Blackw. tab. 192. Leers. herb. n. 644. Hudson. Fl. Angl. T. II. p. 371. Roth. Fl. germ. II. 316. Matricaria foliis pinnatis, pinnis ſemipinnatis, laciniis obtuſis, floribus umbellatis. Hall. helv. n. 100. Matricaria vulgaris ſ. ſativa. C. Bauh. pin. 133. Matricaria. Dod. pempt. 35. Matricaria noſtras. Lob. Ic. 751. — Nach Willdenow heißt dieſe Pflanze Mutterkraut-Bertramwurz, Pyrethrum *Parthenium*, foliis pinnatis, pinnis oblongis obtuſis

obtuſis pinnatifidis dentatis, ſummis confluentibus, caule ramoſo, floribus corymboſis, radio calyce fere duplo longiore, pappo dentato. Willden. Spec. Plant. T. III. P. III. p. 2155. Pyrethrum *Parthenium*, foliis petiolatis compoſitis planis, foliolis ovatis inciſis, pedunculis ramoſis corymboſis, caule erecto. Smith. Flor. brit. II. p. 900.

Dieſes Gewächs, welches ſowohl unter den Botaniſten als praktiſchen Aerzten unter der Benennung Matricaria bekannt iſt, wird im franzöſiſchen Matricaire, im Engliſchen Feverfew und im holländiſchen Moedercruid oder Mater, genannt. Im Deutſchen führt ſie verſchiedene Nahmen, unter welchen folgende die üblichſten ſind: **Meter, Meterich, Metram, Matronenkraut, Mägdeblumen, Jungfernkraut** und **Fieberkraut**. Sie wächſt in dem mittlern Theile von Europa an ungebauten Orten, an Zäunen und Dörfern, oft auch auf alten Mauern wild. Ihr Stamm wird bis drey Schuh hoch, treibt ziemlich viele Aeſte, und iſt ſtark und aufrecht, meiſtens grünlich, zuweilen auch röthlich. Die Blätter ſind eyförmig, am Stiele ſchmähler, an der Spitze breiter, etwas rauch und mit eingeſchnittenen Lappen gefiedert, meiſtens flach, manchmahl auch in Gärten kraus. Die Blumen, welche einzeln auf äſtigen Stielen ſtehen, bilden auf der Spitze des Stammes einen flachen Strauß oder eine unächte Dolde. Die Zwitterblümchen in der Scheibe ſind gelb, die geſchweiften am Strahl weiß.

Der kamillenähnliche, aber weit ſtärkere Geruch, der aber durch das Auftrocknen ganz verlohren gehet, ſo wie der bittere rheinfarrnähnliche aber eckelhaftere und deßwegen vielen

verhaßte

verhaßte Geſchmack des Krautes, welcher ſo, wie deſſen Heilkräfte, auf einem flüchtigen Oehle, und einem harzigen Schleime, der auch ſein Extrakt noch wirkſam macht, beruhen, verrathen aufmerkſamen Aerzten erhitzende, auflöſende, den Schleim zertheilende und verdünnende Wind- und wurmtreibende Kräfte. Es iſt alſo von den Aerzten in Geſtalt eines Pulvers, eines weſentlichen oder gekochten Oehles, eines gebrannten Waſſers, eines Saftes, eines Aufguſſes oder eines Klyſtiers, äußerlich und innerlich, in Geſchwulſten, bey Blähungen, in Krankheiten von Würmern, in Verſtopfungen des Stuhlgangs, der monathlichen Reinigung, und der Reinigung nach der Geburt, in Mutterbeſchwerden, in Kopfwehen, in der Waſſerſucht, und in dem Grieß empfohlen worden, und kann mit Vortheil in dieſen Krankheiten gebraucht werden, wenn anders ihre Urſache nicht durch die angezeigten Eigenſchaften dieſes Arzneykrautes vergrößert wird. Die Hausmütter pflegen dieſes Kraut gerne im Hauſe zu haben, und zu mancherley anzuwenden. Viele brauchen es im Frühling, wenn es noch jung iſt, mit unter die Eyerkuchen; es wird auch von etlichen, beſonders von Frauenzimmern, des Morgens auf Butterbrot gegeſſen. Die Landleute gebrauchen es auch bey dem Vieh, wenn es ſchwer Athem hohlt, oder einen Ekel vor dem Futter hat und ſchlecht verdauet. Die Bienen fliehen dieſes Gewächs, und man darf es nur in die Hand nehmen oder ans Kleid ſtecken, oder nur in den Händen den ausgedrückten Saft haben, ſo iſt es hinlänglich, um ſie zu vertreiben, welches auch in Anſehung der Mücken, Fliegen und Bremſen ſtatt finden ſoll. Wenn man dieſes Gewächs in guten Boden verſetzt,

oder in Gärten pflanzt, ſo bringt es mehrentheils gefüllte Blumen. Murray ſagt im Iſten Bande des Arzneyvorrathes S. 195 von dieſem Kraute:

Allgemein wird es für ein den monathlichen Fluß und die Reinigung der Wöchnerinnen beförderndes Mittel gehalten. Aus den Erfahrungen des Sim. Paulli *), kennen wir es auch als ein wirkſames Mittel wider Mutterbeſchwerden; Er gab es in einer Abkochung, es wäre aber zu wünſchen, daß er die Kamille und den Beyfuß weggelaſſen, um zu wiſſen, ob wir dieſe Wirkung dieſem Kraute allein zu danken hätten. Auch die gemeinen Leute in dem Braunſchweigiſchen gebrauchen dies Kraut häufig, entweder in Pulver mit Brandtewein, oder dem ausgepreßten Saft von ihm **). Der ausgepreßte Saft von ihm iſt ſchon lange, als ein Mittel wider die Würmer (Bandwürmer), bekannt ***). Auch in den neuern Zeiten hat man öfter die getrocknete Pflanze, mit Zucker vermiſcht, Kindern wider dieſe Würmer mit glücklichem Erfolge gegeben †). Auch ſoll der ausgepreßte Saft wider alle Arten der Wechſelfieber dienlich ſeyn, wenn er zu einigen Unzen vor dem Anfalle des Fiebers genommen wird ††); daher es die Engländer Feverfew nennen. Gewöhnlich giebt man dies Kraut im wäßrigen Aufguß. Wenn man das Kraut in einer Pfanne heiß macht und um den Kopf bindet, ſoll es auch das einſeitige Kopfweh ſtillen †††), welches auch Chomel a) bemerkt hat, der auch das zerquetſchte Kraut als einen Breyumſchlag wider podagriſche Schmerzen empfiehlt. Dies Kraut wird jetzt wirklich zu ſelten gebraucht.

2) Seeſtrands-Mutterkraut. Matricaria *maritima*, receptaculis hemiſphaericis, foliis bipin-

*) Quadr. p. 432.
**) Lange Brunſ. dom. p. 72.
***) Raii hiſt. pl. T. 1. p. 357.
†) Lange a. a. O. S. 75.
††) Ioſ. Millere's bot. off. p. 288.
†††) Chesnau beym Rajus.
a) Uſuell. T. 1. p. 213.

bipinnatis ſubcarnoſis: ſupra convexis, ſubtus carinatis. Linn. Syſt. Veg. p. 643. Sp. Pl. p. 1256. It. Weſt-Goth. p. 148*. Mill. Dict. n. 2. Roth. Flor. germ. II. p. 316. Chamaemelum maritimum perenne humilius, foliis brevioribus craſſis obſcure virentibus. Rai. angl. 3. p. 186. tab. 7. f. 1. Hudſon Fl. Angl. T. II. p. 373. — Bey Willdenow heißt dieſe Pflanze **Meerſtrands Bertramwurz**, Pyrethrum *maritimum*, fol. bipinnatis, pinnis linearibus obtuſis carnoſis trifidis, caule diffuſo ramoſo, pappo lobato. Willd. l. c. p. 2157. Pyrethrum *maritimum*, foliis bipinnatis carnoſis muticis, ſupra convexis, ſubtus carinatis, corona ſeminum lobata. Smith. Flor. brit. II. p. 901.

Die Blätter ſind doppelt gefiedert, die Blättchen ſind linienförmig, oben convex, unten rinnenförmig, ſtumpf fleiſchig und dreytheilig; der Stängel liegt auf dem Boden herum und iſt äſtig; die Samenkrone iſt gelappt. Von dem beſondern Nutzen dieſer Pflanze iſt nichts bekannt.

3) **Wohlriechendes Mutterkraut.** Matricaria *ſuaveolens*, receptaculis conicis, radiis deflexis, ſeminibus nudis, ſquamis calycinis margine aequalibus. Linn. Syſt. Veg. p. 643. Sp. Pl. p. 1256. Fl. Suec. 701. 766. Gmel. Sib. 2. p. 200. Gmel. tub. p. 262. Leers. herb. n. 645. Scholl. barb. n. 674. Gort. belg. 246. Matricaria levcanthemos annua ſuaveolens, chamaemeli folio, ovariis albicantibus. Vaill. pariſ. 1720. Chamaemelum tenue inciſum, foliis floris deorſum protenſis: umbone extuberante, ſuavius olens. Cup. cathol. ſupp. 17. Hudſon. Fl. Angl.

T. II. p. 372. — Dieſe Art behält auch bey Willdenow den obigen Nahmen, und er unterſcheidet ſie ſo: Matricaria *ſuaveolens*, foliis bipinnatis, ſquamis calycinis obtuſiuſculis. Willd. l. c. p. 2161.

Dieſe ſcheint eine mit der folgenden, unſerer gemeinen Chamille, ſehr verwandte Art zu ſeyn, mit welcher ſie auch Hudſon vereiniget. Sie iſt ein Sommergewächs und in Europa zu Hauſe. Der Fruchtboden iſt kegelförmig, die Strahlenblümchen ſind abwärts gebogen, der Same ohne Samenkrone, die Kelchſchuppen ſind ſpitz und am Rande gleichförmig.

4) Chamille. Matricaria *Chamomilla* Linn. und Willd. — Von dieſer Pflanze iſt im Art. Kamille, Th. 33, S. 52—92 gehandelt worden.

5) Silberfarbiges Mutterkraut. Matricaria *argentea*, mit doppelt gefiederten Blättern, und einzeln ſtehenden Blumenſtielen, Matricaria foliis bipinnatis, pedunculis ſolitariis. Linn. Syſt. Veg. p. 644. Sp. Pl. p. 1256. Hort. Cliff. 415*. Roy. lugdb. 173. Mill. Dict. n. 4. Matricaria monolevcanthemos, foliis argenteis plerumque conjugatis. Vaill. act. 1720. p. 369. Chamaemelum orientale incanum, millefolii folio. Tournef. Cor. 37. — Nach Willdenow heißt dieſe Pflanze ſilberblättrige Wucherblume, Chryſanthemum *argenteum*, foliis bipinnatis incanis, foliolis acutis integerrimis, caule unifloro ſimplici. Willd. l. c. p. 2146.

Dieſe Art, deren Blätter einigermaßen den Schafgarbenblättern ähnlich ausfallen, und deren kleinere Blättchen faſt immer paarweiſe ſtehen, und ein beynahe ſilberfarbiges Anſehen haben, iſt

iſt durch Tournefort in der Levante entdeckt, und von demſelben in unſere europäiſchen Gärten gebracht worden. Sie erreicht eine Höhe von anderthalb Schuhen.

6) Sternblumiges Mutterkraut. Matricaria *aſteroides*, mit lanzettförmigen, ungetheilten, glatten, ſchiefen Blättern, Matricaria foliis lanceolatis integris glabris obliquis. Linn. Syſt. Veg. p. 644. Mant. Pl. I. p. 116. Matricaria foliis ſimplicibus lineari-lanceolatis ſeſſilibus, pedunculis uniformibus. Mill. Act. angl. 1765. p. 94. Aſter americanus, flore albo, folio lactucae purpureae. Rai. ſuppl. 160. — Bey Willdenow sternblumenartige Boltonie, Boltonia *aſteroides*, foliis integerrimis. Willd. l. c. p. 2162.

Dieſes Gewächs gieng aus penſylvaniſchem Samen in dem Upſaliſchen Garten auf, woſelbſt es die Höhe von zwey Schuh erhielt. Im Ganzen ſieht es der jährigen Sternblume, Aſter annuus L., ſehr ähnlich, hat aber die Blätter von dem wilden Salat (Lactuca Scariola L.)

Der Stamm ſteht aufrecht, iſt ſtarrend, eben, etwas eckig und beynahe geſtreift. Die Blätter ſind lanzettförmig, eben, an der Baſis abwärts gebogen, am Rande rauh, und ſitzen ungeſtielt, wechſelsweiſe in einiger Entfernung von einander. Die Blumen ſtehen in einer Riſpe auf der Spitze des Stammes; jede Blume wird von einem beſondern Stiel unterſtützt. Der Kelch beſteht aus beynahe gleichförmigen, pfriemenförmigen Schuppen, die ſo lang als die Scheibe ſind. Dieſe iſt halbrund und gelb. Der Strahl beſteht aus gleichbreiten, ganzen, incarnatweißlichten, geſchweiften Blümchen. Die Samen ſind zuſammengedrückt, und mit einem fünf-

zähnigen Rande gekrönt. Der Blumenboden iſt nackt und halbrund.

7. Capiſches Mutterkraut. Ma:ricaria *capenſis,* foliis bipinnatifidis glabris, caule ramoſo ſuffruticoſo. Willd. Sp. Pl. T. III. P. III. p. 2162. Thunb. prodr. p. 161. Cotula capenſis Syſt. Veget. 644. Dieſe Pflanze hat das Anſehen wie die Kamille. Sie hat ſehr viele äſtige herumliegende Stängel, welche etwa eine Spanne lang, ſtielrund und faſt glatt ſind. Die Blätter ſind eigentlich einfach gefiedert, faſt etwas fleiſchig, nackt und ohne Puncte, die Mittelrippe iſt ein wenig flach; die Fiederblättchen ſind walzenförmig, an der Spitze purpurröthlich oder bräunlich. Die unterſten Blätter haben eingeſchnittene Fiederblättchen. Die Blumenſtiele ſitzen am Ende, ſind etwas lang, einblumig geſtreift. Der Kelch iſt dachziegelförmig geordnet, ein wenig trocken. Die Blumenkrone hat 10 — 12 weiße, eyförmige und getrennte etwas geſtielte Strahlen, welche aber unfruchtbar ſind. Die Mittelfläche iſt gewölbt und gelb. Der Fruchtboden halb eyförmig. Die Blümchen ſind 4 = ſpaltig.

Mutterkrautöhl, ein ätheriſches Oehl, welches in den Apotheken aus dem friſchen Kraute und den Blumen der Matricaria Parthenium bereitet wird, und welches die von dieſer Pflanze gerühmten Eigenſchaften hat. Es ſieht bläulich aus.

Mutterkrebs, ſ. im Art. Mutern, oben, S. 233.

Mutterkuchen, ſ. Nachgeburt.

Mutterkümmel, ein Nahme des Cuminum Cyminum Linn.; ſ. im Art. Kümmel, Th. 55, S. 4.

Mutterlamm, ein Lamm weibliches Geſchlechts, zum Unterſchiede von einem Bocklamme. Nie-

derſächſ.

derſächſ. Ouwlamm, Aulamm, von Ouw oder Au ein Mutterſchaf.

Mutterlauge, in der Chemie und bey verſchiedenen Gewerken, eine Lauge, aus welcher bereits alles, was ſich von den darin befindlichen Salzen kryſtalliſiren läßt, geſchieden worden; weil ſie gleichſam Mutter der darin befindlichen Salze geweſen. Aus der Mutterlauge des Salpeters und des Kochſalzes wird die Magneſia niedergeſchlagen. In den Salzwerken wird die Mutterlauge des Salzes, oder der bey deſſen Bereitung zurückgebliebene Körper auch die Mutterſohle, imgleichen die wilde Sohle genannt. In den Artikeln Salz und Salpeter wird von der Mutterlauge und deren Benutzung mehr vorkommen.

Mutterleber, ſ. Nachgeburt.

Mutterleib, der Leib der Mutter, in Beziehung auf die darin verſchloſſen geweſene Frucht. In der bibliſchen und vertraulichen Schreibart. Von Mutterleibe an, von der Geburt an. So nackt, wie er von Mutterleibe gekommen iſt.

Mütterlich, 1. Der Mutter gehörig, von ihr herkommend. Das mütterliche Vermögen; wo es auch als Hauptwort gebraucht wird, das Mütterliche, das von der Mutter herſtammende Vermögen, zum Unterſchiede von dem Väterlichen. Die mütterliche Liebe. 2. Der Mutter ähnlich. Dem zärtlichen Herzen einer Mutter gegen ihre Kinder gemäß, ähnlich, darin gegründet. Eine mütterliche Liebe. 3. Das mütterliche Land, in der höheren Schreibart der Neueren, das Vaterland, und in weiterer Bedeutung, die Erde, ſo fern ſie unſer aller Mutter heißt. So auch die mütterliche Stadt,

die Vaterſtadt, die Stadt, aus welcher man gebürtig iſt. S. auch Muttertheil.

Mutterlos, der Mutter beraubt, ſo wie vaterlos, des Vaters. Eine mutterloſe Waiſe. Eine Art kleiner Fiſche, von welchen man glaubt, daß ſie nicht aus dem mütterlichen Rogen, wie andere Fiſche, ſondern aus dem Schaume und Schlamme entſtehen, heißen in vielen Gegenden Mutterloſe, und im Diminut. Mütterlöschen, Mutterloſeken. S. Grühe. Th. 20, S. 163. Dieſer kleine Fiſch heißt bey Linné Cyprinus Aphya. Bey Bloch der Spierling. (S. deſſen Naturgeſchichte der Fiſche Deutſchlands 97 Taf. 2 Fig.)

Mutterloſeken, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Muttermahl, ein Mahl am Leibe, d. i. ein Flecken oder Auswuchs der Haut von verſchiedener Farbe und Geſtalt, welche Kinder zuweilen mit auf die Welt bringen. Im Oberdeutſchen Anmahl, Abermahl, Mutterflecken. Lat. Naevi, Maculae maternae Franz. Envies. Zuweilen ſind es bloße Flecken in der Haut, und dieſe ſind immer ſchwer zu vertreiben; zuweilen ſind es wirkliche Auswüchſe, und dieſe kann man bisweilen durch die Unterbindung wegſchaffen. Viele Muttermähler ſind auch wirkliche Balggeſchwulſte, (Tumor cyſticus), da man ſie denn als ſolche behandelt.

Ueber die Art der Entſtehung dieſer Muttermähler iſt man ſehr uneinig. Sonſt glaubte man ziemlich allgemein, daß ſie auf irgend eine Art durch die Einbildungskraft der Mutter veranlaßt würden. Jetzt wollen viele dieſes ganz beſtreiten, theils weil es viele Kinder mit Muttermählern gibt, wo die Mutter während der Schwangerſchaft nicht die geringſte ſchreckhafte

oder

oder begehrende Veranlaſſung hatte, ihre Einbildungskraft zu beſchäfftigen, ſo wie man auch eine zahlloſe Menge von Beyſpielen hat, wo Mütter, die während ihrer Schwangerſchaft ſehr ſtarke Schrecke hatten, oder ſonſt beſondere Einbildungen unterhielten, dennoch ganz ungezeichnete fehlerloſe Kinder gebaren; theils weil man gar keinen Zuſammenhang zwiſchen der Einbildung der Mutter und dem Kinde gewahr werden kann, indem keine Nerven das Kind mit der Mutter verbinden ꝛc.

Dieſe und ähnliche Gründe gegen die Meinung, daß die Muttermähler von den Einbildungen der Schwangeren entſtehen könnten, ſind zwar im Art. Leibesfrucht, Th. 72, S. 23 fl. ſchon ausgeführt worden; ich muß hier aber noch dasjenige hinzu fügen, was der Herr Doctor Weiz *) hierüber ſagt, beſonders weil dieſer verſchiedene Verſuche bey ſchwangeren Frauen angeſtellt hat, Muttermähler hervor zu bringen, aber ohne daß etwas darauf erfolgt wäre. Er ſagt:

Es kann weder den Damen, denn dieſen iſt der jetzige Aufſatz nicht ſowohl aus patriotiſchem Eifer oder aus Menſchenliebe, als vielmehr aus reiner Damenliebe vorzüglich gewidmet, noch den Aerzten einerley ſeyn, ob die Muttermähler Eindrücke ſind, welche die Einbildungskraft der Schwangern, von einer oder der andern heftigen Leidenſchaft erhitzt, auf die Frucht macht, oder ob ſie was Zufälliges, ſo etwas ungefähr, als die Auswüchſe an den Bäumen ſind. Entſtehen ſie von einer Einbildungskraft, ſo ſind unſere ſchwangern Frauenzimmer durchaus zu bedauern, ſo haben ſie Urſache, bey jedem minder angenehmen Anblicke einer Sache, bey jedem verwünſchten Quark, bey welchem man entweder Gott

*) S. den Churſächſ. Landphyſikus. Eine mediciniſch-phyſikaliſche Monatsſchrift. 3tes Jahr. Leipzig 1773. S. 90 fl.

Gott oder den Teufel ruft, für ihre Frucht zu zittern, und ich möchte beynahe hinzuſetzen, daß ſie Urſache hätten, die alten ungeküßten Jungfern zu beneiden. Wenn aber nun dieſe Mähler etwas Zufälliges wären, und ſie in der That keine Wirkungen der Einbildungskraft ſchwangerer Damen seyn ſollten? Ey nun! Deſto beſſer. So wären alle dieſe Weitläufigkeiten nicht nöthig.

Meine Freundinnen werden ſich wundern, wie ich wegen einer Sache zweifelhaft ſeyn könne, die alle Welt für wahr hält, und welche ſelbſt unter den Gelehrten längſt ausgemacht iſt. Vielleicht lachen ſie über meine Einfalt noch oben drein, und das ſoll mir lieb ſeyn, weil das Lachen, wie ich mir habe ſagen laſſen, recht geſund ſeyn ſoll. Inzwiſchen muß die Sache doch unterſucht werden. Wozu das nöthig iſt? Weil ich zweifelhaft bin.

Die Muttermähler, ſpricht man, ſind nichts anders, als Früchte und Wirkungen der Einbildungskraft ſchwangerer Damen. Und aus welchem Grunde? „Darum, weil Geſchichte und Erfahrungen es lehren, und was dieſe beweiſen, das kann niemand leugnen, als ein Hypochondriſt, ein wunderlicher Mann, oder ſonſt jemand, der irgendwo nicht recht verwahrt iſt.“ Ich könnte ſelbſt im Nahmen der ganzen weiblichen Welt eine Menge der bunteſten Hiſtörchen erzählen, die ich von den Muttermählern und was dem anhängig iſt, geleſen und gehört habe, und es wird keine Dame ſich finden, die nicht ſelbſt dergleichen zu erzählen wiſſen ſollte. Allein was beweiſen nun ſolche Vorfälle und Beyſpiele eigentlich? Beweiſen ſie etwa, daß die Muttermähler bloße Wirkungen der Einbildungskraft der Schwangern ſind? Allerdings! werden alle Damen rufen, und meine Amtsbrüder, zumahl die Verliebten darunter, werden ihnen durch eine ſüße beyfällige Verbeugung ergebenſt zu verſtehen geben, daß ſie Recht haben. Mein Glück, daß ich es bisher noch nicht geleugnet habe. Wenn aber dieſe von den Damen und Herren durchgängig angenommene Meinung ein Vorurtheil wäre; wenn die Einbildungskraft einer ſchwangern Frau ſolche Figuren, als die Muttermähler ſind, auf der Frucht durchaus nicht mahlen könnte; wäre dieſes nicht beſſer? Beſſer wäre es wahrhaftig, für die Damen ſowohl, als für die Aerzte.

Für

für die Aerzte: denn wir hätten ſodann nicht nöthig, der ſchwangern Frauen wegen ſo oft in gelehrten Nöthen zu ſeyn, um zu unterſuchen, wie ihre Einbildungskraft eine ſo geſchickte Zeichenmeiſterinn ſeyn könne, und mithin deſto mehr Zeit zu andern Betrachtungen. Der Vortheil, den unſer ſchwangeres Frauenzimmer davon haben würde, iſt vielleicht noch größer. Bey dem feſten angeerbten Glauben, daß ihre Einbildungskraft eine ſolche zauberiſche Gewalt über die Frucht habe, ſollten unſere Damen lieber wünſchen, während der Schwangerſchaft keiner Idee fähig und ſtockblind zu ſeyn, ſo würden ſie ſich vors erſte nicht verſehen können, und dann vielleicht vor den böſen Muttermählern in Sicherheit ſeyn. Wie manche Schwangere wird nicht beym Anblicke eines verſtümmelten und krüpplichten Menſchen vor Schrecken blaß, bloß weil ſie ihre Einbildungskraft für eine Schwarzkünſtlerinn hält, die ſich nunmehr die boshafte Mühe nimmt, ihrer Frucht ein ſchiefes Bein oder ein Paar krumme Finger anzudrechſeln. Nun grämt, nun ängſtiget ſie ſich, härmt und quält ſich Tag und Nacht mit dem krankmachenden Gedanken, daß ſie ſich verſehen habe, bis zur Niederkunft, da ihr denn ein allerliebſtes Kind, ein Püppchen ohne Fehl und Tadel zeiget, daß man ſich nicht einmahl verſehen kann, wenn man auch will. Eben ſo geht es in Abſicht der Muttermähler. Kaum wird eine Schwangere wider Vermuthen von einer Maus beunruhiget, ſo ſchlüpft das Thier in ihren Kopf, und aus dem Kopfe in die Mutter, um ſich auf die Frucht abzudrücken, und ſolchergeſtalt macht ihr dieſe Mauſe-Idee bis zur Niederkunft bisweilen mehr Unglück, als ihr ihr eigener mürriſcher Mann macht. Zeigt ſich nun endlich am Kinde wirklich ein Mahl, ſo muß dies eine Maus ſeyn, da hilft nichts; und wenn es andere dafür nicht anſehen, ſo thut es doch die Mutter. Sind wir Aerzte gegen den ſchönen Theil des menſchlichen Geſchlechtes nicht grauſam, daß wir zögern, unſere ſchwangern Freundinnen von einer ſo gefährlichen Leidenſchaft zu befreyen, als die Furcht iſt, und iſt es nicht unſere Schuldigkeit, darzuthun, die gemeine Meinung von den Muttermählern ſey ein Vorurtheil, wenn ſie wirklich eins iſt? Ja! ich behaupte noch mehr. Wir ſind ſchuldig, dieſen Be-

weis zu führen, wenn ſie auch keines iſt, und zwar des größten Vortheils halber, welcher den Schwangern zuwachſen würde, wenn wir ſie auch durch falſche Schlüſſe überreden könnten, daß die Muttermähler nichts weniger, als Kinder ihrer Einbildungskraft ſind. Denn in dieſem Falle würden wir dem ſchönen Geſchlechte nur einen, nicht nur durchaus unſchädlichen, ſondern auch ſehr heilſamen Wahn beybringen. Es iſt aber ſo weit gefehlt, daß man Urſache habe, der gemeinen Meinung in Abſicht der Muttermähler beyzuſtimmen, daß ich vielleicht beweiſen zu können hoffe, ſie ſey eines der garſtigſten mediciniſchen Vorurtheile.

Meine Urſachen, warum ich leugne, daß die Muttermähler Wirkungen der Einbildungskraft ſchwangerer Frauenzimmer ſind, ſind folgende. Erſtlich, weil die Muttermähler auch oft ohne Zuthun der Einbildungskraft entſtehen. Ich kenne eine ziemliche Anzahl von Menſchenkindern, worunter ich ſelbſt bin, welche mehr als ein ſogenanntes Muttermahl an ſich haben, ohne daß unſere Mütter ſich auf ein einziges Hiſtörchen dabey zu beſinnen wüßten. Wenn die Einbildungskraft wirklich die Geſchicklichkeit beſitzt, die Frucht im Mutterleibe mit Früchten, Pflanzen und Thieren zu bemahlen, ſo iſt doch ſo viel unleugbar, daß ſie in der Zeichenkunſt nicht weit gekommen ſeyn müſſen, indem ſie insgemein die erbärmlichſten Copien von ihren Originalen macht. Ich bin ſeit vielen Jahren auf die Beſichtigung der Muttermähler oftmahls ordentlich ausgegangen. Noch aber ſoll ich das erſte ſehen, welches mit der Sache, davon es der Abdruck ſeyn ſollte, eine nur erträgliche Aehnlichkeit gehabt hätte. Das deutlichſte, welches ich geſehen habe, trägt ein Mädchen von zwölf Jahren am Obertheile des rechten Arms. Es ſieht ſowohl, was die Farbe, als was die Figur betrifft, jedoch nur ſo ungefähr, einer Eidexe ähnlich, einem Thiere, das der Mutter, wie mir dieſe heilig verſichert hat, niemahls zu Geſichte gekommen, und davon ſie alſo während ihrer Schwangerſchaft nicht einmahl einen Begriff gehabt haben kann. Sollte alſo ihre Einbildungskraft wohl dieſe Eidexe gezeichnet haben? Wer wird wohl hierzu Ja ſagen können! Ich leugne ferner die Entſtehung der Muttermähler von der Einbildungskraft zum andern daher,

her, weil ſie nicht ſelten an Kindern erſt lange nach der Geburt erſcheinen. Auch hiervon fehlt es nicht an Beyſpielen, mit welchen ich meine Leſerinnen unterhalten könnte. Und endlich drittens leugne ich die Entſtehung der Muttermähler von der Einbildungskraft, weil öfters die lebhafteſte Idee mit einem plötzlichen Schrecken nicht vermögend iſt, Muttermähler oder Verunſtaltungen hervor zu bringen. Ich könnte, dieſes darzuthun, mehr als ein Beyſpiel anführen; ich muß aber andere Leute auch einmahl reden laſſen. „Ein Frauenzimmer, das ich genau kenne, ſagt ein berühmter und glaubwürdiger engliſcher Arzt, wurde in ihrer Schwangerſchaft unglücklicher Weiſe mit dem Wagen umgeſchmiſſen, und verlohr, da ſie ſich bemühete, aus der Kutſche heraus zu kommen, das erſte Glied des Zeigefingers gänzlich. Ihre Freunde wurden über dieſen Zuſtand ſehr beſtürzt und befürchteten, daß das Kind eben ſo zerſtümmelt zur Welt kommen möchte. Sie wurde aber zum größten Erſtaunen aller derer, die ſie kannten, mit einem ſchönen und ganz vollkommenen Kinde entbunden.“ Die arme Frau! Wie ſie ſich muß gehärmet haben, und noch dazu vergebens! Dieſer Geſchichte will ich noch eine andere aus meiner eigenen Erfahrung hinzuthun. Einer gewiſſen jungen ſehr empfindlichen Dame wird im Anfange ihrer erſten Schwangerſchaft plötzlich ein kleiner lebendiger Haſe vors Geſicht gehalten, und ſie mit demſelben ſehr erſchreckt. Dieſe Dame klagte mir, als ihrem Arzte, ihr gehabtes Unglück, und ſtellte ſich nichts gewiſſers vor, als daß ihr Kind ein Haſengeſicht, oder wenigſtens eine andere Verunſtaltung mit auf die Welt bringen würde. Sie quälte ſich mit dieſen Vorſtellungen die ganze Schwangerſchaft hindurch. Allein ſie gebar einen allerliebſten Knaben, der ohne allen Fehl war. Es wäre ein großes Unglück, wenn die gemeine Meinung, nach welcher man die Muttermähler für Geburten der Vorſtellungskraft ſchwangerer Frauenzimmer hält, kein Wahn wäre. Denn wie lebhafte Vorſtellungen von Dingen machen ſich die Damen nicht, und wie oft erſchrecken ſie nicht im ganzen Ernſte bey dieſen Vorſtellungen? Wenn nun ihre Einbildungskraft, von einer heftigen Leidenſchaft in Bewegung geſetzt, in der That das Vermögen haben ſollte, der Frucht

Flecke

Flecke zu machen: man bedenke einmahl, was würde ſodann aus der Welt werden? Die meiſten Menſchenkinder würden mit den Farben der Schmetterlinge, und ſo bunt zur Welt kommen, als die Paradiesvögel.

Vorhin habe ich die Urſachen angegeben, warum ich läugne, daß die Muttermähler Wirkungen der Einbildungskraft ſchwangerer Frauenzimmer ſind. Sie entſtehen 1) auch ohne Zuthun der weiblichen Vorſtellungskraft; 2) oftmahls erſt lange nach der Geburt; und 3) iſt die lebhafteſte Idee, mit dem größten und plötzlichſten Schrecken verbunden, zuweilen nicht vermögend, ſie hervorzubringen; nicht zu gedenken, daß die ganze gemeine Meinung von den Muttermählern ſich nicht getrauen kann, dem Faun ins Geſicht zu ſehen. Und alſo folget, daß dieſe Meinung ein häßliches Vorurtheil ſey. „Sachte!“ werden unſere mediciniſchen Orthodoxen rufen; „das folget nicht. Wenn gleich die Muttermähler (höre ich ſie ſagen) bisweilen auch ohne Zuthun der Einbildungskraft, oder auch manchmahl erſt nach der Geburt entſtehen, und wenn gleich nach einer gehabten lebhaften Vorſtellung einer Sache, die der Schwangern ein Schrecken verurſachte, das erwartete Mahl am Kinde bisweilen ausbleibt, ſo beweiſet doch dies noch lange nicht, was es beweiſen ſoll, daß nähmlich die Einbildungskraft der Schwangern durchaus keine Muttermähler hervorbringen könne. Denn eingeſtanden, daß ſie manchmahl nach den gewöhnlichen vorhergegangenen Umſtänden der Schwangern bey den Kindern nicht zum Vorſcheine kommen; folget denn nun hieraus, daß die Einbildungskraft der Schwangern ſie zu einer andern Zeit nicht auch hervorbringen könne? Man müßte durchaus kein Auge auf die Idioſynkraſien der Menſchen haben, wenn man zweifeln wollte, daß die Vorſtellungskraft bey der einen Schwangern einen größern Einfluß in die Frucht haben, oder daß ſie lebhafter, und mithin zur Hervorbringung der Muttermähler fähiger ſeyn könne, als bey der andern. Folglich kann die Einbildungskraft bey dieſer Schwangern dasjenige noch immer bewerkſtelligen, was bey jener vielleicht von ungefähr geſchieht; und ſolchergeſtalt kann es noch immer wahr ſeyn, daß die Muttermähler ſehr oft unmittelbare Wirkungen von ihr

ſind.

ſind. Was endlich den Faun, oder das Lächerlichmachen betrifft; ſo läßt ſich alles lächerlich machen, was man will, das Beſte ſelbſt nicht ausgenommen." Dieſe Einwürfe laſſen ſich hören, wenn ich den letzten ausnehmen werde. Denn es müßte viel ſagen, wenn nicht auch Ihre Meinung von der Satyre ein Vorurtheil wäre. Wo ich nicht irre, ſo läßt ſich mit Verſtande nichts lächerlich machen, als was in der That nicht viel taugt. Hiervon will ich anjetzt nichts weiter gedenken, ſondern zu meinen vier obigen Einwendungen gegen den Glauben an die mahleriſche Kraft der weiblichen Einbildungskraft noch die fünfte ſetzen. Sie gründet ſich auf die Erfahrung, gegen welche die Vernunft eines jeden, bey dem ſie keine Thörinn iſt, Hochachtung haben wird. Ich habe ſeit mehreren Jahren Verſuche bey ſchwangern Frauenzimmern angeſtellet, welche bereits Kinder mit Muttermählern hatten, mit Muttermählern — wohl zu merken — die ſie ſelbſt für Geſchöpfe ihrer Vorſtellungskraft hielten, und wobey ſie die dazu gehörigen Hiſtörchen noch bis auf dieſe Stunde zu erzählen wiſſen. Verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich hier, vom patriotiſchen Amtseifer durchdrungen, ein wenig aus der Schule plaudere. Aus eben dieſer Urſache war ich damahls gegen Sie grauſam. Ich geſtehe es ſelbſt. Aber wie oft wären die Aerzte nicht noch grauſamer, wenn ſie lernen wollten?

Eine hochſchwangere Freundinn, welche ich wegen meiner praktiſchen Unhöflichkeit hiermit öffentlich noch einmahl um Vergebung bitte, war die erſte, bey welcher ich den erſten meiner Verſuche anſtellete. Sie hatte bereits einen Sohn, der mit einem gelben Muttermahle verſehen war, welches ihm heißes einer Bratpfanne entſprungenes Fett, wie Sie, geehrteſte Freundinn, noch bis dieſe Stunde meinen, zuwege gebracht haben ſoll. In der zweyten Schwangerſchaft dieſer Dame machte ich eigentlich mein Experiment. Ich hatte in ihrem Hauſe Anſehen genug, um etwas zu wagen, und war aus Wißbegierde vielleicht plumper, als ich ſeyn ſollte, um es wirklich zu thun. Eines Tages, da ich in ihrer Geſellſchaft ſpeiſete, fand ich ſie nach Tiſche von ungefähr in einem Lehnſeſſel zurückgelehnt, und mit kreuzweiſe über einander gelegten Armen ſchlafend.

Ich

Ich rauchete eben, mit Reſpect zu ſagen, Tabak, und bediente mich dieſer männlichen Gelegenheit, ihr ein grauſames Compliment zu machen, indem ich ihren linken Arm mit dem heißen Kopfe meiner Pfeiſe berührte. Sie fuhr, wie man denken kann, mit Schrecken empor, und griff nach der beleidigten Stelle mit der rechten Hand, die ſie vielleicht — ich bin nicht gut dafür — gegen den Beleidiger gebraucht haben würde, wenn ich nicht zu rechter Zeit ausgewichen wäre. Da ich nun einmahl die Courage gehabt hatte, die ein Arzt allemahl haben muß, wenn er, wie Herophilus, an lebendigen Perſonen Verſuche machen will: ſo bat ich um Pardon, und ſuchte die Dame zu beſänftigen, ſo gut ich konnte; welches ſie aber durchaus nicht eher an ſich kommen ließ, als bis ich ſie mit einer beklagenden Miene in der Furcht beſtärkt hatte, daß ihr Kind nunmehr allerdings ein häßliches Muttermahl am Arme auf die Welt bringen würde. Das Kind kam endlich wirklich mit einem runden ſchwarzen Mahle. Es ſaß aber nicht auf dem linken Arme — ihre Einbildungskraft muß ſich in der Geſchwindigkeit verſehen haben — ſondern an einer gewiſſen andern Stelle, die ich heute nicht nennen mag. Weil mir nun die Einbildungskraft dieſer Mutter zur Verfertigung der Mähler außerordentlich geſchickt zu ſeyn ſchien, ſo konnte ich mich nicht enthalten, bey ihr noch einen Verſuch zu machen. Sie war zum dritten Mahl hochſchwanger, als ich ihren Bruder glücklich beredete, ihr auf einem Spaziergange im Garten unverſehens eine kleine todte Maus in den Buſen zu werfen. Dieſe Expedition gieng ebenfalls nach Wunſche von ſtatten. Sie erſchrack, ſchrie, erkannte greifend die Maus, und warf ſie mit Abſcheu von ſich. Ich wählete für diesmahl eine Maus, weil ſich die Einbildung der Schwangern, wie man ſagt, auf den Abdruck dieſer Thiere am beſten verſtehen ſoll. Endlich kam die Schwangere nieder, und brachte eine Tochter zur Welt, und — weiter gar nichts. Wo bleibt nun das Muttermahl? Ich weiß es nicht. Vermuthlich da, wo es bey ſo vielen andern Schwangern bleibt, deren erſchrockene Imagination keine Oeffnung bekommen kann. Die Mühe verdrießt mich ſchier, welche ich mir bey mehr als zehn ſchwangern Frauenzimmern, und auch ſogar

gar bey meiner eigenen Frau, gegeben habe, um ihre Einbildungskraft nach meiner gothiſchen Methode auf die Probe zu ſtellen. Denn bey allen dieſen Damen hat ſich das erwartete Muttermahl eben ſo wenig, als die Haſengeſtalt bey der Dame, von der ich im vorigen Blatte Erwähnung gethan, eingeſtellet. Ich nehme mir alſo die Freyheit, aus dieſer meiner eigenen, wie aus der Erfahrung ſo vieler anderer meiner Amtsbrüder zu folgern, daß entweder der Satz: Wie die Urſache, ſo die Wirkung (qualis cauſa, talis effectus), falſch ſey, oder daß die Muttermähler keine Geburten der weiblichen Einbildungskraft ſeyn können. Was ſie denn ſeyn ſollten? O meine Herren und Damen! das iſt mir von Herzen einerley. Die Muttermähler mögen am Ende ſeyn, was ſie wollen. Wenn ſie nur ins künftige das nicht mehr ſeyn möchten, wofür unſere lieben Damen dieſe Blitzdinger bisher angeſehen haben.

Ob aber dieſe und ähnliche Gründe hinreichend ſind, allen Erfahrungen vom Gegentheile ganz das Gleichgewicht zu halten, glaube ich kaum; indem es eine zu große Anzahl von Beyſpielen gibt, wo man ſich wegen der ganz beſtimmten Stelle des Körpers, wo man ein Muttermahl an einem Kinde findet, und der beſondern Geſtalt deſſelben, nicht enthalten kann, einen Einfluß der Gemüthsbewegung, oder der gehabten Empfindung der Mutter auf das Kind anzunehmen. Und ſollte man ſich von dem letzteren auch nicht ganz überzeugen können, ſo würde man überhaupt doch wohl thun, ſo lange die Sache nicht ganz entſchieden iſt, die Frauenzimmer ſo viel möglich davon abzuhalten, Einbildungen nachzuhängen.

Es iſt freylich wahr, die Art und Weiſe, wie die Mutter auf die Leibesfrucht wirke, iſt uns ein Geheimniß, und wird es auch wohl bleiben; aber von wie vielen Naturbegebenheiten müſſen wir nicht das nähmliche geſtehen, ohne

daß

daß wir uns einfallen laſſen, die Wirkungen ſelbſt zu läugnen? Wer kann die Urſachen ſo mancher magnetiſcher und electriſcher Erſcheinungen befriedigend erklären? Wer ergründet die eben ſo heftigen als plötzlichen Wirkungen der Freude und des Schreckens, welche einigen Perſonen ſogleich das Leben geraubt haben? Wir können nicht einmahl ſagen, wie es eigentlich zugehe, daß ein unerwarteter Schreck augenblicklich den Umlauf des Bluts hemmt, die Oberfläche des menſchlichen Körpers blaß oder erröthend macht, Geſchwüre an den Lippen hervorbringt, Erzittern und Krämpfe erzeugt, ja ſogar in kurzer Zeit den Haaren eine graue Farbe gibt. Jedermann nimmt es als ausgemacht an, daß die leidenſchaftlichen Bewegungen einer ſäugenden Frauensperſon ihre Milch ſogleich verändern, und dem Säuglinge die größten Beſchwerden zuziehen können, und doch bleibt die Erklärung der Art, wie die Nerven die thieriſchen Säfte verändern, immer noch eine ſchwierige Sache. So kann man ferner nicht einſehen, wie ein Kind gewiſſe Neigungen und Leidenſchaften von ſeiner Mutter erbt, und doch mangelt es nicht an Beyſpielen, wo das Kind eben ſo eigenſinnig, furchtſam oder boshaft iſt, als die Mutter, eben ſo ſehr dieſe oder jene, andern Perſonen ganz gleichgültige, Sache verabſcheuet, wo das Kind alle Neigungen, ja ſelbſt alle Züge ſeines Vaters beſitzt, die durch keine von den nach und nach erfolgenden Veränderungen verlohren gehen. Und wer wagt es zu ſagen, wie es zugehe, daß manche Perſonen unruhig, durchaus verändert, ja wohl gar ohnmächtig werden, wenn ſie in ein Zimmer kommen, wo ſich eine Katze aufhält, wenn ſie auch gleich von dieſem Thiere

weder etwas geſehen, noch gehört haben. Und doch ſind dergleichen Beyſpiele nicht ſelten. Man hat eine angeſehene Dame von Stande gekannt, welche von dem Anblick und vom bloßen Geruch einer Roſe Ohnmachten und Zuckungen bekam, und mit allem Widerſtande dieſen Widerwillen nicht beſiegen konnte.

Solche Beyſpiele ſollten uns wirklich aufmerkſam machen, und abhalten, daß wir eine unerklärliche Naturerſcheinung nicht ſo geradezu für unmöglich oder lächerlich ausgeben, zumahl da ſo viele aufgeklärte Männer, die von der Wahrheit einiger ſolcher Fälle gehörig überzeugt waren, die Urſachen davon eher in der Einbildungskraft der Mutter, als in einem ungefähren Zufalle ſuchen wollten. Mich wenigſtens macht ſchon des großen Haller's und Boerhaave's Meinung über dieſe Sache behutſam. Beyde waren wohl zu aufgeklärt, als daß ſie ſich leicht hätten täuſchen, oder von einem widerſinnigen Vorurtheile einnehmen laſſen ſollen. Boerhaave's Geſchichte von der Maulbeere hat immer vieles für ſich, und er hat wohl nicht ſo ganz Unrecht, wenn er ſagt, es ſey ſehr unphiloſophiſch, wenn man den angegebenen Zuſammenhang der Urſache und Wirkung geradezu leugnen wolle.

Daß aber die in der Mutter vorgehenden Bewegungen und Veränderungen der Nerven ſich wirklich bis auf die Leibesfrucht erſtrecken können, und daß dies der Einrichtung und den Geſetzen der thieriſchen Natur nicht widerſpreche, läßt ſich aus dem Zuſammenhange der Nerven der Mutter mit den Nerven des Kindes erweiſen. Der mit der Gebärmutter zuſammenhangende Mutterkuchen iſt reizbar, er beſteht aus

unzähligen reizbaren Gefäßen, welche endlich in die Nabelſchnur übergehen, die von der Haut des Kindes, der es doch unmöglich an Nerven fehlen kann, eine Bedeckung erhält. Es iſt wahr, man findet die nervige Subſtanz hier nicht in großer Menge, allein das nähmliche findet man auch in den Knochen und in ihrer innern Haut, die doch ſehr reizbar iſt, bey großen Beulen und Auswüchſen, wo die wenigen Nerven der Haut oft äußerſt empfindlich werden. Vielleicht können auch ſelbſt die Säfte eine Veränderung in der Frucht hervorbringen, wenigſtens wird dieſe Muthmaßung dadurch beſtätiget, daß etwas Speichel, ein Kuß von einem mit der Hundswuth befallenen Menſchen alle die traurigen Wirkungen der Raſerey hervorbringen kann. — Wie dies alles zugehe, bleibt freylich unbegreiflich, eben ſo wie die ungewöhnlichen Wirkungen mancher Krankheiten; eine Schwangere aber iſt in mancher Betrachtung mehr für eine Kranke zu halten, kann alſo auch daher rührende unerklärliche Veränderungen leiden. — Bey dem allen will ich keinesweges leugnen, daß die Muttermähler viel häufiger einer Mißbildung der erſten Anlage der Frucht und vielen andern mechaniſchen Urſachen, dem Druck, unbequemer Lage u. ſ. w. zuzuſchreiben ſind.

Nun einige Beyſpiele von beſondern Muttermählern.

Am vierten des Wintermonaths 1725 wurde zu Blois ein gewiſſer Mathurin Voiret gebohren, in deſſen Augen man deutlich zwey Zifferblätter einer Uhr wahrnahm. Man konnte die mit römiſchen Zahlen darauf gezeichneten Stunden ſehr leicht zählen. Der Verſicherung ſeiner Mutter nach rührte dies daher, daß ſie

während der Zeit, als ſie mit dieſem Knaben ſchwanger ging, ein ſehr brennendes Verlangen gehabt hatte, eine Uhr zu ſehen.

Einige Jahre nachher ſahe man zu Paris in dem Hotel Dieu einen ganz ähnlichen Fall. Denn man konnte daſelbſt in den Augen eines Mannes folgende Worte ſehr deutlich leſen: Sit nomen domini benedictum, welche im Zirkel auf der undurchſichtigen Hornhaut geſchrieben waren. Die Perſon, welche, dieſen Fall erzählte, konnte ſich nicht genau erinnern, ob das letzte Wort ganz und deutlich ausgeſchrieben war. Allein ſo viel erinnerte ſie ſich, daß ſie die drey erſten genau geleſen hätte.

Folgende Beobachtung gehört ebenfalls hierher, und iſt neu genug, um ſich davon überzeugen zu können. Ein Kaufmann aus Dublin, welcher Geſchäfte zu London hatte, nahm ſeine Frau, die eben ſchwanger war, mit ſich dahin. Während ihres Aufenthals in dieſer Hauptſtadt ſahen ſie alle Merkwürdigkeiten, und unter andern auch die Schatzkammer, wo die königliche Krone und der übrige königliche Schmuck aufbewahrt wird. Beſonders machte die Krone einen ſolchen Eindruck auf die Frau, daß ſie bey ihrer Rückkehr nach Dublin von einem Kinde entbunden ward, auf deſſen Schultern eine ſehr deutlich ausgedruckte Krone mit den Buchſtaben G. R. zu ſehen war. Dieſes Kind, welches ſich, als dieſer Vorfall der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften bekannt gemacht wurde, ſehr wohl befand, war gegen das Ende des Jahrs 1777 beynahe fünf Monathe alt.

In der öffentlichen Zeitung von Tourraine und Anjou las man folgende zwey Artikel. Eine Frau, welche zu Mans wohnhaft, und ſeit meh-

rern Monathen ſchwanger war, ſahe auf der Gaſſe ganz unvermuthet einen Harlequin, welcher ihr einige Grimaſſen vormachte. Sie erſchrack darüber ſo ſehr, daß ſie ſogleich ohnmächtig wurde. Sie kam zur geſetzten Zeit mit einem wohlgebildeten Knaben nieder, welcher aber an der rechten Wade eine ſehr gut gezeichnete und einem Harlequin völlig ähnliche Figur trug. Alles war daſelbſt mit der größten Genauigkeit gezeichnet, und man brauchte alle Arten von Mitteln vergebens, um dieſen Eindruck zu vertilgen.

Eine andere Frau von Frerai, le Vicomte, ging im dritten Monate ihrer Schangerſchaft aus beſonderer Gutherzigkeit zu einer ihrer Nachbarinnen, um ihr ein Fontanell, welches ſie am rechten Arme hatte, zu verbinden. Sechs Monathe darauf kam dieſe Frau mit einem Kinde nieder, welches an dem rechten Arme ein natürliches Fontanell hatte, welches der Nachbarinn ihrem vollkommen ähnlich, und an dem nähmlichen Orte befindlich war. Vergebens brauchte man verſchiedene Mittel, um dieſes ſonderbare Uebel zu heilen; es blieb bis an den Tod unveränderlich.

Oft iſt das Wunderbare, welches man bey gewiſſen Bildungen wahrzunehmen glaubt, unſtreitig in der Leichtgläubigkeit und in den Vorurtheilen des gemeinen Mannes zu ſuchen. Thomas Bartholin und verſchiedene andere haben uns mancherley Beyſpiele dieſer Art aufbehalten. Ich will nur einige davon anführen, um das Lächerliche davon zu zeigen, um meine Leſer gegen dergleichen wunderbare Beobachtungen zu ſichern.

Eine Frau eines Band- und Zwirnhändlers gieng in ihrer Schwangerſchaft, nach Bartholin's Erzählung, vor der Bude eines Fiſchhändlers vorbey, wo ſie ein Stück Rochen kaufen wollte, welches aber der Fiſchhändler ſo theuer both, daß ſie ſich darüber erzürnte, und ſo böſe ward, daß ſie beynahe den ganzen Tiſch mit den Seefiſchen umgeworfen hätte. Die Frau ſoll zur gehörigen Zeit mit einem Rochen niedergekommen ſeyn; doch dies iſt wider alle Wahrſcheinlichkeit.

Das nähmliche gilt von folgendem Falle. Eine andere Frau aus dem nähmlichen Viertel wünſchte von einem Caninchen zu eſſen, ſuchte es daher ihrem Nachbar durch mancherley Bemühungen heimlich zu ſtehlen. Es gelang ihr dies, und ſie ſteckte es in ihren Keller, woraus es aber wieder entkam, und zu ſeinem vorigen Beſitzer lief. Sie grämte ſich, ſagt man, außerordentlich über dieſen Verluſt, und gebar am Ende ihrer Schwangerſchaft ein Caninchen.

Beyſpiele von ähnlichen Ereigniſſen werden von Tage zu Tage öffentlich bekannt gemacht, und es gibt leichtgläubige Leute und Liebhaber des Wunderbaren genug, welche dieſen Erzählungen Glauben beymeſſen, und nicht einſehen, daß dieſe Arten von Geburten unförmliche Fleiſchmaſſen ſind, denen die Einbildungskraft meiſtentheils diejenige Form beylegt, welche man darin finden will *).

Doch iſt folgender in dem Journal des Savans auf das Jahr 1685 aufgezeichnete Fall nicht von dieſer Beſchaffenheit. Es wird daſelbſt erzählt, daß eine Frau aus Breſt von ohn-

*) Man ſehe den Art. Mißgeburt.

gefähr zwey und zwanzig Jahren in dem ſiebenten Monathe ihrer Schwangerſchaft zu ſtehen glaubte, und nach einem Mutterblutfluſſe, der einen ganzen Monath anhielt, mit traubenförmig an einander hängenden Eyern niederkam, wovon die kleinſten wie Linſen, und die größeſten ſo groß wie Taubeneyer waren. Olivier, ein Arzt dieſer Stadt, öffnete verſchiedene von dieſen Eyern, und fand, daß ſie aus einer ziemlich harten Schale und einer zähen Feuchtigkeit, welche dem Eyweiße ähnlich war, beſtand.

Hermann Boerhaave, dieſer große Arzt ſah mit eignen Augen ein Kind, welches auf der Naſenſpitze einen fleiſchigen Auswuchs hatte, der in Anſehung der Größe, Geſtalt, Farbe u. ſ. f. vollkommen einer Maulbeere glich; deſſen kleine Erhabenheiten mit ganz dünnen Härchen, wie bey dieſer Frucht, beſetzt waren, und welcher endlich alsdenn, wenn die Maulbeeren reifen, ſich allezeit veränderte und roth wurde. Die Mutter dieſes Kindes erinnerte ſich eines jähligen Schreckens, welchen ihr während ihrer Schwangerſchaft einmahl eine Maulbeere verurſacht hatte, die ihr beym Spatzierengehen gerade auf die Naſenſpitze gefallen war. Von Haller, welcher doch wenig von dieſen Muttermählern zu halten ſcheint, geſteht ſelbſt, daß dieſe Geſchichte außerordentlich ſchwer zu erklären ſey. — In der nähmlichen Stelle (Praelect. acad. in propr. inſtitut. Tom. V. Pars I. p. 523. u. f.) führt Boerhaave noch einige andere Beyſpiele von eben ſo außerordentlichen Muttermählern an. Eine Frau z. B. welche durch den unvermutheten Anblick eines Bettlers mit einer ſehr mißbildenden Haſenſcharte während ihrer Schwangerſchaft in großes Schrecken

cken verſetzt worden war, gebar Drillinge, wovon zwey Knaben vollkommen wohl gebildet waren, der dritte hingegen eine getrennte Lippe hatte, deren Wunde ſogar noch blutete.

Abr. Kaau Boerhaave hat ähnliche Beyſpiele aus ſeiner Erfahrung geſammlet, welche um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdienen, je weniger noch die Einſichten und Wahrheitsliebe dieſes berühmten Arztes in Zweifel gezogen worden ſind. Es iſt nur zu bedauren, daß die Erzählung derſelben, den Abſichten des Verfaſſers gemäß, nicht mit aller der Umſtändlichkeit abgefaßt iſt, welche gewiſſe Leute für ein weſentliches Stück einer glaubwürdigen Erzählung halten. Deſſen ungeachtet will ich doch einige Fälle aus der großen Menge der von ihm angeführten ausheben, und die Beurtheilung derſelben denjenigen überlaſſen, welche über dieſe und ähnliche Naturerſcheinungen weiter nachzudenken Vergnügen finden. A. K. Boerhaave kannte z. B. ein Mädchen, welche ein vollkommen ähnliches Bild einer Weintraube auf dem Schenkel hatte, und deren Mutter die Urſache dieſes Mahls darin ſuchte, weil ſie einſt während ihrer Schwangerſchaft bey einem Gaſtmahle ein großes Verlangen nach einer ſchönen aufgeſetzten Weintraube getragen, und aus Unmuth, daß ſie von einem andern weggenommen worden wäre, die Hand auf ihren Schenkel geworfen hätte. —

Eben derſelbe ſah eine Schwangere, welche aus Schrecken über eine Spinne ſich eine Taſſe heißen Kaffe, die ſie eben in der Hand hielt, über den einen Arm goß, und darauf einen wohlgebildeten Knaben gebar, welcher an eben dem Arme ein Mahl hatte, das in Anſehung der

Geſtalt und Farbe vollkommene Aehnlichkeit mit der Stelle hatte, welche ſich ſeine Mutter verbrannt hatte.

Daniel Sennert, ein einſichtsvoller und glaubwürdiger Arzt, erzählt einen merkwürdigen Fall, den er ſelbſt beobachtet hat. Eine Frau von ſeiner Bekanntſchaft ſahe während ihrer Schwangerſchaft mit Aufmerkſamkeit einem Fleiſcher zu, welcher den Kopf eines Schweines mit dem Beile von einander ſpaltete. Sie gebar darauf einen Knaben, deſſen ganzer Gaumen nebſt der obern Kinnlade und der Oberlippe bis in die Naſe hinauf geſpalten war.

Eben dieſer Schriftſteller führt noch viele andere Beyſpiele an, die von ältern Aerzten beobachtet und aufgezeichnet worden ſind, die ich aber der Kürze wegen hier nicht einrücken will.

Johann Schenck *) erzählt unter andern auch, daß in Leiden eine ſchwangere Frau von ihrem Manne übel behandelt, und unter andern einmahl von demſelben mit einem auf ihre Stirne gezückten Degen verfolgt worden ſey, ohne jedoch eine Verletzung zu bekommen, weil ſie ſich durch die Flucht rettete. Allein nach ihrer Entbindung fand man, daß an eben der Stelle, wohin ihr wüthender Mann auf den Kopf gezielt, der Kopf des Kindes verwundet war; und dieſe Wunde blutete ſo heftig, daß man die Verblutung durch keine Mittel ſtillen konnte, und folglich das Kind in kurzer Zeit davon ſtarb.

Von den ſonderbaren Wirkungen, die die ungewöhnlichen und oft widernatürlichen Begierden ſchwangerer Perſonen nach gewiſſen Dingen auf

*) Siehe Johannis Schenkii a Grafenberg Obſervationum medicarum rariorum lib. VII. Francofurti 1665.

auf die Bildung, oder vielmehr die Entſtellung der Leibesfrucht bisweilen haben, findet man bey eben dieſem Schriftſteller viele Beyſpiele.

Unter den Beyſpielen von merkwürdigen Muttermählern verdient die folgende Beobachtung, welche der berühmte Unzer im 4ten Theile des Arztes, S. 327, nach ſeiner eigenen Erfahrung erzählt, einige Aufmerkſamkeit. Das Kind einer gewiſſen ſchwangern Dame lag in den Blattern, und auf der Stirn deſſelben, recht über der Naſe, hatten dieſelben einen großen Flecken gemacht, welcher noch roh und blutig war, als ihn die Dame einſtmahls von ungefähr erblickte, nachdem ſie ſich lange in Acht genommen hatte, das Kind nicht zu ſehen, um einen abſcheulichen Anblick zu vermeiden. Man weiß nicht, wie lebhaft der Eindruck geweſen ſeyn mochte, den dieſer Anblick in dem Gemüthe der Mutter gemacht hatte. Genug, ſie ward ungefähr nach Verlauf von vier bis ſechs Wochen von geſunden Zwillingen glücklich entbunden, welche aber beyde vor ihren Stirnen über der Naſe ſolche rothe Flecken mitbrachten, als man im Geſichte des Kindes, welches die Blattern ausſtand, geſehen hatte. Sie waren bey beyden Kindern ziemlich übereinſtimmig, ſowohl am Umfange, als an der Farbe; und wenn dieſes eine Wirkung der Einbildungskraft der Mutter geweſen iſt, ſo muß man bewundern, daß an zwey Kindern zugleich dieſelben Eindrücke auf einerley Weiſe erfolgt ſind.

Eine Menge anderer Beyſpiele findet man von verſchiedenen andern Schriftſtellern erzählt, ſo wie es vielleicht an den mehreſten Orten Menſchen mit Muttermählern geben wird, deren Entſtehung nach dem Zeugniſſe der Aeltern eine ähn-

liche Veranlaſſung hat. Es iſt hierbey indeſſen nie aus der Acht zu laſſen, daß vielleicht die mehreſten Geſchichten der Art von den einmahl zu sehr für dieſe Vorſtellung eingenommenen Müttern erdacht, wenigſtens mit Zuſätzen verſehen seyn mögen; denn die mehreſten Frauen gehen, wenn ſie ein Kind mit einem Muttermahle zur Welt bringen, dann erſt alle Vorfälle während ihrer Schwangerſchaft durch, und ſuchen dieſes oder jenes hervor, um das Entſtehen des Muttermahls zu erklären, weil es dem Menſchen ſo natürlich iſt, den Grund von etwas wiſſen zu wollen. Allein deshalb durchaus alle Beyſpiele als bloßes Vorurtheil verwerfen zu wollen, ſcheint mir etwas zu weit gegangen zu ſeyn, weil doch wohl nicht alles Fabel ſeyn kann, und in manchen Fällen Urſache und Wirkung einen zu beſtimmten, einen zu beſondern Zuſammenhang zu haben ſcheint, als daß man nicht von der einen auf die andere ſchließen ſollte; ſo wenig dadurch das Entſtehen der Muttermähler an ſich auch erklärt wird.

Die Muttermähler mögen nun eine Urſache haben, welche ſie wollen, ſo wird man immer wünſchen, einige Mittel zu kennen, ſie wegzubringen, beſonders wenn ſie ſich an den Theilen des Leibes befinden, die man gewöhnlich nicht zu bedecken pflegt.

Die Muttermähler ſind aber nicht leicht zu vertreiben. Insgemein wiſſen hier die alten Weiber viel Rath, und viele Aerzte wiſſen ſelbſt nichts anders, als Weibermittel. Der Maythau, Menſchen- und warmes Taubenblut, das Eyerweiß, ſollen gut ſeyn, und die Sympathie, z. B. das Beſtreichen des Mahls mit einer noch warmen Hand eines eben verſtorbenen Menſchen; imglei-

ingleichen bindet man ein Stück friſches Kalbfleiſch auf das Mahl, bis es warm geworden, reibt das Mahl damit, und vergräbt das Fleiſch. Die Wirkung dieſer Mittel unterhält gemeiniglich nur eine Zeitlang das Vertrauen derjenigen, welche ſich ihrer bedienen, auf die letzte wird aber die Geduld ermüdet. Ob man gleich Beyſpiele hat, daß wirklich die Muttermähler hierauf nach und nach verſchwunden: ſo geſchieht dies doch oft mit der Zeit von ſelbſt. Eine gewiſſe adeliche Dame hat verſchiedene Kinder geboren, die im Geſichte und im Nacken ſehr ſtark mit Feuermählern bezeichnet waren, welche aber im dritten und vierten Jahre ohne alle ſympathetiſche abergläubiſche Mittel von ſelbſt verſchwanden. Ein ähnliches Beyſpiel iſt mir von einem Kinde aus meiner Verwandtſchaft bekannt, welches ein Feuermahl, ¾ Zoll im Durchmeſſer, im Nacken ſitzend, mit auf die Welt brachte, das aber im 3ten bis 4ten Jahre nach und nach verging, ohne daß etwas gebraucht worden wäre. Es wurde erſt theilweiſe blaſſer, und verging nach und nach ganz. Wer aber auf obige Mittel ein Vertrauen ſetzt, wird finden, daß inſonderheit das Eyweiß, nebſt dem warmen Taubenblute, kühlet und zuſammenzieht, wie jede klebende Näſſe thut. Merkwürdig iſt es gleichwohl, daß Heiſter in ſeiner 275ſten mediciniſch-chirurgiſchen Wahrnehmung bemerkt, daß das warme Taubenblut, äußerlich bey einem Muttermahle gebraucht, bey einem Kinde üble Zufälle verurſachte, dieſerwegen alſo ſo ganz dreiſt nicht anzurathen iſt.

Sollten alle dieſe Künſte fruchtlos ablaufen, ſo kann ein geſchickter Wundarzte das bewährte und ganz zuverläſſige Mittel des D. Vogel's in

in Lübeck, welches zuerſt von Muys vorgeſchlagen worden *), anwenden, welches man aber nur den Wundärzten allein, und nicht den Weibern oder Bademüttern empfehlen kann. Man beſtreicht ein Stück Leinewand mit einem gut klebenden Pflaſter, nach der Größe des Mahls, ſchneidet in der Mitte ein Loch, wodurch das Mahl völlig entblößt zu ſehen iſt. Nachdem dies Pflaſter angelegt iſt, ſchabet man ein Loth venedigſche Seife, und reibt nach und nach ein Loth zart pulveriſirten ungelöſchten Kalk hinein. Dieſen Teig bindet man mit Heftpflaſtern auf das ganze Mahl: ſo verwandelt es ſich nach zwölf Stunden in einen Schurf (eschara), welcher hier leicht mit ungeſalzener Butter, oder mit Baſilienſalbe und dergleichen abgeheilt werden kann. Iſt dieſer weg, ſo behandelt man den Schaden, wie ein einfaches Geſchwür, bis es ſich ſchließt. Bey großen Muttermählern muß der Teig mehrmahl aufgelegt werden, und wenn es nicht wieder wachſen ſoll, ſo muß kein Aederchen vom Mahle übrig bleiben. Man kann dergleichen Aederchen, und oftmahls erhärtete (callöſe) Stellen ſehr wohl mit dem Höllenſtein gelinde betupfen (touchiren), und mit dem Balſam des Arcäi ſo lange fortfahren, bis das Geſchwür geheilt iſt.

Sollte dieſes Hülfsmittel einigen Wundärzten nicht hinlänglich genug zu ſeyn ſcheinen; ſo legt man, nach Aſtruc's Methode, auf das Mahl ein blaſenziehendes Pflaſter, und nachdem alſo das Oberhäutlein zerſtört iſt, nimmt man eines von folgenden vorzüglichen Mitteln, z. B. das

*) S. Joh. Bapt. Verdück's chirurgiſche Schrift. 1 Th. Leipzig 1711. 4. S. 234.

das Aqua phagadänica, den Höllenſtein, das Unguentum fuſcum, und Baſilienſalbe mit dem Mercurio präcipitato rubro, oder die Solutio Mercurii entweder allein, oder geſchwächt; jedoch alle dergleichen Mittel gebraucht man mit der größten Vorſicht, und macht erſt mit den ſchwächſten den Anfang, und belehrt ſich durch deren Wirkung von dem Gebrauch der ſtärkern. Hauptſächlich bemüht man ſich eine gute Narbe zuwege zu bringen, damit nachher die Narbe nicht mehrere Ungeſtaltheit verurſache, als das Mahl ſelbſt; dieſer Umſtand muß daher allezeit dem Kranken vorher angezeigt werden. Ein jeder Wundarzt iſt nicht geſchickt eine Wunde mit einer ſchönen Narbe zu ſchließen. Der Kluge aber unterſucht die Wunde genau, und legt nach Beſchaffenheit der Umſtände, an einigen Orten mehr oder weniger erweichende Mittel an, und bähet ſelbige bis zur völligen Heilung mit weichen und anfeuchtenden Dingen; damit die hierdurch ſchlaff gewordenen Gefäße, ſich deſtomehr verlängern, und die verlohrne Subſtanz in deſto reicherm Maße wieder erſetzen mögen.

Die Feuermähler ſind nicht ſo leicht zu vertreiben. Gegen dieſe rathen ſelbſt manche Wundärzte nur halb ſympathetiſche Mittel an, beſonders das Beſtreichen mit Eyweiß oder mit warmen Tauben- oder Menſchenblut; oder man wendet die gegen die Finnen und Flechten dienenden Mittel zu ihrer Wegbringung an. Das folgende Mittel wird auch als zuverläſſig gerühmt. Man nimmt (im abnehmenden Monde, wird hinzugeſetzt) einen lebendigen Aal, ſchneidet ihm ſchnell den Kopf ab, nimmt geſchwind dieſen Kopf, und reibt das Feuermahl damit, läßt darauf das Blut trocken werden: das Blut

darf

darf man nicht abwiſchen, ſondern muß es von ſich ſelbſt vergehen laſſen. Wenn nun das Blut darauf getrocknet iſt, ſo nehme man einen zweyten Aal, verfahre eben ſo, als mit dem erſten; und wenn von dieſem das Blut wieder getrocknet iſt, ſo verfährt man eben ſo mit einem dritten Aal, (ohne Zweifel um die geheimnißvolle Zahl 3 voll zu machen). Hiermit wäre denn die Vorſchrift an ſich wohl zu Ende. Allein die Anhänger der Sympathie, die beſonders mit den Dachtraufen immer viel zu thun haben, machen noch folgenden Zuſatz. Dann nehme man, ſagen ſie, die drey Köpfe, hebe einen Stein auf unter einer Dachtraufe, und lege ſie darunter, lege dann einen Stein wieder darauf, ſo wird das Feuermahl vergehen, ſo wie die Aalsköpfe nach und nach verfaulen. So viel iſt gewiß, wenn dieſes Vergraben der Aalköpfe auch keinen Nutzen hat, Schaden kann es auch nicht thun, indem ſich nicht der geringſte Zuſammenhang zwiſchen ihnen und dem Kinde, das mit ihnen berührt wurde, mehr denken läßt.

Von den Wundärzten werden auch noch folgende Mittel empfohlen, welche indeß nur ein ſachkundiger Mann anwenden darf: R. Aq. calc. ℥j. Ol. tart. per. deliq. ʒj. Tinct. myrrh. ʒiij. Ciner. vit. ʒj. M. D. Oder: R. Aq. card. bened. ℥ij. Aq. calc. ℥j. Spir. ſal ammon. ʒj. M. D. S. Einen Pinſel hinein zu tauchen, und den Fleck damit zu beſtreichen. — Bey ſchwammichten kavernöſen Muttermählern, zumahl im Geſichte, bedient ſich Hr. Siebold (ſ. Hufeland's Journal für die prakt. Heilkunde. B. IV. St. 1. S. 7.) folgender Miſchung: R. Cinnab. ʒß. Ciner. ſolear. gr. viij. Sanguin. dracon. gr. vij. Arſen. alb. ℈ij. M. F. pulv. ſubtiliſſ.

tiliſſ. Hievon wird durch Zumiſchung von Waſſer ein dünner Brei gemacht, und mittelſt eines Mahlerpinſels applicirt. — Auch kann man ſie gelinde ſkariſiziren, und alsdenn mit Spießglasbutter beſtreichen; die Flecken müſſen aber in dieſem Falle an bequemen Stellen ſitzen. — Bey neugebornen Kindern kann man die Flecken mit Salmiakgeiſt, worein man zuvor ein wenig gepülverten ungelöſchten Kalk gethan hat, berühren. Wenn die Kruſte abgefallen iſt, ſucht man die Stelle mit Ol. ovor. zu vernarben. Um die Narben weiß zu machen, wird die öftere Berührung mit Ol. tart. per deliq. als das beſte Mittel empfohlen. — Vielleicht dient bey großen und erhabenen Muttermählern auch ein Fontanell.

Ueberhaupt aber kann man die Aeltern und andere Layen in der Arzeneykunſt nicht genug warnen, eigenmächtig und ohne Zuziehung eines ſachverſtändigen Mannes keine ſcharfe ätzende oder ſpirituöſe Sachen gegen Mutter- und Feuermähler zu gebrauchen, weil man ſo viele Beyſpiele eines unglücklichen Erfolgs von dergleichen Quackſalbereyen hat.

Der Herr Prediger Germershauſen ſagt im Vten Bande der Hausmutter von den Muttermählern folgendes: „Wenn ein Muttermahl an einem ſolchen Orte des Leibes bey einem Kinde ſich befindet, der mit der Kleidung bedeckt und den Augen verborgen werden kann, ſo wird es den Aeltern weniger Kummer machen, als wenn es an den Händen, Halſe und Geſichte ſich befindet; daß daher alſo ein an ſich ſonſt ſchönes Geſicht aufs übelſte verunſtaltet, und Vielen zum Ekel wird; ja wohl gar Gelegenheit geben kann, daß auch Schwangere ſich

darüber

darüber entſetzen, und ihrer Leibesfrucht ein glei-ches Mahl anhängen können.“

„Man ſieht es aus der täglichen Erfahrung, daß dergleichen Mähler in der zarteſten Kind-heit durch ein Reiben vertrieben werden: ein Mittel, das meiſtens mit ſo mancherley Neben-umſtänden verbunden wird, und wobey ich alle-mahl das Reiben als die einzige Hauptſache an-ſehe. Die bekannteſten Verfahrungsarten ſollen meine Meinung beſtätigen.“

„Ein gemeines Verfahren iſt, daß die Weh-mütter das Mahl mit der Nachgeburt bereiben, und da es hiervon auf einmahl nicht vergeht, ſo wird das damit behaftete Kind zu andern Frau-en und guten Freundinnen getragen, welche eben geboren haben, und dieſes geſchieht ſo oft und ſo lange, bis das Mahl vergeht, und wovon man Beyſpiele hat, daß der Erfolg recht er-wünſcht geweſen.“

„Gemeine Bauerweiber heben einen unter den Erbſen beym Verleſen gefundenen Stein auf, und bereiben damit das Mahl, und es ge-lingt vielmahl. Noch andere aber nehmen die Hand eines Todten, und bereiben damit das Mahl, welches aber weniger unſchuldig, als das vorhergehende, iſt. Könnte man nicht nach Be-ſchaffenheit der Krankheit des Verſtorbenen dem Kinde dieſelbe anreiben?“

„Auch ſind unter dem gemeinen Volke Wei-ber, welche den abgefallenen und aufgetrockneten Nabel des Kindes alle Morgen mit nüchternem Speichel benetzen, und ihn eine Weile über das Mahl binden.“

„Man ſieht nun aus allen dieſen Verfah-rungsarten, daß das Reiben die Hauptſache ſey. Dieſerhalb wird der Verſuch darauf ankommen,

die

die zarte, mit dem Mahle bezeichnete, Haut des Kindes mit einer geſunden Hand öfters ſanft zu reiben."

„Madame Fouquet, eine berühmte franzöſiſche Wehmutter, bediente ſich dieſes Mittels. Sie nahm zwey Loth Borragenwurzel, wovon die Rinde abgeſchälet worden, weichte ſie ein in ſtarken Roſeneſſig, und beſtrich die Mähler mit gutem Erfolge zum öftern mit einem hierein getunkten Schwamme."

„Endlich wird auch von manchen ein blaſenziehendes Pflaſter aufgelegt, die Blaſe aufgeſchnitten, etliche Tage offen gehalten, und ſodann wieder zugeheilet."

„Sollte ein Mahl ſchon verjähret ſeyn, ſo muß man ſeine Zuflucht zu einem geſchickten Wundarzte nehmen. Ein gleiches iſt zu aller Zeit nöthig, wenn das Mahl nicht eben, ſondern über der Haut hervorragend iſt. Man muß aber ſeinen Mann kennen, damit das arme Kind nicht unnützer Weiſe, oder vergeblich gequälet werde. Ein gleiches iſt nöthig, wenn das Kind einen ſogenannten Haſenſchart, oder andern dergleichen widernatürlichen Anwuchs mit zur Welt bringt."

Kundmann erzählt in ſeinem Buche, Seltenheiten der Natur und Kunſt betitelt (Breslau 1737. Fol.) S. 807. daß eine Hebamme in Schleſien die betrügliche Kunſt verſtanden hätte, vermittelſt einer ätzenden Tinctur auf der Haut neugeborner Kinder, beſonders wohlhabender Aeltern, allerley Feuermähler hervor zu bringen, die ſie hernach durch eine Lauge wieder weggeſchaft hätte, um ſich von den Aeltern dafür gut bezahlen zu laſſen. Sie hat ſich aber bald verrathen, weil ſie dieſen Betrug zu oft ver-

Durch die Flucht hat ſie ſich endlich der weiteren Unterſuchung entzogen.

Sonſt vergleiche man noch folgende Schriftſteller.

Krauſen's Abhandlung von den Muttermählern. Aus dem Lat. überſetzt. Leipzig 1758. 4.

Rickmann von der Unwahrheit des Verſehens in der Hervorbringung der Muttermahle durch die Einbildungskraft. Jena 1770 gr. 8.

Einige Gedanken über die Muttermähler; von Hrn. Grohmann, ſt. in Moritz's Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde. VIII. B. I St. Berlin 1790. 8. S. 25 — 44.

Hannöv. Anzeigen oder Magaz. 1756. 1758. 1772. 1774.

Berlin. Sammlungen. VII. S. 72.

Leipziger Taſchenbuch für Frauenzimmer. 1789. S. 245.

Neue Sammlungen für Wundärzte. III. S. 200.

Vog?l's Beobachtungen. S. 263.

Müller's Frauenzimmerkrankheiten II. S. 260 — 325.

Wiegleb's natürliche Magie. II. S. 397.

Baldinger's neues Magazin. XIII. 4 St. S. 349.

Rumpf, über den Beyſchlaf. S. 165

Ganymed, oder die Kunſt ſchöne Kinder zu zeugen, nebſt Bemerkungen über die Muttermähler. Leipzig bey Linke 1799. 79 S. 8. (iſt ein unbedeutendes Schriftchen.)

Muttermähler bey Thieren, ſ. Goeze's Naturgeſchichte II. S. 98.

Muttermilch, die Milch der Mutter, beſonders der Mutter eines Kindes, im Gegenſatze der Ammenmilch. **Etwas mit der Muttermilch einſaugen**, figürlich, gewiſſe Begriffe oder Vorurtheile von der früheſten Jugend an eingeprägt bekommen.

Muttermörder, jemand, der ſeine Mutter ermordet hat. Von der Beſtrafung dieſes Verbrechens ſehe man den Art. **Vatermörder**.

Muttermotte, der Nahme eines Nachtfalters, Phalaena minutula Linn.

Muttermund, die Oeffnung der Bärmutter, oder der Eingang zu derſelben am innern Ende der Mutterſcheide. Bey einigen wird auch die äußere Oeffnung der Mutterſcheide mit dieſem Nahmen belegt, da denn jene der innere, dieſe aber der äußere Muttermund genannt werden; Orificium uteri. S. den Art. Gebärmutter, Th. 16, S. 520. und Mutterſcheide.

Muttermuſchel, ein Nahme der Schneckengattung Cypraea Linn., welche man gewöhnlicher Porcellanen, Porcellanſchnecken nennt.

Muttermuſchelſtein, ſ. Mautzenſtein, Th. 86, S. 174.

Muttern, auch Mutay, iſt ein Nahme des Alpen-Waſſerfenchels, Phellandrium Mutellina Linn.

Mutternacht, ſo hieß in älteren Zeiten die Walpurgisnacht, oder die Nacht vom letzten April zum 1ſten May, in welcher die ſogenannten weiſen Weiber der Celten und Deutſchen auf den Gipfeln der Berge zuſammen kamen, um das Feſt der Freja, der Göttinn der Erde, der Frau des Thuis's, Wodan's oder Odin's zu feyern.

Mutternackend, mutternackt, im gemeinen Leben und den niedrigen Sprecharten, völlig nackt, gleichſam ſo nackt, wie man vom Mutterleibe gekommen iſt; fadennackt, im Niederſ. ſtocknackend. Sich mutternackt ausziehen.

Mutternelke, ſonſt auch wohl Mutternäglein, 1) diejenigen Gewürznelken, (die Frucht von Caryophyllus aromaticus L., einem moluccíſchen Baume) welche an dem Baume zur Reife gelangen, von ſelbſt abfallen, und zum Samen gebraucht werden. S. im Art. Nelke (Gewürz-).

 2)

2) Unter den Gartennelken, Dianthus Caryophyllus L., werden diejenigen Nelkenſtöcke, von welchen man gemeiniglich gute Sorten durch den Samen zieht, **Samennelken** oder **Mutternelken** genannt.

Mutternuß, ſo heißt bey einigen die **Muskate** oder ſogenannte **Muskatennuß**.

Mutterpfeife, in dem Bienenbaue, diejenigen Pfeifen oder Zellen in den Bienenſtöcken, welche für die junge Brut beſtimmt ſind, zum Unterſchiede von den **Honigpfeifen** oder **Brotzäpflein**.

Mutterpfennige, im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart, **Pfennige**, d. i. Geld, welche die Mütter ihren Kindern, beſonders ihren auswärts befindlichen Söhnen, heimlich und wider Wiſſen der Väter zuzuſtecken pflegen.

Mutterpferd, ein Pferd weibliches Geſchlechts, eine Stute, zum Unterſchiede von einem **Hengſtpferde** oder **Hengſte**.

Mutterpflaſter, im gemeinen Leben, ein Pflaſter, welches man in Mutterbeſchwerden, oder vielmehr in Krämpfungen des Magens auf den Leib zu legen pflegt; Emplaſtrum hyſtericum.

Mutterpflichten, diejenigen Obliegenheiten, welche eine Mutter gegen ihr Kind, von deſſen erſtem Urſprunge an zu erfüllen hat, vorzüglich um ſeine phyſiſche Bildung zu vollenden. Hiervon ſehe man den Art. **Kind**, Th. 37, S. 542 fl.

Mutterplage, ſ. **Mutterbeſchwerde**, oben, S. 248.

Mutterpolyp, oder **Auswuchs aus der Mutterſcheide** (Cercoſis), iſt ein beträchtlich ſchweres, ebnes, weiches, birnförmiges und unſchmerzhaftes, oft fleiſchiges, bisweilen ſpeckartiges, aus der Gebärmutter oder Mutterſcheide hervorhangendes Gewächs. In Anſehung der Stelle, an welcher

chen ein Mutterpolyp feſt ſitzt, iſt er von dreyfachen Art. Er entſpringt entweder aus dem Boden der Gebärmutter, und dieſes iſt der häufigſte Fall, oder aus der innern Seite des Halſes derſelben, welches ſelten geſchieht, oder, und zwar am ſelteſten, aus dem untern Rande des Muttermundes.

Der Polyp im Boden der Gebärmutter iſt nach des Herrn Bernſtein's Beſchreibung *), anfänglich ſehr ſchwer zu entdecken: ſo lange er klein iſt, iſt er nicht merklich; indem er größer wird, dehnt er die Gebärmutter aus, und erregt den Verdacht von einer Schwängerſchaft, der ſich jedoch bey aufmerkſamer Unterſuchung verliert. So lange er in der Gebärmutter liegt, wächſt er langſam, und manchmahl erregt er auch ſchon in dieſem Zeitraume ſtarke Blutungen. Indem er größer wird, öffnet er auch zugleich den Muttermund, und ſteigt zuletzt entweder plötzlich und auf einmahl, oder langſam und allmählig durch denſelben herunter in die Mutterſcheide. Hier fängt er an ſchneller zu wachſen, und weit mehr Beſchwerde zu erregen, als bisher. Er druckt die Blaſe und den Maſtdarm, und ſtört dadurch mehr oder weniger die Ausleerungen des Koths und Urins. Vorzüglich erregt er öftere und heftige Blutungen, welche äußerſt entkräften, und die Kranke oft dem Tode nähern. In der Zwiſchenzeit fließt eine Menge ſchleimiger und wäſſeriger Feuchtigkeiten aus, wodurch die Kranke nicht weniger entkräftet wird. Da nicht ſelten der Polyp verkannt wird, ſo muß der Wundarzt, im Fall eines widernatürlichen

*) S. deſſen praktiſches Handwörterbuch für Wundärzte, 3ter Th. Leipz. 1800. S. 435. ff. im Art. Polypus.

türlichen Blutfluſſes, die Kranke jederzeit mit dem Finger unterſuchen. Nach einiger Zeit fällt der Polyp auch aus der Mutterſcheide, ebenfalls wieder allmählig oder plötzlich heraus, und verurſacht nun wieder neue und große Beſchwerden. Da er den Boden mit ſich herabzieht, und folglich eine Umkehrung der Gebärmutter verurſacht, ſo empfindet die Kranke im Gehen oder Stehen gemeiniglich ein ſehr ſchmerzhaftes Ziehen und Spannen im Unterleibe. Die Blaſe und der Harngang werden mehr oder weniger in eine unordentliche Lage gezogen, und die Ausleerung des Urins wird mehr oder weniger geſtört oder erſchwert. Oft wird der Polyp durch den herab fließenden Harn und durch äußeres Reiben entzündet, ſchmerzhaft, exulcerirt u. ſ. w.

Ein Mutterpolyp kann leicht für einen Muttervorfall gehalten werden, und ſolches gefährliche Folgen haben, jedoch durch eine aufmerkſame Unterſuchung vermieden werden. Der Polyp iſt weicher und weniger empfindlich als die herabgefallene Gebärmutter. Den unvollkommenen Vorfall der Gebärmutter ohne Umkehrung verräth der Muttermund, den man deutlich am untern Theile deſſelben bemerkt. Die an dem untern Theile des Polypen manchmahl vorkommende und dem Muttermunde ähnliche Vertiefung kann leicht durch eine Sonde unterſchieden werden; denn dieſe dringt tief in den Muttermund, aber nicht in dieſe Vertiefung. Der Polyp gleicht einer umgekehrten Birne, er iſt nähmlich unten am dickſten, und höher hinauf wird er allmählig dünner, und wird heraufwärts allmählig dicker. Der Muttervorfall kann leicht zurückgedruckt werden, und wenn er es iſt, fühlt ſich die Kranke erleichtert. Der Polyp hingegen kann nicht zurückgedruckt

gedruckt werden, und während dieſes Verſuchs empfindet die Kranke große Beſchwerden. Eine Sonde kann neben dem Polypen tief in die Mutterſcheide bis an den Boden der Gebärmutter eingebracht werden. Wird ſie neben der herabgefallenen Gebärmutter eingebracht, ſo ſtößt ſie gar bald an den nebſt dem Mutterhalſe herabgefallnen obern Theil der Mutterſcheide.

Der Polyp außerhalb der Mutterſcheide kann von einem vollkommnen Vorfall der Gebärmutter ohne Umkehrung noch leichter unterſchieden werden. Erſtlich bezeichnet der Muttermund am untern Theile der Geſchwulſt die Gebärmutter. Ferner kann neben dem Polyp eine Sonde tief in die Mutterſcheide, nicht aber neben der Gebärmutter eingebracht werden. Uebrigens verräth die Geſtalt der Geſchwulſt und das Befinden der Kranken bey einem Verſuche, ſie zurückzubringen, gleichfalls die wahre Beſchaffenheit des vorgefallnen Körpers. Da die Umkehrung der Gebärmutter gemeiniglich eine Folge einer ſchweren Geburt iſt, ſo iſt ſie daher dadurch leicht von dem Polypen zu unterſcheiden. So lange die umgekehrte Gebärmutter in der Mutterſcheide liegt, iſt ihre Geſtalt oben breit und unten dünn, die des Polypen hingegen iſt oben dünn und unten breit. Aus dieſer Urſache findet man bey einem ſehr großen Polypen in der Mutterſcheide den Muttermund immer nur ſehr wenig, hingegen bey einem unvollkommnen Vorfalle der umgekehrten Gebärmutter von geringer Größe gar ſehr ausgedehnt und erweitert. Uebrigens iſt auch hier die Zurückbringung der Gebärmutter mit einer Verminderung, hingegen ein Verſuch, den Polyp zurück zu bringen, jederzeit mit einer Vermehrung aller Be-

 ſchwerden

ſchwerden verbunden. Am meiſten iſt die umgekehrte Gebärmutter einem Polypen ähnlich, wenn ſie außerhalb der Mutterſcheide hängt, indem ſie da oben dünn und unten dick iſt, auch eben ſo wenig als der Polyp an ihrem untern Theile eine Oeffnung hat; jedoch kann auch dieſer Irrthum leicht vermieden werden. Die umgekehrte Gebärmutter umgibt oben zunächſt in der Mutterſcheide eine Falte oder gleichſam ein Kranz, welches der Gebärmuttermund iſt, durch welchen der Körper der Gebärmutter herausgefallen iſt. Dieſe Falte wird bey dem Polypen nicht beobachtet. Zur Seite des Polypen läßt ſich der Finger, oder eine Sonde tief in die Mutterſcheide bringen, nicht aber zur Seite der Gebärmutter. Der Fuß des Polypen iſt hart und feſt anzufühlen; der obere dünnere Theil der Gebärmutter aber fühlt ſich, weil er hohl iſt, weich und welk an. Auch obiggemeldete Krankheitsurſache des Muttervorfalls gibt gemeiniglich ſchon hinreichendes Licht.

Die zwey letztern Gattungen der Mutterpolypen ſind gleich vom Anfange an in der Mutterſcheide, und erregen, wenn ſie groß werden, alle die Beſchwerden, wie der Polyp erſterer Art, außer daß hier heftige und öftere Blutungen gemeiniglich ſelten und gelinde ſind. Indem ſie aus der Mutterſcheide herabſinken, verurſachen ſie außer den genannten Beſchwerden einen Vorfall der Gebärmutter ohne Umkehrung.

Nach der Erfahrung entſtehen die einmahl ausgerotteten Mutterpolypen nicht ſo leicht von neuem wieder, als die Naſenpolypen. Die Ausreißung findet aber hier eigentlich nicht ſtatt wie bey den Naſenpolypen, wovon an ſeinem Orte gehandelt werden wird. Jedoch haben Mutter-

polypen

polypen zuweilen auch einen ſo dünnen und weichen Fuß, daß man ſie leicht und ohne Gefahr zwar nicht ausreißen, aber abdrehen kann. Wenn die Unterbindung viele und große Beſchwerden erregt, ſo kann man einige Tage nachher verſuchen, den Polypen mit einer der Schmellieſchen ähnlichen Geburtszange vollends abzudrehen. Nicht ſelten geht eine behutſame Abdrehung ganz leicht, und ohne eine bedenkliche Blutung von ſtatten.

Das bequemſte Mittel zur Ausrottung der Mutterpolypen iſt die Unterbindung, welche aber nicht, ſo lange er in der Gebärmutter liegt, alsdann hingegen ſogleich unternommen werden kann, ſobald er in die Mutterſcheide herabgefallen iſt. Man verrichtet ſie mit dem doppelten Zylinder auf eben die Art, wie bey den Polypen in der Naſe, wovon gehörigen Orts mehr geſagt werden ſoll. Jedoch iſt es hier ſehr nöthig, daß der Zylinder ein wenig gebogen und länger iſt, und da der ſilberne Drath manchmahl abbricht, ſind noch mehrere Inſtrumente erfunden worden. Das eine iſt vom Hrn. Herbiniaux *), ein anderes vom Hrn. Levret **), und ein neueres vom Hrn. Georg ***) bekannt gemacht worden. Durch die beyden Röhren des letztern Inſtruments wird ein ſtarker hanfner Faden gezogen, der jedoch oben keine Schlinge

 bilden

*) Richter's chirurg. Bibliothek. B. II. St. 1. S. 74. Deſſelben Anfangsgründe der Wundarzneikunſt. B. 1. §. 625. Verbeſſert in Richter's chirurg. Bibl. B. VI. S. 224

**) Richter's chirurg. Bibliothek. B. II. St. 1. S. 851. Deſſen Anfangsgründe ꝛc. B. 1. §. 628. Neue Auflage. §. 625.

***) Deſſelben chirurg. Bibliothek. B. VII. S. 520. Deſſen Anfangsgründe. Zweyte Ausgabe. B. 1. S. 627.

bilden darf, ſondern feſt angezogen ſeyn muß; er wird mit Oehl beſtrichen, und in die Mutterſcheide ſo tief eingebracht, daß ſein oberes Ende den Ort erreicht, an welchem die Schlinge angelegt werden ſoll. Man zieht hierauf den Stift, der beyde Röhren vereinigt, aus, trennt die Röhren von einander, hält die eine Röhre feſt und unbeweglich, indem man die andere Röhre um den Körper des Polypen rings herum bewegt, ſo daß die Krümmung derſelben immer nach dem Polypen gekehrt, und die Röhre zuletzt wieder an ihren erſten Ort gelangt, worauf ſie mittelſt des Stiftes mit der andern Röhre vereiniget wird. Die Faden werden alsdann aus den untern Oeffnungen ſo ſtark als möglich angezogen und zuerſt mit einem chirurgiſchen Knoten, und dann mit einer Schleife zuſammengezogen. In der Folge wird derſelbe täglich etwas feſter angezogen, bis ſich der Polyp abſondert. Eine noch in etwas verbeſſerte Vorrichtung zu dieſem Behufe hat Herr Niſſen angegeben *).

Der Apparat zur Unterbindung der Mutter- und Naſenpolypen vom Hrn. Deſault **) beſteht aus drey Stücken: nähmlich einem ſondenähnlichen, 6 Zoll langen ſilbernen Stabe, an deſſen obern Ende ein halbmondförmiges Blech ſeitwärts befeſtigt iſt, das in der Mitte ein rundes Loch hat, und deſſen unteres Ende wie eine Gabel geſpalten iſt; außerdem aus zwey 6 Zoll langen

*) Niſſen diſſert. med. chirurg. de Polypis uteri.

**) h. W. Haſſelberg Comment. chirurg. in qua novam humerum ex articulo exſtirp. method. novumque ad ligaturam polyporum inſtrument. etc. Goetting. 1788. Richter's chirurg Bibliothek B. IX. S. 609. Auch: Taſchenbuch für Wundärzte auf 1786 — 88. Altenburg, 1780. Tab. I. Fig. B. C. D. E. F.

langen ſilbernen Röhren, in deren jeder ein 8 Zoll langer eiſerner Stiel befindlich iſt, der an ſeinem obern Ende ebenfalls geſpalten und krumm gebogen iſt. Zieht man dieſen Stiel herunter, ſo bilden die beyden gebogenen Enden einen Ring, und geben ſich wieder aus einander, wenn er in die Höhe geſchoben wird.

Bey einem Mutterpolypen wird dieſes Inſtrument auf folgende Art angewendet. Die Röhren mit den dergeſtalt zurückgezogenen eiſernen Stielen, daß ihre Ringe geſchloſſen ſind, und mit einem durch dieſe Ringe durchgezogenen hanfenen, ſeidenen oder ſilbernen Faden werden in die Scheide und Gebärmutter bis an die Wurzel des Polypen gebracht, und von beyden Seiten um die Wurzel bewegt, ſo daß der Faden die Wurzel des Polypen gänzlich umgibt; dann zieht man beyde aus der Scheide heraushangenden Enden des Fadens durch das Loch des obern Endes des Stabes, und den Stab ſelbſt ſchiebt man in die Gebärmutter nach der Richtung der Fäden bis an die Stelle, an welcher die Ligatur zu machen iſt. Darauf ſchiebt man die ſilbernen Röhren ein wenig zurück, worauf ſich dann die Ringe der eiſernen Stiele von ſelbſt öffnen und ſolchergeſtalt den Faden von ſich laſſen, und nun zieht man ſie zugleich mit den Röhren heraus. Die Enden des Fadens bringt man alsdann, ſo viel es ſich thun läßt, durch die Gabel des Stabes und wickelt ſie um ihr unteres Ende herum. So oft nun nöthig iſt, die Unterbindung feſter zuzuziehen, macht man die Enden des Fadens wieder loß, zieht ſie mehr hervor und befeſtigt ſie wieder.

Wenn man dieſen Apparat zur Unterbindung eines Naſenpolypen gebrauchen will, ſo iſt die

die Anwendung eben ſo, wie jeßt beſchrieben worden iſt; der ſilberne Stab aber muß alsdenn nicht mehr als 2 oder 3 Zoll lang ſeyn, auch die Dicke muß nach Verhältniß verſchieden ſeyn, daher muß der Wundarzt mehrere von verſchiedner Größe in Vorrath haben. Dieſen Apparat findet man auch in Bells Lehrbegriff der Wundarzneikunſt. B. V. S. 630. Tab. X. Fig. 9. 10. 11. und 12 angegeben.

Eine andere Methode hat Hr. Starke *) bekannt gemacht, und zwar bedient er ſich zur Operation der Mutterpolypen durch die Unterbindung, welche er überhaupt für die ſchicklichſte, ſicherſte und unfehlbarſte Methode hält, eines Zangenlöffels, der Schmellieſchen, oder auch einer andern Geburtszange und eines weiblichen Catheters, der aber um 2 bis $2\frac{1}{2}$ Zoll länger als gewöhnlich werden, und in der untern Oeffnung eine Walze mit einem Schräubchen erhalten muß.

Noch hat Hr. Löffler ein ſehr einfaches und wohlfeiles Inſtrument bekannt gemacht. Es beſteht aus zwey eiſernen oder ſilbernen halbrunden Stäben, die genau mit ihrer innern oder flachen Fläche auf einander ſchließen, und dann einen ganz runden Zylinder bilden, der die Dicke einer ſtarken Schreibfeder hat. Der ſcharfe Rand, der außer der Verbindung der halbrunden und flachen Flächen entſteht, muß der ganzen Länge nach ſtumpf gefeilt werden. Am untern Ende der Stäbe iſt ein 2 Zoll langer Schraubengang angebracht, auf welchen ein Hohlzylinder geſchraubt werden kann; dieſer hat an

*) Archiv für die Geburtshülfe, Frauenzimmer- und neugeborner Kinderkrankheiten. B. I. St. 2. Jena, 1787. S. 151.

an ſeinem untern Ende einen Ring mit einem Stiel, der ſich im Boden leicht herumdrehen läßt. Am obern Ende der Stäbe ſind Löcher, und an jeder äußern convexen Seite derſelben zwey flache und längliche glatte Oeffnungen; durch dieſe Löcher und Oeffnungen wird die Schnur gezogen, dann durch den Ring des Hohlzylinders kreuzweis durchgeſteckt, und daſelbſt, wenn die Schnur um die Wurzel des Polypen gelegt und angezogen iſt, mit einer Schleiſe befeſtigt.

Bey der Anlegung werden beyde Stäbe zuſammen gelegt, die Schnur durch alle Oeffnungen derſelben durchgefädelt, angezogen, und der Schraubenzylinder einige Gänge hinaufgeſchoben, damit die Stäbe zuſammen gehalten und bequem eingebracht werden können; hierauf beſtreicht man es mit Oehl und bringt es, mittelſt der Leitung ein Paar vorher eingebrachter Finger, durch die Mutterſcheide und Muttermund zur Gebärmutter ein, oder zu dem Orte hin, an welchen die Schlinge gelegt werden ſoll, nähmlich zur Seite über den Körper des Polypen weg bis zum Stiel hin. Alsdann ſchraubt man den Zylinder herunter und trennt beyde von einander, hält den einen zur Seite des Polypen feſt und unbeweglich, indem man den andern um den Körper deſſelben rings herum bewegt, doch ſo, daß die Krümmung deſſelben immer nach dem Polypen gekehrt, und der Stab wieder an ſeinen erſten Ort gelangt iſt, oder man führt auch beyde Stäbe, den einen rechts, den andern links, um den halben Umfang des Polypen herum; hierauf legt man die Stäbe zuſammen, zieht die Enden der Schnur durch den Ring und befeſtigt ſie daſelbſt; will man die Zuſammenſchnü-

rung

rung noch vermehren, ſo ſchraubt man den Zylinder einige Gänge zurück, indem man den Ring feſt hält, damit ſich die Schnur nicht um die Stäbe wickelt.

Es iſt indeſſen nicht zu läugnen, daß dieſe und ähnliche Inſtrumente noch mit einer großen Unbequemlichkeit für die Kranken verbunden ſind, welche nicht abgeändert werden kann, mit dieſer nähmlich, daß die Röhren, durch welche der Drath oder die Schnur gezogen wird, bis zur völligen Abſonderung der Polypen in der Mutterſcheide liegen bleiben müſſen. Hierdurch wird nicht nur die Mutterſcheide, noch mehr aber die eine oder die andre Schaamlefze gereizt, ja oft entzündet und wund gemacht, und die Kranke, da eine jede Bewegung ihr empfindliche Schmerzen verurſacht, iſt genöthiget, ſich während der Abſonderung des Polypen im Bette zu halten, und faſt immer in einerley Lage zu bleiben. Aus dieſen Gründen glaubt Herr Bernſtein ein Inſtrument, das er durch die Güte des Hrn. Profeſſors Zenker in Berlin erhalten hat, und von der Erfindung eines Wundarztes zu Lyon, Nahmens Boucher, herrühren ſoll, als eins der vorzüglichſten zur Unterbindung der Mutterpolypen empfehlen zu können.

Dieſes Inſtrument hat einige Aehnlichkeit mit dem des Hrn. Roderick (Richter's chirurg. Bibl. B. II. St. 1. S. 89. Kupftf. Fig. 5.), und beſteht aus 60 Stück Kugeln von Elfenbein, durch welche eine doppelte ſeidene Schnur gezogen wird, deren beyde Enden an einer Winde befeſtiget werden, die ſich in einem kleinen runden Behälter befindet, und an der einen äußern Seite mit einem Stellrade und einer Feder, an der andern mit einem runden Griffe zum Um-

Umdrehen der Winde verſehen iſt. Die an dem andern Ende der angereihten Kugeln befindliche Schlinge wird mittelſt einer ſilbernen Röhre, durch welche ein Drath läuft, hinaufgeſchoben, und ſobald man dahin gelangt iſt, ſo muß man auch die Kugeln nach oben ſchieben, wodurch die Schlinge verkleinert, und die Wurzel des Polypen genau umfaßt wird. Hierauf ſchraubt man den Drath in der Röhre loß, wodurch die Schlinge frey gemacht wird, und zieht ſogleich den Drath nebſt der Röhre aus der Mutterſcheide heraus. Um nun die Wurzel des Polypen feſter einzuſchnüren, muß man die Winde ſo lange umdrehen, bis die Kugeln dicht an einander feſt liegen, um dadurch die Schlinge immer mehr zu vermindern, je höher nähmlich die elfenbeinernen Kugeln hinauf geſchoben werden. Der Behälter der Winde, auf welcher die Schnur aufgewickelt liegt, wird alsdann über den Venusberg geführt, und daſelbſt an eine um das Becken angelegte Binde befeſtiget.

Da auf ſolche Art in der Mutterſcheide weiter nichts liegen bleibt, als die Reihe der kleinen Kugeln, die ſich in jede Richtung bequemt, ſo kann die Kranke ohne die geringſte Unbequemlichkeit eine jede Lage des Körpers annehmen, ſtehen, liegen oder ſitzen, ja wenn es nicht Schmerz oder irgend eine andre Unpäßlichkeit verbietet, ſich mit häuslichen Arbeiten beſchäftigen.

Die heftigen Zufälle, die oft nach der Unterbindung entſtehen, ſind entweder entzündungsoder krampfartig. Erſtere erfordern eine antiphlogiſtiſche Behandlung, und wenn ſogar ein Fieber entſteht, und der Polyp ſehr ſchmerzhaft wird, iſt oft ein Aderlaß nöthig. Die krampfhaften

haften Zufälle erfordern oft den Gebrauch des Mohnſafts. Iſt dieſer nicht hinreichend, und werden die Zufälle heftig, ſo muß man zuweilen die Ligatur ein wenig nachlaſſen. Durch die anfangs ſtärkere Anſchwellung des Polypen werden die nahen Theile gedruckt, ſo daß gemeiniglich die erſten Tage der Urin durch den Catheter, und der Stuhlgang durch Klyſtire ausgeleert werden muß.

Blutungen, die zuweilen entſtehen, werden durch zuſammenziehende Mittel, als Einſpritzungen von Blei und Kalkwaſſer mit einander vermiſcht, oder von einem Dekokt aus Flor. chamomil. roſar. oder Herb. ſalv. mit etwas Vitriol. alb. geſtillt. Erfolgen Blutungen, da ſich der Polyp noch nicht abgelöſet hat, und ſind dieſe Mittel nicht hinreichend, ſo darf man nur den Faden feſter zuziehen.

Vorzüglich aber iſt nach der Ablöſung des Polypen eine gute Behandlung der Gebärmutter nöthig, damit nicht etwa noch ein Faul- oder ſchleichendes Fieber dazu ſchlage. Bey der Eiterung kann man ſich zur Einſpritzung eines Dekokts von Flor. chamomill. millefol. arnic. bedienen, und bey ſtarkem Reiz und Schmerz etwas Herb. hyoſcyami oder Sem. lini hinzuſetzen. Nach und nach verbindet man es mit China und Arnica, Aq. calcis, oder liquam myrrhae. Aeußerlich wende man erweichende, krampfſtillende Umſchläge an, aus Herb. menth. criſp. Flor. chamom. ſambuc. Sem. lin und Brod in Milch oder Waſſer gekocht, auch kann man dergleichen Klyſtire geben. Iſt fauliger Stoff vorhanden, ſo nehme man vorzüglich Rad. arnic. Cort. chinae, Millefolium, Cortex ſalicis, querci, Scordium, mit etwas weniges Sal. ammon.

ammon. und auch Aq. calcis. Ueberhaupt muß man fleißig und alles ausſpülen, damit ſich nicht ſo viel wieder einſauge. — Zur gänzlichen Heilung kann man zuletzt den Balſ. copaiv., oder peruv. u. dergl. mit Eydotter abgerieben, und in einem der genannten Dekokte aufgelöſt, als austrocknende Mittel gebrauchen.

Innerlich muß man den Leib durch Tamarinden oder Tamarinden-Molke, Fol. ſenn. mit Pflaumen, oder einem feinen Mittelſalz, als Tart. tartariſat. Manna und Sal. mirab. Glaub. immer offen halten. Im Getränke bediene man ſich der Säuren und Vegetabilien, aber immer verfahre man antiphlogiſtiſch mit Beyhülfe der antiſeptiſchen Mittel. Die Diät muß dabey ſparſam seyn und vorzüglich aus Vegetabilien beſtehen.

Beym Faulfieber ſind außer vorher benannten Mitteln, Cort. ſalic. querc. mit Elix. Vitriol Ph. Lond. Camphor. Herb. menth. piperit. Wein noch vorzüglich zu empfehlen. Die Diät muß hier nahrhaft und fäulnißwidrig ſeyn, und in wenig Fleiſch, viel Gemüſe und Vegetabilien, und mancherley Säuren beſtehen. Zum Getränk dient Wein und Waſſer, oder Eſſig und Waſſer. — Ueberhaupt muß man bey jeder Gattung Caffee, Bier und dergleichen erhitzende Sachen unterſagen. Beym Anfange der Geneſung kann man den Kranken immer mehr nahrhaftere Diät, Milchſpeiſen, Fleiſch erlauben, und ſie nach und nach in ihre vorige Diät zurückgehen laſſen. Wenn ſich bald wieder viel Blut ſammelt, ſo laſſe man ſie dann und wann laxiren und des Jahrs ein- oder mehreremahle zur Ader, weil ſonſt leicht Blutſtürze entſtehen, wenn ſich auch kein Polyp wieder erzeugt.

Obgleich ein ſchneidendes Inſtrument, da es nicht ohne Verletzung der Mutterſcheide an die Wurzel des Polypen gebracht werden kann, und eine gefährliche Blutung verurſachen könnte, bey den Mutterpolypen überhaupt nicht ſtatt findet: ſo gibt es dennoch einige Fälle, wo man es nicht entbehren kann. Der Mutterpolyp hat nähmlich zuweilen einen flechſichten Fuß, und kann folglich weder abgebunden noch abgedrehet werden, welches man nicht eher als nach angelegter Unterbindung entdeckt, die in dieſem Falle ungewöhnlich heftige Schmerzen erregt, und den Polyp auf keine Weiſe abſondert. In einem ſolchen Falle ſchneidet man entweder den Polyp nahe an ſeiner Wurzel in der Mutterſcheide ab, oder zieht ihn vorher allmählig aus der Mutterſcheide heraus. Erſteres könnte vielleicht ſehr gut mit einem etwas auf die Seite gebogenen ſchneidenden Haken, ungefähr ſo, wie man ihn bey der Zerſtückung der Frucht im Mutterleibe braucht, oder noch beſſer mit einer langen Schere, deren Blätter auf die Seite gekrümmt, und vorn abgerundet und ſtumpf ſind, geſchehen. Letzteres geſchieht am bequemſten mit einer der Smellieſchen Geburtszange ähnlichen Zange, welche man auf die gewöhnliche Art in die Mutterſcheide bringt, den Polyp faßt, und ihn behutſam und allmählig ſo weit aus der Mutterſcheide zieht, daß man den Fuß des Polypen außerhalb der Mutterſcheide mit einem Biſtouri abſchneiden kann.

Der andere Fall, wo ein ſchneidendes Inſtrument mit Nutzen gebraucht wird, iſt, wenn ein Polyp, deſſen Fuß an dem Boden der Gebärmutter befeſtigt iſt, plötzlich aus der Mutterſcheide herabfällt, und alſo eine plötzliche Umkehrung

rung

rung der Gebärmutter verurſacht. Um die heftigen Schmerzen in dieſem Falle und die damit verbundenen Gefahren aufs baldigſte zu heben, muß man den Fuß des Polypen alsbald ſo feſt als möglich unterbinden, den Faden vor der Stelle der Unterbindung abſchneiden, und die Gebärmutter ſogleich zurückbringen.

Zuweilen entſtehen auch wirkliche Fleiſchgewächſe in der Mutterſcheide, wovon einige mit einer breiten Grundfläche aufſitzen, andere aber an einem dünnen Stiele hangen. Letztere verdienen den Nahmen Polypen, und werden leicht durchs Gefühl erkannt. Durch den Druck auf die Blaſe und den Maſtdarm verurſachen ſie allerhand Beſchwerden bey der Ausleerung des Koths und Urins. Sehr oft entſtehen ſie aus veneriſchen Urſachen, und dann erfordern ſie den Gebrauch des Queckſilbers, wodurch ſie zuweilen gänzlich getilgt werden. Sitzt der Polyp am untern Theile der Mutterſcheide, ſo kann man ohne Inſtrument das Band anlegen, und den Polyp allenfalls ſogleich unter dem Bande abſchneiden.

Noch eine andere Art von Geſchwulſt in der Mutterſcheide, die man zu den Polypen rechnet, und die den Schleimpolypen der Naſe ſehr ähnlich iſt, beſteht einzig und allein aus der innern Haut der Mutterſcheide, welche an einer Stelle widernatürlich erſchlafft, verdickt und verlängert iſt, und daher vielmehr ein Vorfall der innern Haut der Mutterſcheide genannt zu werden verdient. Iſt ſie durch zuſammenziehende und ſtärkende Einſpritzungen nicht zu heben, ſo kann man ſie unterbinden, oder beynahe noch beſſer, abſchneiden. Indeß entſteht auch dieſe Geſchwulſt zuweilen aus innern, vorzüglich vene-

riſchen Urſachen, und erfordert in dieſem Falle vor der Operation innere Mittel.

Mutterreinigung, dieſen Nahmen führt das einer Wöchnerinn nach der Entbindung aus der Mutterſcheide abgehende Geblüt. Die Menge dieſes Blutes vermindert ſich gegen den dritten oder vierten Tag nach der Niederkunft, und eine weißliche ſchleimichte Materie beginnt ſich darunter zu zeigen. Dieſe weißliche Materie findet ſich etwa bis zum 8ten oder 9ten Tage, darauf verſchwindet ſie, das Blut fährt aber noch fort zu fließen, bey einigen 3 bis 4, bey anderen bis in die ſechſte Woche. Man ſehe übrigens den Art. **Kindbetterinn**, Th. 37, S. 700.

Mutterring, ſ. **Mutterkranz**, oben, S. 338.

Mutterröhrchen, das Röhrchen an dem Schafte der Feuergewehre, in welches der Ladeſtock geſteckt wird.

Mutterſalbe, eine Salbe, welche in den Apotheken aus verſchiedenen Fettarten, Wachs und Baumöhl, mit untergerührter präparirter Bleyglätte bereitet wird.

S. Lagrange's vollſtänd. Apothekerwiſſenſchaft. IV. Leipz. 1787. S. 215 fl.

Mutterſau, ſ. **Mutterſchwein**.

Mutterſchaf, ein Schaf weibliches Geſchlechts, ſo bald es gelammt hat, ein Trageſchaf, eine Schafmutter; Oberd. die Mutze, Niederſ. Ouwe, Unwede, Angelſ. Eowa, Engl. Ewe, Lat. Ovis, in einigen deutſchen Provinzen auch eine Zade.

Mutterſcheide, die häutige längliche Röhre, welche ſich bey dem anderen Geſchlechte von dem Halſe der Bärmutter bis zu dem Schooße erſtreckt; Vagina uteri. Von einigen an dieſem

Theile

Theile des Körpers vorkommenden Zufällen geben die folgenden Artikel weitere Nachweiſungen. Verſchiedenes iſt auch in den Artikeln Mutterbruch, Mutterkranz und Mutterpolyp vorgekommen.

Damit man ſich übrigens von der Lage der weiblichen Zeugungsorgane gegen einander eine richtige Vorſtellung machen, und alſo auch die in den vor= und nachſtehenden Artikeln beſchriebenen mancherley krankhaften Zufälle gehörig beurtheilen könne, theile ich in der Fig. 5909. eine Abbildung derſelben mit, zu deren Erklärung folgendes zu bemerken nöthig ſeyn wird *)

Die weiblichen Zeugunsorgane ſind bekanntlich nicht außen am Körper, ſondern in dem Bauche ſelbſt, oder vielmehr in dem Becken zwiſchen dem Afterdarme und der Harnblaſe, angebracht, ſo, daß nur der Eingang dazu von außen ſichtbar iſt. In der angeführten Abbildung Fig. 5909. kann man ſie alle in ihrer gehörigen Verbindung ſehen und zugleich wahrnehmen, wie ſie nicht nur mit der untern Hohlader V (welches eine Vene oder Blutader iſt), und Aorta A (einer Pulsader oder Arterie), ſondern auch mit den Nieren R und Nebennieren S zuſammen hangen. Die Röhren G ſind die Harngänge, welche den abgeſonderten Urin in die Harnblaſe leiten.

Die beyden Arterien D, welche mit ihrem Blute die Stellen, worin die Empfängniß eigentlich geſchiehet, gleichſam düngen, oder zur Befruchtung vorbereiten müſſen, und die Venen C, die dieſes Blut wieder zurücke führen, kommen

 bey

*) S. D. Chr. E. Wünſch, Prof. zu Frankf. a d. O. Unterhaltungen über den Menſchen. II Th. 2te Aufl. Leipzig 1798. S. 429 ff. und Tab. XIV. f. 4.

bey dem weiblichen Geſchlechte eben ſo aus den Hauptſtämmen der Blutgefäße A und V heraus, wie die Samenadern in dem männlichen; doch unterſcheiden ſie ſich von dieſen letztern dadurch, daß ſie keinesweges aus dem Becken heraustreten, ſondern ſich noch innerhalb deſſelben durch die ſogenannten Eyerſtöcke M verbreiten, und mithin bey weitem nicht ſo lang, als die männlichen Samenadern ſind.

Dieſe ſogenannten Eyerſtöcke ſind in dieſem Bilde faſt eben ſo groß vorgeſtellet, als man ſie in den Leichnamen erwachſener Frauensperſonen ſelbſt findet. Sie haben eine gelblich weiße Farbe und eine etwas plattgedrückte länglichrunde Figur, faſt wie die Teſtikeln oder Hoden der Männer, daher ihnen auch einige Naturforſcher den Nahmen der weiblichen Hoden beyzulegen pflegen. Allein ſie unterſcheiden ſich doch von dieſen in Anſehung ihrer Struktur gar ſehr. Denn der Schöpfer hat ſie nicht ſo, wie dieſe, aus geſchlängelten Aederchen und Samengefäßen und Nerven, ſondern aus zellichtem Gewebe, Adern, Nerven und kleinen weichen durchſichtigen Bläschen, die den Nahmen der Eyer führen, und inwendig einen dünnen Saft enthalten, zuſammen geſetzt. Solcher zarten Bläschen oder kleinen Eyer findet man bey jungen erwachſenen Perſonen, die noch keine Kinder gebohren haben, an beyden Eyerſtöcken zuſammen genommen ohngefähr dreyßig bis vierzig. Sie fallen aber, wie die meiſten Naturforſcher behaupten, in den Perſonen, welche Kinder gebähren, nach und nach ab, und laſſen an den Stellen, wo ſie geſeſſen haben, kleine Narben zurück; denn ſie ſind nicht ſehr tief in die Eyerſtöcke eingewachſen, ſondern ſitzen nur locker in beſondern Grübchen,

chen, wie in kleinen Schalen oder Kelchen, auf ihnen herum, und hangen bloß vermittelſt feiner Faſern oder Aederchen mit ihnen genau zuſammen. Die kleinen Hügelchen, welche man an beyden Eyerſtöcken M und M wahrnimmt, ſtellen etliche ſolche Bläschen oder Eyerchen vor. Die übrigen aber kann man da nicht ſehen, weil ſie ſich an der hintern Seite befinden.

Ob nun dieſe Bläschen wirklich Eyerchen ſind, welche nur von dem männlichen Samen befruchtet werden dürfen, um einen neuen Menſchen in ihrem Innern zu bilden, oder ob ſie vielmehr einen beſondern weiblichen Samen bey der Begattung von ſich geben, um ihn dem empfangenen männlichen beyzumiſchen, iſt bey den Anatomen zum Theil noch ſtreitig, wiewohl ſich die Mehrheit für die erſtere Meinung erklärt, welche auch der Anglogie mit den Pflanzen zu Folge wohl die wahrſcheinlichſte ſeyn mag. Allein ſo viel iſt gleichwohl gewiß, daß die wahre Befruchtung der Frau, oder die wirkliche Empfängniß des neuen Menſchen, in der That an keinem andern Theile der weiblichen Zeugungsorgane, als an den ſogenannten Eyerſtöcken geſchehen kann, wie dieſes durch unläugbare Umſtände erwieſen iſt.

Da jedoch der empfangne neue Menſch nicht, ohne das Leben der Mutter in die allergrößte Gefahr zu ſetzen, gebohren werden könnte, wenn er an dem einen oder dem andern Eyerſtocke bis zur Geburtsſtunde hangen bleiben müßte: ſo hat der Schöpfer ein beſonderes Behältniß N für ihn bereitet, welches den Nahmen der Bärmutter oder auch Gebärmutter führt. Dieſe iſt bey jungen mannbaren Frauensperſonen, die noch keine Kinder gebohren haben, nicht größer,

als etwa dieſes Bild zeigt. Bey ſchwangern Frauen hingegen wird ſie auf eine höchſt wunderbare Weiſe ganz erſtaunlich ausgedehnt, indem ſie binnen neun Monathen über eine halbe Elle hoch, und wohl eine halbe Elle im Durchmeſſer dicke wird. Sobald aber die Leibesfrucht gebohren iſt, ziehet ſie ſich allmählig wieder zuſammen, und wird nach etlichen Tagen wieder ſo klein, wie eine Birne von mittlerer Größe, oder faſt wieder ſo klein, wie ſie vorher war. Sie beſteht aus einem beſondern ſchwammigen, aber dabey ſehr derben und zähen zellichtem Gewebe, welches der Schöpfer nicht nur mit Fleiſchfaſern und vielen Nerven, ſondern auch, und zwar hauptſächlich, mit einer ſehr großen Menge vielfach geſchlängelter Aederchen aller Art, auf das künſtlichſte durchwebet hat, ſo, daß ihre Subſtanz ſich daher allerdings gar leicht ungemein ſehr ausdehnen läßt, ohne daß deswegen die zu ihr gehörigen Adern und Nerven zerreißen.

An ihrer obern Gegend N ſeitwärts hat ferner die göttliche Weisheit zwey Kanäle K und K, die aus einem häutigen, mit vielen Muskelfaſern, Nerven und Adern durchwebten Weſen beſtehen, mit ihr verbunden. Dieſe geſchmeidigen Kanäle ſind an den Enden, womit ſie ſich in die Gebärmutter ſenken, ſehr enge; aber gegen ihre frey ſchwebenden Mündungen F hin erweitern ſie ſich, wie die Trompeten, daher ſie auch den Nahmen der Muttertrompeten führen, wiewohl man ſie gewöhnlich nur die Fallopiſchen Trompeten zu nennen pflegt, nach Fallop oder Fallopius, dem erſten Entdecker oder Beſchreiber derſelben. Gedachte offene Mündungen F ſind mit kleinen manſchettenförmigen Muskeln oder fleiſchigen Franzen umgeben, durch deren

deren Hülfe ſie ſich wie ein paar kleine Hände öffnen und verſchließen, oder vielmehr, wie der Speiſeſchlund, ſich erweitern und wieder zuſammen ziehen können. Bey der Empfängniß erweitern ſich nähmlich dieſelben, und umfaſſen die Eyerſtöcke, um den hier entſtehenden Keim des neuen Menſchen gleichſam zu erhaſchen, und faſt eben ſo, wie der Schlund eine Speiſe verſchlingt, in die Gebärmutter zu treiben. Denn dieſe ſogenannten Trompeten ſind auch mit vielen Muskelfaſern verſorgt, und es iſt ihnen eine ganz beſondere Struktur ertheilt, vermöge welcher ſie eine ſolche ſchlingende oder treibende Bewegung, wie der Speiſekanal, anzunehmen im Stande ſind.

Alle dieſe innerlichen Theile der weiblichen Zeugungsorgane liegen aber nicht mit in demjenigen innern Raume des Darmfelles, worin die Gedärme nebſt der Harnblaſe ſich befinden, ſondern ſie haben ihre Lage vielmehr außerhalb deſſelben. Denn das Darmfell iſt in dem weiblichen Geſchlechte unter den dünnen Gedärmen zwiſchen der Blaſe und dem Afterdarme merklich zurück gezogen, und hier eine ziemlich große Querfalte in ihm gebildet, welche zu beyden Seiten an den Hüften wie mit breiten Bändern befeſtigt iſt. In dieſe Querfalte des Darmfelles ſind gedachte Theile eingewachſen, und ſie dadurch von dem Afterdarme ſowohl, als von der Harnblaſe und von den dünnen Gedärmen abgeſondert. Aber dieſe größere Falte bildet inwendig auch etliche kleinere, vermittelſt welcher nicht nur die Eyerſtöcke an die Gebärmutter befeſtigt, ſondern auch die Fallopiſchen Trompeten faſt ihrer ganzen Länge nach jedoch ganz loſe oder locker an die Eyerſtöcke gebunden ſind. Ueberdieſes ſind auch

zwey ſaitenförmige Bänder von beyden Seiten der Gebärmutter durch die Bauchringe herab geleitet, und ſie daſelbſt in dem Fette der äußerlichen Theile angeheftet, ſo, daß alſo die Gebärmutter an vier feſten Stellen vermittelſt ihrer eigenen Bänder gleichſam eingeankert liegt; nähmlich vermittelſt der breiten Bänder an beyden Hüften, und vermittelſt erwähnter beyden ſaitenförmigen vorn unter der Haut, wo ſich die Schaambeine vereinigen. Dieſe letztern laſſen daher die Gebärmutter nicht zu weit gegen die Gedärme hinauf ſteigen, und jene erſtern laſſen ſie nicht zu weit gegen den Schooß hervor fallen, ſo lange nähmlich weder dieſe noch jene ihre Stärke verlieren oder erſchlaffen, welches freylich durch Krankheiten oder andere Unglücksfälle zuweilen geſchehen kann, da dann theils die ſogenannten Muttervorfälle, theils andere beſchwerliche Uebel davon entſtehen, wovon verſchiedene der vorſtehenden Artikel handeln.

Der mit W bezeichnete untere Theil der Gebärmutter, oder der ſogenannte **Hals** derſelben, iſt mit einer **Wulſt** umgeben, und in dieſer befindet ſich eine kleine Querſpalte, die den Nahmen **des Muttermundes** führt; ſie iſt alſo mit ihrem Halſe und Munde eine kleine Strecke weit in die **Mutterſcheide** P gleichſam hervor geſchoben.

Die **Mutterſcheide** iſt ebenfalls aus überaus dehnbaren und feſten Faſern bereitet, und es ſind zugleich ſehr viele Nerven und Adern zwiſchen dieſelben eingewebet, um ſie, zumahl an ihrer innern Fläche, die mit vielen feinen Runzeln verſehen iſt, ſehr empfindlich zu machen. Sie iſt in der Fig. 5909. ſo vorgeſtellt, als ob ſie bey P der Länge nach geöffnet und ein wenig

nig aus einander gedehnt wäre, ſo, daß man in ſie hinein ſehen, und nicht nur die gedachten zarten Runzeln, ſondern auch den Muttermund mit ſeiner Wulſt W wahrnehmen kann. Sie ziehet ſich zwiſchen dem Blaſenhalſe und Afterdarme bis unter die Stelle, wo die beyden Schooßbeine zuſammen treffen, hinab, und endigt ſich mit ihrer vordern Oeffnung in denjenigen äußern weichen Theilen, die man zuſammen genommen die weibliche Schaam zu nennen pflegt, wobey noch zu bemerken, daß ſie unmittelbar hinter der gedachten vordern Oeffnung auch mit beſondern ringförmig geordneten Muskelfaſern umgeben iſt, welche, vermöge ihrer Spannkraft, ſie zuſammenziehen und verengen.

Vor die vordere oder äußere Oeffnung derſelben iſt ein zartes Häutchen geſpannt, welches das Hymen oder Jungfernhäutchen heißt, und nach den bisherigen Untersuchungen nur allein bey den Menſchen, keineswegs aber bey andern Gattungen lebendiger Weſen gefunden wird. Doch ſoll der Herr Profeſſor Rudolphi in Greifswald kürzlich auch etwas ähnliches bey der Section eines Pferdes wahrgenommen haben. Ganz iſt jedoch gewöhnlich gedachte Oeffnung damit nicht verſchloſſen, ſondern obenher noch eine kleine Oeffnung gelaſſen, durch welche das Blut der monathlichen Reinigungen ungehindert heraus fließen kann. Man hat zwar auch Mädchen gefunden, bey welchen das Hymen die Mutterſcheide gänzlich verſchloſſen gehalten hat, ſo, daß deren Aeltern ſich genöthigt geſehen haben, daſſelbe von Wundärzten zerſchneiden zu laſſen, um den gedachten Reinigungen, die ſich faſt bey allen Jungfern in einem gewiſſen Alter einſtellen, den erforderlichen Abzug zu verſchaffen. Allein

vergle-

dergleichen Operationen ſind allerdings ungemein ſelten erforderlich. Dieſes Häutchen iſt übrigens bey einigen Mädchen ſo zart und fein, daß es durch einen Sprung über einen Graben, durch Ausgleitung eines Fußes, und ſo weiter, zerreißen kann. Auf keinen Fall kann es aber länger, als bis zu der erſten vollſtändigen Begattung dauern: denn davon zerreißt es gewiß, und nun ziehen ſich die Theile deſſelben in ein paar dünne Runzeln zuſammen, die ſich an den Seiten des Randes der erwähnten Oeffnung unter dem Nahmen der **myrtenförmigen Carunkeln** anſetzen.

Vor dieſen Carunkeln, oder vor dem Hymen, befinden ſich zu beyden Seiten gedachter Oeffnung ein paar erhobene Falten, die den Nahmen den **Nymphen** führen, und jenen rothen Läppchen ſehr ähnlich ſind, welche den Haushähnen unter der Kehle ſitzen.

Mitten über der Oeffnung der Mutterſcheide vereinigen ſich dieſe beyden Falten, indem ſie daſelbſt einen kleinen Bogen bilden: und hier hat der Schöpfer auch bey dem weiblichen Geſchlecht eine Art von männlichem Zeugungsgliede hervorwachſen laſſen, ſo, daß es unter gedachtem kleinen Bogen, den die Nymphen bilden, wie in einer Vorhaut verborgen liegt. Bey den allermeiſten Frauensperſonen iſt zwar dieſes Glied, wie leicht zu erachten, überaus klein und kaum zu bemerken: aber bey einigen wenigen gelangt es doch auch zu einer ziemlich beträchtlichen Größe, und gibt ſodann unwiſſenden Menſchen Gelegenheit, ſolche Frauen für ſogenannte **Zwitter**, oder für Menſchen von beyderley Geſchlecht, zu halten. Auch iſt dieſes Glied, welches den Nahmen der **Klitoris** führt, mit keiner

ner Harnröhre verſehen, wie etwa das männliche Zeugungsglied, ohngeachtet es im übrigen eben ſo, wie dieſes, gebildet iſt, und es mag mithin, gleich den beyden Nymphen, wahrſcheinlich zu nichts weiter, als zur Vermehrung der Fleiſchesluſt geſchaffen ſeyn. Denn alle dieſe zarten Theile ſind mit überaus vielen Nerven durchwebet, welche hier ziemlich entblößet ſind, folglich jeden Reiz heftig empfinden, und eben dadurch zuweilen vieles Blut hieher ziehen. Davon werden aber dieſelben ſtarr, und erregen dann diejenige Begierde, die das weibliche Geſchlecht zu der Begattung antreibt. Junge unverheirathete Perſonen müſſen daher alles vermeiden, was dergleichen wollüſtige Begierden zu ſehr erregen, oder Gelegenheit zu ſolchen heftigen Reizen geben kann.

Gleich über der Oeffnung der Mutterſcheide, folglich unter der Klitoris, öffnet ſich die Harnröhre, ſo, daß der Harn ſeine Richtung zwiſchen den obern Theilen der beyden Nymphen heraus nehmen muß. Sie iſt in dieſem Geſchlecht nicht nur beträchtlich weiter, als in dem männlichen, ſondern auch ungemein kurz, weil der Blaſenhals ganz nahe dabey hinter den Schooßbeinen liegt, und weil ſie ſich daher nur zwiſchen den Bügeln der Sitzbeine hervor krümmen darf, um an dem beſchriebenen Orte ihren Ausgang zu finden.

Der beſondern Kürze und Weite dieſes Ableiteſchlauches haben die Frauen die faſt gänzliche Befreiung von denjenigen Schmerzen zu verdanken, welche bey den Männern oft von dem ſogenannten Blaſenſteine entſtehen. Dieſe äußerſt ſchmerzhafte Krankheit ſucht nähmlich deswegen das männliche Geſchlecht öfters heim,

weil

weil in ihm gedachter Weg zu enge und zu lang iſt, als daß die groben erdigen Theile, die der Harn in der Blaſe zuweilen erzeugt, ohne heftige Schmerzen durch ihn füglich abgehen können, zumahl wenn man durch eine beſondere Leibeskonſtitution große Anlage zu dieſer Krankheit hat und gewohnt iſt, wenig reines Waſſer zu trinken, oder den Harn lange bey ſich zu behalten, als wodurch ſich die gedachten erdigen Theilchen erſt in eine Art von Sand, und ſodann wohl gar in kleine Steine verwandeln. Dafür ſind aber die Frauen wegen der gedachten geringen Länge und größern Weite ihrer Harnröhre einem andern Uebel unterworfen: dieſem nähmlich, daß ihnen, wenn ſie heftig ſchreien, oder aus vollem Halſe lachen, der Harn zuweilen wider ihren Willen entgehet, woraus alſo leicht abzunehmen, warum ein ausgelaſſenes Lachen und wildes Geſchrei vorzüglich dieſem Geſchlecht nicht allein unanſtändig, ſondern auch widernatürlich iſt.

Alle dieſe äußerlichen Theile der weiblichen Begattungsorgane hat endlich der Schöpfer an beyden Seiten und oben herum mit einer Art von häutiger Wulſt umgeben, welche mit Fette gleichſam ausgeſtopfet, und in dem mannbaren Alter mit krauſigen Haaren dicht bewachſen iſt.

Mutterſcheidenauswüchſe, bey dem Viehe, ſind ähnliche Auswüchſe, wie die Mutterpolypen bey dem Menſchen. In der Mutterſcheide findet man nähmlich zuweilen ein fleiſchichtes, ebenes, weiches, zuweilen ſpeckartiges Gewächs, welches entweder aus der Bärmutter ſich bis in die Mutterſcheide erſtreckt, oder in der Mutterſcheide ſelbſt entſteht, darin verborgen iſt, oder heraushängt. Dergleichen Auswüchſe ſucht man vermittelſt der Finger loszutrennen, und zu entfernen,

nen, und den etwa dadurch entſtandenen Blutfluß durch Einſpritzungen von Eſſig zu ſtillen.

Mutterſcheidenbruch, ſ. im Art. Mutterbruch, oben, S. 249.

Mutterſcheidenfleiſchgewächſe, ſ. im Art. Mutterpolyp, oben, S. 415. und Mutterſcheidenauswüchſe.

Mutterſcheidenklappe, Lat. Hymen, ſ. Jungfernhäutchen, im Art. Jungfrauſchaft, Th. 31, S. 748. — Ein ähnliches Häutchen ſoll der Herr Profeſſor Rudolphi in Greifswald neulich bey der Section junger Stuten entdeckt haben, welches als etwas beſonderes angemerkt zu werden verdient, da man ſonſt der Meinung war, daß kein bisher unterſuchtes Thier auch nur eine Spur davon aufzuweiſen hätte.

Mutterſcheidenverwachſung, bey dem Viehe, wenn entweder die Mutterſcheide durch eine Haut verſchloſſen, oder wenn ſie ſelbſt widernatürlich in ihren Wunden verwachſen, oder wenn die Lefzen durch Verletzungen, als durch das ſogenannte Ringeln, mit einander verbunden worden ſind. Dieſe Verwachſungen ſind theils mit, theils ohne Verhaltung des Harns verbunden, je nachdem die Oeffnung der Harnröhre verſchloſſen iſt.

Die Heilung kann auf keine andere Weiſe als durch Zertrennung der widernatürlichen Vereinigung geſchehen, und dieſe findet aber auch dann nicht ſtatt, wo die Mutterſcheide ſelbſt der Länge nach verwachſen iſt. Wo aber die Mutterſcheide durch eine Haut oder die Lefzen nur mit einander verbunden ſind, ſchneidet man dieſe in der Richtung, die die Natur zeigt, aus einander, legt in die gemachte Oeffnung einen Streifen mit friſchem Waſſer oder Eſſig angefeuchtete

feuchtete Leinwand, damit der Schnitt nicht wieder zuwachſe, und heilt auf dieſe Weiſe den Schnitt.

Mutterſcheidenvorfall, ſ. im Art. Mutterbruch, oben, S. 260.

Mutterſchmerzen, ſ. Mutterbeſchwerde, oben, S. 248.

Mutterſchnitt, ſo heißt auch der Kaiſerſchnitt. S. Th. 32, S. 337.

Mutterſchraube, die Schraubenmutter; ſ. unter Schraube.

Mutterſchwein, ein erwachſenes Schwein, beſonders ein ſolches zahmes Schwein weiblichen Geſchlechts, im gemeinen Leben, eine Sau, Fährmutter, Schweimutter, Niederſ. Moorſwien, Mudje, Mutte, in einigen oberdeutſchen Gegenden Loſa, Suz, Mor; zum Unterſchiede von dem Eber oder Hackſch.

Mutterſchweſter, die Schweſter der Mutter, Lat. Matertera, mit einem aus dem Franzöſiſchen entlehnten Worte die Tante.

Mutterſchwindel im gemeinen Leben, ein krampfartiger Schwindel, bey dem andern Geſchlechte, wobey das Bewußtſeyn aufhöret, und welcher von dem großen Haufen der Bärmutter zugeſchrieben wird.

Mutterſchwindſucht, eine auszehrende Krankheit, welche von hyſteriſchen Zufällen begleitet iſt. S. im Art. Schwindſucht.

Mutterſeele, ein nur in den niedrigen Sprecharten, ſo wie Mutterkind und Muttermenſch übliches Wort, eine einzelne Seele, d. i. einen einzelnen Menſchen mit Nachdruck zu bezeichnen. Es war keine Mutterſeele da, ſchlechterdings niemand. Daher mutterſeelen allein, völlig allein, wofür man auch ſpricht mutterſelig allein.

Mutterſohle, ſ. Mutterlauge, oben, S. 369.

Mutterſöhnchen, in der vertraulichen Sprechart, ein von ſeiner Mutter verzärtelter Sohn; Niederſächſ. Mömekenkind, Mömekenſöne, von Möme, Mutter.

Mutterſpiegel, Dioptra, Dioptron, Franz. Dilatatoire de la matrice, ein Inſtrument, deſſen ſich die älteren Wundärzte zur Erweiterung der Mutterſcheide, bey Ausziehung eines todten Kindes aus der Bärmutter, und bey Unterſuchungen verſchiedenen Entzwecks halber bedienten. Wegen des damit getriebenen Mißbrauchs iſt dieſes Inſtrument faſt außer allen Gebrauch gekommen, kann aber dennoch bisweilen von Nutzen ſeyn, welches der Fall bey einer Sackgeſchwulſt in der Mutterſcheide war, welche Herr Hagen wegſchaffte, und bey der Operation einen Mutterſpiegel zu Hülfe nehmen mußte.

S. J. Chr. Stark's Archiv für die Geburtshülfe ꝛc. II. B. 2 St. Jena 1789. S. 139.

Mutterſprache, 1. eine Sprache, welche jemand von ſeiner Mutter erlernet hat, in welchem Verſtande man ſie der Vaterſprache entgegen ſetzen könnte. Am häufigſten in weiterer Bedeutung, eine Sprache, welche an dem Orte üblich iſt, wo man geboren und gezogen worden, welche man daher auch gemeiniglich von Jugend auf erlernt, im Gegenſatze der fremden Sprachen. 2. Eine urſprüngliche Sprache, welche dem Anſcheine nach, oder auf eine merkliche Art, aus keiner andern entſtanden, eine Hauptſprache, Stammſprache, wird in Anſehung der von ihr abſtammenden Tochterſprachen oder auch Mundarten, die Mutterſprache genannt. So iſt die lateiniſche Sprache eine Mutterſprache in Anſehung der italieniſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Sprachen.

Mutterſpritze, Muttertrichter, iſt eine Spritze, deren Rohr ſich in einen kugelförmigen, mit verſchiedenen Löchern verſehenen Theil endigt, welcher in die Mutterſcheide gebracht wird, und womit man nach der Heilungsanzeige erforderliche Flüſſigkeiten einſpritzt.

Mutterſtaupe, ein Nahme der Mutterbeſchwerde; ſ. oben, S. 248.

Mutterſtein, eine verſteinerte zweyſchalige Muſchel, welche den äußern weiblichen Geburtstheilen ähnlich iſt, und um dieſer Aehnlichkeit willen im gemeinen Leben auch **Maunzenſtein** genannt wird. S. auch **Muttermuſchelſtein**, oben, S. 399.

Mutterſtock, ein Bienenſtock, welcher zur Zucht, zur Fortpflanzung dient, und welcher auch ein **Leibſtock, Stammſchwarm, Pflanzſtock, Ständer**, und ſo fern Biene in einigen Gegenden auch einen Bienenſtock bedeutet, eine Mutterbiene und Leibbiene genannt wird.

Muttertheil, der von der Mutter ererbte Theil des Vermögens, zum Unterſchiede von dem Vatertheile; auch das **Mütterliche**.

Muttertrichter, ſ. **Mutterſpritze**.

Muttertrompete, zwey einer Trompete in der äußern Geſtalt einigermaßen ähnliche Gänge, auf jeder Seite der Bärmutter, welche ſich von derſelben bis nach den Hüften erſtrecken, und das angeſchwängerte Ey in die Bärmutter leiten ſollen; *Tubae Fallopianae*, von ihrem Entdecker Fallopius. S. im Art. **Mutterſcheide**, oben, S. 420.

Mutterumkehrung, ſ. im Art. **Mutterbruch**, oben, S. 268. Ueber dieſen Zufall iſt kürzlich auch folgendes Buch erſchienen: Conr. Jac. Fries Abhandlung von der Umkehrung oder eigenthümlichen Inverſion der Gebärmutter, mit Kupf.

Mün=

Münſter in Weſtphalen. 1804. 172 Seit. 8. (16 gr.).

Mutterviole, im gemeinen Leben, das Mutterveilchen, Heſperis matronalis Linn. S. im Art. Nachtviole, (rothe).

Muttervorfall, ſ. im Art. Mutterbruch, oben, S. 263. Auch ſehe man den Art. Gebärmuttervorfall, Th. 16, S. 524., vorzüglich aber den neulich herausgekommenen VIIte Band von Richter's Anfangsgründen der Wundarzneykunſt (Götting. 1804), wo auch von dem Mutterſcheidenvorfalle gehandelt wird.

Was die Muttervorfälle bey dem Viehe betrifft, ſo iſt davon der Art. Gebärmuttervorfall bey Kühen, Th. 16, S. 524 ff. nachzuſehen. Doch muß ich hier noch einen von Hrn. Frenzel erzählten glücklichen Verſuch, dieſes Uebel durch ein anderes, als ſonſt gewöhnliches Mittel zu heben, anführen, weil die ſonſt übliche Heilart ihre gehoffte Wirkung verfehlte. Er ſagt in ſeinem praktiſchen Handbuche für Thierärzte II. Th. S. 783 ff., wo von einer Kuh, deren Mutterſcheide ſehr oft heraus fiel, die Rede iſt:

Ich nahm nach dem Vorſchlage einiger Thierärzte, beſonders des Hrn. v. Willburg, eine Rindsblaſe, ließ ſie vermittelſt eines Stöckchens in die Mutterſcheide einbringen, und dieſe daſelbſt durch ein Röhrchen aufblaſen, um durch die aufgeblaſene Blaſe den Vorfall zurückzuhalten. Allein, vergeblich wurde dieſe Operation vielfältig wiederhohlt. Allemahl, nachdem die Blaſe aufzutreiben anfing, und ſolche die Kuh in der Scheide fühlte, drang ſie ſo heftig ſolche wieder nebſt der Scheide von ſich, daß keine Gewalt vermögend war, ſie zurückzuhalten. Da nun ein anderer Thierarzt vergeblich auch das Zunähen der Lefzen angewendet hatte, ließ ich eine Abkochung bereiten, aus getrockneten Heidelbeeren und grünem jungen Eichenlaube, von jedem eine

Hand voll, in einer Kanne Eſſig und einer Kanne Waſſer gekocht, und davon ein Seidel auf einmahl lauwarm einſpritzen. Nachdem dieſes dreymahl wiederhohlt war, blieb der Vorfall zurück, und die Kuh ward vollkommen hergeſtellt.

Mutterwaſſer, ein in den Apotheken abgezogenes Waſſer wider die ſogenannten Mutterbeſchwerden.

Mutterweh, ſ. **Mutterbeſchwerde**, oben, S. 248.

Mutterwein, im gemeinen Leben, ein ſüßer Wein, welcher von dem großen Haufen wider die Mutterbeſchwerden gebraucht wird.

Mutterwitz, der natürliche Verſtand, ſo wie jeder die Anlage dazu vom Mutterleibe an mit auf die Welt bringt; im Gegenſatze des Schulwitzes, des durch die Wiſſenſchaften aufgeklärten Verſtandes. **Viel Mutterwitz haben**, viel natürlichen Verſtand.

Mutterwolle, nennen die Spanier die Wolle, welche lediglich vom Rücken und Halſe des Schafes, und zwar hauptſächlich der Hämmel kommt.

Mutterwurz, ein Nahme verſchiedener Gewächſe, welche in Mutterbeſchwerden von guter Wirkung ſeyn ſollen, beſonders des **Wohlverley**, ſ. Arnica, Th. 2, S. 449. und des **Bärwurz-Gleiß**, Aethuſa meum L.

Mutterwuth, ſ. **Liebeswuth**, Th. 78, S. 538, und Th. 75, S. 384.

Bey den Thieren weiblichen Geſchlechts bemerkt man dieſes Uebel auch bisweilen, wenn ſie nicht begattet werden, und es beſteht in einer ganz beſonderen Geilheit, die in verſchiedene andere Krankheiten, ja ſelbſt Raſerey übergeht. Es entſteht von einem vermehrten Zufluſſe des Blutes nach den Geburtstheilen, von Unterdrückung der Begattung, von harntreibenden Mitteln, u. d. gl.

Die äußern Geburtstheile ſchwellen an, die weibliche Ruthe iſt ſteif, die Lefzen ziehen ſich bald auf bald zu, die Geburtstheile ſind leicht entzündet, der gewöhnliche Schleim fließt häufiger ab, die angebundenen Thiere ſchreien, thun wild, die freien laufen wie wild herum, ſie reiben ihre Geburtstheile an andern Gegenſtänden, ſpringen auf andere Thiere ihres Gleichen, u. ſ. w. Oft raſen ſie, zuweilen werden ſie nur traurig.

Dieſes Uebel entſtehet nie, wenn die Thiere zur gehörigen Zeit ihre Geſchlechtstriebe befriedigen können. Nur ſelten findet man Ausnahmen, wo die Triebe zu einer übermäßigen Geilheit ausarten. Im Anfange der Krankheit hilft auch jederzeit die Begattung; aber beym Fortgange leiſtet dieſe nur ſelten gute Wirkung, vielmehr wird die in den Theilen vorhandene Entzündung vermehrt. Daher, wenn das Uebel ſchon eine längere Zeit angehalten, muß man die Entzündung und Triebe der Thiere durch Aderöffnen, durch kalte Umſchläge, kalte Bäder, Getränke mit Salpeter, Molken, u. d. gl. zu mäßigen ſuchen, und dann erſt die Begattung unternehmen, wenn man das Thier vollkommen heilen will.

Mutterzäpfchen, ein mit Arzeneymitteln angefeuchtetes oder getränktes Zäpfchen oder Meiſſel, welcher in die Mutterſcheide geſteckt wird, die monathliche Reinigung zu befördern, einen Vorfall zurück zu halten ꝛc. S. im Art. **Mutterkranz**.

Mutterzimmt, die Rinde des Caſſien-Lorbers; ſ. im Art. Lorber, Th. 80, S. 663. und Caſſien-Rinde, Th. 7, S. 707.

Mutterzimmtbaum und **Mutterzimmtrinde**, ſ. eben daſelbſt.

Muttri, ein Nahme des Alpen-Waſſerfenchels, Phellandrium Muttellina L.

Mutu, der Nahme einer beſondern Spielart der Hühner in Braſilien, welche ſehr harte Eyer legen, und gleich den Hähnen mit Kämmen verſehen ſind.

Mutuchi-Baum, ein von Aublet in Guiana entdeckter und beſchriebener Baum, welcher Schmetterlingsblumen trägt, und alſo in die 17te Claſſe des Linnéſchen Pflanzenſyſtems, und zwar in die Diadelphia Decandria gehört. Seine Blumendecke iſt fünfzahnig, und die ſchmetterlingsförmige Blumenkrone hat ein zweyblättriges Schiffchen. Die 10 Staubfäden ſind in eine Röhre verwachſen. Der Staubweg des geſtielten Fruchtknotens hat eine ſtumpfe Narbe. Die Hülſe iſt eyrundlich, zuſammen gedrückt, und mit einem häutigen Flügel umgeben. Sie iſt einfächerich, ſpringt nicht auf, und enthält einen Samen. Der eine Baum, welcher von dieſer Gattung bisher nur bekannt iſt, hat den Nahmen Mutuchi *ſuberoſa*, der korkartige Mutuchi-Baum, bekommen, wächſt in den feuchten Wäldern von Guiana, und wird an 50 Fuß hoch. Er hat ungleich gefiederte Blätter, deren Blättchen eyrund länglich und ungezahnt ſind; die gelben Blumen erſcheinen in Trauben. Sein weißes lockeres leichtes Holz gebraucht man wie den Kork.

S. Aublet hiſt. des plant. de la Guiane fr. II. p. 748. tab. 299.

Mutulus, dieſes lateiniſche Wort bedeutet in der Baukunſt einen an der Wand hervorragenden Stein, oder einen ſolchen Balkenkopf, um etwas zu tragen. Im Deutſchen hat man dafür die

Aus-

Ausdrücke Kragſtein und Sparrenkopf. S. Kragſtein, Th. 46, S. 439.

Mutuum, heißt in den Rechten ein Anlehn, geborgtes und geliehenes Geld, wovon gemeiniglich gewiſſe Zinſen zu bezahlen verſprochen werden.

1. Mutz, der ein nur in den gemeinen Sprecharten übliches Wort, welches überhaupt den Begriff der Verkürzung, der Verſtümmelung der Länge nach, bey ſich führt.; daher Mutzſchwanz, einen abgehauenen Schwanz bey Thieren bedeutet. Ein ſeines Schwanzes beraubtes Thier, ein geſtutzter Hund oder Eſel, Ital. Cane mozzo, wird im verächtlichen Verſtande ſelbſt ein Mutz, genannt, welchen Nahmen man auch wohl fehlerhaft kleinen Dingen ihrer Art, z. B. einer ungewöhnlich kleinen Perſon beyzulegen pflegt. Figürlich nennt man auch wohl einen dummen Menſchen im gemeinen Leben einen Mutz, wo es aber auch von Matz abſtammen, oder auch zum mittlern Lat. Mutis, Mutio, ein dummer Menſch, vom Latein. mutus ſtumm, gehören kann. Bey den ſchwäbiſchen Dichtern heißt Muſer, Muzer ein dummes Pferd.

In Thüringen iſt Mutz ein Schimpfnahme, welchen man den frechen Mädchen gibt. S. Mutze.

2. Mutz, in einigen Gegenden eine Bier- oder Schrotleiter, worauf man die Fäſſer in den Keller läßt.

Mützchen, ein Nahme des Acker- oder Haſenklees, Trifolium arvenſe Linn. S. im Art. Klee, Th. 39, S. 538.

Mutze, ſ. im Art. Mutzengericht.

Mütze, eine ehemahlige Benennung einer jeden Bekleidung des Hauptes. Daher werden die Doctor-Hüte, Cardinal-Hüte und Biſchofs-

 hüte

hüte im gemeinen Leben noch mehrmahls Doc-tor-Mützen, Cardinal-Mützen, und Biſchofsmützen genannt, obgleich jene Benennung wegen des dem Worte Mütze anklebenden niedrigern Begriffs anſtändiger iſt. In Grenadier-Mütze hat es dieſe Bedeutung noch behalten. Denn jetzt braucht man das Wort Mütze nur von gewiſſen zur Bequemlichkeit oder Wärme dienenden Bedeckungen beyder Geſchlechter, welche das ganze Haupt umgeben. Beſonders des männlichen, welche im Oberdeutſchen in vielen Fällen die Haube, die Kappe genannt wird. Die Mütze abnehmen, aufſetzen ꝛc. die Nachtmütze oder Schlafmütze, Pelzmütze, Federmütze, Klappmütze, Schiffmütze, Reiſemütze, Fuhrmannsmütze ꝛc. Auch bey dem anderen Geſchlechte iſt die Mütze eine ganz einfache Bekleidung geringer Perſonen von allerley Zeugen, welche den Kopf genau umgibt, und zuweilen gleichfalls die Haube genannt wird, oft aber noch von derſelben verſchieden iſt. Im Niederſ. heißt ſie die Hülle, die Kips, Kipp, von Kappe. Kleine Kinder beyderley Geſchlechts werden gleichfalls mit ſolchen Mützen oder Mützchen bekleidet. Figürlich wird der zweyte Magen der wiederkäuenden Thiere wegen der Aehnlichkeit in der Geſtalt die Mütze genannt.

Dieſes Wort lautet im Niederſ. Mutze, Müſſe, Mütz, im Schwed. Myſſa, im Holländ. Muts, im Finnländ. Myſſy. Nicht, wie Friſch will, von dem Worte mutzen, ſtutzen, weil die Mützen aus den abgeſtutzten Kappen an den Kleidern entſtanden wären, welcher Urſprung ſelbſt ſchon unerweislich und unwahrſcheinlich iſt, ſondern mit dem Lat. Mitra und Griech. μιτρα aus einer Quelle, nähmlich zunächſt von dem alten Zeitworte muzen, bedecken, bekleiden, welches ſchon bey dem Notker vorkommt, und bey den ältern Franz. muſſer lautet, ſo wie im Angelſ.

mithan,

mithan, bedecken, verbergen iſt. Es führten daher ehedem mehrere Kleidungsſtücke den Nahmen einer Mütze. Dahin gehören die mittlern Lat, Muza, Muſſa, Mucata, Muzecta, Muzzetta. Almucium, Franz. Aumuſſe, Ital. Mozetta, welche insgeſammt eine gemeiniglich kurze Art der Bekleidung des Leibes bedeuten. Im Iſländ. iſt Muza, ein Bauerwamms, und noch jetzt iſt im Oberdeutſchen der Mutzen eine ſolche kurze Kleidung gemeiner Leute. So fern bey dieſen Kleidungsſtücken der Begriff der Kürze der herrſchende iſt, kann ihre Benennung freylich auch zu dem Worte mutzen, ſtutzen, gerechnet werden. Allein unſer Mütze gehört mit ſeinem veralteten Zeitworte mutzen, bedecken, ohne Zweifel zu dem Geſchlechte der Wörter, Mieder, Maue, Muff, Muth, Modius, 3 Mutter u. ſ. f. welche den Begriff des hohlen Raums und folglich auch der Bedeckung haben. — Adelung.

Die verſchiedenen Arten der Mützen durchzugehen, würde hier nicht der Ort ſeyn, da die vorzüglichſten unter eigenen Nahmen in beſon Artikeln erwähnt werden. Ich bemerke daher im Allgemeinen nur folgendes. Baumwollene gewirkte ſowohl als geſtrickte Mützen verfertigt man in großer Menge hier und dort in Deutſchland, beſonders in Sachſen, Thüringen, zu Gotha, Erfurt, Eiſenach, Chemnitz im Erzgebirge, zu Hanau, Offenbach am Mayn, im Salzburgiſchen und anderwärts. Wollene Mützen liefern Nottingham und Derby in England, Jütland, die Mark Brandenburg, Schleſien, Sachſen, Frankreich, Bautzen in der Oberlauſitz, Breslau ꝛc. und zeichnen ſich durch ihre Arbeiten in dieſem Fache aus. In England ſind auch Leiceſter, Bewdley, Witney und Colcheſter durch die ſchönen und feinen wollenen Mützen, die ſie verfertigen, im Rufe. Bewdley liefert die ſogenannten Monmouths-Mützen, die häufig nach Holland gehen. Frankreich ſchickt eine außeror-

dentliche Menge baumwollener und leinener Mützen zum Handel. Die vornehmſten Arten liefern Chateau-Salins in Lothringen; an dieſem Orte werden häufig geſtrickte Mützen, gewirkte, halb feine und ordinäre Sorten, gemacht. Annonay in Vivarais führt viele weiße oder rothe ſogenannte levantiſche Mützen nach den türkiſchen Ländern, der barbariſchen Küſte und nach Afrika aus. Bar-le-Duc verſchickt inſonderheit baumwollene Mützen, die nach Art der von Troyes und Arcis gewebt ſind. Bar-ſur-Seine in Bourgogne beſonders mittelfeine baumwollene Mützen. Zu Marſeille und Orleans werden die rothen Turbane, oder türkiſchen Filzmützen verfertiget, die im Morgenlande ſo beliebt ſind In Italien liefern Galipoli im Königreiche Neapel, und die Inſel Malta in großer Menge verſchiedene Sorten baumwollener Mützen. Venedig iſt der Platz, der Dalmatien, Slavonien und viele von den türkiſchen Provinzen mit den rothen Kalotten oder Kappen verſorgt, und hiermit einen wichtigen Handel treibt. Auch verſieht es viele Gegenden von dem übrigen Italien mit ſogenannten Berettini aller Art. Holland iſt durch ſeine rothen Mützen von Sammet, Biberhaar und Wolle in vorzüglichem Rufe. Es führt viel davon nach Amerika, Oſtindien u. ſ. w. aus.

Uebrigens iſt überhaupt zu bemerken, daß die Mützen nicht zu dick ſeyn und nicht zu feſt anliegen müſſen, weil ſie ſonſt den Kopf zu warm halten, die freye Ausdünſtung hindern und durch den Druck beſonders den Ohren ſchaden. Eigentlich ſollten ſie die Ohren ganz und gar nicht bedecken, ſondern bloß über dieſelben gehen, weil durch das feſte Anliegen der Mützen die Muskeln

des

des Ohrs ihre Kraft verlieren, und keine willkührliche Bewegung mehr geſtatten, wodurch der Schärfe des Gehörs allerdings viel Eintracht geſchehen muß.

In Anſehung der Mützen, welche man kleinen Kindern aufſetzt, iſt zwar im Art. Kind, Th. 37, S. 645 fl. ſchon ein Wort der Warnung geſagt, beſonders daß man den Kopf nicht unnöthig bedecken, und am wenigſten Pelzmützen anwenden ſolle. Es iſt bey den Mützen der kleinen Kinder aber noch ein Umſtand zu berühren, welcher Beherzigung verdient. Mütter, Ammen und Wärterinnen pflegen nähmlich gewöhnlich bey den Kindern die Mützen durch ein Band, das ſie unter dem Kinne herziehen, zu befeſtigen. Da nun in den erſten Monathen der Kopf bey einem Kinde, aus Mangel der Stärke und Steifigkeit des Halſes, geneigt iſt, verſchiedene Lagen anzunehmen, ſo kann man nicht ſorgfältig genug darauf ſehen, wie dieſes Band befeſtiget ſey, bevor das Kind zu Bette gelegt wird. Durch Nachläſſigkeit in dieſem Stücke mag manches Kind ein Opfer des Todes geworden ſeyn, indem vielleicht nicht wenige, die entweder erſtickt, oder durch andere Zufälle geſtorben ſeyn ſollen, wirklich durch das enge Binden erwürgt ſeyn mögen. Es iſt nähmlich zu bemerken, daß ſich der Hals des Kindes durch Aufſchwellen der Gefäße erweitert, wenn das Kind im Bette warm geworden iſt; ſo wie im Gegentheile die Mütze und das Band an derſelben ſich zuſammenzieht, ſo wie dieſe Theile von den Ausdünſtungen, dem Schweiße und andern Flüſſigkeiten feucht oder gar naß werden. Auf dieſe Weiſe kann alſo das Band nach einigen Stunden ſehr enge zuſammen gezogen ſeyn, und das Kind zum Erſticken

ſticken bringen, wenn es auch gleich zuerſt nicht ſehr feſt angezogen zu ſeyn ſchien. Es erfordert demnach die Pflicht der Mütter und Wärterinnen, auf die Bekleidung eines jeden Theils des Leibes, der zur Fortſetzung des Lebens ſo weſentlich iſt, beſonders aufmerkſam zu ſeyn.

Mütze des Hippokrates iſt bey den Wundärzten eine beſondere Art der Umwickelung des Kopfes mit einer langen Binde, welche jetzt ſelten mehr gebraucht wird. Sie heißt gewöhnlicher der Schaubhuth, auch Hauptbinde.

Die große viereckige Hauptbinde, welche die Wundärzte ſonſt in einigen Fällen anwendeten, wird auch die **Mütze** genannt. Man machte ſie von einem Tuche, Schnupftuche oder Serviette. Sie gab aber zu viele Wärme, welche öfters ſehr nachtheilig wurde.

Mütze oder Barret des Herrn le Roux, iſt eine Art Fallſchirm. Sie beſteht aus einer ſtarken aber leichten Materie, und nimmt, wenn ſie in ſich ſelbſt zuſammen gelegt iſt, ſehr wenig Raum ein. So bald aber die Perſon, welche ſie auf hat, zu fallen anfängt, oder von einer Höhe herunter ſpringt, ſo entfaltet ſie ſich, bläſet ſich auf, und erfüllet ſich mit einer ſo beträchtlichen Menge Luft, daß ſie 4 — 5 Fuß hoch, einen Fuß dick wird, und einen Umfang von 3 Fuß erreicht. Dieſe verticale Luftſäule trägt und erhält den Fallenden ſtets in lothrechter Richtung. Er ſinkt dabey immer fort, und muß endlich nothwendig auf ſeine Füße zu ſtehen kommen, und nach der Behauptung des Erfinders ſoll dieſes ſehr ſanft geſchehen, und zwar um ſo mehr, je beträchtlicher die Höhe iſt, von welcher der Fall oder Sprung geſchieht. (Dazu ſcheint indeſſen der Umfang dieſes kleinen Fallſchirms

ſchirms bey weitem nicht groß genug zu ſeyn). Auch leidet der Kopf durch die Mütze nicht, eben ſo wenig, wie der Hals dadurch gezerret wird. Davor iſt durch ſtarke Bänder geſorgt, womit die Mütze an die Achſeln befeſtiget wird. Wenn man die Mütze aufſetzt, werden die Bänder unter den Armen durchgezogen, und hernach mit einem horizontalen, mit einer Schnalle verſehenen Gurte um den Leib geſchnallet.

Mütze (Biſchofs-) ſ. Th. 5, S. 505 und Inful oder Infel, Th. 29, S. 757.

— (Butz-) ſ. Fallhut, Th. 12, S. 155.

— (Cardinal-) ſ. oben, S. 436.

— (Fall-) ſ. eben daſelbſt.

— (Filz-) ſ. oben, S. 438.

— (Fitz-) ſ. Th. 13, S. 806.

— (Freyheits-) eine Mütze von rothem Tuche, welche in Frankreich während der Revolution beſonders von den berüchtigten Jacobinern getragen, und häufig auch auf die ſogenannten Freyheitsbäume geſteckt wurden. S. (Girtanner's) Revolutions-Almanach 1793. S. 203.

— (geſteppte) ſ. im Art. Kopfputz, Th. 44, S. 122.

— (Haar-) ſ. Perrucke.

— (Jeſuiter-) ſ. Th. 29, S. 379.

— (Klapp-) eine kleine lederne Mütze, welche nur den Scheitel bedeckt. Sonſt ſehe man auch Th. 39, S. 345.

— (Kräuter-) ſ. Th. 48, S. 101.

— (Latz-) ſ. Th. 65, S. 597.

— (marokkaniſche Frauen-) eine beſondere Art Hauben, welche die Damen in Wien im Jahr 1783, bey Gelegenheit des damahligen Aufenthaltes des marokkaniſchen Bothſchafters trugen, und welche Bonnets à la Maroque hießen. Sie wa-

ren meiſt von weißem Flor gemacht; das Ganze wurde über einen Spangendraht gezogen, und hinten wie ein Strickbeutel eingezogen. Hierauf wurde eine Schnur Perlen ringsum angemacht, wovon hinten ein Theil mit einer Quaſte ebenfalls von Perlen herunter hing.

Mütze (morgenländiſche) die Bekleidung des Kopfes der Bewohner des Orients. Man ſehe im Art. Kopfputz, Th. 44, S. 71.

— (Nacht-) ſ. in N.

— (Neptuns- oder polniſche) eine Art Schwamm-Koralle, Madrepora Pileus L. ſ. Th. 44, S. 282. im Art. Koralle.

— (papierne) ſind Mützen von braunem Seidenpapiere, welche von einigen unter den Perrucken getragen wurden. Das Dutzend koſtete 4 Gr.

— (Pech-) ſ. unter Plattmütze.

— (Pelz-) von deren Verfertigung ſehe man im Art. Kürſchner, Th. 57, S. 50. und die dazu gehörige Figur 3431.

— (Platt-) ſ. in P.

— (polniſche) ſ. Neptuns-Mütze.

— (Pudel-) ſ. in P.

— (Reiſe-) ſ. in R.

— (Schiff-) ſ. in S.

— (Schlaf-) ſ. in S.

1. **Mutzen**, ein reguläres actives Zeitwort, welches nur noch in einigen gemeinen Mundarten Nieder- und Oberdeutſchlandes üblich iſt, wo es ſich zieren, putzen bedeutet. Sich zum Tanze mutzen.

2. **Mutzen**, ebenfalls ein regeläres actives Zeitwort, welches auch nur in den gemeinen Sprecharten, beſonders Oberdeutſchlands vorkommt, wo es ſtutzen, der Länge nach verſtümmeln bedeutet. Die Bäume mutzen, d. i. ſtutzen, im Oberdeutſchen,

deutſchen, wo auch das zuſammengeſetzte abmutzen üblich iſt. Es ſtammt mit dem Lat. mutilare aus einer Quelle her, nähmlich von meiden, metzen, ſchneiden, wohin auch unſer metzeln, Meſſer ꝛc. gehören.

Mützenblech, das Blech der Grenadiermützen, welches vorn an denſelben befeſtiget wird. Es wird von Meſſingblech getrieben. Der Gürtler ſchneidet zu ſolchem Ende mit der Blechſchere ein Blech zu, das etwas größer als die Stanze iſt, womit ſolches getrieben wird, aber die Geſtalt der Stanze hat, legt alsdenn die polirte Seite des Meſſingblechs auf die gravirte Seite der Stanze, und ſchlägt den vorſtehenden Rand des Blechs um. Hierauf legt er die Stanze mit dem Bleche auf einen Klotz, und befeſtiget beydes mit einer Schraubenzange. Der eine Schenkel der Schraubenzange liegt auf dem Blech, der andere aber ſteckt in einem Loche, das ſchon zu dieſer Abſicht auf den Seiten des Klotzes gemacht iſt. Man bedeckt ferner das Meſſingblech mit einer kleinen Bleiplatte, die etwa einen Zoll dick iſt, und ſchlägt mit dem Hammer darauf. Das Blech dringt in die Vertiefung der Stanzen ein, und die Figur der Stanze druckt ſich in dem Bleche ab. Dies ſetzt man auf allen Stellen des Blechs fort, bis die ganze Figur auf demſelben erhöhet ſteht. Wird die Bleyplatte zu dünne, ſo biegt man ſie um, und braucht ſie von neuem. Endlich ſchneidet man das Ueberflüßige ab, verſilbert das Blech, wenn es ſeyn ſoll, dann wird es auf den Knien, oder einem runden Holze, rund gebogen, und mit Draht an der Mütze befeſtiget.

Mutzengericht, ein nur in einigen heſſiſchen Gegenden übliches Gericht, welches vornehmlich auf der

der Eigenhufe zu Iſſenhauſen gehalten, und auch der Eigenſtuhl und das Eigengericht genannt wird. Es wird über die neuverehlichten Leibeigenen gehalten, da denn diejenigen, welche eines andern Adeligen Leibeigene (vielleicht nur ohne Erlaubniß ihres Leib- und Eigenthumsherren) geheirathet haben, eine kleine Strafe erlegen müſſen. Man nennt es im Lat. Jus Cunagii, und leitet es von **Mutze**, vulva, her, allein es kann auch von **Mutze**, **Metze**, d. i. eine jede unverehlichte weibliche Perſon, ein Mädchen, abſtammen.

Mützenklotz, oder **Mützenſtock**, ein hölzernes oben abgerundeter Klotz, welchen die Kürſchner bey der Verfertigung der Pelzmützen gebrauchen.

Mutzenkorn, **Mutzerkorn**, eine Spielart des Spelzes, Triticum Spelta Linn., welche keine Grannen hat. S. unter **Spelz**. Von **Mutzen**, abſtutzen, verſtümmeln.

Mützenmacher, **Baretkrämer**, Bonnetier, ſind Leute, die mit allerley Mützen, Hauben, und mit Rauchwerk gefütterten Müffchen handeln, auch Hüte auf mancherley Art ſtaffieren. In Paris machten ſie, wenigſtens vor der Revolution, unter den handelnden Zünften die 5te in der Ordnung aus.

Mützenſammet, ein Sammet, der davon den Nahmen hat, weil er zu Weibermützen gebrauchet wird, und öfters reiche Blumen hat, er iſt nichts anders, als ein geblümter Sammt, und von ſolcher Beſchaffenheit, daß öfters die Blumen nur geriſſener oder ungeſchnittener Sammt ſind, der Grund aber entweder Kieper- oder Atlaßgrund iſt. Manchmahl ſind die Blumen geſchnittener, der Grund aber ungeſchnittener Sammt, und zwiſchen dieſen zeigen ſich Ranken in einem Atlaß-

laßgrunde. Ueberhaupt müſſen die Blumen dieſes Sammts ſo angebracht, und die Patronen zum Einleſen der Poilfäden gezeichnet werden, daß ſie ſich zu den Mützen ſchicken. Oefters iſt dieſer Sammt nur von einer Farbe, und alsdenn ſind alle Blumen geriſſen und der Grund ungeriſſen, oder umgekehrt. Oftmals iſt auch Grund und Poil von zwey verſchiedenen Farben, alsdann muß der Einſchlag von der nähmlichen Farbe ſeyn, als die Grundfäden, damit die Grundſtellen, welche ſich zwiſchen dem Sammet zeigen ſollen, durchgängig von einer Farbe ſind. Dieſer Sammet iſt leicht, und es werden nur 2 oder 3 doppelte Poilfäden nebſt 3 einfachen Kettenfäden in ein Riedt einpaſſirt. Uebrigens iſt die Einrichtung des Sammets und der Blumen wie bey andern Sammeten und geblümten Sammeten.

Mützenſtock, ſ. **Mützenklotz**.

Muze, der nürnberger Nahme eines gewiſſen kurzen Gewandes. Man vergleiche **Mutz**, und 2. **Mutzen**.

Muzerkorn, ſ. **Mutzenkorn**.

Mutzinger, **Doppel-Marcell**, eine venetianiſche Münze, 3 Gr. 6 pf. werth.

Muzu, iſt eine runde ſchwarze Frucht, von der Größe einer Nuß, von der man weiter nichts weiß, als daß die Chineſer aus dem Kern derſelben ein vortreffliches Oehl preſſen, das ſie **Muyen**, d. i. Baumöhl nennen. S. Allg. Reiſen XII. B. S. 515.

Muzur, ſo heißen die Gerichtsvögte und Provoſe bey den hohen Gerichten in der Türkey.

Muzzi, die türkiſchen Galeerenſklaven.

Mya, ſ. **Klaffmuſchel**, im Art. **Muſchel**, Th. 98, S. 231.

Myacantha, ein alter Nahme des Halskrauts Ruſcus Linn. S. Th. 21, S. 304.

Myagrium, ſ. Myagrum.

Myagroſtis, ſ. Myoſurus.

Myagrum, ſ. Leindotter, Th. 76, S. 252.

Mycaleſſia, in der Mythologie der Griechen und Römer, ein Beynahme der Ceres, von ihrem Tempel in der Stadt Mycaleſſus in Böotien.

Mycetophagus, der Nahme einer Käfergattung des Herrn Fabricius, deren Arten vorzüglich von Pilzen leben.

Mycteres, ſo heißen in der Anatomie die Schleimbehältniſſe oder Naſenlöcher.

Mycteria americana Linn. ein Sumpfvogel, welcher ſich in dem öſtlichen Südamerika, nähmlich in Braſilien ꝛc. aufhält, und mit den Reihern einige Aehnlichkeit hat. Dieſer Vogel wird dort der Jabiru genannt, und hat ein weißes, etwas trocknes, aber ſonſt wohlſchmeckendes Fleiſch. Abgezogen und in Butter gebraten ſoll es, nach Marcgraf, ſehr locker ſeyn.

Mydas, Teſtudo Mydas Linn., ſ. im Art. Schildkröte. Mydas iſt auch der Nahme einer Gattung fliegenartiger Inſecten, nach dem entomologiſchen Syſteme des Herrn Fabricius.

Mydon, ſo heißt in der Wundarzneykunſt das faule Fleiſch in den Fiſtelſchäden.

Mydoſis, 1) eine aus allzu vieler Feuchtigkeit entſtehende Fäulniß; 2) eine aus dieſer Urſache entſtehende faulige Vereiterung in den Augenliedern.

Mydriaſis, eine Krankheit, wo der Augenſtern widernatürlich erweitert, und die Beweglichkeit desſelben theils gehemmt, theils gänzlich gehindert wird.

Mydros, heißt bey den Alten ein Stein, oder ein Stück Eiſen, das ſie bey Friedensſchlüſſen in das Meer zu werfen pflegten, die Unverbrüchlichkeit und ewige Dauer des Friedens anzuzeigen. So wenig nähmlich der Stein :c. wieder auf die Oberfläche des Waſſers käme, eben ſo wenig ſollte der geſchloſſene Frieden gebrochen werden.

Mygdonia, ein Beynahme der Ceres, oder vielmehr der Cybele, von ihrer Verehrung in Phrygien.

Myginde, eine Pflanzengattung, welche Jacquin dem Herrn Hofrath Franz von Mygind in Wien zu Ehren ſo genannt hat, und welche in die 4te Ordnung der 4ten Claſſe des Linn. Pflanz. Syſtems, Tetrandria Tetragynia gehört. Ihre Kennzeichen ſind folgende: Die Blume hat einen kleinen, bleibenden, vierſpaltigen Kelch; vier Blumenblättchen; und vier Staubfäden; ihr Fruchtknoten hat vier kurze Griffel mit ſpitzigen Narben, und verwandelt ſich in eine kugelrunde Steinfrucht mit einem einzigen Samen. Man kennt nur folgende 3 Arten:

1) **Die harntreibende Myginde.** Myginda *uragoga*, foliis ſubcordatis acuminatis ſubſerratis pubeſcentibus. Willd. Sp. Plant. T. I. P. II. p. 722. Swartz Prodr. Fl. Jnd. occ. p. 39. Linn. Syſt veg. pag. 142. Sp. pl. 1661. Jacq. Amer. 24. t. 16. Houtt. vollſt. Pflanz. Syſt. III. S. 141. Taf. 19. 6.

Dieſe Pflanze wächſet ſehr häufig in Weſtindien in der Gegend von Carthagena, und auf der Inſel St. Martini, bey der Stadt Philippi, an nahe beym Meer gelegenen Orten. Sie iſt ein aufrechter, in wenige Aeſte zertheilter Strauch, welcher auf ſandichten Meerſtranden,

 nur

nur drey, in ſchattigen Wäldern aber bey acht Schuh hoch wird. Er hat eine dicke, knotige Wurzel von irregulärer Geſtalt, deren Rinde auswendig braun, und inwendig pomeranzengelb, das Holz aber feſt, weißlich und ſehr bitter iſt. Seine Blätter ſtehen auf ſehr kurzen röthlichen Stielchen gerade gegen einander über, und zuweilen auch wechſelsweiſe; und ſind eyrund, oder lanzenförmig, ſpitzig, am Rande ſehr fein ſägenartig gezähnt, und einen halben bis anderthalb Zoll lang. In den Winkeln der Blätter entſpringen gerade gegen einander über fadenförmige Blumenſtiele, welche ſich entzweyſpalten, und hernach an beyden Enden wieder in drey kleinere Stielchen zertheilen, und ſolchergeſtalt an jedem Ende drey Blumen tragen, wovon die mittlere ſich lange vor den zwey andern öffnet. Die Blumen ſind klein, und von einer glänzend ſchwarzrothen Farbe; die Staubfäden ſind pfriemenförmig, aufrecht, und kürzer als die Blumenblättchen. Die darauf folgenden ziemlich kugelrunden Früchte ſind roth, weich, ſo groß als kleine Erbſen, und enthalten einen eyrunden ſpitzigen Stein, welcher einen Kern von gleicher Figur einſchließt. Die Spanier nennen dieſen Strauch Yerva de maravedi, oder ein Gewächs, das um einen Pfennig oder ſehr geringer Preis zu haben iſt. Die Einwohner von Cartagena gebrauchen hin und wieder die Wurzeln, welche den Urin ſehr gewaltig treiben, in einem Decoct oder Aufguß als eine Arzney; auch ſollen die Blätter, die aber nicht gebräuchlich ſind, gleiche, wiewohl ſchwächere Kräfte beſitzen.

2) Weſtindiſche Myginde, Myginda *Rhacoma*, foliis lanceolato - ovatis obtuſis crenatis, floribus monogynis, ſtylo quadrifido. Willd.

Willd. l. c. Swarz Flor. Ind. occid. I. p. 340. Jacq. Coll. IV. p. 173. Ic. rar. II. t. 311. Dieſes iſt ein 2—3 Fuß hoher Strauch, welcher aufrecht wächſt und äſtig iſt. Seine Rinde iſt grau. Die Aeſte ſind grade. Die Blätter nur ½ Zoll lang, gegenüberſtehend, kurz geſtielt, eylanzettförmig, ſtumpf, gekerbt, ſteif, faſt ohne Adern, dabey glatt und ein wenig glänzend. Die Blumen bilden kleine Trauben, ſind äußerſt klein und röthlich. Die kleine Steinfrucht erreicht beynahe die Größe einer Johannisbeere, iſt hochroth und glänzend.

3. Breitblättrige Myginde, Myginda *latifolia*, foliis ellipticis crenatis ſubcoriaceis ſtigmatibus 2—4 ſeſſilibus. Willd. l. c. Swartz l. c. p. 342. Vahl Symb. II. p. 32. Dieſes iſt ein äſtiger Strauch von 3—4 Fuß. Die Aeſte ſind 4=eckig, glatt. Die Blätter kurz geſtielt, gegenüberſtehend, länglich ſtumpf, entfernt gekerbt, geadert, ſehr glatt, ſteif und häutig. Die Blumenſtiele ſind blattachſelſtändig und kürzer als das Blatt. Sie tragen nur wenige ſehr kleine weißliche Blumen. Die Griffel fehlen. Die kleine Steinfrucht iſt kugelrund.

Mylabris, iſt der Nahme einer Käfergattung, nach dem entomologiſchen Syſteme des Herrn Fabricius.

Mylady, My Lady, ſ. Lady, Th. 58, S. 680.

Mylitta, die Venus der Babylonier und Aſſyrer, welcher die Weiber jährlich einmahl mit einem Ausländer in ihrem Tempel opfern mußten. Nach dem Herodot mußten alle junge Frauenzimmer vor ihrer Verheirathung ſich in ihrem Tempel jedem zur Wolluſt Preis geben, und das damit zuſammen gebrachte Geld wurde als Tempelſchatz verwahrt.

Mylohyoideus, der äußere Zungenbeinmuskel.

Mylologie, die Lehre von den Fliegen und Mücken.

Mylon, eine Geſchwulſt oder Gewächs des Auges, welches einem Traubenkorne gleicht.

Mylopharyngeum, der Kinnbackenſchlundmuskel.

Mylord, ſ. Lord, Th. 80, S. 688.

Mylphae, 2) das Ausfallen der Augenwimper. 2) Mittel gegen das Ausfallen der Haare.

Mymfen, in einigen Gegenden am Rhein der Nahme einer Art wohlſchmeckender Fiſche. Welche Art mit dieſem provinziellen Ausdrucke gemeit ſey, kann ich wegen Unbeſtimmtheit der Angabe aber nicht errathen.

Myocephalum, eine anfangende ſehr kleine Traubengeſchwulſt im Auge, von Geſtalt und Größe eines Fliegenkopfs; auch **Fliegenkopf** und **Mückenauge** genannt.

Myodes platisma, die Hautmuskel des Halſes.

Myodeſopſie, **Photopſie**, derjenige Augenfehler, wenn einer Gegenſtände ſieht, die nicht da ſind, und welche ihm theils ſchwarz, theils farbig erſcheinen; **das Flimmern vor den Augen**. Dieſer Fehler muß nicht mit den **Phantasmen** verwechſelt werden, welches ganze Erſcheinungen von Menſchen und andern Gegenſtänden ſind, die einige Leute bisweilen erblicken, und welche ſchon im Alterthume den Grund zu dem Glauben an Geſpenſter legten, obgleich alles nur bey gewiſſen krankhaften Zuſtänden des Körpers und der Einbildungskraft in unſerem Auge vorgeht, und außerhalb nichts vorhanden iſt, was hierauf Bezug hätte. Die **Myodeſopſie** beſteht darin, daß einem allerley unter ſich bewegliche Striche, Puncte, Kugeln und andere einzelne und zuſammenhangende Figuren, die man gewöhnlich **Mücken** nennt, vorſchweben, welche in einer etwas fehler-

fehlerhafeen Beſchaffenheit der wäſſerigen Feuchtigkeit des Auges ihren Grund haben, und großentheils aus ganz kleinen zuſammen gereiheten Bläschen zu beſtehen ſcheinen, die nach Verhältniß, wie das durchgehende Licht in ihnen gebrochen wird, theilweiſe ſehr hell, oder dunkel ſind. Es gibt im Grunde wenige Menſchen, welche ganz frey hiervon ſind, beſonders ſolche, welche eine ſitzende Lebensart führen, und die Augen viel anſtrengen. So lange dieſes Flimmern nicht beträchtlich zunimmt, darf man ſich eben nicht darum bekümmern, denn es hindert ſelten am guten Sehen und hat auch keine ſonſtige üble Folgen. Die Aerzte wiſſen keinen anderen Rath, als daß ſie nur vor einer unordentlichen Lebensart und vor zu ſtarken Anſtrengungen des Auges warnen, um die Säfte des Auges nicht noch mehr zu verderben. Bey ſchnellen Erkältungen des Kopfes pflegt man die kleinen ſogenannten Mücken auf einige Zeit ſtärker wahrzunehmen, welche hernach wieder ſchwächer werden. Mit dem Staar, ſo wohl dem grauen als ſchwarzen hat dieſer kleine Fehler nichts gemein; ſondern ſein Gruud liegt, wie geſagt, in der wäſſerigen Feuchtigkeit, welches vorzüglich daraus erhellet, weil die kleinen vorſchwebenden Figuren keine feſte Stelle haben, ſondern ſich auf verſchiedene Art bewegen, wenn man das Auge aufſchlägt, und dann auf einen Punct, beſonders gegen eine weiße Wand, oder gegen den Schnee heftet.

Myographie, die Beſchreibung der Muskeln. S. den Art. **Muskel**.

Myologie, die Lehre von den Muskeln. S. eben daſelbſt.

Myomantie, die Wahrſagerey vermittelſt der Mäuſe.

Myon (Saint) Linagne, eine mineraliſche Quelle in Frankreich, deren Waſſer $\frac{1}{300}$ Rückſtand gibt, der ſehr laugenhaft ſchmeckt, und wovon zwey Theile ein dem Salpeter ähnliches Salz enthalten. S. Syſtem. Beſchr. aller Geſundbr. und Bäder ꝛc II. B. Jena 1799 S. 490.

Myopa, eine vom Herrn Fabricius mit dieſem Nahmen belegte Inſectengattung, welche mit den Linnéiſchen Stechfliegen, Conops, einige Aehnlichkeit haben; und zu welcher auch einige Arten von der genannten Linnéiſchen Gattung Conops gezogen ſind.

Myoparones, der türkiſche Nahme einer Art Galeaſſe, die auch **Mahame** heißt. S. Th. 82, S. 485.

Myopia, **Myopiaſis**, ſ. den folgenden Artikel.

Myopie, die Kurzſichtigkeit; **Myops**, ein Kurzſichtiger. S. den Art. **Kurzſichtigkeit**, Th. 57, S. 97 — 129.

Myops, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Myopſis, ſ. **Myopie**.

Myoſis, eine widernatürliche Verlängerung des Augenſternes, welche zuweilen bis zu einer völligen Verſchließung zunimmt.

Myoſotis, ſ. **Mäuſeohr**, Th. 86, S. 162.

Myoſurus, ſ. **Mäuſeſchwanz**, daſelbſt, S. 164.

Myotomie, die Anatomie der Muskeln.

Myoxus, ſo heißt bey Gmelin, in ſeinem Syſt. Nat. B. I. S. 155. eine Gattung vierfüßiger Thiere, die die große und kleine Haſelmaus, den Siebenſchläfer, und noch ein anderes aber weniger bekanntes Thier in ſich begreift. Von den beyden erſteren ſehe man den Art. Haſelmaus,

Th.

Th. 22, S. 196. Ueber die letzteren den Art. Siebenſchläfer.

Myrabolans, ſ. Myrabolane.

Myrabolt, der Nahme einer Art Myrrhen, welche man aus Arabien erhält, die aber eigentlich über Surate aus Oſtindien kommt.

Myragilet, eine ſchlechte Art Myrrhen, welche aus Arabien kommt, jedoch ebenfalls aus Oſtindien von Surate gehohlt wird, aber viel geringer an Güte, als die Myrabolten, und auch viel wohlfeiler iſt, ſo daß wenn ein Main oder vierzig Pfund von dieſen etwa fünf Thaler daſelbſt gelten, die Myragilete nicht einmahl 2 Gulden koſten.

Myre, ein Nahme des **Vogelkrautes**, Alſine media Linn. S. Th. 1, S. 585. Alſine.

Myri, bedeutet, 1) in Aegypten die Grundſteuer; 2) in der Türkey die Staatscaſſe, welche ſich nicht, wie die Kaiſercaſſe (Chaſna) in dem Serail, ſondern in der Stadt Conſtantinopel befindet, und worüber der Defterdar-Paſcha als Reichsſchatzmeiſter und General-Finanz-Controlleur geſetzt iſt.

Myria, in den neufranzöſiſchen Wörtern Myriagramme, Myriamétre ꝛc. kommt von dem griech. μύριοι, und bedeutet, wie dieſes, Zehntauſend. Myriagramme bezeichnet daher eine Schwere oder ein Gewicht von 10,000 Grammes. Myriamétre eine Länge von 10,000 Métres. Eben ſo verhält es ſich mit Myriare, Myriaſtére, und Myrialitre. Die nähere Beſtimmung dieſer Ausdrücke und die Vergleichung mit anderen bekannten Maßen und Gewichten findet man im Art. **Maß und Gewicht**, Th. 85, S. 596 ff.

Myriade, heißt eigentlich eine Summe von 10,000. Im weitläufigen Verſtande wird aber auch eine

noch größere Menge mit dieſem Nahmen belegt. Gemeiniglich braucht man das Wort nur als eine runde Zahl. Griech. μυριάς.

Myriagramme,

Myrialitre,

Myriamétre,

Myriare,

Myriaſtére, ſ. im Art. Myria.

Myrica, Gagel, Wachsbaum; ſ. im Art. Eiche, Th. 78, S. 281 fl. Sonſt belegte man mit dieſem Nahmen auch die Tamariske, Tamarix Linn. welche von einigen auch Porſt genannt wurde, wiewohl letzterer Nahme billig für Ledum aufgeſpart bleibt.

Myrica humilis, war ehedem ein Nahme des gemeinen Heidekrautes.

Myrionym, der eine große Menge Nahmen hat.

Myriophyllum, Federkraut, ſ. Federball, Th. 12, S. 409. Ehedem belegte man mit dieſem Nahmen auch die Achillea Millefolium Linn. S. Th. 1, S. 275.

Myriſtica, ſ. Muskatenbaum, Th. 98, S. 658 fl.

Myrmecaleon, *) ſ. Myrmeleon.

Myrmecia, eine Pflanzengattung; ſ. im Art. Myrobalanifera.

Myrmecie, Myrmecia, platte und ſehr harte ſchmerzende Warzen an den Fußſohlen und in der platten Hand; Ameiſenwarze, gewöhnlicher Leichdorn genannt. S. Th. 73, S. 87. Auch nennt man gewiſſe verhärtete Erhöhungen an der inneren Seite der Augenlieder Myrmeciae.

Myrmecit, ein Stein, auf welchem ameiſenähnliche Figuren zu ſehen ſind, welche von kleinen verſteinerten Seegewürmen herrühren.

Myr-

*) Bey dieſem und mehreren folgenden Wörtern liegt das griechiſche Wort μύρμηξ, eine Ameiſe, zum Grunde.

Myrmecophaga, der Gattungsnahme verſchiedener kleiner vierfüßiger Thiere, welche in Südamerica oder andern heißen Ländern leben, und ſich vorzüglich von Ameiſen nähren. Im Deutſchen begreift man dieſe aus 5 Arten beſtehende Gattung unter dem Nahmen **Ameiſenbär**, wovon die Supplement-Bände nachzuſehen ſind.

Myrmeleon, der Nahme einer Inſectengattung mit netzförmigen geglitterten Flügeln, welche man **Afterjungfern** nennt. Davon iſt beſonders eine Art ſehr bekannt, welche Myrmeleon formicarius L., im Deutſchen **Ameiſenlöwe** heißt, und Th. 1, S. 676 fl. beſchrieben iſt. Fabricius hat dieſe Gattung etwas enger beſchränkt und nennt ſie Myrmelon, und die eben angeführte Art Myrmelon formicarium.

Myrmelon, ſ. den vorſtehenden Art.

Myrmillionen, eine Art römiſcher Fechter, welche ſehr ſchwer geharniſcht waren, und auf dem Knie liegend fochten. S. im Art. **Kampfſpiel**, Th. 34, S. 30.

Myrmillonicus, ein Schild, mit welchem ſich die Alten bedeckten, wenn ſie ſich halb kriechend der Mauer einer belagerten Feſtung näherten.

Myrobalane, Myrobalana, Myrobalanorum quinque ſpecies, ſind oſtindiſche, fleiſchig trockene Früchte, welche eine Kernnuß enthalten, und von den Arabern als Laxiermittel dem Arzneyvorrathe aufgedrungen worden ſind; mit der größten Unwahrſcheinlichkeit werden ſie von einem und demſelben Baume hergeleitet.

Die **Belliriſchen** (Myrobalana bellirica) haben einen dicken Stiel, eine graubraune Farbe, die Geſtalt einer Muskatennuß, und ſind fünfkantig. Das herbbitter, hintennach etwas ſüßlich ſchmeckende Fleiſch iſt bis auf die hellfarbige

Kern-

Kernnuß eine Linie dick. Die Araber nennten ſie Belleregi. Der Baum, der ſie trägt, ſoll aſchgrauliche, den des Lorbers ähnliche Blätter haben; ſeine Blüthe hat vermuthlich 5 Staubwege.

Die aſchfarbigen (Myrobalana emblica, Arab. Amlegi) ſind faſt rund, ſechskantig, etwas über einen halben Zoll dick, ſchwärzlich aſchfarbig, und enthalten unter einem zähen ſchärflich-herben Fleiſche eine ſechseckig dreyzellige, leichte, hellfarbige Kernnuß. Doch findet man ſie auch in ſchwärzlichen Stücken. Der hohe Baum, der ſie trägt, iſt Phyllanthus Emblica L.*). (Zorn pl. med. tab. 347.) mit gefiederten, blüthentragenden Blättern, baumartigem Stängel, und beerenartiger Frucht, auf Malabar, Zeylon u. ſ. w. einheimiſch.

Die großen ſchwarzbraunen (Myrobalana Chebula, oder Helilegi Kebuli) ſind faſt birnförmig, fünfrippig, zehnſtreifig, und enthalten unter einem runzlichen, äußerſt ſchwarzbrauen, inwendig dunkelrothen, ſchleimig herbbittern Fleiſche eine runzliche, fächerige Kernnuß. Der drey bis vier Klafter hohe, vorzüglich in Decan und Bengalen einheimiſche Baum hat denen des Citronenbaums ähnliche Blätter, und weiße, ährenförmige Blüthen: Terminalia Chebula Retz. mit eyförmigen, nackten, oben mit zwey Drüſen beſetzten Blättern, und einfachen Blüthentrauben.

Die gelben (Myrobalana citrina, lutea, flava, Arab. Azafar) ſind länglichrund, birnförmig, fünf Viertel Zoll lang und drey Viertel Zoll dick, und enthalten unter einem fünfrippigen, zehnſtreifigen, anderthalb Linien dicken, gummig-zähen,

*) S. Blattblume in den Supplement-Bänden.

zähen, herbbittern Fleiſche eine eckigrunzliche Kernnuß. Der vorzüglich um Goa wachſende Baum ſoll denen des Vogelbeerſpierlings ähnliche Blätter haben; ſeine Blüthe hat vermuthlich fünf (oder zehn) Staubwege.

Die indianiſchen (Myrobalana inda, nigra, Damaſonia, Arab. Aſuar) ſind die kleinſte Sorte, etwa drey Viertel Zoll lang und einen Viertelzoll dick, ſchwarz, achtſtreifig, vierrippig, tiefrunzlich (unreif?), in der Mitte kernlos, hohl, von ſäuerlich herbem Geſchmacke. Der Baum ſoll weidenähnliche Blätter haben; ſeine Blüthe hat vermuthlich vier oder acht Staubwege.

Es iſt unbegreiflich, wie man dieſe fünf verſchiedenen Früchte zuſammen als ein einzelnes Arzneymittel gebrauchen konnte, denn man verſchrieb ſie faſt immer zuſammen; ſeltner die großen ſchwarzbraunen, oder die gelben allein. Auch iſt es noch gar nicht ausgemacht, welche unter ihnen laxirende Kräfte haben, und welche nicht. Die aſchfarbigen und die indianiſchen ſcheinen am wenigſten davon zu beſitzen. Man lobt zugleich ihre anſtringirende Kraft, welche aber unter ihnen hat hierin den Vorzug?

Man hat ſie als eine nicht ſchwächende Laxanz im Aufguſſe angewendet, wo man zugleich ſtärken wollte, in Bauchflüſſen, der Ruhr u. ſ. w. Im Abſude ſollen ſie wirkſamer den Leib eröffnen, roh aber als Pulver und geröſtet bloß anhalten. Man kann ſie entbehren.

S. Hahnemann's Apothekerlexikon II Th. I Abth. Leipz. 1798. 8. S. 116 ff.

Bengt Bergius ſagt in ſeinem Werke über die Leckereyen, daß er ſich nicht getraue zu entſcheiden, ob die Myrobalanen in Kochin und

Kalekut

Kalekut zu der Familie unſerer gemeinen Pflaumen gehören. Sie ſollen den Pflaumen ſehr ähnlich ſehen, und ſehr delicat ſeyn. Auch die Myrobalanen in Bengalen, die Bernier als vortrefflich rühmt, ließen ſich wohl nicht mit Beſtimmtheit zu dieſen Varietäten der Pflaumen rechnen.

Bey dieſer Gelegenheit macht der berühmte Kurt Sprengel, einer der Herausgeber des genannten Werkes, über die Myrobalanen eine Anmerkung, die ich hier nicht umhin kann ganz einzurücken. Er ſagt daſelbſt S. 274 fl.:

So viel ich durch mühſames Forſchen über die Myrobalanen der Alten und Neueren habe heraus bringen können, ſo gibt es zwey völlig verſchiedene Baumgattungen, die eine Frucht tragen, welche bey den Alten jenen Nahmen führte, und vorzüglich zu den Salben, in ſpätern Zeiten aber auch als abführende Mittel angewandt wurden. Zuvörderſt tragen mehrere Palmen in Aegypten, Arabien und Perſien Früchte, welche die Griechen φοινικοβαλανους, auch wohl μυροβαλανους, nannten. Dieſe Palmen ſind von den Myrobalanen der Araber ganz verſchieden. Die letztern nannten dieſe Früchte mit einem allgemeinen Nahmen ihliladſch. Bey dem Perſer Zein-Atthâr kommen vier beſondere Arten derſelben vor, die von Linne gar noch nicht beſchrieben ſind. Nach Adanſon werden alle vier Arten in Malabar von einem Baume Panel, nur zu verſchiedenen Jahreszeiten, genommen. 1. oder Fedſch, Citrobalanus des Geoffroy oder Myrabalanus citrina des Plukenet, mit Ebereſchen-Blättern, und einer fünfeckigen Frucht. 2. Chebula des Geoffroy, von dem Berge Kebul zwiſchen Dekan und Biſnagar in Oſtindien ſo genannt. Die Blätter ſind den Pfirſichblättern ähnlich. 3. Myrobalanus Sinenſis des Serapium, die bey den Arabern auch die geſchnäbelte hieß, kommt jetzt gar nicht mehr vor. Ob es die Art iſt, die Pyrard in Kochinchina ſahe, wage ich nicht zu entſcheiden. 4. Beliledſch, Bellirica des Breyn's, Tani des Rhede. Sie hat zehn Antheren und zeichnet ſich durch ihre Lorbeerblätter aus. — Außer dieſen

Bäumen

Bäumen wächſt in der Levante und im ſüdlichen Aſien ein Baum, den Linne zur Monöcie rechnete: Phyllanthus Emblica L. Dieſer iſt es, der die heutigen Myrobalanen liefert, die von einigen Schriftſtellern fälſchlich für Pflaumenarten gehalten werden. So wie die Myrobalanen in unſere Apotheken kommen, ſind es rundliche, ſchwarzgraue, runzliche Früchte, die ſich in 6 Kammern theilen laſſen. Ihr Gewebe iſt ziemlich zähe, und ihr Geſchmack ſauer, und etwas zuſammenziehend. Rhede nennt dieſe Frucht Nilicamerum (Hort malab. tab 28 I.) und ſagt, daß man ſie in Oſtindien mit Zucker einzumachen pflege. Die Griechen ſcheinen ſie vor dem Actuarius nicht ganz genau gekannt, wenigſtens von jenen Palmen nicht gehörig unterſchieden zu haben. Die Araber nannten ſie zuerſt Emledſch, woraus Zoſimus und Myrepſus μπιλιτζ und ἐμπλιτζ, machten. Auch war ſie bey den Arabern unter dem Nahmen der indiſchen oder ſchwarzen Ihliladſch bekannt, und wurde ungemein häufig verordnet. Jetzt braucht man ſie gar nicht mehr ſeitdem man die Tamarinden kennt. Abbildungen von drey Myrobalanen-Bäumen habe ich in meiner Ausgabe des Maſajawaih (fol. Venet 1562.) vor mir. Manardus, der dieſe Ausgabe mit einem ſehr brauchbaren Commentar begleitet hat, hat die Abbildung wahrſcheinlich hinzugefügt. Er ſagt, einer ſeiner Freunde, Micheli, ſey in Indien geweſen, und habe es ſich mit zum Zwecke gemacht, die Myrobalanen zu unterſuchen, deſſen Beſchreibung wolle er herausgeben. Dies iſt aber meines Wiſſens nicht geſchehen, ſondern Johnſton, der Thaumathographe, benutze in ſeiner Dendrologie Micheli's Nachrichten ſehr ſchlecht. Durch Johnſton lernte Geoffroy die Myrobalanen kennen. — Serapium (Lib. de ſimplic. medic. fol. CXXXV. und CXXXVII. ed. Lugd 1525.) kommt mit dem Maſajawaih faſt ganz überein. Man ſehe auch Garcias ab Horto (Aromat. et ſimpl. hiſtor. lib. I. c, 27. p. 131. ed. Antwerp. 1567).

So weit Sprengel. Forſter ſetzt noch hinzu:

Alle Myrobalanen haben etwas ſehr zuſammenziehendes, daher braucht man ſie auch zuweilen als

ein adſtringens beym Schwarzfärben auf Baumwolle: und ich muß geſtehen, daß die Proben, die ich damit in London gemacht habe, ziemlich gut ausfielen. Ich fand die Myrobalanus citrina, chebula und bellirica taugte nicht zum Färben. Ob die Myrobalanen aber eine Palmenfrucht ſind, iſt noch zweifelhaft.

Mit dem Nahmen **Myrobalane**, oder **Mirobalane**, ſo wie **Mirabolane**, belegt man übrigens auch eine Spielart der gemeinen Pflaumen, Prunus domeſtica L. welche von einigen auch **Kirſchenpflaume** genannt wird. Daß dieſe aber nicht zu Prunus domeſtica gehören könne, iſt nach dem vorſtehenden wohl ohne Bedenken anzunehmen.

Myrobalanenbaum, Spondias Myrobalanus L., ſ. im Art. **Mombin-Pflaume**, Th. 93, S. 81. Die Mombin-Pflaumen gehören übrigens nicht zu den im vorſtehenden Artikel beſchriebenen Myrolabanen.

Myrobatindum, ſo wurde ehedem von Vaillant eine Art des **Schlingbaums**, Lantana L. genannt.

Myrobalanifera, Myrodendrum, Myrodia, Myrosma und Myroſpermum, ſo wie Myrmecia, ſind Pflanzengattungen, welche ich hier nicht weiter berühre, da die zu ihnen gehörigen Arten, welche erſt in den neueren Zeiten entdeckt wurden, in entfernten Welttheilen wachſen und noch wenig bekannt ſind.

Myrodendron, und

Myrodia, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Myron, ſ. Salbe.

Myropola, ein Salbenkrämer.

Myrosma, und

Myroſpermum, ſ. im Art. Myrobalanifera.

Myrothecium, 1) ein Salbenkaſten; 2) in der Pflanzenkunde eine Gattung kleiner Schwämme,

die

die aus mehreren Arten beſteht. *) 3) Figürlich, redneriſche Verzierungen.

Myroxylon, dieſen Nahmen führt der Baum, welcher den berühmten ſogenannten peruvianiſchen Balſam bringt, wovon Th. 3, S. 457 fl. die Rede iſt. Einige nennen dieſen Baum im Deutſchen **Perubaum**, wiewohl er in Terrafirma wächſt, andere **Balſamholz**. In den Supplement-Bänden wird im Art. **Balſamholz** das weitere über ihn nachgehohlt werden.

Myrrha, ſ. das folgende.

Myrrhe, die, noch häufiger aber ohne Artikel und abſolute, **Myrrhen**, der Nahme eines ausländiſchen bittern Gummiharzes, das ſchon im Griechiſchen μύῤῥα, σμύρνα, und im Hebräiſchen מור hieß. Dieſes Gummiharz kommt aus Aegypten, dem öſtlichen Ufer des glücklichen Arabiens und dem Theile von Aethiopien, welcher an das rothe Meer ſtößt, und zwar, wie man nach Bruce's Beobachtungen glaubte, von einem Baume, welcher mit der Nilotiſchen Mimoſe (ſ. Th. 90, S. 755) im Aeußern Aehnlichkeit haben ſollte, der nach Forskal's Bericht (in deſſen Flora Aegyptiaco - arabica p. 80.) aber eher zu der Amyris Kataf gehört, entweder als eine Varietät, oder doch vielleicht verwandte Art.

Da die Myrrhe eine eben ſo nützliche als bekannte Spécerey iſt, ſo verdient die Sache eine etwas genauere Unterſuchung, und ich theile daher zuerſt die von Bruce darüber angeſtellten Beobachtungen mit, auf welche die Forskaliſchen Nachrichten folgen ſollen.

Die alten Naturbeſchreiber, inſonderheit Dioſcorides, haben vom Myrrhengummi ſo geſpro-

*) S. Tode Fungi Mecklenb. ſelecti I. p. 25 ꝛc.

geſprochen, als wenn ſie es nie vor Augen gehabt hätten; oder haben ſie wirklich welches geſehen, ſo muß dieſes, ſo wie ſie es beſchrieben, den Neuern völlig unbekannt ſeyn. Indeſſen liefern doch die Araber, welche das Glied von der Kette zwiſchen den griechiſchen Aerzten und unſern ausmachen, und in deren Lande dieſe Subſtanz gezeugt wurde und ihren Nahmen bekam, einen unſtreitigen Beweis, daß das Myrrhengummi, welches uns heutiges Tages bekannt iſt, nicht im mindeſten von den Myrrhen der alten Zeit unterſchieden ſey, welche in denſelben Gegenden hervorgebracht wurden, woraus ſie Griechenland ehemahls gezogen hat, nähmlich von der öſtlichen Küſte des glücklichen Arabiens am Ufer des indianiſchen Oceans, und aus dem niedern Theil von Habyſſinien, welcher dem rothen Meer gegen Südoſt liegt, ohngefähr zwiſchen 12 und 13 Grad nördlicher Breite, und gegen Weſten vom Meridian, welcher die Maſſovainſel durchſchneidet, und gegen Oſten durch den, welcher das Kap Guardſey in der Meerenge von Babelmandeb quer durchgehet, begränzt wird. Die Griechen nannten dieſes Land Troglodytrien; doch muß man dieſen Nahmen nicht mit einem andern Volke, das ſich ebenfalls Troglodyten nannte, verwechſeln; denn dieſes lebt in den Wäldern zwiſchen Habyſſinien und Nubien zerſtreut. Die Myrrhen der Troglodyten wurden von jeher viel höher geſchätzt, als die aus Arabien, und ſie haben dieſen Vorzug auch bis auf den heutigen Tag behauptet. Da dieſer Theil von Habyſſinien theils unter Waſſer geſetzt, theils durch Naturbegebenheiten verſenkt worden iſt, zum Theil auch das übrige Land eine barbariſche Nation aus dem Süden verwüſtet hat, ſo unter-

halten da die Araber wenig Handel und Verkehr, ausgenommen wenn je zuweilen Mohammedaniſche Kaufleute, durch die Hoffnung des Gewinnes angeſpornt, ſich mit ſolchen Unternehmungen einlaſſen, die zufälliger Weiſe manchmahl glücklich ablaufen, aber noch öfterer ihre Unternehmer ins Unglück ſtürzen. Der gewöhnlichſte Ausfuhrweg für die Troglodytmyrrhen iſt die Inſel Maſſova: allein die Handlung erhält von hieraus ſo wenig, in Vergleich mit der Menge, welche aus Arabien nach Groſscahira oder Kairo gebracht wird, daſs dies ſicher die alleinige Urſache ſeyn mag, weswegen unſere heutigen Myrrhen nicht die Güte haben, wie ſie die hatten, die die Alten aus Habyſſinien erhielten. Obgleich dieſe Barbaren das Gummi, die Blätter und die Rinde vom Myrrhenbaume in vielen Krankheiten, womit ſie heimgeſucht werden, anzuwenden pflegen, weil es in ihrem Lande ſehr gemein iſt, ſo hindert das doch nicht, daſs ſie das Gewächſe nicht tagtäglich als Brennmittel und in ihrem Hausſtande aufs ſorgfältigſte verbrauchen; und da dieſe Menſchen nichts wieder anpflanzen, oder was eingeht, zu erſetzen bedacht ſind, ſo läſst ſich die Zeit an den Fingern ausrechnen, wo durchaus keine Troglodytmyrrhen mehr vorhanden ſeyn werden; und die irrigen Beſchreibungen der griechiſchen Aerzte werden einſt der Nachwelt, ſo wie uns, nur Muthmaſsungen und falſche Urtheile über die Frage übrig laſſen, worin eigentlich das Myrrhengummi der Alten beſtanden habe?

Obgleich die Troglogytmyrrhen denen aus Arabien in jedem Betracht vorzuziehen ſind, ſo bemerkten doch ſchon die Griechen, daſs auch jene nicht immer von g eicher Güte waren. Plinius

nius und Theophraſt meinten, der Unterſchied käme davon her, daß das Gummi zum Theil von wilden und das vorzüglichſte und beſte von mit Fleiß gezogenen Bäumen geſammelt werde. Allein beyde irrten darin, denn die Myrrhenbäume waren durchgängig wilder Art. Nur bloß das Alter des Baums, ſein geſunder Zuſtand, die Art und Weiſe, wie die Einſchnitte darin gemacht werden, die Zeit, in welcher man die Myrrhen ſammelt, und die Temperatur der Luft während ſolcher Sammlung, haben vorher auf die Güte des Produktes Einfluß gehabt, und werden es auch in Zukunft noch immer fort haben. Wenn die Wilden Myrrhengummi von der reinſten und feinſten Art bekommen wollen, dann wählen ſie einen jungen ſtarken Baum, der nicht mit Moos bewachſen, oder deſſen Rinde mit irgend einer Schmarotzerpflanze umgeben iſt, und in dieſen machen ſie mit dem Beil tiefe Einſchnitte unter den erſten Hauptäſten. Das Gummi, welches im erſtern Jahr aus der Wunde rinnt, iſt immer nur in geringer Menge. Dies Verfahren findet gemeiniglich kurz, nachdem die Regenzeit aufgehört hat, ſtatt, das will ſagen, vom Aprill an bis in den Junius, und das Myrrhengummi wird im Julius und Auguſt hervorgebracht. Der Saft, welcher ſich forthin gewöhnt, durch dieſe Oeffnung auszufließen, tritt hernach immer bey Rückkehr derſelben Jahrszeit wieder heraus. Aber die Regen unter dem Wendezirkel, die ſehr heftig zu ſeyn pflegen, und ſechs Monath dauren, ſchwemmen ſo viel Unrath und Waſſer in die Aushöhlung, daß der Baum ſchon im zweyten Jahr an dieſer Stelle zu faulen anfängt; das Gummi, welches er hernach gibt, wird nur für Mittelſorte ange-

angeſehn, und zu Groſskairo ein Drittel niedrie=ger im Preis, als die erſte und beſte Sorte ge=handelt.

Das Myrrhengummi, welches aus den Ein=ſchnitten dicht an den Wurzeln ausrinnt, ſo wie auch aus den untern Stämmen der alten Bäu=me, wird als die dritte Sorte angeſehn, und iſt gemeiniglich noch ſchlechter. Eigentlich iſt es aber doch dieſe, die man in den Seeſtädten Ita=liens (Venedig allein ausgenommen) für gute Myrrhen verkauft und in allen Krahmläden fin=det. Sie hat eine ſchwärzlich rothe, ſchmutzige Farbe, iſt feſt und ſchwer, verliert auch nur we=nig am Gewichte, wenn man ſie lange aufbe=wahrt. Dieſe Myrrhenſorte iſt ſchwer von der arabiſchen Art zu unterſcheiden. Die vierte und noch geringere Sorte rinnt aus alten Einſchnit=ten, die man vor Jahren in Bäume gemacht hat, die jetzt ſchon ziemlich abgeſtorben ſind, oder iſt das Gummi, das man nicht bemerkt hat, al=ſo ein Jahr lang unabgeſammelt an dem Bau=me gelaſſen worden iſt. Dieſes ſieht ſchwarz=braun oder erdfarben aus, iſt ſchwer, hat wenig Geruch und auch nur einen ſchwachen bittern Geſchmack. Es iſt vermuthlich die Sorte, wel=che die Alten Caucalis nannten.

Plinius erwähnt des ſtarti, als flüſſiger und friſcher Myrrhen. Dioſcorides ſpricht hiervon ungefähr eben ſo. Aber es iſt nicht glaublich, daß die alten Griechen und Römer, die von dem Lande, wo das Produkt gezeugt wird, ſo weit entfernt waren, es in dieſem Zu=ſtande bekommen konnten. Die Eingebornen des Landes erzählen, daß das Gummi an dem Bau=me in dem Augenblicke erhärte, wo es der Luft ausgeſetzt wird; und Bruce, der mehrere Mo=

nathe nicht weiter als nur vier Tagreiſen von dem Orte, wo es hervorgebracht wird, zugebracht hat, und da die Wilden völlig zu ſeinem Befehl hatte, wenn er ſie hin- und herſchicken wollte, hat nie geſehen, daß ſelbſt das friſcheſte Myrrhengummi weicher geweſen ſey, als man es in den italieniſchen Seeſtädten bey den Kaufleuten, die damit handeln, findet. Nur löſet ſich das friſche eher im Waſſer auf, als das, welches man ſchon lange aufbewahrt hat. Dioſcorides erwähnt auch einer Art Myrrhen, welche nach ſeiner Beſchreibung grün von Farbe, und teigartig ſeyn ſollte. Aber da Serapio und die Araber ſagen, daß das Starti eine Bereitung des Myrrhengummi, welches im Waſſer aufgelöſt worden, geweſen ſey, ſo wird es wahrſcheinlich, daß dieſe grüne unbekannte Sorte ebenfalls eine Zuſammenſetzung der Myrrhen mit irgend einer andern Subſtanz war, und nicht eine Art habyſſiniſcher Myrrhen.

Wenn man die Myrrhen friſch oder neu einkauft, haben ſie immer einen ſehr ſtarken Geruch, wie altes ranziges Oehl, und wenn man ſie ins Waſſer einweicht, machen ſich kleine Kügelchen öhlichter Materie los, die hernach auf der Oberfläche ſchwimmen. Dieſes öhlichte Weſen rührt nicht von den Myrrhen ſelbſt her, ſondern weil die Wilden das Gummi in Ziegenhäute ſammeln, die mit Butter eingeſchmiert ſind, damit ſie deſto geſchmeidiger werden; ſie bewahren den Artikel in dieſen Beuteln auf, und bringen ſie in ſolchen auch zu Markte. Anſtatt alſo, daß dies ein Fehler an den Myrrhen ſeyn ſollte, wie einige nur ſchlecht unterrichtete Droguereyhändler zu Rom und Venedig dafür halten, iſt es vielmehr ein Kennzeichen, daß die

Myrrhen dieſer Art friſch geſammelt worden ſind, und dies iſt die beſte Eigenſchaft, die man von der erſten und auserleſenen Sorte Mirra eletta fordern kann. Ueberdem mag auch das gedachte Oehl zur Conſervirung des Gummi weſentlich beytragen; es hält nähmlich die flüchtigen Theile der friſchen Myrrhen zurück, welche ſonſt ſtark verfliegen würden. Man hat beobachtet, daß außerdem dies Gummi ſehr ſtark austrocknet, und mit Länge der Zeit anſehnlich von ſeinem erſten Gewichte verliert.

Während ſeines Aufenthalts an den Gränzen von Taltal im Lande der Troglodyten, trug Bruce ſeinen Kommiſſionären auch auf, ihm Zweige und Rinde vom Myrrhenbaum in ſolchem Zuſtande zu verſchaffen, daß das Gewächs deutlich abgezeichnet und in Kupfer geſtochen werden könnte; aber die Länge und Rauhigkeit des Weges, die Hitze der Luft, wie auch die Nachläſſigkeit und Ungeſchicklichkeit der Wilden vereitelten immer ſein Vorhaben. Wenn die Leute auch Zweige mitbrachten, ſo waren doch die Blätter, wenn ſie ſie auspackten, immer in den ledernen Beuteln, in die ſie die Zweige eingelegt hatten, zu Staub zerrieben; einige dünne Aeſtchen, die noch belaubt geblieben waren, glichen ziemlich dem ächten oder ägyptiſchen Schotendorn (Mimoſa nilotica L., Acacia vera.) nur waren die Blätter gegen das äußerſte Ende hin breiter, und ſpitziger unmittelbar an der Spitze. Er hat nie wahrnehmen können, in welcher Ordnung ſie austreiben. Die Rinde war durchaus der vom Acacienbaume gleich, und unter den Blättern fand er zuweilen ſchwache gerade gegen zwey Zoll lange Dornſpitzen.

Zu gleicher Zeit, als er beſchäftiget war, ſich über die Myrrhen Auskunft zu verſchaffen, empfahl er den Wilden, daß ſie ihm allerley Gummiarten, die ihnen aufſtießen, ſammt Zweigen und Rinden von den Bäumen, die ſolche Gummiſorten liefern, mitbrächten. Er erhielt zu verſchiedenen Zeiten einige Proben ſehr ſchönen Weihrauchs, und ein andermahl wieder eine kleine Menge durchſichtiges Gummi ohne Farbe, welches einen angenehmern Geruch als Weihrauch, gab; aber Baumzweige brachten ſie hiervon nicht mit. Er hat den Baum, der dieſes Gummi gibt, hernach doch in einer andern Gegend in Habyſſinien gefunden. Die Leute brachten jedesmahl Quantitäten von einem glattkörnichten und dichten Gummi, von dunkelbrauner Farbe mit, welches ein Baum gibt, den die Einwohner des Landes Saſſa nennen; er erhielt von ihnen ſogar Zweige dieſes Gewächſes, die er abzeichnen ließ. Einige Wochen nachher, wie er in einem Mohammedaniſchen Dorfe ſpatzieren gieng, ſah er einen großen und dicken Baum, deſſen oberer Stammtheil und größere Aeſte ſo mit Buckeln und Auswüchſen von Gummi ſtrotzten, daß der Baum davon ein monſtröſes Anſehn hatte. Als er die Einwohner des Dorfs befragte, erfuhr er, das Gewächs ſey vor vielen Jahren durch hieſige Handelsleute aus dem Myrrhenlande gebracht und hieher verpflanzt worden. Mit dem Gummi von dieſem Baume ſtärken die Muſelmänner die blauen Surattiſchen Leinen, die ſie beſchädiget oder entſtelit von Mocka bekommen, und dieſe wieder an die Gallen und Habyſſinier verhandeln. Der Baum, den ſie Saſſa nennen, ſein Nahme, ſein Gummi, lieſſen Bruce keinen Zweifel mehr übrig, daß es eben der ſey, den er

aus

aus dem Myrrhenlande erhalten hatte: ſeine Freude war vollſtändig, daß er den Baum mit karmeſinrothen Blüthen von außerordentlicher Bildung bedeckt fand, und nun zeichnete er ſogleich das Gewächs von neuem. Er ſammelte auch einige Stücke Gummi von dieſem Baume, das ſehr hell und durchſichtig war.

Wir wiſſen heutzutage durchaus nicht, was unter Apocalpaſum zu verſtehen ſey, worüber Galenus ſich beklagt, daß man es zu ſeiner Zeit unter die Myrrhen gemiſcht habe. Indeſſen da die Wilden, die ihren Myrrhen andere Arten Gummi beymiſchen, hierbey keinen andern Zweck haben, als die Menge jener Waare zu vermehren; und der Ueberfluß der eben erwähnten Gummiſorte, ſo wie auch ihre Farbe, den Artikel zu der gedachten Abſicht vollkommen geſchickt macht, ſo ſcheint es Bruce beynahe erwieſen zu ſeyn, daß dies Gummi das Apocalpaſum der Alten ſey, und dies um ſo mehr, da in dem ganzen Myrrhenlande weiter kein gummigebender Baum von ähnlichen Eigenſchaften vorhanden iſt.

Dieſes Gummi quillt im Waſſer auf, wird darin weiß, und verliert davon ſein klebriges Weſen; es gleicht in ſeiner Art ſehr dem Traganth, und man kann es mit aller Sicherheit genießen. Der Saſſabaum, der es liefert, wächſt nicht in Arabien.

Die Arabiſchen Myrrhen unterſcheiden ſich von den Habyſſiniſchen auf folgende Weiſe. Man nimmt eine handvoll der Myrrhenſtücke, die unten im Myrrhenballen befindlich ſind, und wirft ſolche in ein kupfernes Becken, und gießt ſo viel heißes Waſſer darüber, daß das Gummi davon bedeckt wird. Die Myrrhen bleiben

dann eine Zeitlang ohne ſichtbare Veränderung, weil ſie ſich nur langſam auflöſen; dagegen quillt das Gummi wohl fünfmahl ſo ſtark, als es urſprünglich geweſen iſt, auf, und kommt als eben ſo viele weiße Theile unter den Myrrhen zum Vorſchein *).

So weit gehen die Nachrichten, welche wir durch Bruce über die Myrrhe erhalten haben. Nach Forskal's oben angeführter ägyptiſch-arabiſchen Flora wird es nun aber wahrſcheinlicher, daß der Baum, welcher die Myrrhe hervor bringt, nicht zu der Gattung der Mimoſen, wie es Bruce, der überhaupt kein zuverläſſiger Botaniker war, meinte, ſondern zu der Gattung Amyris, Balſamſtrauch, gehöre. Forskal beſchreibt nähmlich erſt den arabiſchen Balſamſtrauch, Amyris Kataf, mit einer Varietät, die er Amyrus Kafal nennt, und dann fügt er hinzu, daß ihm zwey andere Bäume dem Nahmen nach bekannt ſeyen, welche nach dem Berichte der Araber dieſen Bäumen ähnlich ſeyn ſollten; nähmlich der eine Schadjaret el murr, d. i. Myrrhenbaum, und der andere Ghadaſch. Um ſich von dem Myrrhenbaume alſo eine Vorſtellung zu machen, muß man den arabiſchen Balſamſtrauch, Amyris Kataf näher kennen lernen. Die Gattungskennzeichen dieſes Baumes, welcher in die erſte Ordnung der 8ten Claſſe des Linnéſchen Pflanzenſyſtems, Octandria monogynia gehört, ſind überhaupt folgende: Die Blumendecke

*) Die vorſtehenden Nachrichten findet man in einem Aufſatze, betitelt: Beobachtungen über das Myrrhengummi, angeſtellt auf einer Reiſe nach Habeſſynien, vom Herrn Bruce, — welcher im Journal für Fabrik ꝛc. Nov. 1792, S. 267 ff. ſteht, und aus Bruce's Travels to diſcover the ſource of the Nile 1790. Vcl. V. entlehnt iſt.

cke iſt vierzahnig, die Blumenkrone vierblättrig, die Narbe viereckt, und die ſteinfruchtartige Beere enthält eine runde Nuß. Die Amyris *Kataf* wird von den verwandten Arten ſo unterſchieden: foliis ternatis, apice ſerratis, pedunculis confertis bifidis. Willd. Spec. plant. T. II. P. I. p. 334. Vahl Symb. bot. I. p. 28. — A. foliis ternatis apice ſerratis, pedunculis dichotomis Forsk. Flor. Aeg.-arab. ed. Niebuhr. p. 80.

Forskal beſchreibt dieſen Baum nun noch auf folgende Art. Sein Holz iſt weiß, die Aeſte ohne Dornen; die Blätter ſind von unbeſtimmter Geſtalt ſtumpf und ſpitz, zu drey an einem Stiele, an der Spitze ſägenförmig. Die Blumenſtiele kommen an den Enden der Aeſte zahlreich hervor, ſind faſt gabelförmig getheilt, fadenförmig. Von den Blumen hat er nur männliche geſehen, welche größer als die des Meccaſchen Balſamſtrauchs, Amyris Opoballamum, übrigens ihnen aber ähnlich waren. Der Kelch hatte lanzettförmige Zähne, von der Länge der Röhre des Kelches. Die Blätter der Blumenkrone grün, an der Spitze umgebogen, ſpitz, übrigens der Kelchröhre eingefügt. Sie bildeten eine offene Blumenmündung (faux patens). Honigbehältniß fehlte. Die Staubfaden flach=gedrückt, zugeſpitz und gerade. Die Staubbeutel aufliegend. Dieſe Blumen hatten gar keine weiblichen Zeugungsorgane, der Boden des Kelches war alſo ganz leer, und hohl unter den Blumenblättern. Auf einem anderen Baume hat Forskal aber kugelförmige Beeren geſehn, welche an der Spitze einen eingedruckten Nabel hatten.

Mit dem Holze der Amyris Kafal, welche Forskal von der vorſtehenden nicht ſpecifiſch zu unterſcheiden weiß, wird ein ſtarker Handel nach Aegypten getrieben, wo man mit demſelben die irdenen Waſſergefäße ausräuchert, damit ſie einen angenehmen Geſchmack dem Waſſer mittheilen. Das Gummi dieſes Baumes wird als ein abführendes Arzeneymittel gebraucht. Der Kafal hat übrigens ein rothes Holz, ſeine Aeſte haben am Ende Stacheln. — Beyde Bäume haben einen angenehmen balſamiſchen Geruch.

Wie nahe nun der eigentliche Myrrhenbaum hiermit verwandt ſey, läßt ſich aber bey der übrigen Kürze der Forskalſchen Angabe nicht genau beſtimmen, und es bleibt in ſo fern noch der Wunſch übrig, daß ein glücklicherer Beobachter Gelegenheit haben möge, dieſe Ungewißheit zu heben.

Was nun die Myrrhe an ſich betrifft, ſo erhalten wir ſie in rundlichen eckigen, nicht an einander hangenden Stücken von verſchiedener Größe, zuweilen größere als eine Wallnuß, oft kleinere. Sowohl die beſte Sorte (Myrrha electa), als die geringe, in Sorten (Myrrha in ſortis) beſteht aus Stücken von verſchiedener Beſchaffenheit und Güte. Sie muß daher ausgeſucht werden. Die ausgeſuchte ächte (Myrrha vera, pinguis, rubra) iſt von gleichartig rothbrauner, oder gelblich braunrother Farbe, ziemlich durchſcheinend, von ungleicher Oberfläche, zerbrechlich, hart, leicht, im Bruche ungleich, und ziemlich glänzend, (bey größern Stücken inwendig mit krummlienigen weißlichen Streifen beſetzt) nicht ſchwer zerreiblich, von ſtarkem, gewürzhaft balſamiſchen, nicht widrigen (angezündet aber lieblichen) Geruche, und ſehr bit-

term, doch nicht unangenehmen, erwärmend aromatiſchen Geſchmacke. Am Lichte brennt ſie hell, ſchmelzt aber nicht. Der Weingeiſt zieht etwa $\frac{1}{11}$ Harz heraus, was ſich durch Waſſer niederſchlagen läßt. Die Verbindung mit Waſſer iſt unvollkommen. Mit Kampfer gerieben wird ſie zur weichen Maſſe. Sie löſet ſich weder in ausgepreßten, noch in ätheriſchen Oehlen auf; vollkommen aber in den verſüßten Mineralſäuren, und dem weingeiſtigen Salmiakgeiſte. In der wäſſerigen Deſtillation erhält man $\frac{1}{112}$ eines nach Fenchel riechenden, ſehr bald ſich verdickenden ätheriſchen Oehls.

Sie beſitzt ſtärkende, erhitzende, Blutfluß erregende, fäulnißwidrige, traumatiſche Kräfte und iſt heilſam in Magenſchwäche und Bleichſucht von ſchlaffer Faſer.

Beym Ausleſen verwirft man die ſchwarzen undurchſichtigen (oder nur betrügeriſch durch Einweichung in Branntwein durchſcheinend gemachten) ſchweren, ſchwerzerbrechlichen an einander klebenden — ferner diejenigen Stücke, welche einen fremden widrigen Geſchmack haben — und endlich diejenigen, welche farblos, durchſichtig und geſchmacklos ſind, gewöhnlich arabiſches oder Kirſch- oder ein anderes Gummi. Die eingemiſchten Stücke Bdellium ſind bräunlich gelb, nicht zerbrechlich, ſondern zähe und von weit geringerer Bitterkeit; ſie kniſtern an der Flamme und ſpritzen kleine Theile umher.

Murray ſagt in ſeinem Arzneyvorrathe, aus dem Lat. überſetzt VI. Th. S. 262 – 275 von der Myrrhe und deren Kräften unter andern folgendes:

Man

Man vermiſcht die Myrrhe zuweilen, um ihr Gewicht zu vermehren, mit einem wirklichen Gummi. Im Lande der Troglodyten, wo der Myrrhen-Baum wächſt, wächſt noch ein anderer Baum, der ein dunkelbraunes Gummi gibt, und Saſſa heißt. Bruce hat ihn abgezeichnet *), und er ſcheint eine Mimoſen-Art zu ſeyn. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſes Gummi Galen's Opocalpaſum ſey, mit welchem, wie er ſagt, die Myrrhe zuweilen verfälſcht werde; ob er es gleich für giftig erklärt, was es doch vermuthlich nicht iſt. Dieſes Gummi kommt dem Traganth ſehr nahe, denn es quillt im Waſſer auf; daher man auch hieran die Verfälſchung entdecken kann **). Weder Galen, noch Bruce ſagt, wie man bey dieſer Vermiſchung verfährt. Ich würde glauben, daß man bloß beyde Gummen ſtückweiſe unter einander werfe, wenn nicht Dioſcorides bemerkt hätte: man verfälſche die Myrrhe mit einem Gummi, welches man im Waſſer auflöſe, und dann die Myrrhe hineinwerfe und damit vermiſche. Dieſe Verfälſchung erinnert an eine andere, welche in Holland geſchieht, wo man ihr nähmlich Kirſch-Gummi beymiſcht ***). Jetzt begreift man, woher jene harten, glänzenden, dem arabiſchen Gummi ähnlichen geſchmack- und geruchloſen Stücke kommen, welche ſich oft unter der wahren Myrrhe, welche dunkler von Farbe iſt, finden, und welche man viel leichter abſondern und wegwerfen kann, als wenn ein eigentliches Gummi mit der Myrrhe durch und durch vermiſcht wäre. Man hat auch zuweilen einen Zuſatz von Bdellium unter der Myrrhe gefunden †). Es werden auch noch andere Verfälſchungen angeführt, welche aus Gewinnſucht geſchehen ††). Man muß aber die verſchiedenen Eigenſchaften der Myrrhe, welche von dem Alter des Baumes und der Zeit der Einſammlung abhangen; imgleichen das Fett, welches ſie von den Ziegenhäuten,

*) In ſeinen Travels to diſcover the ſource of the Nile, 1790 Vol. 5. p. 28. finden ſich zwey Figuren davon.

**) Ebenderſelbe.

***) Ferber's neue mineralogiſche Beyträge, 1 B. S. 366. in der Anmerkung.

†) Lewis Mat. med. p. 391.

††) Man ſehe Cartheuſer Mat. med. P. 2. p. 222.

ten, worein ſie gepackt wird, bekommt, nicht einer geſchehenen Verfälſchung zuſchreiben.

Die ächte Myrrhe beſteht aus rundlichen Maſſen von verſchiedener Größe und Form. Sie ſind bisweilen größer, bisweilen kleiner, als eine Wallnuß; haben auch wohl eine andere Geſtalt; oder ſind, wie der Tropfſtein, aus über einander hintröpfelnden und allmählig verhärteten Tropfen gebildet. Sie ſind rothbraun, ein wenig durchſichtig, feſt, laſſen ſich brechen, haben eine ungleiche Oberfläche, und glänzen im Bruche In größern Stücken findet man inwendig zuweilen weißliche Theilchen, welche im Bruche entweder Flecken oder Nägel, oder Streifen in Geſtalt eines Halbzirkels bilden. Die Myrrhe hat einen ſtarken, angenehmen Geruch, und einen ſehr bittern, ſtechenden, ein wenig gewürzhaften Geſchmack. Sie hängt ſich, wenn man ſie kauet, nach und nach an die Zähne an, und wird endlich größtentheils vom Speichel aufgelöſet, welchem ſie eine milchiche Farbe gibt. Am Lichte entzündet ſie ſich — wenigſtens finde ich es bey meinen Proben ſo — nicht leicht, brennt mit einer ſchwalkigen Flamme, kniſtert, und läßt eine graue Kohle zurück. Sie löſet ſich, wenn man ſie mit Waſſer in der Wärme ſtehen läßt, ganz auf; aber ſo wie die Auflöſung wieder kalt wird, fällt ein Theil des Harzes zu Boden. Die durchgeſeihete wäſſerige Auflöſung hat eine dunkelgelbe Farbe, iſt aber trübe. Das Extract, welches man durchs Einkochen daraus erhält, beträgt über ſieben Achtel vom Gewichte der Myrrhe, von welcher es ſich auch weder an Farbe, noch Geſchmacke unterſcheidet *). Der Weingeiſt bekommt von der Myrrhe eine gelbrothe Farbe, und die geiſtige Tinctur hat ebenfalls den angeführten Geruch und Geſchmack. Wenn man ſie abrauchen läßt, erhält man aus einer Unze Myrrhe ein Loth Extract, woraus erhellet, daß dieſes noch viele gummöſe Theile enthalten müſſe **). Wenn man das Gewicht beyder Extracte mit einander vergleicht, ſo findet man, daß die Myrrhe weit mehr Gummi, als Harz enthält. Ueberdem ſteckt auch noch ein ätheriſches Oehl darin. Denn das Waſſer geht bey der Deſtillation

*) Cartheus. l. c. p. 225.
**) L. c. p. 226.

ſtillation nicht allein mit einer milchigen Farbe über, ſondern es führt auch ein Oehl bey ſich, welches ſich theils auf der Oberfläche ſammelt, und theils zu Boden fällt *). Einige haben aus einem Pfunde der beſten Myrrhe zwey Quentchen **); ein anderer ſogar drey Quentchen von dieſem Oehle erhalten ***). Andere haben weniger bekommen, wie z. B. Spielmann †), welcher aus einem Pfunde nur einige Tropfen eines butterähnlichen Oehls erhielt; und Thielbein ††), welcher kaum funfzehn Tropfen ätheriſches Oehl bekam, welches einen Fenchelgeruch hatte, und nach einigen Wochen dick und ranzig wurde. Wenn man dieſes Oehl von der Myrrhe abſcheidet, ſo verliert ſie allen Geruch.

Die Myrrhe iſt ein ſehr wirkſames Mittel wider die Fäulniß; denn wenn ſie im Waſſer aufgelöſet wird, ſo widerſteht ſie der Fäulniß zwölfmahl †††), ja in einem andern Verſuche dreyßigmahl a) kräftiger, als das Seeſalz. Im Kalkwaſſer löſet ſie ſich vollkommen auf, und kann ſo den Kranken in mancherley Fällen bequem verordnet werden. Bey den Alten war ihre mediciniſche Kraft in großem Anſehen, und man ſchrieb ihr Wirkungen zu, von welchen einige noch jetzt von vielen Aerzten gerühmt werden. Doch ſind heut zu Tage die Urtheile über dieſes Mittel getheilt. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß es wegen ſeiner erhitzenden und ſcharfen Eigenſchaft Vorſicht erfordere, wenn es ohne vorherige Abſonderung der erhitzenden Theile, oder in zu großer Menge gebraucht wird. Wenn man z. B. ein halbes Quentchen oder zwey Skrupel davon nimmt, ſo erregt es eine unangenehme Empfindung von Wärme im Magen, macht den Puls geſchwinder, und verbreitet Hitze durch den ganzen Körper b). Bey vollblütigen, choleriſchen, galligen, zu Blutungen geneigten; bey Schwangern, und wo Fieber und

*) Hoffmann.
**) Hoffmann Obſ. phyſ. ſelect. p. 20.
***) Neumann Chymie, 2 B. 3 Th. S. 381.
†) Mat. med. p. 221
††) In Crell's neueſten Entdeckungen in der Chemie, im 11ten Th. S. 118.
†††) Pringle Obſ. on the Diſeaſes of the Army, p. XII.
a) L. c. p. XVIII.
b) Cullen Mat. med. Vol. 2. p. 193.

und Entzündung vorhanden iſt, darf es alſo nicht gebraucht werden. Es paßt aber da, wo die Faſern erſchlafft ſind; es verdünnt, vermöge ſeiner reitzenden und auflöſenden Kraft, zähe Feuchtigkeit, und löſet Verſtopfungen auf. In einigen Fällen leiſtet es auch, vermöge ſeiner fäulnißwidrigen Kraft, gute Dienſte.

Wenn man nicht zu viel davon nimmt, ſo vermehrt es die Eßluſt, und befördert die Verdauung und Aſſimilation. Cartheuſer hält ſo viel von ſeinen wohlthätigen Wirkungen auf die erſten Wege, daß er kein Mittel kennt, welches die Myrrhe hierin überträfe, und dieſes Urtheil beſtätigt er durch das Beyſpiel eines Hypochondriſten *).

Vor Zeiten brauchte man es bey langwierigen Bruſtbeſchwerden, bey altem Huſten und Engbrüſtigkeit. Auch in neuern Zeiten ſetzten einige bey der Lungenſchwindſucht, bey Lungengeſchwüren und auch bey andern Krankheiten Vertrauen darauf. Da man aber in der Beurtheilnng ſolcher Krankheiten ſehr leicht irren kann, und da man nach dem verſchiedenen Grade derſelben, und nach der verſchiedenen Leibesbeſchaffenheit der Kranken, auch verſchiedene Heilmethoden erwählen muß: ſo iſt es kein Wunder, wenn die Meinungen über die Dienlichkeit dieſes Mittels ſehr getheilt ſind. Ein Gelehrter, welcher eine erbliche Anlage zur Schwindſucht, ſchweren Athem, einen bald trocknen, bald mit ſalzigem und ſchleimigen Auswurfe verbundenen Huſten hatte, endlich Blutſpeyen bekam, und der Schwindſucht ſehr nahe war; bediente ſich auf Cartheuſer's Rath der Myrrhe, welche er häufig kauete, mit einem ſo glücklichen Erfolge, daß er durch ſie allein, und bey einer guten Diät, ſeine Geſundheit wieder erhielt. In dieſem und andern Fällen, in welchen Cartheuſer ſich ihrer bediente, ſchien ſie vorzüglich durch Herſtellung des Tons der feſten Theile, und beſonders der Lungen zu wirken. In England brauchen ſie mehrere berühmte Aerzte gern bey auszehrenden Krankheiten. Aber mir gefällt der Zuſatz von Wallrath nicht, welcher in Guy's Hoſpital lange

*) L. c. p. 432.

ge gebräuchlich geweſen iſt *); auch ſind die Mi-ſchungen aus Myrrhe, Salpeter und Eiſenvitriol, und andere dergleichen, welche Myrrhe enthalten, welche Griffith **) empfiehlt, und deren ſich viele andre Aerzte in England bedienen, hin und wieder getadelt worden ***). Doch hat Saunders die Myrrhe bey hectiſchen Fiebern, welche von Schwäche herrührten, in welchen der Puls ſchwach und geſchwind, und der Kranke ſehr reitzbar war, ſehr oft mit Nutzen gebraucht. Zu dieſen rechnet er auch das hectiſche Fieber der Kindbetterinnen. Ferner braucht er ſie gern bey andern Arten der Hectik, bey welchen große Entkräftung, widernatürliches Brennen der Haut, ohne heftige Fieberanfälle iſt; auch bey ſolchen, welche offenbar von eingeſogenem Eiter aus bösartigen Geſchwüren, bey abgenommenen Gliedern ꝛc. entſtanden ſind. In dieſen Fällen iſt der Eiter durch den innerlichen Gebrauch der Myrrhe verbeſſert worden. Man begreift leicht, daß er bey eintretendem Blutſpeyen und bey vorhandener Entzündung in Lungenkrankheiten nicht verſtattet werden darf; doch glaubt Saunders, er könne während der Eiterung und bey ſchon vorhandener Erſchöpfung der Kräfte nützlich ſeyn. Bey der wahren Schwindſucht aber hat er ſelten Nutzen davon geſehen, und iſt oft genöthigt worden, die Myrrhe zurückzuſetzen, und zu ſicherern Mitteln überzugehen. Reid †), welcher die Myrrhe bey Lungenkrankheiten zuweilen mit Nutzen gebraucht hat, ſagt gleichwohl, daß ſie bey ſchon wirklich vorhandener Hectik nie helfe; vielmehr, wie bey jeder Entzündung, die Zufälle verſchlimmere. Sie helfe in dieſer Krankheit zuweilen, vermöge ihrer ſtärkenden Wirkung auf die erſten Wege; und er empfiehlt bey großer Schwäche und Erſchöpfung einen Aufguß

*) S. Saunders in einer Anmerkung zu Simmons's Pract. obſervat. on the treatment of conſumtions, p. 38.

**) Obſervations on the cure of hectic and ſlow Fevers and the pulmonary conſumtion, London 1776.

***) S. Saunders l. c. Paulizky medieiniſch-practiſche Beobachtungen, 2te Samml. S. 111.

†) Eſſay on the nature and cure of the phthiſis pulmonalis, ed. 2. p. 211.

guß von Myrrhe und Kalkwaſſer. Löſeke *) ſchreibt nach ſeiner Erfahrung, ſowohl an ſich ſelbſt, als bey andern, dem wäſſerigen Extracte, zu einem Quentchen mit ein oder zwey Loth Zucker abgerieben, große Kräfte in der Lungenſchwindſucht zu, ob er gleich die beſondern Umſtände nicht genauer beſtimmt. Auch Fritze **) gebraucht ſie nur in dem Zeitraume, wo die Entzündung der Lungen in Eiterung übergegangen, der Puls nicht geſchwind, und weder Blutſpeyen noch Huſten vorhanden iſt, gemeiniglich mit einem Decocte von Isländiſchem Mooſe. Es iſt nicht zu läugnen, daß das wäſſerige Extract nicht ſo ſehr erhitzt, als die Myrrhe ſelbſt, oder die Eſſenz davon; doch muß man auch bedenken, daß jenes doch auch nicht ganz frey iſt von harzigen und öhligen Theilen. Cullen***) ſcheint den Gebrauch der Myrrhe bey hectiſchen und ſchwindſüchtigen Fiebern gar nicht verſtatten zu wollen; er fürchtet ſich vor ihrer erhitzenden Eigenſchaft, und ſagt, er habe nie Nutzen, oft aber offenbaren Nachtheil davon geſehen.

Viele ſtimmen darin überein, daß die Myrrhe unter den Mitteln, welche die monathliche Reinigung befördern, eine vorzügliche Stelle verdiene; und man findet ſie in den Büchern, in welchen die Arzneymittel nach ihren Kräften geordnet werden, gemeiniglich unter dieſer Rubrik abgehandelt. Bey ſchlaffen Faſern kann ſie durch ihren Reitz und bey vorhandener Verſchleimung durch ihre ſtärkende Kraft bisweilen zur Hervorbringung des Monathlichen etwas beytragen; aber ſchwerlich beſitzt ſie eine beſondere Kraft, das Blut nach den Gefäßen der Gebärmutter hinzuleiten †). Eben das gilt auch von der Reinigung der Wöchnerinnen.

Bey Sydenham's weißem Fieber, oder der Bleichſucht, iſt eine Verbindung derſelben mit Eiſenmitteln oft zweckmäßig. Auch hilft die Myrrhe zuweilen gegen heftige Schmerzen zarter Frauensperſonen, welche ſich zu unbeſtimmten Zeiten einfinden.

*) Abhandlung der auserleſenſten Arzneymittel, 3te Ausgabe S. 404.

**) Mediciniſche Annalen, 1 B. S. 212.

***) L. c. p. 194.

†) Man vgl. Cullen l. c. p. 193.

Hieher gehört der Kopfſchmerz und Schmerzen in den Muskeln, welche wie Rheumatismen ausſehen, bey hyſteriſchen Frauensperſonen *).

Die Myrrhe befördert die Heilung der Geſchwüre oft vortrefflich. Das haben Einſpritzungen von Myrrhen-Eſſenz bewieſen, welche man nach der Operation des Empyem's gemacht hat. Auch hat man ſich dieſes Mittels bey einem Lebergeſchwüre bedient, welches von einem Falle entſtanden war **). Ein Geſchwür in der Hand, welches von einer losgegangenen Flinte entſtanden, ſehr bösartig war, und einen ſehr üblen Geruch hatte, heilte beym Gebrauche einer etwas verdünnten Myrrhen-Eſſenz. Ein Mann, welcher ein Geſchwür in der rechten Niere hatte, und dem mit dem Urin Eiter abging, wurde durch Myrrhe, die er entweder kauete, oder mit Roſenhonig als Lattwerge einnahm, hergeſtellet ***). Man ſtreuet auch wohl das Pulver derſelben in fleiſchige, faule, ja brandige Geſchwüre. Sie hat in dieſen Fällen eine ſehr ſchätzbare Wirkſamkeit, das Geſchwür zu reinigen, und der Fäulniß Einhalt zu thun. Doch ſchadet ſie auch zuweilen durch ihren Reitz.

Ich habe nun bereits verſchiedene Beyſpiele angeführt, wie dieſes Mittel ſowohl innerlich, als äuſzerlich angewendet werden kann. Aber ich muß nun noch die verſchiedenen Methoden, wie man es braucht, zuſammenſtellen, und viele von dieſen gehören zu den Zubereitungen deſſelben. Die einfachſte Methode iſt, daß man die Myrrhe in den Mund nimmt, und nichts weiter davon niederſchluckt, als was ſich im Speichel auflöſet; das übrige aber, was ſich nicht auflöſen läßt, wieder ausſpuckt. Auf dieſe Art wird, außer der unauflöslichen Erde, auch ein guter Theil von dem reitzenden und erhitzenden Harze davon abgeſondert. Eben den Zweck hat auch die Verfertigung des wäſſerigen Extracts, welches weit gelinder wirkt, als die Myrrhe ſelbſt. So können auch Pulver, Mixturen, Pillen und kleine Kuchen, vermittelſt mancherley zweckmäßiger Zuſätze, bereitet werden.

*) Saunders bey Simmons a. a. O.
**) Schlichting in Act. nat. curioſ. Vol. 6. p. 115.
***) Cartheuser l. c. p. 49.

werden. Außer der Auflöſung in Kalkwaſſer brauchen einige gern die Auflöſung derſelben in ſtarkem Biere *).

Zubereitungen und Zuſammenſetzungen.

Eſſentia Myrrhae Ph. Würt. p. 83. Man läßt die Myrrhe mit Weingeiſt ſtehen. Sie iſt ſehr erhitzend ſchickt ſich daher nicht zum innerlichen Gebrauche. Von dem äußerlichen Gebrauche derſelben habe ich oben verſchiedene Beyſpiele angeführt, welche jedoch Vorſicht dabey nicht überflüſſig machen. Damit der Weingeiſt nicht erhitze, thut man wohl, mehr als die Hälfte deſſelben vorher verdampfen zu laſſen. Sie dient vermöge ihrer ſtärkenden Kraft bey Geſchwüren, welche allzuſtark eitern, imgleichen bey Wunden nerviger und flechſiger Theile.

Eſſentia Myrrhae Alcaliſata l. c. p. 83. Zu dieſer nimmt man, außer dem wäſſerigen und geiſtigen Auflöſungsmittel, auch noch Laugenſalz, und ihr Gebrauch findet, wegen der reitzenden Eigenſchaft deſſelben, nur bey faulen und ſpeckigen Geſchwüren ſtatt.

Extractum Myrrhae Aquoſum Ph. W. p. 93. Es wird daſelbſt vermittelſt des Liquor Nitri fixi bereitet, und muß alſo nothwendig viel Harz enthalten. Mir gefällt die Bereitungsart des Braunſchweigiſchen Apothekerbuchs S. 255. beſſer, wo man das Laugenſalz wegläßt, und alſo ein von Harztheilen freyeres Extract erhält.

Elaeoſaccharum Myrrhae Pharm. Brunſv. p. 213. Wird aus dem angeführten Extracte und Zucker bereitet.

Oleum ſeu Liquor Myrrhae per Deliquium Ph. W. p. 126. Man löſet eine Portion Myrrhe auf, indem man ein hartgekochtes Ey durchſchneidet, das Gelbe herausnimmt, und ſtatt deſſen die Myrrhe hineinlegt. Dieſe Auflöſung wird leicht faul und hält ſich nicht lange. Sie heilt Riſſe der Lippen, der Bruſtwarzen und ödematöſer Glieder; reinigt und heilt Geſchwüre. Sie wird auch als Schönheitsmittel gebraucht, und macht die Haut glänzend **).

 Oleum

*) Bernhard chemiſche Erfahrungen, S. 284.

**) Statt dieſes Myrrhenöhls läßt man beſſer das Myrrhenpulver in 8 Theilen Waſſer oder Bier, welches bis zum Sieden erhitzt wird, auflöſen.

Oleum Myrrhae Deſtillatum. Fr. Hoffmann ſchätzt es ſehr *). Wenn man es auf Zucker tröpfelt, ſo gibt es einen Oehlzucker, welcher nach ſeinem Urtheile balſamiſch und der Bruſt zuträglich iſt, und, in einer ſchicklichen Flüſſigkeit genommen, bey chroniſchen Bruſtfehlern, bey einem alten Huſten, beym feuchten Aſthma ꝛc. vortreffliche Dienſte leiſtet. Unſtreitig erfordert die Verſchiedenheit der Umſtände und der Naturen Vorſicht beym Gebrauche deſſelben.

Uebrigens ſehe man auch noch:

Harmar's Beobachtungen über den Orient.
Baldinger's neues Magazin VII B. 1 St. S. 53
Crell's chem. Journal IV. S. 179. VI. S. 109. 122.
Deſſen neue Entdeckungen XI. S. 118.

Myrrhenkerbel, dieſen Nahmen führen verſchiedene Pflanzen, 1) der wohlriechende Kerbel, Scandix odorata Linn., ſ. im Art. Kerbel, Th. 37, S. 28; 2) der gemeine Kälberkropf, Chaerophyllum ſylveſtre L., ſ. den genannten Art. S. 11. und 3) der knollige Kälberkropf, Chaeroph. bulboſum L., ſ. daſelbſt S. 18. Die beyden letztern Pflanzen haben indeſſen wenig aromatiſchen Geruch.

Myrrhenkraut, ein Nahme des durchwachſenen Smyrniums, Smyrnium perfoliatum Linn. S. im Buchſt. S.

Myrrhen-Liqueur, wird auf folgende Weiſe bereitet: Man nehme Myrrhen 8 Loth; Cardamomen, bittere Mandeln, Pomeranzenſchalen, Sternanis und Violenwurzel, von jedem 2 Loth; feinen Zimmt, Gewürznelken, Muskathenblüthe, Citronat und Vanille, von jedem ½ Loth; zerſtoße oder reibe alle dieſe Species, thue ſie in eine große Flaſche, gieße 6 Maß Spiritus Vini darüber,

*) l. c. p. 20.

darüber, werfe ein Loth Weinſteinſalz, oder in deſſen Ermangelung 1 Loth Pottaſche hinzu, verwahre die Flaſche gut, ſetze ſie 8—12 Tage in gelinde Wärme, bringe ſodann das Gemenge nebſt 4 Maß Waſſer und einigen Händen voll Buchenaſche auf die Abziehblaſe, und deſtillire es gehörig. Zum Verſüßen der erhaltenen Flüſſigkeit nehme man 2 Pfund Zucker, ſiede dieſen in 3 Maß Waſſer vorſchriftmäßig, filtrire das Ganze, und gieße folgende in Weingeiſt aufgelöſete Oehle hinzu, nähmlich: Pomeranzenblüthöhl, Lavendelblüthenöhl, Nelkenblüthenöhl und Roſenöhl, von jedem 3 Tropfen; Nelkenöhl, Neroliöhl und Moſchuseſſenz, von jedem 2 Tropfen.

Myrrhenöhl, ſ. im Art. **Myrrhe**, oben, S. 481.

Myrrhenſchierling, ein Nahme des gemeinen Kälberkropfes; ſ. im Art. **Myrrhenkerbel** 2).

Myrrhen-Tinctur, dazu nimmt man 3 Loth Myrrhen und 1 Maß höchſtrectificirten Weingeiſt. Dieſes wird im Sandbade digirirt, und dann die erhaltene Tinctur durch Löſchpapier filtrirt.

Myrrhen-Aloe-Tinctur. Man nehme gepülverte Myrrhen 3 Loth, hepatiſche Aloe 2 Loth, höchſtrectificirten Weingeiſt ein Maß. Man digirirt es 6 Tage im Sandbade, und filtrirt dann die erhaltene Tinctur durch Löſchpapier.

Myrrhina, ſo nannte Linné eine Abtheilung ſeiner Gattung Geranium, welche jetzt nach Willdenow's Spec. Plant. zu der Gattung **Erodium**, Reiherſchnabel, gehöret.

Myrrhina vaſa, iſt ſo viel als **murrhina vaſa**; ſ. murrhiniſche Gefäße, Th. 98, S. 200 ff.

Myrrhinit, oder **Myrrhit**, iſt nach Plinius ein kleiner Stein, welcher die Farbe der Myrrhe hat, und wenn er gerieben wird, nach Nardenſalbe riecht. Es iſt einer von den Steinen, die

wir heut zu Tage nicht mehr kennen, wahrſcheinlich deshalb, weil uns ſeine Eigenſchaften unrichtig geſchildert ſind.

Myrrhis, ein Nahme, den ehedem verſchiedene Pflanzen führten, welche man im Art. **Kerbel**, Th. 37, S. 9 fl. genannt findet.

Myrſa ſ. **Mirza**, Th. 91, S. 461. Dieſes Wort wird in verſchiedenen Gegenden auch verſchieden ausgeſprochen, ſo wie nach der Landesverfaſſung ſeine Bedeutung auch manche Abänderungen leidet. Man ſehe auch **Murſen**, Th. 98, S. 203. und die dort nachgewieſene Stelle.

Myrſine, eine Pflanzengattung, welche von einigen Griffelbeere genannt wird, und in die 1ſte Ordnung der 5ten Claſſe des Linnéiſchen Syſtems (Pentandria Monogynia) gehört. Sie hat folgende Kennzeichen: Die Blume hat einen kleinen bleibenden, fünftheiligen Kelch, eine Blumenkrone, welche bis in die Mitte in fünf ſtumpfe, zuſammenſtoßende Abſchnitte zertheilt iſt; und fünf ſehr kurze der Blumenkrone einverleibte Staubfäden mit aufrechten länglichen Staubbeuteln. Der Fruchtknoten iſt ſo groß, daß er faſt die ganze Blumenkrone ausfüllet, und hat einen bleibenden, walzenförmigen Griffel, welcher über die Blumenkrone hervorraget, und ſich in eine große, wollichte Narbe endiget; auf die Blume folgt eine Beere, welche einen einzigen fünffächrigen Stein enthält. Man kennet von dieſer Gattung nur 2 Arten.

1) **Die afrikaniſche Myrſine.** Myrſina *Africana*, foliis ellipticis acutis. Willd. Spec. plant. T. I. P. II. p. 1121. Linn. Syſt. veg. pag. 197. Sp pl. 285. Hort. Cliff. 74. Zinn. Goett. 202. Berg. Cap. 53. Vitis idaea Aethiopica, Myrti Tarentinae folio, flore atro-

purpu-

purpureo. Comm. Hort. I. pag. 123. t. 64. Buxus Africana rotundifolia ſerrata, Pluk. Alm. 74. tab. 80. f. 5. Frutex Aethiopicus baccifer, foliis myrtilli. Breyn. Cent. 9. t. 5.

Dieſes Gewächs, welches auch afrikaniſcher Buchs, oder äthiopiſche Preißelbeere genannt wird, iſt ein Strauch mit ausgebreiteten und ohne Ordnung zerſtreuten Zweigen, die mit rundlichten, ſägenartig gezähnten Blättern beſetzt ſind. In den Winkeln der Blätter entſpringen je drey Blumen beyſammen auf kurzen Stielen; ſie haben eine geſchloſſene Blumenkrone, die von blaſſer Farbe und mit erhabenen ziegelbraunen Punkten gefleckt, und rauh, und am Rande mit Haarſpitzen eingefaſſet iſt. Die Staubfäden ſtehen den Abſchnitten der Blumenkrone gerade gegen über; und die Narbe des Griffels hat eine pinſelförmige Geſtalt. Die Beere iſt blau, und von der Größe und Geſtalt der Bärentraube; ſie enthält einen kugelrunden etwas plattgedrückten Stein, der vier bis fünf Samen einſchließt. Auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, wo dieſer Strauch in Wildniſſen wächſet, ſollen die Vögel nach ſeinen Beeren ſehr begierig ſeyn.

S. Linne's vollſtänd. Pflanzenſyſtem ꝛc. nach Houttuyn bearbeitet. III. S. 269.

2) Azoriſche Myrſine. Myrſine *retuſa*, foliis obovatis obtuſis, apice emarginato-denticularis. Willd. l. c. p. 1122. Aiton Hort. Kewenſ. I. p. 271. Dieſe Art wächſt auf den Azoriſchen Inſeln und hat das Anſehn wie die vorhergehende; aber die Blätter ſind umgekehrt eyförmig, und an der Spitze ſpitz gezähnt und eingedrückt. Die Blumen ſind faſt ſtiellos, zahlreich und bilden beynahe eine Doldentraube.

Myrſinites und Myrſita, iſt ein Stein, welcher in den Schriften der Alten angeführt wird, und welcher von Honigfarbe ſeyn, und den Geruch der Myrrhe haben ſoll. Man weiß es jetzt nicht mehr, was das für ein Stein geweſen ſeyn mag. Man vergleiche den Art. **Myrrhinit.**

Myrte, Myrthe, Myrtus, μυρτος, ſo hieß urſprünglich ein baumartiges Gewächs (Myrtus communis Linn.), welches in den wärmern Gegenden von Aſien und im nördlichen Afrika zu Hauſe gehört, aus welchen es über Griechenland und Italien in dem übrigen Europa, beſonders dem ſüdlicheren, bekannt geworden iſt *). In der Folge, als man anfing botaniſche Syſteme zu machen, belegte man mit dieſem Nahmen aber noch mehrere Sträuche und Bäume, welche mit der gemeinen Myrte in einigen Stücken übereinkommen; und daher müſſen wir Myrte jetzt als den Gattungsnahmen der myrtenartigen Gewächſe nehmen, deren Zahl durch die neueſten Entdeckungen, ohne die Varietäten zu rechnen, ſchon bis auf 28 geſtiegen iſt.

Die Kennzeichen dieſer Gattung, welche in die erſte Ordnung der 12ten Claſſe, Icoſandria Monogynia, des Linnéſchen Pflanzenſyſtems gehört, ſind nun folgende: Die bleibende Blumendecke ſitzt über dem Fruchtknoten, und iſt 4—5=ſpaltig, und innen in einen etwas haarigen Ring erhoben, dem die vielen Staubfäden eingefügt ſind. Die Blumenkrone iſt mehrentheils 4—5=blättrig, der Fruchtknoten hat einen einfachen Staubweg, mit ſtumpfer Narbe. Die eyrunde, genabelte Beere iſt 1—3=fächerig, und enthält einzelne nierenförmige Samen.

1)

*) Im Perſiſchen heißt dieſer Strauch Murt.

1) **Die gemeine Myrte.** Myrtus *communis*, floribus ſolitariis, involucro diphyllo. Willd. Spec. plant. T. II. P. II. p. 967. L. Hort. cliff. 42. Hort. upſ. 123. Mat. med. 122. Roy. lugdb. 269. Scop. Fl. carn. n. 584.

Dieſes iſt ein bekannter Strauch oder ein mittelmäßiges Bäumchen, welches, wie es vorhin bemerkt wurde, in Aſien, Afrika und allen mittägigen Ländern von Europa wild wächſt; man zieht es auch häufig in den Gärten, und es kommt in England in einer warmen und trockenen Lage, wenn es nur bey der ſtrengſten Winterkälte durch Bedeckung geſchützt wird, ſehr gut in freyer Luft fort. Es wird nicht leicht über ſechs Schuh hoch, und treibt viele, dünne, zähe Zweige, die eine röthliche Rinde haben, und mit ſteifen, immergrünen Blättern beſetzt ſind, in deren Winkeln einzele weiße Blumen auf einfachen Stielchen zum Vorſchein kommen, worauf ſchwarzblaue, längliche Beeren zu folgen pflegen.

Man brauchte ehemahls ſowohl die Blätter, welche neben ihrer Gewürzhaftigkeit bitterlich und ein wenig zuſammenziehend ſind, als die Beeren in der Arzneykunſt, und inſonderheit aus den letzten wurde bey den Römern ein arzneyhafter Wein, Vinum Myrtites oder Myrteum bereitet; heutzutage aber iſt ihr Gebrauch ſelten. Man kann auch aus den Blättern und Blumen durch die Deſtillation ein wohlriechendes herzſtärkendes Waſſer bekommen. In den Gärten ſind die Myrtenſträuche oder Myrtenbäumchen aber ſowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen ihres guten Geruches beliebt, und ihre Aeſte werden vorzüglich häufig zu Kränzen und Blumenſträußen gebraucht.

Dieſe

Dieſe gemeine Myrte theilt ſich aber in verſchiedene merkwürdige Varietäten, die meiſtens von den Ländern, wo ſie am gewöhnlichſten ſind, ihre eigenen Nahmen haben, und ihr Unterſchied beſteht größtentheils in der Figur und Größe der Blätter, welche bey allen ungezähnt und glatt, aber bey einigen größer, bey andern kleiner, bey einigen breiter, bey andern ſchmahler, bey einigen eyrund, bey andern lanzettförmig und bald mehr bald weniger ſcharf zugeſpitzt ſind. Die Blumen ſind bey den meiſten weiß, bey einigen aber röthlich, und die Früchte oder Beeren, welche gewöhnlicher Weiſe ſchwarz ſind, haben bey einigen Sorten eine weiße Farbe. Die Blätter ſind glänzend dunkelgrün, und geben, beſonders wenn man ſie zerreibet, einen ſehr angenehmen gewürzhaften Geruch, welcher bey einigen Sorten mehr mit den Zitronen, bey andern hingegen mehr mit der Muskatennuß übereinkommt. Die Blumen ſind durchgängig ſchön und wohlriechend; die Beeren haben weniger gewürzhaften Geruch als die Blätter, aber einen mehr zuſammenziehenden Geſchmack.

a) **Die gemeine Myrte,** oder **gemeine römiſche Myrte,** Myrtus communis, *romana.* Willd. l. c. Myrtus (communis) foliis ovatis pedunculis longioribus. Mill. Dict. n. 1. und Ic. t. 184. f. 1. Kniph. Cent. IV. n. 52. Myrtus latifolia romana. C. Bauh. pin. 468. Dieſes iſt der eigentlich ſogenannte gemeine breitblättrige Myrtenbaum, welcher einer von den dauerhafteſten Sorten iſt, die man kennt. Die Blätter deſſelben ſind wohl 1½ Zoll lang, 1 Zoll breit, haben eine glänzende grüne Farbe, und ſtehen auf kurzen Stielen. Die Blumen ſind größer, als bey den andern Sorten,

ten, und kommen an den Seiten der Zweige auf ſehr langen Stielen zum Vorſchein. Auf ſie folgen eyrunde Beeren, von einer dunkel purpurrothen Farbe, die 3 — 4 harte nierenförmige Samen in ſich ſchließen. Sie blühet im Julius und Auguſt, und ihre Beeren werden im Winter reif. Dieſe Sorte wird von einigen auch **der blühende Myrtenbaum** genannt, weil ſie insgemein mehrere Blumen hat, dieſe auch größer ſind, als die der übrigen Sorten.

Von dieſer erſten Sorte gibt es aber wieder allerley Spielarten, die man in den Gärten zieht, nähmlich vorzüglich folgende: Zwey von ihnen heißen **Muskat-Myrten**, wegen ihres Geruchs, und von dieſen hat die eine breitere, die andere ſchmahlere Blätter. Dann hat man eine **Vogelneſtmyrte**, deren Aeſte gedrängter zuſammen wachſen; eine geſtreifte **Muskatennuß-Myrte; eine geſtreifte aufrechtſtehende Myrte; geſtreifte rosmarinblättrige; geſtreifte buchsblättrige; und eine geſtreifte breitblättrige Myrte.** Daß die geſtreiften Blätter überhaupt nur eine Art von Krankheit ſind, iſt bekannt, und dieſe Spielarten verdienen daher um ſo weniger einer beſondern Auszeichnung.

b) **Die gemeine buchsblättrige Myrte.** Myrtus communis; *tarentina* Willd. l. c. Myrtus (tarentina) foliis ovatis, baccis rotundioribus. Mill. Dict. n. 6. Myrtus minor vulgaris. Bauh. pin. 469. Die Blätter dieſer Sorte ſind eyrund, klein und ſitzen dicht an den Zweigen. Sie haben eine glänzend grüne Farbe, und endigen ſich mit zugeſtumpften Spitzen. Die Zweige ſind ſchwach, hängen insgemein unterwärts, wenn man ſie wachſen läßt, ohne ſie abzukürzen. Auch haben ſie eine grauliche

liche Rinde. Die Blumen ſind klein, und kommen ſpät im Sommer hervor.

c) Die gemeine italiäniſche Myrte. Myrtus communis. *italica.* Willd. l. c. Myrtus (italica) foliis ovato-lanceolato-acutis, ramis erectioribus. Mill. Dict. n. 5. Myrtus communis italica. Bauh. pin. 468. Dieſe Sorte hat eyrund-lanzettförmige Blätter, mit einer ſcharfen Spitze. Die Zweige wachſen gerade, ſo wie auch die Blätter, weshalb die Gärtner dieſe Sorte auch den gerade ſtehenden Myrtenbaum nennen. Die Blumen ſind nicht groß, die Blätter haben purpurrothe Flecken an den Spitzen, ſo lange ſie noch zugeſchloſſen ſind. Die Beeren ſind klein, eyrund und purpurroth. Man hat hiervon eine Spielart mit weißen Beeren.

d) Die pomeranzenblättrige Myrte, auch lorberblättrige Myrte. Myrtus communis, *boëtica.* Willd. l. c. Myrtus (boëtica) foliis ovato-lanceolatis confertis. Mill. Dict. n. 4. Myrtus latifolia boëtica. Bauh. pin. 469. Cluſ. hiſt. I. p. 65. Blackw. t. 114. Dieſe Sorte hat etwas ſtarke Stängel und Zweige, wird auch höher als die mehrſten übrigen. Die Blätter ſind eyrund, lanzettförmig, und ſtehen büſchelweiſe um die Zweige herum; ſie haben eine dunkelgrüne Farbe. Die Blumen ſind von mittler Größe, und kommen ſparſam zwiſchen den Blättern heraus. Die Beeren ſind eyrund, und kleiner als bey der römiſchen Myrte; werden aber in unſern Gegenden ſehr ſelten reif.

e) Die portugieſiſche Myrte. Myrtus communis, *luſitanica.* Willd. l. c. Myrtus (acuta) foliis lanceolato-ovatis acutis. Mill. Dict. n. 3. Myrtus ſylveſtris, foliis acutiſſimis,

mis. Bauh. pin. 469. Cluſ. hiſt. I. p. 66. f. 1. Die Blätter ſind eylanzettförmig, mit einer ſcharfen Spitze, dunkelgrün, und viel kleiner als bey der folgenden Sorte. Sie haben noch nicht einen Zoll in der Länge, ½ Zoll breit, und ſitzen dicht an den Zweigen. Die Blumen ſind ziemlich klein, und kommen aus den Winkeln der Blätter gegen das Ende der Zweige hervor. Die Beeren ſind klein und eyrund.

f) Die holländiſche Myrte. Myrtus communis, *belgica*. Willd. l. c. Myrtus (belgica) foliis lanceolatis acuminatis. Mill. Dict. n. 2. Myrtus latifolia belgica. Bauh. pin. 469. Dieſe Sorte hat viel kleinere Blätter, als die römiſche, auch ſind ſie ſpitzer, faſt ſtiellos, und ſtehen gedrängter an den Zweigen beyſammen. Die Mittelrippe an der unteren Seite der ſonſt dunkelgrünen Blätter iſt purpurfarbig. Sie blühet ſpät im Sommer und bringt hier zu Lande ſehr ſelten reife Beeren.

g) Die rosmarinblättrige Myrte. Myrtus communis, *mucronata*. Willd. l. c. p. 968. Myrtus (minima) foliis lineari-lanceolatis acuminatis. Mill. Dict. n. 7. Myrtus foliis minimis et mucronatis. Bauh. pin. 469. Cluſ. hiſt. I. p. 67. Dieſe Sorte wird von einigen auch die thymianblättrige Myrte genannt. Die Zweige wachſen ſehr gerade. Die Blätter ſtehen dicht an den Zweigen; ſie ſind klein, ſchmahl, und endigen ſich mit ſcharfen Spitzen. Sie haben eine glänzende grüne Farbe, und einen ſtarken Geruch, wenn ſie gerieben werden. Die Blumen ſind klein und kommen ſpät im Jahre zum Vorſchein; auch folgen bey uns ſelten Beeren auf dieſelbe.

Was

Was die Cultur dieſer bisher genannten Myrtenbäume betrifft, ſo will ich nach Miller's Anleitung erſt etwas von der Art, wie man die zuerſt angeführte römiſche Myrte ziehen und behandeln muß, ſagen, und hernach einige Bemerkungen hinzufügen, in wie fern die Cultur einiger anderer Sorten hiervon verſchieden iſt.

Alle Spielarten der gemeinen römiſchen Myrte können aus abgeſchnittnen Zweigen fortgepflanzet werden. Am beſten geſchiehet ſolches zu Anfang des Julius, da man die geradeſten und kräftigſten Reiſer ausſuchen muß, die ſechs bis acht Zoll lang, und an denen unten die Blätter zwey Zoll weit abgeſtreift ſeyn müſſen; auch ſoll derjenige Theil, der in die Erde kommt, gedrehet werden. Nachdem nun ſo viele Töpfe, als man Reiſer einſetzen will, mit leichter fetter Erde angefüllt worden, ſo ſetzt man die Reiſer zwey Zoll weit von einander darein, drückt die Erde darum feſt zuſammen, und begießt ſie, damit ſie ſich ſetze. Hierauf bringt man die Töpfe unter einen gemeinen Miſtbeettrog, und gräbt ſelbige in etwas alten Miſt, oder Lohe ein, wodurch verhindert wird, daß die Erde nicht zu ſtark trockne. Doch müſſen ſie in der Tageshitze ſorgfältigſt mit Matten bedeckt und im Schatten erhalten werden. Auch muß man ihnen nach Beſchaffenheit der Witterung, friſche Luft geben, wobey nicht zu vergeſſen, daß man ſie allezeit um den andern, oder dritten Tag begieße, wenn man findet, daß es die Erde in den Töpfen nöthig habe. Bey dieſer Wartung werden die Reiſer innerhalb ſechs Wochen gewurzelt ſeyn, und zu treiben anfangen, da man ſie dann nach und nach an die freye Luft gewöhnen, und zu Ende des Auguſt, oder zu Anfang des Septembers

ders derſelben völlig ausſetzen kann, doch ſo, daß ſie gegen die kalten Winde verwahret ſtehen; und da können ſie bis in die Mitte, oder zu Ende des Octobers bleiben. Um dieſe Zeit aber ſetzt man ſie in das Gewächshaus, und zwar an den kühleſten Ort, damit man ihnen bey gelindem Wetter Luft geben könne. Denn ſie wollen nur gegen die ſtrenge Kälte verwahret ſeyn, ausgenommen der Myrtenbaum, mit dem Pomeranzenbaumblatt, und der geſtreifte Muskaten-Myrtenbaum, welche etwas zärter ſind, als die übrigen, und daher wärmer ſtehen wollen.

Den Winter über müſſen ſie öfters, aber ganz mäßig begoſſen werden, und wenn man etliche abgeſtandene Blätter gewahr wird, muß man ſie beſtändig abpflücken, und die Pflanzen vom Unkraut rein erhalten. Denn läßt man dieſes wachſen, ſo wird es die jungen Pflanzen bald überlaufen und erſticken.

Wenn dieſe Pflanzen im Winter unter einem gemeinen Miſtbeettrog ſtehen, wo man ſie vor dem Froſt beſchützen, und ihnen bey gelindem Wetter friſche Luft geben kann, ſo werden da die jungen Pflanzen weit beſſer fortkommen, als in einem Gewächshauſe, wofern ſie nur nicht zu naß gehalten, auch nicht zu dicht bedeckt werden. Denn dadurch werden ſie ſchimmlicht werden, und um ihre Blätter kommen.

Im folgenden Frühlinge muß man die Pflanzen ſorgfältig aus den Töpfen nehmen, ſo daß man einer jeden einen Erdenball an den Wurzeln läßt. Darauf ſetzt man jede beſonders in einen kleinen, mit leichter fetter Erde angefüllten Topf, wobey zu beobachten, daß man ſie wohl begieße, damit ſich die Erde an ihren Wurzeln ſetze: auch müſſen ſie ſo lange an einem ſchattigen

Orte des Gewächshauſes ſtehen, bis ſie Wurzeln bekommen; hernach gewöhnt man ſie an die Sonne und Luft. Im May aber ſetzt man ſie in die freye Luft, an eine Hecke, damit ſie vor den ſtarken Winden ſicher ſind.

Den Sommer über müſſen ſie häufig begoſſen werden, ſonderlich, da ſie in ſo kleinen Töpfen ſtehen, welche in dieſer Jahreszeit bald trocknen. Daher muß man ſie auch ſo ſtellen, daß ſie nur allein die Morgenſonne haben; denn wenn ſie zu ſtark in der Mittagsſonne ſtänden, ſo würde die in der Erde ſolcher kleinen Töpfe enthaltene Feuchtigkeit bald verrauchen: und dadurch würden die Pflanzen im Wachsthum ſehr zurücke gehalten werden.

Im folgenden Auguſt muß man die Töpfe beſehen, ob die Wurzeln der Pflanzen nicht durch die Löcher in dem Boden der Töpfe gedrungen ſind; findet man ſolches, ſo müſſen ſie in etwas größere Töpfe verſetzet werden, die man mit der nähmlichen fetten Erde anfüllet, wobey zu beobachten, daß man die Wurzeln, die an den Seiten der Töpfe mit einander verwickelt ſind, beſchneide, und die Erde außen an dem Ballen herum, mit der Hand ein wenig auflockere, auch etwas davon hinwegnehme, damit die Wurzeln deſto leichter in die friſche Erde durchſtechen können. Hierauf muß man ſie wohl begießen, und die Töpfe ſo ſtellen, daß ſie vor ſtarken Winden verwahret werden können. Auch kann man um dieſe Zeit die Pflanzen beſchneiden, um ihnen eine reguläre Form zu geben; ſollten ſie aber krumm wachſen wollen, ſo muß man einen dünnen geraden Stab zu ihnen ſtecken, an welchen man ſie befeſtiget, damit ſie gerade wachſen.

Werden

Werden ſie auf dieſe Weiſe, ſo lange ſie noch jung ſind, gezogen, ſo werden hernach ihre Stämme, wenn ſie erſtarket ſind, ohne Unterſtützung gerade bleiben, und da kann man ihre Aeſte beliebig beſchneiden, um ihnen dieſe oder jene Geſtalt zu geben, wie es beſonders in der älteren Gartenkunſt üblich war, wo man ſie zu Kugeln, Pyramiden ꝛc. erzog. Dieſes iſt freylich die beſte Art, diejenigen Pflanzen, welche man im Glashauſe hält, und die eingeſchränkt bleiben müſſen, in gutem Anſehen zu erhalten: allein ſie werden alsdann nicht blühen, und daher muß die Sorte mit gefüllten Blüthen nicht beſchnitten werden, weil ihre größte Schönheit in ihren Blüthen beſtehet. Es wird aber auch nöthig ſeyn, eine oder zwey Pflanzen von jeder Sorte wild wachſen zu laſſen, um ihre Zweige zu Blumenſträußen gebrauchen zu können, weil diejenigen, die man beſtändig unter der Schere gehalten, wenn man ihre Zweige abſchneidet, ſehr verſtellet werden.

So wie dieſe Pflanzen größer werden, muß man ſie auch jährlich in größere, und nach ihren Wurzeln proportionirte Töpfe verſetzen; doch hat man ſich auch in Acht zu nehmen, daß die Töpfe nicht zu groß ſeyn, weil ſie ſonſt ſchwach und flatterig werden, ja öfters gar verderben würden. Wenn ſie alſo aus den vorigen Töpfen genommen werden, ſo muß man die Erde an ihren Wurzeln wegräumen, die innere aber gelinde auflockern, damit die Wurzeln Luft bekommen, und nicht ſo ſehr eingeſchränkt ſeyn mögen. Hernach ſetzt man ſie wieder in die nähmlichen Töpfe, wenn ſie nicht zu klein ſind, füllet ſie an den Seiten und auf dem Boden mit friſcher, fetter Erde an, und begießt ſie ſtark,

daß ſich die Erde um die Wurzeln ſetze, welches auch öfters wiederhohlt werden muß, weil ſie ſowohl im Winter als Sommer öfters, und bey heißem Wetter häufiger begoſſen ſeyn wollen.

Die beſte Zeit, dieſe Pflanzen zu verſetzen, iſt entweder im April oder Auguſt; geſchieht ſolches eher im Frühling, wenn die Pflanzen noch nicht wachſen, ſo können ſie nicht ſobald Wurzeln treiben; nimmt man es aber ſpäter im Herbſte vor, ſo wird das einfallende kalte Wetter ihrer Einwurzelung ſehr hinderlich ſeyn; viel weniger iſt es rathſam, ſolches in der großen Sommerhitze zu thun, weil ſie gar oft begoſſen ſeyn wollen, und im Schatten ſtehen müſſen, indem ſie ſonſt umſchlagen. Da dieſes auch die Zeit iſt, zu welcher dieſe Pflanzen, unter andere ausländiſche Gewächſe zur Zierde der verſchiedenen Theile des Gartens, herausgeſetzt werden ſollen, ſo kann ſolches, wenn man ſie verſetzet, nicht eher geſchehen, als bis ſie wieder Wurzeln bekommen, wozu ſie in dieſer Jahreszeit, wenn das Wetter warm und trocken iſt, drey bis vier Wochen brauchen.

Wenn im October die Nächte froſtig werden, muß man die Pflanzen in das Gewächshaus ſetzen; iſt aber das Wetter im Herbſte gut, wie es nicht ſelten zu ſeyn pfleget, ſo können ſie bis zu Anfange des Novembers draußen bleiben; denn bringt man ſie zu bald in das Gewächshaus, und der Herbſt wäre warm, ſo würden ſie von neuem treiben, und dieſe Triebe würden alsdann zu ſchwach ſeyn, und im Winter bey ſtrenger Kälte verderben, wodurch die Pflanzen ſehr verſtellt werden. Um dieſer Urſache willen muß man ſie allezeit, ſo lange als es die Witterung erlauben will, draußen laſſen, und

im Frühling wieder hinausſetzen, ehe ſie treiben. Den Winter über aber, da ſie im Gewächshauſe ſtehen, muß man ihnen bey gelindem Wetter ſo viel friſche Luft geben, als nur immer möglich iſt.

Die römiſche, holländiſche und portugieſiſche Myrte hat Miller in England in einer warmen Lage, und im trocknen Boden draußen ſtehen ſehen, wo ſie die Winterkälte etliche Jahre ſehr wohl ausgeſtanden, wenn man ſie nur bey recht ſtarker Kälte mit zwey oder drey Matten bedeckte, und auf den Boden etwas Streu legte, daß die Kälte nicht durchdringen konnte. In Cornwall und Devonshire hingegen, wo die Winter gelinder ſind, als in den meiſten andern Theilen Englands, gibt es große Hecken von Myrten, die ſehr wohl treiben und wachſen, und zum Theil ſechs Schuh hoch ſind. Die pomeranzenblättrige Sorte wurzelt am ſchwerſten, wenn ſie aus Reiſern gezogen wird; wenn man ſie aber gegen das Ende des Julius einſetzt, und nur zarte Schoſſen dazu erwählet, auch die Töpfe in ein altes Beet von Gerberlohe eingräbt, das ſeine meiſte Wärme verlohren hat, die Fenſter aber alle Tage im Schatten erhält: ſo werden ſie ſehr wohl bekommen. Die pomeranzenblättrige Sorte und die ſcheckigen ſind etwas zarter, als die gemeinen Sorten, müſſen auch etwas eher im Herbſte unter Obdach gebracht, und nicht ſo nahe an die Fenſter des Gewächshauſes geſetzt werden.

In unſeren nördlich deutſchen Gegenden pflegt man die Myrtenbäume in Ermangelung eines Gewächshauſes in einen nicht ſehr dumpfigen Keller zu überwintern; auch kommen ſie ſehr gut in einer warmen Kammer, durch den Winter,

ter, das iſt, in einem ſolchen Zimmer, welches zwar nicht geheitzt wird, aber wegen ſeiner Lage neben geheitzten Zimmern einigen Schutz gegen die Kälte hat. Doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ſie in großer Kälte eben nicht am Fenſter ſtehen laſſen muß.

Von dem Gebrauche der Myrtenblätter zum Gärben, vorzüglich im Neapolitaniſchen, iſt im Art. **Leder**, Th. 68, S. 207 fl. gehandelt worden.

Dieſe bisher genannten Myrten ſchätzt man ſonſt überhaupt mehr wegen ihrer ſchönen Zweige und Blumen, als wegen ihrer inneren Kräfte, die überhaupt auch nicht hervorſtechend ſind. Die Beeren werden doch aber noch mehr geſchätzt, als die Blätter, und ſie trift man noch wohl in den Apotheken an, obgleich beyde von gleichen Kräften ſind; doch werden die Beeren außerhalb des Vaterlandes dieſes Bäumchens überhaupt nicht leicht reif. Dieſe Beeren ſind eyförmig, mit einem fünfſpaltigen Nabel gekrönt, faſt ſo groß wie eine Erbſe, ſchwarz und in drey Fächer abgetheilt, in die ſie eben ſo viel nierenförmige Samen einſchließen. Friſch riechen und ſchmecken ſie angenehm gewürzhaft, welcher Geſchmack auch mit einer zuſammenziehenden gelinden Bitterkeit verbunden und faſt das einzige iſt, was in der trocknen Beere zurückbleibt. Eben dies gilt auch von den Blättern, deren zuſammenziehende Eigenſchaft man in dem Aufguſſe von ihnen mit Eiſenvitriol vermiſcht, und aus dem Gebrauche der Neapolitaner und Calabrier zum Ledergärben leicht erkennen kann. Die Alten ſchätzten ſie ſehr wegen ihrer ſtärkenden Eigenſchaft, wie man aus dem großen Verzeichniß ihrer

ihrer Kräfte beym Dioſkorides *) ſehen kann; ſpätere Aerzte ſcheinen eher hierin Nachbeter der Alten zu ſeyn, als daß ſie ſelbige aus wirklicher eigner Erfahrung wider Blutflüſſe nahmentlich das Blutſpeyen, oder seröſe Ausflüſſe aus dem Unterleibe, wider Vorfall der Mutter oder des Afters, wider den weißen Fluß, Erſchlaffung des Zahnfleiſches u. ſ. w. ſollten wirkſam gefunden haben. Vor der Entdeckung des Pfeffers bedienten ſich die Alten dieſer Beeren zu den Speiſen **). Doch dieſer Gebrauch, ſo wie auch der **Myrtenwein**, vinum myrtites, und **Myrtenöhl** das aus den Beeren oder Blättern durch den Aufguß bereitet wurde, und ferner der **Myrtenſyrup**, der ſich noch lange erhalten hat, werden jetzt nicht mehr geachtet.

2. **Schmahlblättrige Myrte.** Myrtus *tenuifolia*, pedunculis axillaribus ſolitariis unifloris, foliis linearibus mucronulatis. Willd. l. c. Die kleinen weißen oder röthlichen Blumen kommen in den Blattwinkeln einzeln hervor. Die Blätter ſind 1 Zoll lang, 1 Linie breit, am Rande umgerollt, und unten behaart. Dieſe Myrte wächſt in Neuholland.

3. **Filzige Myrte.** Myrtus *tomentoſa*, pedunculis unifloris, foliis triplinerviis ſubtus tomentoſis. Willd. l. c. Die Blumen ſitzen auch einzeln umher, die Blätter ſind eyförmig, dreyrippig und auf der unteren Seite filzig. In China und Cochinchina.

4. **Kirſchartige Myrte.** Myrtus *ceraſina*, pedunculis lateralibus terminalibusque unifloris, foliis oblongis nitidis ſubtus punctatis

*) Mat. med. lib. I. c. 155.

**) Plinius L. 15. c. 19. ed. Dalech. p. 687.

tatis. Willd. l. c. Bey dieſem auf den Caraibiſchen Inſeln wachſenden Baume kommen die Blumen an den Seiten und Enden der Zweige einzeln hervor, die Blätter ſind länglich, glänzend und unten punctirt. Die Frucht iſt ſchwarz und gleicht etwa einer Kirſche.

5. Hohe Myrte. Myrtus *procera*, pedunculis conſertis axillaribus unifloris, foliis ovatis acuminatis planis glabris, ramis virgatis, caule arboreo. Willd. l. c. Dieſer Baum wächſt in den Wäldern auf Hiſpaniola, und hat in den Blattwinkeln viele einblumige Blumenſtiele. Die langzugeſpitzten geruchloſen Blätter ſind eyförmig, flach und glatt. Die Aeſte ruthenförmig. Die Blumen riechen angenehm.

6. Beblätterte Myrte. Myrtus *bracteata*, pedunculis unifloris axillaribus bracteatis, foliis ellipticis glabris punctatis, junioribus ſericeo-pubeſcentibus. Willd. l. c. p. 969. Die Blumenſtiele kommen in den Blattwinkeln einzeln zum Vorſchein, und ſind unten mit zwey lanzettförmigen behaarten Nebenblättern verſehen. Die Blätter ſind oval, glatt und beſonders auf der untern Seite punctirt. So lange ſie jung ſind, haben ſie einen gelblichen Ueberzug, der aus anliegenden ſeidenartigen Haaren beſteht. Aus Oſtindien.

7. Zweyblümige Myrte. Myrtus *biflora*, pedunculis bifloris, foliis lanceolatis. W. l. c. Dieſes iſt ein Baum oder Strauch, deſſen lanzettförmige Blätter gegen einander ſtehen, in deren Winkeln einzelne Blumenſtiele ſtehen, deren jeder zwey Blumen trägt. Man findet ihn auf Jamaica.

8. Dreyrippige Myrte. Myrtus *trinervia*, pedunculis axillaribus trifloris, foliis ovatis acuminatis trinerviis ſubtus tomentoſis. Willd. l. c. Hat ſchöne breite gegenüberſtehende Blätter, welche eyförmig, lang zugeſpitzt, unten filzig, übrigens mit 3 Rippen verſehen ſind. Die Blumen ſind klein, und es ſitzen auf jedem Stiele gewöhnlich drey.

9. Glänzende Myrte. Myrtus *lucida*, pedunculis ſubtrifloris, foliis ſubſeſſilibus lanceolatis attenuatis. Willd. l. c. p. 970. Dieſer Myrtenbaum wächſt in Surinam. Seine Blätter werden von einer eyrunden Baſis auf einmahl ſehr ſchmahl, und endigen ſich in eine lanzettförmige Spitze. Die Blumenſtiele bringen gewöhnlich drey Blumen, welche fünf Blumenblätter haben.

10. Glatte Myrte. Myrtus *laevis*, pedunculis umbellatis, foliis ovatis acuminatis. Willd. l. c. Die Blumenſtiele bilden Dolden. Die Blätter ſind eyförmig und lang zugeſpitzt, ſcharf ſägeförmig, geadert, glatt und etwa einen Zoll lang. Die Aeſte ſind rund und glatt, die kleinen Zweige weichhaarig. Das Vaterland iſt Japan.

11. Mäuſedornblättrige Myrte. Myrtus *ruſcifolia*, pedunculis ſubmultifloris axillaribus, foliis glaberrimis elliptico-ſubrotundis ſupra punctatis. Willd. l. c. Die Blumenſtiele bringen mehrentheils viele Blumen und ſtehen in den Blattwinkeln. Die Blätter ſind ſehr platt oval-rundlich, auf der oberen Seite punctirt. Sie ſind etwas größer, wie bey dem ſtachlichen Mäuſedorn Ruſcus aculeatus L. In der Jugend ſind ſie mit anliegenden röthlichen Haaren bedeckt. Oſtindien.

12. Getrennte Myrte. Myrtus *dioica*, pedunculis trichotomo-paniculatis, foliis oblongis, floribus dioicis. Willd. l. c. Dieſer Myrtenſtrauch iſt in Amerika zu Hauſe, und trägt auf einigen Pflanzen lauter männliche, und auf andern lauter weibliche. Seine Blätter ſtehen gerade gegen einander über, und ſind lanzenförmig-eyrund und dick. In den Winkeln der Blätter und an den Enden der Zweige entſpringen Blumenriſpen, die ſo lang als die Blätter, und deren Stiele je in drey und drey armförmig zertheilt ſind.

13. Geſtreifte Myrte. Myrtus *lineata*, floribus axillaribus ſubſeſſilibus, foliis ovatis acuminatis rigidis lineatis ſubtus incanis. Willd. l. c. p. 971. Die Blumen ſitzen faſt ſtiellos in den Blattwinkeln; die Blätter ſind eyförmig, lang, zugeſpitzt, ſteif geſtreift und unten grau. St. Domingo iſt das Vaterland.

14. Herzblättrige Myrte. Myrtus *cordata*, floribus axillaribus lateralibusque ſubſeſſilibus, foliis ſeſſilibus cordatis ovatis nitidis. Willd. l. c. Die Blumen kommen in den Blattwinkeln und ſeitwärts faſt ohne Stiele hervor. Die Blätter ſind ſtiellos, herzförmig, eyförmig glänzend. Weſtindien.

15. Bleiche Myrte. Myrtus *pallens*, racemis terminalibus pubeſcentibus, pedicellis unifloris, foliis lato-lanceolatis, attenuatis ſupra punctatis. Willd. l. c. Die Blumentrauben ſitzen am Ende der Zweige, ſind weichhaarig, die Blumenſtielchen bringen nur eine Blume. Die Blätter ſind breit-lanzettförmig vorn verdünnet, auf der oberen Seite punctirt. In den wärmeren Gegenden von Amerika.

16. Buſchige Myrte. Myrtus *dumoſa*, racemis axillaribus breviſſimis, foliis petiolatis lato-lanceolatis acuminatis acutis. Willd. l. c. Die ſehr kurzen Blumentrauben ſitzen in den Blattwinkeln. Die Blätter ſind geſtielt breit-lanzettförmig mit einer langen ſcharfen Spitze. Hat mit der vorhergehenden gleiches Vaterland.

17. Spitzblättrige Myrte. Myrtus *glabrata*, racemulis breviſſimis axillaribus multifloris, foliis ellipticis acuminatis convexis coriaceis glaberrimis. Willd. l. c. Die Blumentrauben ſind ſehr kurz, vielblumig und ſitzen in den Blattwinkeln. Die Blätter ſind oval, langzugeſpitzt, gewölbt, häutig und ſehr glatt. Hiſpaniola.

18. Zweyzeilige Myrte. Myrtus *diſticha*, pedunculis axillaribus multifloris foliis brevioribus, foliis diſtichis deflexis ovato-lanceolatis ramis patentibus. Willd. l. c. Die vielblumigen Blumenſtiele ſitzen in den Blattwinkeln und ſind kürzer als die Blätter, welche in zwey Reihen ſtehen, herabgebeugt, und eylanzettförmig ſind. Die Zweige ſind abſtehend. Jamaica.

19. Berg-Myrte. Myrtus *monticola*, racemis multifloris breviſſimis axillaribus ſolitariis, foliis ovatis obtuſatis planis glaberrimis. Willd. l. c. Dieſe Art, welche in den höheren Gegenden von Jamaica wächſt, hat vielblumige, ſehr kurze Blumentrauben, welche einzeln in den Blattwinkeln ſitzen. Die Blätter ſind eyförmig etwas ſtumpf, flach und ſehr glatt.

20. Gregiſche Myrte. Myrtus *Gregii*, pedunculis multifloris axillaribus, foliis ellipticis acutis integerrimis ſubtus pubeſcentibus,

bus. Willd. l. c. p. 972. Greggia aromatica Gaertner. Die Blumenſtiele tragen viele Blumen und ſitzen in den Blattwinkeln. Die Blätter ſind oval, ſpitzig, ganzrandig, auf der unteren Seite weichhaarig. Weſtindien.

21. Vieläſtige Myrte. Myrtus *virgultoſa*, racemis lateralibus terminalibusque, foliis lato-lanceolatis attenuatis. Willd. l. c. Die Blumentrauben ſitzen ſeitwärts und am Ende der Zweige, die Blätter ſind breit-lanzettförmig, vorn ſchmahl zulaufend. Das Vaterland dieſes Baums iſt Jamaica.

22. Zeylaniſche Myrte. Myrtus *Zeylanica*, racemis axillaribus terminalibusque, pedicellis ſubquadrifloris ovatis attenuatis ſupra punctatis. Willd. l. c. Dieſer Baum wächſt auf der Inſel Zeylon, wo er von den Einwohnern Maranda oder Marada genannt wird, und den Reiſenden durch ſeinen angenehmen Zitronengeruch öfters zu einer Erquickung dienet. Sein Stamm hat ein ſchweres, feſtes und ſchneeweißes Holz, wie Elfenbein, und eine dünne rauhe Rinde; er zertheilet ſich oben in viele Aeſte und Zweige, welche eine ſehr zierliche und gewölbte Krone bilden. Seine Blätter ſtehen auf ſehr kurzen Stielchen gegen einander über, und ſind eyrund mit einer ſchmahlen, ziemlich kurzen und ſtumpfen Spitze am Ende, ſteif, glatt, glänzendgrün, und haben einen ſtarken Zitronengeruch, und einen gelinde zuſammenziehenden gewürzhaften Geſchmack. An den Enden der Zweige entſtehen zuſammengeſetzte, dreyfach zertheilte Riſpen mit weißen Blumen, die einen fünfſpaltigen Kelch und fünf Blumenblättchen haben. Auf dieſe Blumen folgen ziemlich weiche, ſchneeweiße Beeren, welche wie große

Erbſen

Erbſen, und von einem ſüßen gewürzhaften Geſchmack ſind, und gemeiniglich nur einen einzigen braunen, eckigen Samen enthalten. Dieſe Beeren werden von Kindern gegeſſen. Das Decoct von den Blättern ſoll, wenn man eine genaue Diät dabey beobachtet, ein kräftiges Mittel wider veneriſche Krankheit ſeyn. Aus ſeinem Holze, welches ſehr hoch geſchätzt wird, verfertigt man Kiſtchen und allerhand Hausgeräthe.

23. **Langſpitzige Myrte.** Myrtus *ſplendens,* pedunculis axillaribus ſolitariis trichotomis, foliis ellipticis attenuatis planis venoſis ſcarioſis nitidis, ramis virgatis. Willd. l. c. Eugenia periplocifolia. Jacq. Die Blumenſtiele ſtehen in den Blattwinkeln, ſind zwar einzeln, theilen ſich aber immer in drey Aeſte. Die Blätter ſind oval, vorn ſchmahl zulaufend, flach, adericht, trocken, und glänzend. Die Aeſte ruthenförmig. Hiſpaniola.

25. **Apocinumblättrige Myrte.** Myrtus *androſaemoides,* racemis axillaribus terminalibusque ſubcompoſitis, pedicellis trifloris, foliis ovato-oblongis ſeſſilibus. Willd. l. c. Dieſer Baum wächſt in Zeylan. Seine Aeſte ſind rund. Seine Blätter ſtehen gegen einander über, und haben keine Stiele; ſie ſind einer Handbreit lang, und alſo in Vergleichung mit den übrigen dieſer Gattung ſehr groß, haben eine länglichrunde Figur, und ſind ſtumpf und glatt. Die Blumen wachſen in zuſammengeſetzten, dreyfach zertheilten Riſpen an den Enden der Zweige, und haben in vier faſt unmerkliche Abſchnitte getheilte Blumenkelche.

25. **Nägleinartige Myrte. Nelken-Myrte.** Myrtus *caryophyllata,* pedunculis trichotomis terminalibus, calycibus indiviſis, foliis obova-

obovatis impunctatis. Willd. l. c. p. 973. Die Blumenſtiele ſind immer dreytheilig und ſitzen am Ende der Zweige. Die Kelche ſind ungetheilt, die Blätter umgekehrt eyförmig und ohne Puncte. Das Vaterland iſt Zeylon, wo ihre Früchte gegeſſen werden.

Dieſe Myrte wird von vielen mit der folgenden für einerley gehalten, und das, was von der einen geſagt wird, auch von der anderen verſtanden. Willdenow, dem ich hier folge hat ſie aber getrennt, da ſie hinlänglich verſchieden ſind.

26. Scharfe Myrte. Myrtus *acris*, pedunculis axillaribus terminalibus corymboſisque trichotomis foliis longioribus, foliis ellipticis convexis coriaceis venoſis punctatis, caule arboreo. Willd. l. c. Myrtus caryophyllata Jacq. Obſ. II. p. 1. Von dieſem Myrtenbaume, welcher in Jamaika, Braſilien und andern amerikaniſchen Ländern wächſt, und von welchem die Rinde in den Apotheken unter dem Nahmen Caſſia caryophyllata gebräuchlich iſt, hat Jacquin folgende ausführliche Nachricht mitgetheilt. Er iſt ein Baum, welcher wegen ſeines vortrefflichen Anſehens mit den ſchönſten Bäumen um den Vorzug ſtreiten kann. Man findet ihn häufig auf der Inſel Martinique, und er wächſt daſelbſt an verſchiedenen Orten, an Bergen ꝛc. Auf den Inſeln Guadeloupe und Grenada iſt er ſehr gemein. Man ſagt aber, er ſey ehemahls aus Oſtindien dahin gebracht worden, und deswegen nennen ihn vermuthlich heutzutage die Franzoſen Bois d'Inde, oder den oſtindiſchen Baum, gewöhnlich hat man ihn ſonſt mit dem vorſtehenden Myrtenbaume verwechſelt.

Dieſer

Dieſer Baum wächſt langſam, und fängt ſpät an zu blühen, welches hernach aber des Jahrs zweymahl geſchieht; und bekommt mit der Zeit eine mehr als mittelmäßige Höhe und Dicke. Sein anſehnlicher Stamm wächſt ganz gerade, und endigt ſich immer in eine ungemein ſchöne, ſehr lange und dicht pyramidenförmige Krone. Die jungen Bäume haben eine bräunliche Rinde, welche hernach aber grau wird, und bey älteren ganz weiß, oder weißlich und hin und wieder mit großen gelben Flecken bedeckt iſt; dieſe Rinde iſt außen ſo glatt und gleich, daß man, beſonders bey erwachſenen Bäumen, beym Anrühren faſt meinen könnte, ſie haben gar keine, hin und wieder aber ſieht man Stücke herunter hängen, welches vermuthlich geſchieht, weil eine neue unter denſelben wächſt; ſie hat einen zuſammenziehenden und ein wenig gewürzhaften Geſchmack. Das Holz iſt roth, ſchwer, feſt und ſehr hart, und nimmt eine gute Politur an; die Einwohner gebrauchen daſſelbe anſtatt des Eiſens, um Zähne zu den Rädern der Zuckermühlen, und andere dergleichen Dinge, die ein ſtarkes Reiben auszuſtehen haben, daraus zu verfertigen. Die jungen Zweige ſind ſcharf viereckig, und grün. Sie ſind mit zahlreichen Blättern beſetzt, welche auf kurzen Stielen alle gerade gegen einander über ſtehen. Dieſe Blätter ſind länglich, umgekehrt eyrund, am Ende ſtumpf, und unten gegen den Stiel zu ein wenig ſchmahler, und haben einen glatten Rand; ſie ſind mit vielen zuſammenlaufenden Queradern verſehen, und haben eine lederartige Subſtanz und eine glänzendgrüne Farbe. Dieſe Blätter haben einen weit ſtärkern und angenehmern Geruch, als die gemeinen Lorbeerblätter, und einen zwar zuſammen-

ſammenziehenden aber zugleich angenehmen Geſchmack, und werden daher von den Einwohnern mit Recht als ein Gewürz zu den Speiſen gebraucht; ſie ſind gemeiniglich etwas kürzer, als die Lorberblätter, in Anſehung der Größe aber ſo verſchieden, daß ſie Jacquin zuweilen über einen halben Schuh lang angetroffen hat.

Auf die kleinen und röthlichweißen Blumen folgen runde Beeren, welche ſo groß oder etwas größer als Erbſen, und mit dem Kelche gekrönt ſind, einen gewürzhaften Geruch und Geſchmack haben, und von den Einwohnern ebenfalls zum Würzen der Speiſen gebraucht werden. Jegliche Beere enthält ungefähr ſieben bis acht Samen. Dieſe Beeren haben bey den Franzoſen in Martinique keinen beſondern Nahmen, als daß ſie dieſelben Graines du Bois d'inde, Samen von dem oſtindiſchen Baume, nennen. Jacquin hat einige junge, armsdicke Bäumchen dieſer Art nach Europa geſchickt, welche auch eine Zeitlang in den Gewächshäuſern des wieneriſchen Gartens wohl fortkamen, hernach aber im Winter alle erfroren ſind.

Murray ſagt über die mediciniſchen Kräfte dieſer Myrte im 3ten Bande des Arzneyvorrathes S. 355—56 noch folgendes:

Die Rinde erhalten wir in einige Zoll langen Stücken, die wie Zimmet zuſammengerollet, oder auch flacher ſind, ſie ſind ohngefähr eine halbe Linie dick, äußerlich etwas rauh, inwendig aber braungelb oder eiſenroſtgelb. Ihr Geruch iſt dem Geruche der Gewürznelken ähnlich, ſo auch der Geſchmack, doch iſt dieſer gelinder und zugleich zuſammenziehend *). Sowohl dem Waſſer als Weingeiſte theilt ſie in der Infuſion ihre riechenden Theile mit, letzterm auch ihren Geſchmack. Das geiſtige Extrakt iſt ſehr ſcharf und

*) Jacquin.

und ſie gibt ohngefähr von ihm $\frac{1}{8}$, von dem wäſſrichten Extrakte aber nur $\frac{1}{18}$. Aetheriſches Oehl enthält ſie ſehr wenig, ſo daß ein ganzes Pfund nur wenige Tröpfchen gibt, die ſich noch dazu nicht mahl abſondern laſſen *); dies Oehl riecht wie Gewürznelkenöhl, doch iſt es ſchärfer **). Das Ueberbleibſel nach der Deſtillation des Oehls ſchmeckt unangenehm herbe und bitterlich †).

Aus Gewinnſucht wird zuweilen das Pulver dieſer Rinde den gepulverten Gewürznelken, weil dieſe in höherem Preiſe ſind, auf eine betrügeriſche Weiſe zugemiſcht. Sie hat die Kräfte der übrigen Gewürze, nähmlich reizende, magenſtärkende, erwärmende und treibende. Ja man glaubt, daß ſie eben die Wirkſamkeit hat, die die Gewürznelken beſitzen, nur nicht in dem Grade. Da man aber ſo viele ähnliche Mittel hat, ſo wird ſie faſt gar nicht mehr gebraucht.

27. Lederartige Myrte. Myrtus *coriacea*, pedunculis trichotomis terminalibus, foliis ſubrotundo-ellipticis convexis coriaceis aveniis punctatis utrinque nitidis. Willd. l. c. Myrtus acris β Swartz. Die Blumenſtiele ſind immer dreyfach getheilt, und am Ende der Zweige, die Blätter ſind rundlich-oval, gewölbt, häutig, ohne Adern, aber punctirt und auf beyden Seiten glänzend. Wächſt auf den Inſeln Hiſpaniola und St. Lucia.

28. Pfefferartige Myrte, Gewürz-Myrte. Jamaiſcher Pfeffer. Myrtus *Pimenta*, foliis alternis. Willd. l. c. Myrtus arborea aromatica, foliis laurinis. Sloan. nat. hiſt. of Jam. T. II. p. 76. tab. 191. f. 1. Piper jamaicenſe. Raj. hiſt. 1507. Blackw. t. 355. Caryophyllus aromaticus americanus, lauri acuminatis foliis, fructu orbiculari. Pluk. alm.

*) Cartheuſ. Mat. med. T. 2. p. 195.
**) Lewis Mat. med. p. 192.
†) Derſelbe.

alm. 88. t. 155. f. 4. Dieſer Myrtenbaum wächſt auf der Inſel Jamaika und in einigen Gegenden des wärmern Amerika, beſonders in Neuſpanien ꝛc. und wird daſelbſt auch ſorgfältig zu Alleen angepflanzt; er blühet daſelbſt im Junius, Julius und Auguſt. Er wird ungefähr dreyßig Schuh hoch, und hat einen geraden einen Schenkel dicken Stamm, mit einer ſehr glatten weißgrauen Rinde, und viele Aeſte. Man muß ſich aber hüten, daß ihm kein Feuer nahe kommt, weil er ſonſt wegen ſeiner vieler brennbaren Theile ſchwerlich würde zu löſchen ſeyn, wenn er in Brand geriethe. Seine Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf Stielen, und ſind länglicheyrund und oben und unten ſchmahl und zugeſpitzt, ſie gleichen den Lorbeerblättern, und ſind ſteif, glatt, und auf der Oberfläche ſchön glänzendgrün, auf der untern aber etwas blaſſer. An den äußerſten Enden der Zweige entſpringen die Blumen in großen ziemlich flachen Sträußen, und haben einen vierſpaltigen Kelch und vier Blumenblättchen. Die darauf folgenden Früchte ſind runde, glatte, oben mit den vier Kelchblättchen gekrönte Beeren, welche in ihrem weichen Mark zwey Samen enthalten, und wenn ſie vollkommen reif ſind, eine ſchwarze glänzende Farbe haben; ſie ſind etwas größer als Pfefferkörner, und werden durchs Austrocknen ein wenig runzlich. Dieſe Früchte werden heutzutage unter dem Nahmen Semen Amomi, Amömlein, in den Apotheken gebraucht, ob gleich ſie das wahre Amomum der Alten nicht ſind; diejenigen aber, welche Cluſius Exot. p. 17. unter dem Nahmen Amomum quorundam vorſtellt, ſcheinen vielmehr die Früchte von der nägleinartigen Myrte zu ſeyn, welche in Anſehung ihrer aroma=

aromatiſchen Eigenſchaft mit den Früchten des gegenwärtigen viel übereinkommen. Sonſt werden ſie bey den Schriftſtellern insgemein jamaiſcher Pfeffer, Piper jamaicenſe oder Pimenta, von den Franzoſen Poivre de Jamaique, von den Engländern Jamaica-Pepper, und von den Spaniern Pimienta de Jamaica genannt. Die Engländer, welche dieſelben häufig aus Jamaika bringen laſſen, brauchen ſie als Gewürz zu den Speiſen, und nennen ſie gemeiniglich All-Spice, welches ſo viel, als mancherley Gewürz bedeutet, weil ihr aromatiſcher Geruch und Geſchmack gleichſam aus des Zimmts, der Gewürznelken und Muskatennüſſe gemiſcht iſt. Sie werden aber auch in Deutſchland zu gleicher Abſicht, wie von den Engländern, ſtark gebraucht, und insgemein unter dem Nahmen **Modegewürz** gekauft. Man nimmt dieſe Früchte, die zum Gebrauch und Verkauf beſtimmt ſind, in Amerika gemeiniglich, ehe ſie gänzlich reif werden, von den Bäumen, und trocknet ſie in der Sonne.

Murray bemerkt über die arzneylichen Kräfte dieſes Baums noch folgendes *):

Nicht allein die Beeren, ſondern auch die Blätter und Rinde dieſes Baumes ſind ein hitziges Gewürz. Den Gebrauch der Blätter im Bade, wodurch man in dem Vaterlande dieſes Baums den Geſchwulſt der Füße zu vertreiben ſucht *), übergeh ich hier mit Stillſchweigen und werde nur blos von den mehr bekanntern Beeren reden. Die grüne Farbe der unreifen Beeren wird, wenn ſie reif ſind, ſchwarz, ſie ſind rund, oben mit einem vierſpaltigen Nabel gekrönt, zweyfächerig und enthalten zwey halbkugelrunde Samen. Sie werden abgepflückt, bevor ſie reif ſind, damit nicht durch die Reife ihr gewürz-

*) S. deſſen Arzney-Vorrath; aus dem Lat. überſ. von Seeger. III. S. 357. ff.

*) Sloane, a. a. O.

würzhaftes geſchwächt werde. Sie ſondern daher die reifen von den unreifen ſorgfältig ab und trocknen letztere unter öfterm Umwenden in der Sonne; daß dies gehörig geſchehen ſey erkennt man an der Farbe, die aus der grünen in die braune verwandelt ſeyn muß, und daß die Samenkörner innerhalb der Beeren, wenn dieſe geſchüttelt werden, klappern. Die reifen Beeren verliehren ſo viel von ihrem Gewürze, daß ſie den Wachholderbeeren gleichen und gerne von den Vögeln gefreſſen werden; dieſen hat man auch größtentheils die Fortpflanzung dieſes Baums zu danken. Die unreifen trocknen Beeren, ſo wie man ſie kauft, ſind entweder von der Größe des ſchwarzen Pfeffers, oder, wie gewöhnlich, größer, bald rund, bald etwas länglich und mit einem Nabel, dem aber die Zähnchen fehlen, verſehen; ihr Geſchmack iſt aus dem Geſchmacke der Gewürznelken, des Zimmets und der Muskatennuß zuſammen geſetzt: die Engländer nennen ſie daher Allſpice, gleichſam als wenn der Geſchmack aller Gewürze in ihnen vereiniget ſey.

Sie enthalten ein ätheriſches Oehl, von dem aber Cartheuſer *) aus einem Pfunde nur ein halbes Quentchen erhielt; Neumann **) hingegen bekam aus einer Unze eben dieſe Quantität. Dieſes Oehl iſt rothbraun und kömmt in ſeinem Geruche und Geſchmacke dem Gewürznelkenöhle nahe, doch iſt es milder und ſo ſchwer, daß es im Waſſer zu Boden ſinket. In ihm ſteckt die vorzüglichſte Kraft, denn das Ueberbleibſel nach der Deſtillation giebt nur ein unkräftiges Extrakt.

Dieſe Beeren werden zum Würzen der Speiſen gebraucht, doch geſchieht dies am meiſten in England, wovon wohl unſtreitig die Urſache iſt, daß ſie auf den engländiſchen Beſitzungen gezogen werden. Sie ſind zu dieſer Abſicht auch mit Grunde zu empfehlen, weil ſie milder, als andere Gewürze ſind.

In den Vorſchriften der Aerzte findet man jetzt ſelten dieſe Frucht, ob ſie gleich eben die Kräfte, als andere Gewürze hat. Indeß muß ich doch

das Jamaiſche Pfefferwaſſer, aq. piperis Jamaicenſis, Ph. London. p. 53. bemerken, das mit Brunnenwaſſer

*) Mat. med. Vol. 2. p. 561.
**) Chemie 2. B. 2. Th. S. 93.

nenwaſſer deſtilliret wird und den duftenden Geruch der Beeren hat. Auch iſt in den engländiſchen Apotheken noch ein ander Waſſer vorräthig, das mit ſchwachem Weingeiſte bereitet wird.

Dieſe Beeren muß man aber nicht mit den Caryophyllis Plinii, Poivre de Thèvet, verwechſeln, welchen Nahmen der berühmte Geoffroy *) dem jamaiſchen Pfeffer als ein Synonymon beylegt; Chomel **) aber unterſcheidet ſie gehörig. Erſt vor kurzem hat der geſchickte Dehne ***) ihr Andenken erneuert; er eignet ihnen eine eyförmige Geſtalt und die Dicke des Nelkenpfeffers zu, doch wären ſie länger und markichter. Er erhielt aus acht Unzen von ihnen eine Unze Oehl; das dem Gewürznelkenöhle ſehr ähnlich war †).

Dieſes wären die Myrtenbäume, welche der Herr Profeſſor Willdenow in ſeiner Ausgabe der Spec. plant. anführt. Verſchiedene andere Bäume, welche Linné ehedem zu dieſer Gattung rechnete, ſtehen in der genannten Willdenowſchen Ausgabe unter andern Gattungen, nähmlich unter Metroſideros, Eugenia und Calyptranthes.

Myrte (apocinumblättrige) ſ. oben, S. 505.
— (aufrechtſtehende) ſ. oben, S. 489.
— (beblätterte) ſ. oben, S. 500.
— (Berg-) ſ. oben, S. 503.
— (bleiche) ſ. oben, S. 502.
— (blühende) ſ. oben, S. 489.
— (brabantiſche), ein Nahme, womit die Myrica Gale Linn. ehedem wohl belegt wurde. Die weiteren Nachweiſungen ſehe man unter Myrica.
— (breitblättrige) ſ. oben, S. 488.
— (buſchige), ſ. oben, S. 503.

*) Mat. med. Traité T. 3, p. 222.
**) Plant. uſuelles T. I. p. 407.
***) In Crells chem. Journ. T. 1. S. 109.
†) A. a. O. S. 111.

Myrte (buchsblättrige) ſ. oben, S. 489.
— (Deckel-) ein Nahme der Gattung Calyptranthes. S. in den Supplementen.
— (deutſche) iſt eben ſo viel als brabantiſche Myrte.
— (dreyrippige) ſ. oben, S. 501.
— (filzige) ſ. oben, S. 499.
— (Gärber) ein Nahme des myrtenblättrigen Gärberſtrauchs, Coriaria myrtifolia L. ſ. Gärberſtrauch, Th. 15, S. 637.
— (gemeine) ſ. oben, S. 487.
— (geradſtehende) ſ. oben, S. 489.
— (geſtreifte) ſ. oben, S. 489. und S. 502.
— (getrennte) ſ. oben, S. 502.
— (Gewürz-), ſ. oben, S. 509.
— (glänzende) ſ. oben, S. 501.
— (glatte) ſ. oben, S. 501.
— (gregiſche) ſ. oben, S. 503.
— (Heidelbeer-) Myrica Gale L. ſ. Myrica.
— (herzblättrige) ſ. oben, S. 502.
— (hohe) ſ. oben, S. 500.
— (holländiſche) ſ. oben, S. 491.
— (italieniſche) ſ. oben, S. 490.
— (kirſchartige), ſ. oben, S. 499.
— (Kümmel-) Myrtus Cumini Linn. iſt nach der Willdenowſchen Ausgabe der Spec. plant. eine Art der Gattung Calyptranthes, Deckelmyrthe, wovon in den Supplementbänden das weitere.
— (langſpitzige) ſ. oben, S. 505.
— (lederartige) ſ. oben, S. 509.
— (Licht-) Myrica cerifera L. ſ. Myrica, und die dort gegebenen Nachweiſungen.
— (lorbeerblättrige) ſ. oben, S. 490.
— (mäuſedornblättrige) ſ. oben, S. 501.
— (Muskat-) ſ. oben, S. 489.

Myrte (Muskatennuß-) ſ. oben, S. 589.
— (nägleinartige) ſ. oben, S. 505.
— (Nelken-) ſ. oben, S. 505.
— (pfefferartige) ſ. oben, S. 509.
— (pomeranzenblättrige) ſ. oben, S. 490.
— (portugieſiſche) ſ. oben, S. 490.
— (römiſche) ſ. oben, S. 488.
— (rosmarinblättrige) ſ. oben, S. 489. 491.
— (ſcharfe) ſ. oben, S. 506.
— (ſchmahlblättrige) ſ. oben, S. 499.
— (ſpitzblättrige) ſ. oben, S. 503.
— (tarentiniſche) ſ. oben, S. 489.
— (thymianblättrige) ſ. oben, S. 491.
— (vieläſtige) ſ. oben, S. 504.
— (Vogelneſt-) ſ. oben, S. 489.
— (zeilaniſche) ſ. oben, S. 504.
— (zweyblumige) ſ. oben, S. 500.
— (zweyzeilige), ſ. oben, S. 503.

Myrtenartige Gewächſe, Heſperides Linn., ſind Gewächſe, welche immergrüne ſteife Blätter, wohlriechende Blumen, und viele Staubgefäße haben. Sie ſtehen in Linné's 19ter natürlicher Familie und beſtehen aus folgenden Gattungen: Eugenia, Pſidium, Myrtus und Caryophyllus. Die Gattung Philadelphus kommt den Heſperiden durch die Blüthen nahe, obgleich die Blätter nicht immergrün ſind. Jüſſieu hat in ſeinem Pflanzenſyſtem eine ähnliche Pflanzenverwandtſchaft aufgeſtellt, welche er Myrti nennt, und wohin er außer den genannten Linnéiſchen noch einige andere Gattungen rechnet, die erſt in den neueren Zeiten entdeckt, oder näher beſtimmt ſind.

Myrtenbaum, ſ. Myrte. Der Myrtenbaum war bey den Römern und Griechen der Venus heilig, und diente beym Opfern zum Räuchern ꝛc.

Myrtenbeere, die Frucht des Myrtenbaumes. Auch nennt man die gemeine Heidelbeere Vaccinium Myrtillus L. in einigen Gegenden ſo; ſ. Th. 22, S. 740.

Myrtenblatt, ein Blatt des Myrtenbaums; figürlich auch ein gewiſſes chirurgiſches Inſtrument, welches im Art. Spatel beſchrieben werden wird. Uebrigens hat man auch ein Inſect, Gryllus myrtifolius, eine Art der Grashüpfer ſo genannt.

Myrtenblume, ſ. im Art. Myrte.

Myrtendorn, ein Nahme des Stech- oder Chriſtdorns, Ilex Aquifolium Linn., welcher ſtachliche Blätter hat. S. Stechpalme. Ingleichen des Mäuſedorns, Ruscus aculeatus Linn. S. im Art. Halskraut 2) Th. 21, S. 304 und Ruſcus.

Myrtenförmige Carunkeln, ſ. im Art. Mutterſcheide, oben, S. 424.

Myrtengagel, Myrica Gale L., ſ. Myrica, und die dort gegebenen Nachweiſungen.

Myrtenheide, Vaccinium Myrtillus L., ſ. gemeine Heidelbeere, Th. 22, S. 740.

Myrtenkerbel, ſ. Myrrhenkerbel, oben, S. 482.

Myrtenkranz, ein aus Myrtenzweigen geflochtener Kranz, deſſen ſich ſchon die Alten bey verſchiedenen Gelegenheiten bedienten. Jetzt flechtet man die Brautkränze ſehr oft aus Myrten.

Myrtenkümmel, ſ. Kümmel-Myrte, in dem Regiſter am Ende des Art. Myrte.

Myrtennelken, ſ. nägleinartige Myrte, oben, S. 505.

Myrtenöhl, ſ. oben, S. 499.

Myrtenſtrauch, jeder ſtrauchartige Myrtenbaum. Niederländiſcher Myrtenſtrauch, iſt ein Nahme der Myrica Gale Linn. S. Myrica.

Myrten-

Myrtenſyrupp, ſ. im Art. Myrte, oben, S. 499.
Myrtenwein, ſ. daſelbſt, S. 499.
Myrthacantha, ein Nahme des Hockenblattes, S. im Art. Halskraut, 2) Th. 21, S. 304 und Ruſcus.
Myrthe, ſ. Myrte, oben, S. 486.
Myrthus, ſ. Myrtus.
Myrtidanum, auch Manus Myrti, iſt ein höckeriger ungleicher, ſchwammichter oder aufgeblaſener Auswuchs am Stamme des gemeinen Myrtenbaumes, der denſelben bisweilen umgibt.

Myrtidanum iſt, dem Plinius zu Folge, auch eine Art Wein, der zu ſeiner Zeit von Myrtenbeeren bereitet wurde.
Myrtillus, Vaccinium Myrtillus Linn., ſ. gemeine Heidelbeere, Th. 22, S. 740.
Myrto-Ciſtus, ein alter Nahme des baleariſchen Hartheues, oder Johanniskrautes, Hypericum balearicum Linn. ſ. Th. 30, S. 634.
Myrtoides, ein Nahme der zeylaniſchen Myrte.
Myrtus, ſ. Myrte.
Myrtus Pimenta, ſ. pfefferartige Myrte, oben, S. 509. Die Cubeben, ſ. Th. 8, S. 465. kommen nicht von dieſem Baume, ſondern von Piper Cubeba L.
Myrus, Muraena Myrus Linn., das Spitzmaul, ſ. im Art. Muräne, Th. 98, S. 79.
Myry, ſ. Myri, oben, S. 453.
Myrza, ſ. Mirza, Th. 91, S. 461.
Myſia, bey den alten Griechen ein Feſt zur Ehre der Ceres, welche Myſia genannt wurde. Das Feſt dauerte 7 Tage.
Myſtagog, 1) Geheimnißforſcher, Geheimnißkrämer; 2) bey den Alten ein Mann, welcher die Schätze und andere Seltenheiten der Tempel verwahrte und zeigte.

Myſtagogie, heißt Einweihung.

Myſtarch, ein Oberprieſter; ſonſt auch ein Küſter.

Myſterien, Myſteria, waren bey den Griechen und in der Folge auch bey den Römern geheime religiöſe Zuſammenkünfte, ein heimlicher Gottesdienſt, wobey niemand ſeyn durfte, als wer dazu gehörte und förmlich eingeweihet war.

Die Entſtehung aller Myſterien fällt, wie ihr urſprünglicher Nahme *) lehrt, in die älteſten Zeiten; ſie waren da religiöſe Feierlichkeiten und gottesdienſtliche Gebräuche, welche von einzelnen Menſchen, oder einer gewiſſen Anzahl Perſonen, mit ungewöhnlichen Ceremonien, gewiſſen ſich gleich bleibenden Eigenheiten, beſondern auf alte Volksfabeln ſich beziehenden Geſängen, verrichtet wurden. Nach Jahrhunderten vielleicht erſt, ſuchten vernünftigere Menſchen, denkende Köpfe, Sinn in dieſe auf hiſtoriſche und phyſiſche Mythen ſich gründenden Gebräuche zu bringen, erklärten ſie ſymboliſch, und ließen dann einige Auserwählte an ihren Entdeckungen Theil nehmen; auf dieſe Weiſe kam Unterricht zu den Ceremonien, und er wurde geheimnißvoll behandelt, weil die Weiſern wohl einſahen, daß der große Haufe für dieſe Religionsphiloſophie nicht empfänglich war, daß er nie Kenntniſſe und Aufklärung genug erhalten könne, um durch andere Mittel, als blinden Glauben, göttliche Auctorität und Furcht vor Strafe, tugendhaft, d. h. den Landesgeſetzen gehorſam ſeyn zu können. Die erſte Hauptbeſtimmung der Myſterien war folglich Aufklärung wichtiger Lehren

*) Τελεται von τελειν, was ſonſt ſynonym mit ῥέζειν und ἔρδειν, facere (nähmlich ſacra) iſt. Die Benennung μυστηριον iſt viel jünger.

Lehren und Gebräuche der Religion; ſie war wohlthätig für den Staat und für die Menſchheit, ſie war nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin dem Volke ſeine Vorurtheile, ſein Aberglaube, ſeine Unwiſſenheit aus demſelben Grunde gelaſſen werden mußte, nach welchem der ehemahlige Blinde bey wieder erhaltenem Geſichte nicht ſogleich in die Sonne ſehen darf. Hieraus wird man ſich manche nachher anzuführende Geſetze der Myſterien erklären, wird einſehen, warum öffentliche und geheime Ceremonien und Handlungen gebräuchlich waren, wird ſich überzeugen, daß ſie nicht der Sitz der Betrügereien und Charlatanerien genannt werden können, wozu ſie in verderbteren Zeiten herabgewürdigt worden zu ſeyn ſcheinen, ſondern vielmehr Vereinigungen edler, vor ihren Zeitgenoſſen ausgezeichneten Menſchen zu einem untadelichen Zwecke. Die große Menge der griechiſchen Myſterien, war eine Folge ihrer reichhaltigen Mythologie und der Einführung ſo mannichfaltiger Religionsgebräuche aus verſchiedenen Theilen der Erde.

Alle Myſterien wurden des Nachts gefeiert; die heilige Stille der Nacht war immer die Freundinn der Geheimniſſe; ihr Dunkel flößt eine ſchauerliche Ehrfurcht ein, erwärmt das Herz, und erhebt die Phantaſie; Furcht, bemerkt und geſtört zu werden, war gewiß die erſte Veranlaſſung zu dem nachher allgemein gewordenen Gebrauche. Auch die ältern Chriſten hielten des Nachts ihre Verſammlungen. Erſtes Grundgeſetz der Myſterien war die tiefſte Verſchwiegenheit, wovon ſich verſchiedene wahrſcheinliche Gründe angeben laſſen: die Landesreligion würde unläugbar ſehr gelitten haben, wenn die freyern

Raiſon-

Raiſonnements über theologiſche Gegenſtände bekannt geworden wären, welche nicht für den großen Haufen, ſondern nur für eine kleine Zahl auserleſener Menſchen beſtimmt waren; die Sache erhielt dadurch mehr Würde und feierlichen Ernſt, denn alles Geheimnißvolle erzeugt Ehrfurcht, wie die Natur, über deren Wirkungen ein geheimnißvolles Dunkel verbreitet iſt; vielleicht mußten die ältern Mitglieder ſolcher Cirkel ſogar die Beſtrafung der Landesobrigkeit beſorgen, wenn ihre Beſchäftigungen zur Publicität gelangt wären.

In allen Myſterien gab es dramatiſche Vorſtellungen, welche ſich auf die Thaten der Gottheit, der zu Ehren ſie gefeiert wurden, bezogen.

Nun einige Nachrichten von den wichtigſten griechiſchen Myſterien.

1) Die **Eleuſinien, eleuſiniſchen Myſterien** oder **Geheimniſſe**, ſollen von der Ceres geſtiftet, und den Menſchen mitgetheilt worden ſeyn; die Griechen ſelbſt waren über derſelben Entſtehung ganz getheilt; man muß ihre einfachere Geſtalt von der philoſophiſchen zu unterſcheiden wiſſen; in jener waren ſie wahrſcheinlich nichts weiter als Gedächtnißfeſt einer glücklichen und geſegneten Ernte, wodurch eine gefürchtete bevorſtehende Hungersnoth abgewendet wurde; wenn dies geſchehen ſey, kann bey dem gänzlichen Mangel an allen hiſtoriſchen Nachrichten unmöglich beſtimmt werden; daß ſie aber unter der Regierung des athenienſiſchen Königes Erechtheus (ungefähr im J. d. W. 2790-2800.) durch den Thracier Eumolpus, einen Sohn des Muſäus und Schüler des Orpheus, ihre erſte philoſophiſche und myſteriöſe Verfaſſung

ſung erhalten haben, dafür finden wir einen Beweis in der Geſchichte, und einen zweyten im Innern der Myſterien ſelbſt, denn der Hierophant, eine Hauptperſon in denſelben, mußte aus dem Geſchlechte der Eumolpiden herſtammen, und ſeine Abkunft vor dem Antritt dieſer Würde beweiſen *). Die Behauptung der ägyptiſchen Prieſter, daß die Eleuſinien aus Aegypten herſtammten, und von den Griechen daher entlehnt worden wären, iſt, wenn man ſie bloß von gottesdienſtlichen Gebräuchen verſteht, nicht unwahrſcheinlich, kann aber auch als Folge ihrer Eitelkeit und ihres vaterländiſchen Stolzes betrachtet werden, zumahl ſie die geringſten hiſtoriſchen Nachweiſungen zu geben nicht im Stande waren.

Man hat große und kleine eleuſiniſche Myſterien; die letztern ſollen ihren Urſprung daher leiten, daß Herkules in die Eleuſinien aufgenommen zu werden verlangte; da aber ein Ordensgeſetz die Aufnahme jedes Ausländers verbot, und die Athenienſer aus Hachachtung gegen den Helden, ihm ſein Geſuch nicht abſchlagen wollten, ſo wurden die kleinen Eleuſinien geſtiftet, und Herkulus in dieſelben eingeweiht. Daß bey vielen Schriftſtellern kleine und große Eleuſinien ſchon vor dem Herkules angeführt werden, darf uns nicht irre machen, denn der Erzähler bediente ſich des Ausdrucks, weil er den Unterſchied ſchon wußte, nicht, weil die kleinen Eleuſinien in dem Zeitalter, wovon er ſpricht, ſchon vorhanden geweſen wären.

Die kleinen Eleuſinien wurden ſechs Monathe vor den großen bey einer kleinen Kapelle (εν αγραις) vor Athen gefeiert, und ſcheinen gleichſam

*) Antocides von den Myſterien, S. 229.

ſam die Vorbereitung zu den großen geweſen zu ſeyn; wodurch ſich beyde im Innern unterſchieden, läßt ſich nicht ganz beſtimmt angeben, und wir ſehen uns alſo genöthigt, von ihnen im Allgemeinen zu ſprechen, und nur die uns bekannten Verſchiedenheiten beyläufig zu erwähnen.

Die merkwürdigern Hauptperſonen dabey waren folgende: der Hierophant (d. i. Enthüller der Geheimniſſe,) das Haupt des ganzen Inſtituts; er verrichtete die Aufnahme und Einweihung; gewöhnlich bekleidete ein alter Mann dieſen ehrenvollen Poſten, in deſſen Beſitz er ſeine ganze Lebenszeit hindurch blieb; er durfte ſich nicht verheirathen; bey den Ordensverſammlungen erſchien er in einer ausgezeichnet prächtigen Kleidung, das Haar fliegend, auf dem Haupte ein Diadem; Rednertalent war ein nothwendiges Erforderniß zu dieſer Stelle. Der Daduchos trug die geheiligte Fackel, und mußte die Candidaten, oder die Einzuweihenden vorbereiten und reinigen; auch er trug ein Diadem. Der Herold entfernte die Profanen, und ſorgte für Stillſchweigen und Ordnung während der Verſammlungen. Ein vierter endlich, der Altarwärter, unterſtützte die übrigen bey ihren Verrichtungen. Unter dieſen vier Oberbeamten ſtanden mehrere Unterbediente, z. B. Ausleger der Symbole, Sänger u. ſ. w.; auch gab es zu Eleuſis Prieſterinnen, welche den Dienſt der Ceres und Proſerpina beſorgten.

Die kleinen Eleuſinien waren, wie ſchon erwähnt worden iſt, Vorbereitung zu den größern; wer aufgenommen werden wollte, mußte ſich eine Zeitlang vor der Weihung dem Geräuſche der Welt entziehen, aller Geſchäfte enthalten, und ſeiner Seele durch Stille und ehr-

furchts-

furchtsvolle Einſammkeit eine Stimmung zur Andacht und Frömmigkeit geben; er wurde darauf an den Ufern des Ilyſſus mit heiligem Waſſer beſprengt, und ſtand während dieſer Abwaſchung auf heiligen Fellen; er trug Blumenkränze, mußte opfern, beten, und, ſo lange ſeine Prüfung dauerte, ſich gewiſſer Speiſen enthalten; ſein Lebenswandel und Charakter wurden geprüft, alle gröbere Verbrecher waren von ſelbſt ausgeſchloſſen, wagten es auch gar nicht, ſich dazu zu melden, und ſelbſt den Kaiſer Nero ſcheuchte das Bewußtſeyn ſeiner Schandthaten aus der heiligen Verſammlung. Ein feyerlicher Eid verband die Aufgenommenen zum rechtſchaffenen Wandel.

Die großen Myſterien wurden 9 Tage lang zu Eleuſis, im Tempel der Ceres (welchen Perikles von den größten Künſtlern mit außerordentlicher Pracht hatte aufführen laſſen, und deſſen Eingang nach dem Aufgange der Sonne zu ſtand) und zu Athen gefeyert; die Ceremonien theils öffentliche, theils geheime. Jene beging man am Tage; ſie beſtanden in feyerlichen Aufzügen von der Kapelle bey Athen aus bis nach Eleuſis, Chortänzen, feſtlichen Wettſpielen u. ſ. w.; am ſechſten Tage, dem feſtlichſten von allen, wurde die Bildſäule des Bacchus von Athen nach Eleuſis, und von da zurück nach Athen, unter Abſingung dazu verfertigter Hymnen und Darbringung mehrerer Opfer gebracht. Dies alles geſchahe unter den Augen des Volks, welches in ungeheurer Zahl *) daran Theil nahm, und ſtimmte völlig mit der Landesreligion überein;

*) Herodot erzählt, daß ſie ſich auf 30000 Menſchen belaufen habe.

ein; es zeigt deutlich genug auf den eigentlichen älteſten Urſprung der Myſterien zurück.

Die Geheimniſſe beſtanden theils in Symbolen, theils im Unterricht. Bey den großen öffentlichen Aufzügen wurden Kiſten getragen, worin ſich eine Menge Symbole befanden, z. B. Mohnhäupter, Priape, Ringe, Granatäpfel, Wurfſchaufel, Schlangen und Drachen, Kuchen, Salz, Fruchtkörner und mehreres, das ſich auf die mythiſche Geſchichte der Ceres und Proſerpina, oder auf die Erfindung des Ackerbaues, und deſſen große Vortheile, oder auf den Uebergang der Menſchen von der Rohheit und Wildheit zur Kultur und zum geſellſchaftlichen Leben bezog; dies wurde in den geheimen Verſammlungen ausgepackt, und von den Eingeweihten aus einem Korbe in den andern getragen, welche ſich mächtig dabey erbaueten. Die Eingeweihten hielten des Nachts Umzüge mit Fackeln (dem Symbole der Aufklärung), welche ſie bey ihrer Ankunft im Tempel ſchnell unter einander vertauſchten. In einer dieſer geheimen Verſammlungen wurde der, welcher vorher in den kleinen Myſterien eingeweiht war (μυστης) in die großen aufgenommen, (und dann hieß er (εποπτης). Er ſtand am Eingange des Tempels, und erwartete den glücklichen Augenblick, wo es ihm erlaubt wurde, näher zu treten, und zum heiligen Zirkel zugelaſſen zu werden. Den Tag vor der Aufnahme verrichtete der zweyte Archon (βασιλευς) nebſt vier vom Volke ernannten Gehülfen, ein feyerliches Opfer für das Wohl des Staates, wobey die Candidaten in weißen Kleidern und mit Myrten bekränzt, gegenwärtig waren. Die Aufnahme ſelbſt geſchah des Nachts, und während derſelben wurde ein Schwein geſchlachtet,

nachdem

nachdem der Herold vorher durch ſeinen Ausruf alle Profanen und Verbrecher entfernt hatte; blieb einer und wurde entdeckt, ſo war er des Todes ſchuldig *). Der Aufzunehmende mußte gleich bey dem Eintritte ſeine Hände mit geweihtem Waſſer waſchen, wodurch die zur Aufnahme nothwendige Reinigung des Herzens und der Gefühle ſymboliſch bezeichnet wurde; er trat zuerſt in einen finſtern Saal, wo Schreckbilder aller Art ſeiner harreten; ein furchtbares Getöſe erfüllte dieſen durch Finſterniß ſchon ſchauerlichen, und durch einzelne Blitze nur auf Augenblicke erhellten Ort; Geſpenſter irrten herum, und die Laſter ſtellten ſich unter ſcheußlicher Geſtalt und mit Gewinſel dar; der Reinigungsort in der Unterwelt, wo die Seelen für Elyſium zubereitet werden, und der Tartarus mit ſeinen furchtbaren Strafen, wurden dramatiſch vorgeſtellt; der Hierophant erklärte dieſe Erſcheinungen mit Anwendung auf den Candidaten. Plötzlich verſchwand dies alles, ein Vorhang wurde aufgezogen, der Eingeweihte ſtand im Vorhofe des Tempels, welcher bis zum Blenden erleuchtet war. Hiermit waren die myſteriöſen Reiſen (deren eigentlicher Sinn zu leicht zu enträthſeln iſt, als daß er einer Erklärung bedurfte) und die Proben geendet. Es folgte der Unterricht; in dem hiſtoriſchen Theile deſſelben wurde der rohe und unglückliche Zuſtand des Menſchengeſchlechts vor Erfindung des Ackerbaues, und dem Zuſammentreten in Geſellſchaften, der Uebergang deſſelben von der Ungebildetheit zur Kultur unter Symbolen geſchildert, der ſymboliſche Sinn der Mythen wurde aufgedeckt, beſonders aber die Schickſale und Thaten der

*) Livius 31, 14.

der Ceres und Proſerpina, welchen Göttinnen die Myſterien geheiligt waren, dramatiſch vorgeſtellt; hier kamen nun freylich ſehr ſonderbare Auftritte vor, und es iſt nicht zu verwundern, wenn ſie Leuten von ganz anderer Denkungsart und andern Sitten anſtößig waren; ſetzt man ſich aber in die Gedankenreihe der Griechen, ſo fällt alles Aergerniß weg; dieſe hörten von Jugend auf die Genealogie ihrer Götter, wurden bey der erſten Entwickelung ihrer Geiſteskräfte mit den Mythen bekannt, und ihre Empfindungen waren ſo früh an das Sinnliche und Natürliche gewöhnt worden, daß auch das, was zunächſt daran gränzte, keinen unangenehmen Eindruck auf ſie machte, und die Begriffe von der Größe und Majeſtät ihrer Götter im geringſten nicht ſchwächte. Sind denn nicht ſogar in der reinſten und geläuterteſten aller Religionen Vorſtellungen herrſchend geworden und geblieben, welche für den unbefangenen Menſchenverſtand eben ſo unbegreifliche Phänomene ſeyn müſſen, wie für die Kirchenväter die ſogenannten Abgeſchmacktheiten der Heiden waren?

Ueber den moraliſchen oder beſſer philoſophiſchen Unterricht in den Myſterien, haben wir, wie es ganz natürlich iſt, keine ganz beſtimmten Nachrichten, und die Meinungen, Vermuthungen und Urtheile darüber ſind ſehr getheilt. Doch läßt ſich folgendes faſt mit Gewißheit als wahr behaupten: er enthielt richtigere Begriffe von der Gottheit, erklärte philoſophiſch das Entſtehen des Polytheismus *), und arbeite-

te

*) Cicero von der Natur der Götter 2, 24. — Tuſculan. Unterſuch. 1, 12.: „iſt nicht der ganze Himmel mit Menſchen angefüllt? Wollte ich es wagen, tiefer im Alterthume zu forſchen, und die Sagen der Griechen aufzuſuchen,

ſo

te ihm vielleicht entgegen; ja es ſcheint, daß man ſogar hierin zu weit gegangen ſey, und zu viel geläugnet habe, denn der kühne Alcibiades, ein Eingeweihter, warf einſt in Athen die Statüen des Mercurius um; Diagoras verrieth die Myſterien, und wurde als Gottesleugner gerichtlich verdammt; und ſelbſt Cicero *), welcher auch eingeweiht war, entſchuldigt die Stifter der Myſterien mit ihren wenigen Kenntniſſen der Phyſik, mit der Nothwendigkeit, alle Erſcheinungen nach ihrer ſinnlichen Erkenntniß zu beurtheilen, und führet gleich darauf den Beweis für das Daſeyn einer Gottheit aus dem einſtimmigen Glauben der Menſchheit an dieſelbe, an.

Ferner ſcheinet in den Myſterien Unſterblichkeit der Seele, Beſtrafung des Laſters, und Belohnung der Tugend in einem Zuſtande nach dieſem Leben, gelehrt worden zu ſeyn; wie zum Theil ſchon einige Gebräuche bey der Aufnahme beweiſen, und Iſokrates**) auch deutlich genug behauptet, anderer Zeugniſſe***) nicht zu gedenken.

ſo würde ich gewiß zeigen, daß auch die, welche für obere Götter gehalten werden, menſchlichen Urſprungs und in den Himmel verſetzt ſind. Du kannſt dir die Grabmähler von einigen in Griechenland zeigen laſſen erinnere dich, denn du biſt ja eingeweiht, des Unterrichts in den Myſterien, u ſ. w

*) Tuſculan. Unterſ 1, 13.

**) Panegyrik. Cap 6. S. 20. Ausg. von Morus: „Die Eingeweihten haben fröhlichere Hofnungen vom Ende des Lebens und der ganzen Ewigkeit"

***) Cicero von d. Geſ 2, 14 „Ich habe aus den Myſterien nicht nur die Kunſt, fröhlich zu leben, ſondern auch mit freudigen Ausſichten zu ſterben gelernt." — Plato Phädon S. 380: „Zweck der Myſterien iſt, die Seele zu vervollkommnen, und ihrer Beſtimmung näher zu bringen." Vergl Diodor von Sicil 5, 49. Ariſtophanes Fröſche 154. 458. 757. Friede 375.

Die Myſterien drangen endlich bey ihren Mitgliedern auf ein reines, tadelloſes Leben, machten ſie edler und vollkommner, und folglich auch ruhiger und glücklicher. Die Eingeweihten wurden nach den geheimen Geſetzen, welche theils geſchrieben vorhanden waren, theils auf Sagen beruheten, vom Gerichte der Eumolpiden gerichtet. Aeußere gröbere Verbrechen beſtrafte der zweyte Archon, welcher die obrigkeitliche Oberaufſicht über die eleuſiniſchen Myſterien hatte.

Hieraus folgt doch gewiß, daß die Myſterien zu gewiſſen Zeiten herrliche und ehrwürdige Inſtitute waren: ſie verbreiteten populaire Philoſophie, welche auf Leben und Handeln Einfluß haben mußte; ſie bildeten ihre Mitglieder durch eine trefliche Moral, welche in der griechiſchen Landesreligion gänzlich fehlte, und war für die Griechen ein heiliges Band, welches Menſchen aus allen Gegenden Griechenlands, und ſpäterhin auch aus des römiſchen Reichs, auf das engſte mit einander vereinigte. Die edelſten Menſchen ſammelten ſich darin (z. B. Herkules, die Dioskuren, Orpheus, Hippokrates, Cicero, Atticus, die Antoninen u. ſ. w.) und bildeten einen liebenswürdigen Cirkel.

Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß die Eleuſinien ſehr bald in Verfall geriethen; ſchon um die 70 bis 80te Olymp. (und vielleicht noch früher) wurden Männer, Weiber, Kinder, ohne Unterſchied des Alters und Standes, aufgenommen, wenn ſie das Receptionsgeld bezahlten: nur in gewiſſen Zwiſchenzeiten ſcheinen ſie ſich erhohlt und durch beſſere Mitglieder beſſer geworden zu ſeyn. Philoſophie wurde allgemeiner, viele dachten eben ſo, wie in den Myſterien gelehrt wurde, die Hauptabſicht derſelben fiel alſo

weg,

weg, und wurde auch ſchon durch die ungeheure Zahl der Mitglieder gänzlich vereitelt.

Meiner's philoſophiſche Schrift. III. Th. S. 164 fl.

J. A. Bach. pro Myſteriis Eleuſiniis. Lipſ. 1745. 4.

Von Halem's Jrene. Berlin bey Unger, 1801. 3 St. S. 357 — 387. über die eleuſiniſchen Geheimniſſe.

Des Freyherrn von Sainte. = Croix Verſuch über die alten Myſterien, aus dem Franzöſ. überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von Carl. Gotth. Lenz, Doct. d. Phil. Gotha bey Ettinger, 1790. 339 S. 8.

2) Die ſamotraciſchen Myſterien, oder die Myſterien der Cureten (Korybanten) ſtammten, ihrem älteſten Urſprunge nach, aus Kreta und Phrygien her; im erſtern Lande wurden ſie dem Jupiter zu Ehren auf dem Jda, beſonders mit einem berühmten Waffentanze gefeyert; bey den Phrygiern beging man ſie zur Ehre der Cybele mit einer Art von heiliger Wuth, welche ſo weit ging, daß Einige in der Begeiſterung ſich ſogar entmannten, vermuthlich um möglichſt rein und unbefleckt dem Dienſte der Göttinn ſich zu weihen; aus dieſen Ländern kamen die Myſterien zu den Thraciern, oder Pelasgern auf der Jnſel Samothracien, und pflanzten ſich dann weiter in Griechenland fort. Ueber die Gottheit, welcher ſie geheiligt waren, konnte man ſich nicht vereinigen, bald nahm man die Ceres und Proſerpina, bald den Zeus und Dionyſus, bald den Hermes und Dionyſus, zuletzt endlich den Kaſtor und Pollux als ſolche an; denn die beyden unförmlichen, alten und ganz unkenntlich gewordenen Statüen, welche bey dieſen Myſterien herumgetragen wurden (die dadurch bezeichneten Gottheiten führen den Nahmen Kabiri) erlaubten faſt jede Erklärung. Myſteriöſe Einweihung,

Symbole voll tiefen, philoſophiſchen Sinnes, und Unterricht finden wir bey ihnen nicht; die Theilnehmer an dieſem Gottesdienſte trugen purpurne Binden auf dem Kopfe, und Oehlzweige in der Hand; bey dem Aufzuge wurde eine Kiſte herumgetragen, worin ein großer Priap, das Symbol der Zeugungskraft der Natur, lag, auch trug jeder einen ſolchen; des Nachts feierte man eigentlich die Myſterien mit einem dazu beſtimmten Chortanze, und mit Abſingung alter, unverſtändlicher Hymnen.

3) Die **Dionyſiſchen** kamen aus Thracien nach Theben, und haben mit den vorhergehenden große Aehnlichkeit; man feierte ſie ein Jahr um das andere; der Uebergang des Menſchen aus der roheſten Wildheit zur Kultur, ſollte darin vorgeſtellt werden; die Frauenzimmer kleideten ſich in Thierhäuten, nahmen mit Epheu umwundene Stäbe in die Hand, und zogen ſo auf den Berg Cithäron, wo nach begangenen religiöſen Cerimonien, ein wilder Tanz entſtand, der ſich mit Zerſtreuung der Prieſterinnen, oder Eingeweihten, in den benachbarten Wäldern endete. Auch hierbey war eine heilige Kiſte, welche daſſelbe Symbol, was in den ſamothraciſchen Myſterien genannt worden iſt, enthielt. Die dabey abgeſungenen Hymnen erzählten im erhabenſten Tone der Begeiſterung, die Thaten des Bacchus, und eine Nachbildung von ihnen waren die Dithyramben, wovon uns noch Bruchſtücke übrig ſind. Da dieſe Myſterien mit Stöhrung der öffentlichen Ruhe, und vermuthlich mit vielen Ausſchweifungen verbunden waren, ſo wurden ſie ſchon zu Epaminondas Zeiten in Theben von der Obrigkeit verboten, und hatten

auch

auch in den übrigen Theilen Griechenlands kein beſſeres Schickſal.

Die orpheuſiſchen Myſterien waren wahrſcheinlich Grundlage der eleuſiniſchen, und anderer, zeichnen ſich alſo durch keine beſondern Merkwürdigkeiten aus.

Die Myſterien der Iſis fanden in Griechenland nie, wohl aber in Italien, und beſonders in Rom, vielen Beyfall. Sie verdienen eine eigene Unterſuchung, welche durch des Apulejus Nachrichten ſehr erleichtert wird.

S. Ueber die griechiſchen Myſterien, beſonders die eleuſiniſchen. Steht in dem Hannöv. Magaz. 1793. 89—90 St. Col. 1409 ff.

Myſterien waren ehedem auch in manchen chriſtlichen Ländern geiſtlich-komiſche Schauſpiele, worin Gott, Engel, Heilige, Teufel ꝛc. vorgeſtellet wurden. Eine recht ſchöne Myſterie mußte wenigſtens vier Teufel haben, daher das franz. Sprichwort entſtand: faire le diable à quatre, verteufelten Lärm machen.

Myſtik, in der chriſtlichen Theologie 1) die Lehre von der geheimen Vereinigung der Seele mit dem göttlichen Weſen; 2) Unterſuchung des geheimen Sinnes der Schrift. **Myſtiker**, Leute die viel auf den geheimen Sinn der Schrift halten, und dieſelbe zu erforſchen ſuchen, ſich darüber gewöhnlich aber von der am Tage liegenden Wahrheit ſehr entfernen.

Myſtiker, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Myſtikerey, im Scherze, myſtiſche Erklärung, die aber zu weit hergehohlt und übel gegründet iſt.

Myſtrum, war ein Maß bey den Alten, und zwar von doppelter Art. Myſtrum magnum, oder das große Myſtrum enthielte, wenn es als Weinmaß gebraucht wurde, 3 Unzen und 8 Scrupel,

als Oehlmaß aber nur 3 Unzen. Das kleine Myſtrum enthielt 20 Scrupel Wein und 6 Drachmen Oehl.

Myſtus, der Nahme einiger Fiſche, nähmlich der Clupea Myſtus, Barthering, und des Silurus Myſtus Linn. Bartwels.

Myt, eine Scheidemünze in Holland, welche zwey leichte Pfennige gilt.

Myſtacismus, iſt in der Redekunſt derjenige Fehler, wenn der Buchſtabe M zu oft gebraucht, und dadurch ein Uebellaut verurſacht wird.

Mythe, Mythos, μῦθος, bedeutet unter andern eine Erzählung, Fabel ꝛc. wenigſtens wird es in dieſem Sinne vorzüglich von den Erdichtungen der griechiſchen und römiſchen Götterlehre gebraucht.

Mythologie, (von μυθος, Fabel) **Fabellehre, Fabelgeſchichte**, bedeutet am gewöhnlichſten zunächſt den Inbegriff derjenigen Erzählungen, welche die Gottheiten und Halbgottheiten des griechiſchen und römiſchen Alterthums, ihre Abkunft, ihre Handlungen und Begebenheiten, ihre Nahmen, ihre Attribute, ihre gottesdienſtliche Verehrung und bildliche Vorſtellung betreffen; im weitern Sinne verſtehet man darunter aber die fabelhafte Urgeſchichte und Götterlehre eines jeden Volkes.

Für die Griechen und Römer, bey deren Mythologie wir hier vorzüglich ſtehen bleiben, da ſie in Rückſicht auf Literatur und Kunſt auch für uns von ſo vielfachem Einfluſſe iſt, waren dieſe Erzählungen wirkliche Religionsgeſchichte, und größtentheils Gegenſtände des Volksglaubens; für uns ſind ſie Denkmähler der Dichtkraft und des Aberglaubens früherer Zeiten, aber zugleich lehrreiche und nothwendige Hülfskenntniſſe,

niſſe, zum richtigern Verſtande der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, vornehmlich der Dichter, und zur beſſern Beurtheilung alter Gebräuche, Vorſtellungsarten und Kunſtwerke.

Um ſich indeß eine richtige Vorſtellung von der Sache zu machen, kommt es hier beſonders auf folgende Fragen an: Sind nähmlich die verſchiedenen Erzählungen, die wir unter den Nahmen Mythologie begreifen, lauter Geſchöpfe der Phantaſie? Oder ſind ſie Bilder einer ſymboliſchen Sprache, womit die alten Phyſiker die Kräfte und Wirkungen der Natur bezeichneten? Oder liefern ſie uns die älteſte Geſchichte?

Im Grunde kann man eine von den gedachten drey Geſichtspuncten annehmen, oder man kann ſie alle drey behaupten, ohne damit der Wahrheit zu nahe zu treten. Denn in der That finden ſich in den mythiſchen Erzählungen für alle drey unleugbare Beweiſe. Nur glaube man nicht die Sache durchdrungen zu haben. Das Gebiet dieſer Wiſſenſchaft iſt weitläuftiger, als eine dieſer Behauptungen, oder alle drey zuſammengenommen, es beſtimmen. Wir werden alſo, wollen wir feſtſetzen, was man unter der Mythologie zu verſtehen habe, einen Mittelſatz annehmen müſſen, der alles dies, und noch mehr, in ſich begreift, nähmlich den: **die alte Mythik faßt den Inbegrif aller der älteſten Kenntniſſe des Menſchengeſchlechts in ſich, die durch Tradition vom Vater auf den Sohn übergingen.** Die älteſte Geſchichte, Theologie, Aſtronomie ſind alſo unter dieſer Wiſſenſchaft eben ſowohl enthalten, als die älteſte Naturlehre und Philoſophie.

Die Erzählungen, welche wir mit dem Nahmen Mythen ſchicklicher als mit dem Nahmen

der Fabel belegen, entſtanden, wenn der Vater ſeinen Kindern, der ankommende Fremdling ſeinen Aufnehmern ſeine Kenntniſſe, ſie mochten hiſtoriſche, phyſiſche, aſtronomiſche oder eigene Bemerkungen und Empfindungen, ja wohl Erfindungen ſeyn, mittheilte. Es geſchah dieſes in der damahligen erſten Bilderſprache, wo alle Beſchreibungen ſinnlich entlehnt, alle Ausdrücke metaphoriſch und noch völlig unbeſtimmt waren. Dies war gleichſam die Geburtsperiode der Mythe, und hier ſchon theilte ſie ſich in Claſſen, die aber natürlich oft einander durchkreuzten. Eine Claſſe ſchilderte die wahren Schickſale und Begebenheiten der Väter, und will man dieſen auch einen Platz einräumen, der erzählenden Ankömmlinge; eine andere theilte Bemerkungen über die Natur mit, die beyde nach ihrer Art ſich gebildet hatten; eine dritte enthielt entweder bloße Erfindungen, die man gerade zu dafür erklären muß, oder die wenigſtens der Erzähler, weil er nach dem Gange ſeiner Beurtheilung von ihrem Daſeyn und ihrer Verbindung überzeugt war, für wahr hielt. Die charakteriſtiſche Eigenſchaft der älteſten Mythen war Wahrheit, oder ſie waren insgeſammt von willkührlichen Zuſätzen und Erdichtungen ziemlich frey. Denn Mythen von der Art der erſten Hälfte der dritten angeführten Claſſe, wohin beſonders Seemährchen gehören, gab es wohl noch nicht allzu viele. Uebrigens war in dieſen Mythen alles aufs Leben und den Menſchen zurückgeführt. Selbſt die älteſten Götter ſahen den Menſchen ähnlich. Wo man in der Natur Wirkung erblickte, da ſetzte man Leben und Menſchen ähnlich wirkende Weſen voraus. Daher ward eine Verbindung zweyer ſich nähernden

Weſen, eine Ehe; Folgen der Urſachen wurden Kinder genannt; den Meerſturm erregte ein Göttermenſch; ein anderer ſpie Feuer aus den Bergen, und was der Art mehr iſt.

Wir nähern uns jetzt der zweyten Periode, der Periode der erſten Fortpflanzung der Mythen. Was der Vater dem Sohne erzählt hatte, erzählte dieſer den Enkeln, dieſe den Urenkeln u. ſ. f. wieder. Die Sagen wanderten von einem Volke zum andern. Die ehemahlige Sprache wurde zum Theil beybehalten, zum Theil wurden die Erzählungen aus einer Sprache in die andere, doch dies allerdings ſehr unvollkommen, übergetragen. Daher ſind die Mythen, welche unter den Griechen nicht einheimiſch waren, unter allen die ſeltſamſten. Allerdings aber ward bey dieſer Fortgebung ſchon viel verändert, theils weil man die alte unbeſtimmte Sprache nicht mehr ſo ganz richtig verſtand, theils weil man ſchwankende Begriffe ſchon damahls für lautere Wahrheit verkaufte. Je weiter übrigens die Erzählungen von dem Orte ihrer Entſtehung ſich entfernten, deſto mehrere Veränderungen geſchahen damit. Beſonders wurden jetzt die Vorfahren, die man ohnedem als erhöhete Weſen betrachtete, unter die Götter vermiſcht.

Dieſer Periode folgte die dritte Periode der erſten Ausbildung der Mythen. Der Erzählungen wurden mit der Zeit natürlich ſehr viele; täglich kamen zu den alten neuere hinzu. Es erforderte alſo einiger Hülfsmittel, ſie zu merken. Eines der erſten lieferte die Genealogie oder die Reihe der merkwürdigen Vorfahren, die man dem Gedächtniſſe empfahl. Ich ſage der merkwürdigen; denn zweifelsohne wurden ſchon damahls, wie jetzt bey den Arabern gewiß iſt,

nur

nur die merkwürdigſten Vorfahren bemerkt. Und je länger die Reihe wurde, deſto mehrere fielen aus derſelben heraus. Wozu ſollte man auch das Gedächtniß mit Nahmen beſchweren, von deren Beſitzer man weiter nichts zu erzählen wußte als: er lebte, nahm ein Weib und ſtarb? An dieſes erſte Hülfsmittel für das Gedächtniß knüpfte ſich bald, vielleicht entſtand es noch vor jenem, ein zweytes. Man legte die Geſchichte in Nahmen. Der erſte Menſch hieß Erdenſohn; der erſte Schmidt Thubal; der verſchlagene Argus Panoptes. Mit dieſer beziehenden Nahmengebung wurden bald noch mehrere Gedächtnißhülfsmittel erfunden: Berge, Flüſſe, Gegenden erhielten die Nahmen derer, die hier gelebt, merkwürdige Thaten ausgeführt hatten, oder denen in der Nähe derſelben etwas Großes wiederfahren war; und ſo im umgekehrten Falle Menſchen von Bergen u. ſ. f. ihre Nahmen. War bereits ein Nahme vorhanden, ſo errichtete man Denkmähler, Steinhaufen, Altäre, Baumpflanzungen, jährliche Feſte. Dieſe letztern, ihre Feier, erweckten die älteſten Dichter. Die Begebenheiten in Geſänge zu bringen, die jährlich wiederhohlet wurden, ſie mit den erſten rohen muſikaliſchen Inſtrumenten zu begleiten, war das Verdienſt dieſer älteſten Barden.

Doch die erſten Schritte der Verfeinerung ziehen bald andere nach ſich. Der erſten Ausbildung der Mythen durch mancherley Hülfsmittel folgte binnen kurzen die vierte Periode, oder die Periode der zweyten Ausbildung. Freylich trug dieſe zur Veränderung der zum Grunde liegenden wahren Erzählungen ungemein viel bey: dennoch ſollten wir nur eine Reihe von dergleichen nicht weiter veränderten Mythen über die

Griechen

Griechen beſitzen, wie ohngefähr die Juden von ihren erſten Stammvätern dergleichen aufzuweiſen haben; wir würden über die Lauterkeit dieſer Sagen erſtaunen. Es konnte nun aber doch nicht fehlen, daß nicht bey den Genealogien die Geſchichte manches Nahmens vergeſſen werden ſollte. Auf gleiche Weiſe gieng die Geſchichte der Benennungen mancher Gegend, manches Fluſſes, Berges und ſo fort, ja nicht ſelten die Geſchichte errichteter Denkmähler, geſtifteter Feſte u. ſ. f. verlohren. Man erſetzte dieſen Verluſt durch eben die Mittel, durch welche man ihn zu vermeiden geſucht hatte. Man erſann auch Nahmen, Geſchichten und erdichtete oft neue. Ueberdem verſchönerten und vergrößerten die Barden durch ihre Lieder die Thaten der Vorfahren. Der mächtige Held wird durch die Dienſte der Einbildungskraft zum Rieſen umgeſchaffen, und ganz in den Zirkel der Unſterblichkeit eingeflochten. Nationalſtolz miſchte ſich zugleich mit ein. Man konnte die Reihe der Vorfahren nicht zahlreich, ihre Thaten nicht glorreich genug erhalten, und dichtete ihnen Dinge und Thaten nach dem Geſchmacke der damahligen Zeit an, von denen die Vorwelt nicht wußte. Die Annäherung der Nationen an einander erregte dieſen Nationalſtolz noch mehr. Keine Nation wollte der andern an Alter, an Ruhm der Vorfahren, und an Macht nachſtehen. Man verfälſchte alſo die Genealogien und flochte neue Glieder ein, von den man ehemahls nichts wußte, weil man nähmlich bemüht war, von ſeinem Stammvater die Stammväter aller Völker abzuleiten. So gab ſich der argoliſche Stamm der Pelasger in der That für das Stammhaupt der Aegypter, Aſſyrer, Phönicier und Cilicier aus.

So

So kannte man beynahe in allen beſondern Gegenden Griechenlandes einen Herkules, weil nämlich alle Völkerſchaften Griechenlandes wetteiferten, dieſen Helden zu ihrem Landesmanne zu machen. Jede erzählte beſondere Thaten ihres Herkules, die zuletzt alle in dem einzigen thebaniſchen vereinigt wurden. Endlich wendete man ſelbſt Schiffermährchen an, um damit ſeine Helden auszuſchmücken, wie die Geſchichte des Perſeus ein deutliches Beyſpiel davon liefern kann. Je ruhiger, unthätiger und ernſthafter eine Nation war, deſto lauterer und wahrheitsvoller erhielten ſich ihre Sagen. Je thätiger aber eine Nation, je lebhafter ihre Einbildungskraft war, deſto geſchwätziger und wundervoller war ihre Mythe. Daher ſtechen in der That die Sagen der nomadiſchen Völker von den Sagen der Phönicier und Griechen gewaltig ab. Die oftmahlige Ankunft ausländiſcher, gern viel wiſſender Fremdlinge trug, wie nicht zu leugnen iſt, freylich dazu viel bey. Geſchahen aber jetzt ſchon ſo große Veränderungen in Abſicht der hiſtoriſch-genealogiſchen Sagen, ſo war die Veränderung, welche die Sagen aus der höhern Welt, aus dem Götter-, und was einerley iſt, aus dem Naturreiche erlebten, ungleich größer.

Schon die älteſte Tradition dachte ſich hinter jeder großen Naturbegebenheit einen Göttermenſchen, der ſie belebte, einen Regierer der Sonne, eine Geberinn der Nacht und ihrer Freuden, einen Donnerer, einen Beweger des Meeres; doch die Idee davon war dunkel, noch nicht beſtimmt. Die Barden nahmen ſich heraus, dieſe Begriffe genauer zu beſtimmen. Sie wurden die erſten Stifter des Heidenthums der Griechen, ſo wie die erſten Prieſter deſſelben. Das geſammte

ſammte Götterreich ſchilderten ſie aber ganz nach damahliger menſchlicher Sitte. Ihre Götter waren den Menſchen ſehr ähnlich, nur einige größere Eigenſchaften, dahin vornähmlich ein unzählbar langes Leben, eine immerwährende Jugend, Unſichtbarkeit, und die Gabe mit Schnelligkeit von einem Orte zum andern überzugehen, gehörten, ſonderten dieſelben von den Menſchen ab. Alles, wo die Alten Bewegung geahndet, doch ohne zu beſtimmen, einen Beweger angenommen hatten, ward nun perſonificirt. Die Götter wurden anfangs in die genealogiſchen Regiſter der Menſchen eingeflochten, und erhielten mit der Zeit ſelbſt Genealogien. Die Griechen waren in dieſer Anwendung ihres Götterſyſtems weit geſchickter, als die übrigen Nationen. Sie borgten von allen, allein ſie verarbeiteten ſo zu ſagen die rohen Stoffe, die ihnen Phönicier, Thracier, Aegypter und Aſiaten lieferten. Wir zählen jetzt noch beſonders drey Götterſtammbäume der Griechen, den vom Uranus, den vom Saturnus und den vom Jupiter. Es hat aber deren allerdings noch weit mehrere gegeben. Die Idee der meiſten Götter dieſer Stammbäume war älter als dieſelben. Man kann aber auch mit größter Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die Götter, welche nachher die Griechen als allgemeine Götter ihres Landes anſahen, und die vornehmlich zu dem letzten Stammbaume gehören, ein Jupiter, Apollo, eine Juno, Venus, Diana u. ſ. w. ungleich älter waren, als die beſtimmten phyſiſchen Götter, Uranus, Gäa, Pontus und andere dieſer Claſſe.

Bis hierher, das iſt bis auf die Erfindung, oder den allgemeinen Gebrauch der Schriftzüge, wurden die meiſten Mythen erfunden. Der

Ge-

Gebrauch der Buchſtaben und das Aufzeichnen der Mythen war das Ende ihrer Erfindung. So verſchwinden, ſobald die Sonne genugſame Höhe und Einwirkung erlangt, die Nebel und mit ihnen die Bilder, welche ſich in demſelben unſerm Auge bilden. Wir werden alſo in den folgenden Perioden der Mythik mehr mit der Sammlung und Umbildung der Mythen, als mit ihrer Erfindung uns zu beſchäftigen haben.

Die fünfte Periode ſetzen wir von der Zeit feſt, da die Mythen aufgezeichnet wurden, bis zu der, da man anfing ſie in größere Werke und in Syſteme zuſammen zu ſtellen. Homer und Heſiod fanden ungezweifelt ſchon Dichter vor ſich, welche Lieder über einzelne mythiſche Erzählungen zuſammengeſetzt und aufgeſchrieben hatten. Davon zeugt die Ordnung, in der ſie gemeinſchaftlich verſchiedene Erzählungen vortragen. Dafür bürgt uns auch das Ganze ihrer Gedichte, in dem mehr Widerſprüche, Lücken und Unordnung ſich antreffen laſſen würden, wären ſie, wie man lange geglaubt hat, Selbſterfinder aller dieſer Erzählungen geweſen *). So viel erkennen wir aber doch immer, daß die Vorgänger Homers und Heſiods ungemein viel beſtimmten, und daß dieſe ſchwerlich im Stande geweſen ſeyn würden, dem Ganzen ſo viel Rundung und Eleganz zu geben, hätten ſie dieſe Vorgänger nicht gehabt. Die erſten Schriftſteller, oder, ſoll man dieſes ſo paſſende Beywort von den älteſten Dichtern nicht gebrauchen? die erſten

*) Man ſehe beſonders Heyne's Abhandlungen: de origine et cauſſis fabularum Homericarum, welche ſich im 8ten Bande der neuen Göttingiſchen Commentarien befindet, und de Theogonia ab Heſiodo condita, in dem 2ten Bande der Commentat. vom Jahre 1779.

ſten Hiſtoriker waren ſehr gewiſſenhaft. Durch ihre Hände konnten die alten Sagen nur wenig Zuſätze erhalten. Sie mußten alſo bereits mit denſelben verſehen ſeyn, als ſie zu jenem großen Dichter kamen, und auch ihre gleich gewiſſenhaften ſchriftſtelleriſchen Vorgänger fügten gewiß nur wenig bey. Treffen wir alſo im Homer und Heſiod bereits nach Wunderbarem und der Fabel ſchmeckende Erzählungen an: ſo läßt ſich nichts gewiſſer vermuthen, als daß dieſe älteſten Zuſätze der Mythen uralt und höchſt wahrſcheinlich älter, als ihre ſchriftliche Aufzeichnung waren. Dagegen können wir mit Grunde behaupten, daß durch jene Dichter die Erzählung mehr Politur erhielt, als ſie in den alten mündlichen Erzählungen hatte. Schon Homer übertrifft hierin den Heſiod, und die Bildſäulen der Götter, die insgeſamt älter als Homer waren, trugen in ihrer Darſtellung, wie ſie die alten Antiquarier uns ſchildern, und zum Theil noch an ſogenannten etruſeiſchen Werken der Augenſchein lehrt, noch unverkennbar rohe Züge an ſich. Wie viel Plumpheiten, die nach dem Genius ihres Zeitalters ſchmeckten, hatten nicht alſo jene erſten Dichter umzubilden und abzufeilen, ehe homeriſche Eleganz, immer noch nicht das höchſte Ziel der nachherigen griechiſchen Eleganz, entſtand. Selten ſind aber, und unverkennlich die Mythen, welche dieſe älteſten Dichter, als Bilder und Auspuß ihrer Gedichte, oder wie wir ſagen, als Maſchinen erſchufen.

Die erſten ſchriftlichen Dichter vor Homer und Heſiod hatten im Einzelnen gearbeitet. Dieſe Dichter machten ſich nun an das Ganze und ſtellten Syſteme auf, die der Grieche mit dem Nahmen Κυκλος belegt. Hiermit erhebt ſich alſo

die ſechſte Periode der Mythik, da man nun anfing mythiſche Syſteme aufzuſtellen, oder die Periode der Cycliſchen Dichter. Homer kleidete ſein Syſtem in die Erzählungen von dem Zorn Achills und den Reiſen des Ulyſſes ein. Heſiod ſtellte eine eigene Theogonie, und, will man dieſes Werk nicht einem andern zueignen, dem zuzugehören es allerdings das Anſehen hat — das Schild des Herkules auf. Beyde fanden häufige Nachahmer. Einige ſchilderten nach Angabe des Heſiodus Coſmogonien, oder, was damit eins war, Theogonien; andere blieben bey den Helden der Erde ſtehen. So erhielt die Nachwelt von Dichtern dieſer Art die kleine Ilias, ein Gedicht, das den Lesbier Leſches, der um die 33ſte Olympiade lebte, zum Verfaſſer, und beſonders die Vorfälle vor Troja nach den Zeiten der Iliade zum Gegenſtande hatte. Ferner viele Gedichte unter dem Nahmen Ἰλιου περσις, das iſt der Untergang von Troja; dergleichen vorzüglich unter dem Nahmen des Steſichones aus Himera in Sicilien gerühmt, aber auch von Aretinus, Mileſius, Sacades von Argos und andern genannt werden. Nicht weniger gehören hierher die κυπρια, nähmlich ε η, die von dem Vaterlande ihres Verfaſſers, des Cyprers Staſinus, ihren Nahmen hatten, der darin die Vorfälle von der Iliade beſang; — insgeſammt bey den Alten berühmte Gedichte, von denen nichts oder wenig mehr übrig iſt. Eben dies gilt von den berühmten λογοις, dergleichen Augias von Trözen und andere hinterließen, oder den Geſängen über die Rückkehr der Helden von Troja; ſo wie von einer Menge Gedichte von den Thaten des Herkules, vielen Thebaiden, einer Aethiopis, welche Memnons Thaten ſchilderte, einer Alcmäonis,

Danais,

Danais, Theſeis, Phoronis und andern mehr *). Alle dieſe Dichter gingen mit ihren beyden Stammvätern denſelben Weg, daß ſie nähmlich die alten Sagen ſammelten, zuſammenſtellten, von ehemahligen Rohigkeiten reinigten und dichteriſch ausſchmückten. Sie ſchmeichelten damit ihren Landesleuten und ihrem eigenen Ruhme. Eben darum waren ſie auch nur wenig geneigt, dieſe Sagen, wie ſie allerdings weit eher, als wir gekonnt hätten, zu ihrer ehemahligen Lauterkeit zurück zu führen. Sie gaben, was ſie fanden; und es anders zu geben, würde auch ihnen nicht wohl verſtattet worden ſeyn, da der Volksglaube an dieſen Sagen hing und das Prieſterintereſſe viel zu genau damit verwebt war, um dergleichen Veränderungen möglich und gültig werden zu laſſen.

Bis hierher hatten alſo die Mythen in den Händen der Schriftſteller nur wenig Abänderungen erfahren. Jetzt aber kam eine neue Periode, die ſie beynahe eine gänzliche Umformung erleben ließ. Dieſe iſt die ſiebente Periode der Mythik. Nun machte man von dieſen Erzählungen mancherley Gebrauch. Ein Theil arbeitete bloß für das Vergnügen der Leſer. Hierher gehören die ſpätern Cosmogonien- oder Theogonien-Dichter, denen es mehr darum zu thun war, durch Schilderung künſtlich angelegter wunderbarer Begebenheiten und Naturereigniſſe zu vergnügen, als alte phyſiſche Mythen wieder zu erzählen. Unter ihren Händen entſtanden eigene

*) S. Herrn Hofr. Heyne's Comment. ad Apollodor. Bibl. S. 916. 917. des gelehrten Altdorfer Schwarzens Diſſ. de poeticis cyclicis und Fabricii B. Gr. T. I. p. 381. vorzüglich aber den Exc. I. zu Virg. Aen. II. von der Meiſterhand unſers verehrungswürdigen Heyne.

Götterfabeln und coſmogoniſche Fictionen, von denen wir jedoch nur noch wenig beſitzen. Ein anderer Theil gebrauchte die alten Mythen als Gewand ſeiner philoſophiſchen Raiſonnements. Hierher zählen ſich die frühern phyſiologiſchen und die ungleich ſpätern orphiſchen Dichter, von deren einigen wir noch Hymnen beſitzen. Aus der erſten Claſſe gehören hierher die Fragmente des Empedokles. Doch, daß wir uns nur nicht etwa überreden laſſen, als hätten dieſe Dichter jene alten mythiſchen Räthſel enthüllt. Sie verfuhren vielmehr dabey nach ihrem Gutdünken, und erfanden vermittelſt der Mythik mehr eine neue Art ſymboliſcher Sprache, als daß ſie zu ihrer, der alten Mythen, Erklärung etwas beytragen ſollten. Man muß, da dieſe Art von Gebrauch der Mythen eigentlich nie von den Alten als gültig angeſehen worden iſt, ſich ſehr hüten, die hierdurch eingeführten Dichterbilder mit der eigentlichen Mythologie der Griechen zu verwechſeln, oder dieſe durch jene erklären zu wollen. Man ergreift ſonſt leicht den Schatten für die Wahrheit, und kommt in Gefahr zu jenen hochfliegenden äſthetiſchen Träumen verführt zu werden, welche unſere Neuern in den Kunſtwerken haben ſehen laſſen, was nie ein geſundes Auge darin ſah, die aber auch offenbar unſerer Nachahmung der Alten und dem Studium derſelben eine falſche Richtung geben. Die philoſophiſche Fabel nämlich erlebte einen vierfachen Gebrauch, den man von ihr machte; anfangs war ſie bloß eine Hülle, und Gewand einiger wahrgenommenen oder gedachten Eigenſchaften der Dinge und Naturerſcheinungen; weiterhin ward ſie Vehikel zur Verſinnlichung philoſophiſcher Begriffe; von da aus gieng ſie in die Myſterien über,

über, aus denen die neuplatoniſchen Orphiſchen Dichter einen großen Theil ihrer Ideen entlehnten. Endlich ward ſie Dichterbild.

Es gab außer dieſen Dichtern, welche die alten Mythen willkührlich gebrauchten, noch andere Dichter, die von den alten Mythen einen ſolchen Gebrauch machten, daß ſie dieſelben, unbekümmert um die dabey zu Grunde liegende Wahrheit als Dichterbilder aufſtellten. Hierher ſind vorzüglich die lyriſchen und tragiſchen Dichter zu rechnen. Beyde erlaubten ſich hierbey der größten Freyheit, welche ſo weit ging, daß ſie öfters den Preis ihres dichteriſchen Talents darein ſetzten, die alten Mythen nicht auf die gewöhnliche, ſondern auf eine neue ſinnreichere Art vorzutragen. Nicht ſelten ging hierbey die alte Erzählung gänzlich verlohren. Wir wiſſen, welcher Freyheit ſich hierin ſchon Pindar bedient. Ungleich weiter gingen die Tragiker. Sie ſtellten den Inhalt irgend eines alten Mythos als ein Gemählde auf, an dem ſie große und rührende Leidenſchaften, Gemüthsbewegungen und Situationen zu ſchildern ſich bemüheten. Allein nach dem Endzwecke, den ſie dabey hatten, beugten ſie auch die Erzählung ab, und ſchufen alſo bald neue Mittels- und Zwiſchenperſonen und Begebenheiten, bald einige Veranlaſſungen und Ausgänge, die der alten Erzählung gänzlich unbekannt waren. Es verſteht ſich, daß dieſe neuen Erfindungen billig von den übrigen Mythengeſchlechtern hätten abgeſondert bleiben ſollen, wie ſchon der alte Aſclepiades, und nach ihm Demaratus in ihren Werken τα τραγωδύμενα vorhatten: bis jetzt aber iſt dieſes noch nicht geſchehen. Gleiches Recht über die alten Mythen maßten ſich auch die Verfaſſer der Pantominen

in ſpätern Zeiten an. **Lucian** führt die Mythen an, de Saltat. c. 38, welche auf dieſe Art behandelt worden ſind.

Von dieſer Ausbeugung, die, wäre ſie fortgeſetzt worden, und etwa ältere Werke verlohren gegangen, eine ganz neue Mythik hervorgebracht haben würde, lenkten andere Schriftſteller in etwas ein, und erhielten wenigſtens die alten Erzählungen der Sage, oder der cycliſchen Dichter bey einigem Werthe. Dieſe waren die erſten Geſchichtſchreiber der Griechen. Nach ihnen benennen wir die mit den beyden vorletzten Perioden gleichzeitige **achte Periode der Mythik**. **Homer** und die ihm nachahmenden cycliſchen Dichter ſchienen gleichſam die Geſchichtſchreiber der Nation zu ſeyn. Ihr Ruhm gab alſo andern den Gedanken ein, die Geſchichte Griechenlandes nach jenen alten Mythen zu beſchreiben. Acuſilaus von Argos, Hecatäus aus Miletus und vor ihnen noch andere, ſchrieben ganze hiſtoriſche Werke, in denen eigentlich nichts enthalten war, als daß man die alten Sagen der Griechen ſowohl von den Göttern, als die Mythen von ihrer Nation in genealogiſch-chronologiſcher Ordnung darin aufgeſtellt fand. Daher waren auch dieſe Werke gewöhnlich in zwey Theile abgetheilt, und Theogonien und Genealogien (περὶ Γενεαλογιῶν) überſchrieben. Sie erzählten darin ohne weitere Prüfung, was man über die älteſte Geſchichte der Nation ſich ſagte. Hiermit trat die Mythik ſelbſt der Geſchichte näher, und ward als ein Theil derſelben, und zwar als der älteſte, angeſehen. Abermahls eine neue Geſtalt der Mythik. Erſt war ſie eine Sammlung einzelner Sagen, die man nach Willkühr in ein Gemälde aufſtellte, dann ſymboliſche Sprache, dann eine Schatz-

Schatzkammer von Dichterbildern, dann eine genealogiſche aufgeſtellte Geſchichte der älteſten Welt. Hiermit erlangte ſie wieder einen beſtimmten Werth, oder vielmehr ſie wurde durch die Geſchichtſchreiber in denſelben von neuem eingeſetzt, da dieſe die alten Bruchſtücke der Geſchichte, welche aus dem höchſten Alterthume an ſie waren überliefert worden, für viel zu ehrwürdig hielten, (Demetr. Phaler. ſ. n. Dionyſ. Halic. de Thucyd. Iud. p. 275. B. Hudſ.) um ſie bey der Aufſtellung der Geſchichte ihrer Nation gänzlich zu übergehen. Die älteſten Geſchichtſchreiber lieferten aber in ihren Geſchichtbüchern in der That nichts mehr als dieſe mythiſchen Erzählungen. Mit der Zeit gieng man weiter und ſetzte die Mythen voraus, dann ließ man die wahre Geſchichte folgen, oder man unterſchied die älteſten philoſophiſchen Mythen, die hiſtoriſchen Mythen der Nation und die wahre Geſchichte. Dies that unter andern Dionyſius von Miletus, der um die Zeit des perſiſchen Krieges die 65ſte Olympiade eine fortlaufende Reihe folgender drey Werke ſchrieb, davon er das erſte Μυθικὰ, das zweyte Τρωϊκὰ, das dritte Κύκλον ἱστορικὸν nannte. Man ſah nämlich die Ilias des Homers, oder überhaupt die Mythengeſchichte von der Belagerung und Eroberung Trojens, als den Mittelpunkt der heroiſchen Mythen an, um welche her ſich dieſe insgeſammt dreheten, und nannte daher dieſe heroiſchen Mythen Troica. Wie Heyne ſehr gegründet muthmaßt, ſchrieb vornämlich Diodor den Dionyſius Mileſius aus. Noch vor dieſem Dionyſius lieferten Hellanicus Lesbius, und der Athener Pherecydes dergleichen mythiſch-hiſtoriſche Werke. Andere brachten die Mythik dadurch der Geſchichte näher, daß ſie die

Entſtehung und den Urſprung der Städte, Länder und Inſeln nach mythiſchen Erzählungen vortrugen. Dies ſind die κτίσεις, oder, waren mehrere dergleichen Geſchichten in einem Werke aufgeſtellt, die περιηγήσεις und περίοδοι, deren die Alten nicht ſelten gedenken. Sie gaben der Mythologie eine neue Eintheilung nach den Ländern. Hiermit aber bahnte ſich mit der Zeit ein dritter Weg, ſie auch chronologiſch zu behandeln, da ſich nämlich mehrere bemüheten, in dieſen Erzählungen eine Art von Zeitordnung einzuführen, wie Theagenus von Rhegium, der um die Zeiten des Cambyſes lebte, und ein anderer Rhegier Hippys thaten, die chronologiſchen Liſten der argiviſchen Prieſterinnen und ſicyoniſchen Prieſter lieferten. Uebrigens ſchrieben die mehreſten dieſer hiſtoriſchen Mythographen in Proſa, ob es ſchon deren nicht wenigere gab, die ſich der gebundenen Rede bedienten. Dieſe waren nämlich die älteſten, wie überhaupt die gebundene Schreibart vor der ungebundenen faſt immer vorhergieng. Die Gewohnheit aber der älteſten Hiſtoriker, die Mythen getreu nach der allgemeinen Erzählung des Volks und ohne weitere Prüfung über ihre Wahrheit und Zuverläſſigkeit aufzuzeichnen, befolgten mit der Zeit alle übrige Geſchichtſchreiber, welche dieſe Sagen ihren wahren Geſchichtbüchern in der Kürze vorſetzten. Viele derſelben lieferten daher allgemeine griechiſche Geſchichtbücher, in denen ſie die geſammte Geſchichte der Griechen von der Theogonie an bis auf ihre Zeiten fortſetzten; und mithin die alte Mythe in Geſchichte zu verwandeln, und als ſolche zu betrachten anfiengen. Dies ſcheint vor dem Diodor beſonders Anaximenes von Lampſacus

eus zuerſt in ſeinem Geſchichtbuche Ἑλληνικὰ gethan zu haben. (vergl. Diodor. XV, 89.)

Wir ſind nun an das Ende der blühenden Periode der Griechen gekommen, in welcher nämlich die Nation als Selbſterfinderinn ſich darſtellt, und haben in dieſem Zeitraume die erſte einfältige Mythenſage kennen lernen, dann die Mythe als dichteriſches Gemälde, als das Symbol der Philoſophie, als Dichterbild, behandeln, und endlich in eine Art von Geſchichte übergehen geſehen. Doch in Abſicht der Mythologie iſt uns das letzte Zeitalter der Griechen, da die Nation ihre Schätze mehr ſammlete und revidirte, als neue hinzuſetzte, nicht weniger merkwürdig. Denn gerade aus dieſem Zeitalter ſind die mehreſten und wichtigſten Mythographen uns übrig geblieben. Ehe wir aber zu dieſen übergehen können, müſſen wir noch einen Blick rückwärts thun, theils um die Frage zu beantworten, was thaten die Griechen in dieſem Zeitraume zur Erklärung der Mythen, theils um einige allgemeine Winke über die Behandlung dieſer uralten Sagen in dieſem Zeitraume einzuſtreuen.

Was die Erklärung der Mythen anbelangt, ſo geſchahen in der That einzelne Schritte. Doch man that in der Sache bald zu wenig, bald zu viel. In der beſten Mittelſtraße erhielten ſich noch die, welche, wie Pindar, gleich in dem erſten ſeiner olympiſchen Geſänge mit der Mahlzeit des Tantalus thut, nur das Ungereimte davon abzufeilen ſuchten. Andere zogen aus den Mythen Homers moraliſche Allegorien, wie Anaxagoras in ſeinem Werke περὶ Ὁμήρου, oder phyſiſche Symbole, wie uns vom Metrodor aus Lampſacus erzählt wird. Sokrates und ſeine Schule

folgten dem Anaxagoras und allegoriſirten bey den Mythen. Daſſelbe thaten auch Plato und die Stoiker. Dieſe letztern aber würdigten in der That zuletzt die ganze Mythik zu elenden moraliſchen Mährchen herab, und gaben damit den Ton an, denen ſo viele nachherige alte und neuere Mythographen gefolgt ſind. Den Weg des Metrodors, doch ungleich geſchickter, ſchlug Democrit ein. Zu einer dritten Art von Erklärung der alten Mythenſagen gab ihre Aufnahme in die Geſchichte die Veranlaſſung. Die Gewohnheit nähmlich, die Mythen ſtets der wahren Geſchichte vorauszuſtellen, brachte es endlich dahin, daß man die Mythen ſelbſt für verkleidete Geſchichte hielt, und ſo den Ochſen, der Europen entführte, für ein Schiff, die Giganten für Tyrannen erklärte u. ſ. f. Wir hören alſo aus dieſem, dem Urſprunge der Mythen ſo nahen Zeitalter wenig, was zur beſſern Einſicht in dieſelben dienen kann. Allein iſt es wohl mit der älteſten Geſchichte überhaupt anders? Das Alterthum, das ſie behauptet, das religiöſe myſteriöſe Anſehn, das ihr eben dieſes Alterthum verleiht, gibt dieſen Erzählungen eine gewiſſe furchtbare Heiligkeit, welcher ſich zu nähern man ſchon für Ketzerey hält. Man gewöhnt ſich an dieſen Gedanken und ſucht daher immer lieber Geheimniſſe in dieſen Erzählungen, als daß man ſich ihnen auf einem ebenen natürlichen Wege und mit Zuſammenhaltung der Lage und Kenntniſſe ihrer Erzähler nähern ſollte. Oder man bezweifelt und verwirft ſie mit einem Mahle, ohne ſich die Mühe zu geben, ſie genauer kennen zu lernen. Daß es doch für den menſchlichen Geiſt ſo ungemein ſchwer hält, auf dem geraden Wege der Natur ſich zu erhalten!

Was

Was die allgemeinen Winke betrifft, die wir noch über die Behandlung der Mythen in dieſem Zeitalter zu geben haben, ſo gehen ſie durchgängig die Künſtlerwerke an, welche dieſe Mythen bearbeiteten. Wir haben ſie überhaupt in drey Claſſen zu theilen. Die älteſten folgten ganz getreu den Volkserzählungen, oder, wenn wir lieber wollen, den älteſten Nationalgeſängen. Ihrer ſind noch ſehr wenige vorhanden. Ihr Kennzeichen aber iſt wohl dieſes, daß wir hier die Götter und Helden mit Attributen und in Beziehungen auf Geſchichten antreffen, deren wir ſonſt nirgends erwähnt finden; z. B. Juno mit einer Zange u. ſ. m. Sollten auch nicht alle von dem höchſten Alterthume ſeyn, ſo ſchadet dies nichts zur Verrückung des angegebenen Zeitpunkts. Die neuen können ja auch nur Copien alter verlorner Originale ſeyn. Genug, der Künſtler des beſten griechiſchen Zeitalters dichtete auf dieſe Art nicht. Zur zweyten Claſſe der alten Kunſtwerke haben wir die zu zählen, wo der Künſtler bey mythiſchen Darſtellungen ſich nach den Vorſtellungen irgend eines alten Dichters bequemte und dieſen folgte. Sie ſind ſehr leicht zu erkennen, und wenn auch ſchon nicht allezeit aus dem beſten Zeitalter der Kunſt, doch ganz gewiß nicht aus dem älteſten. Wie viele Kunſtwerke, in denen Homers oder irgend eines Tragikers Erzählung zum Grunde liegt, haben wir nicht noch aufzuweiſen? Dahin gehören beſonders ſehr viele aus dem Fache der Anaglyphen und Gemmen. Endlich die dritte Claſſe alter Kunſtwerke machen diejenigen aus, wo der Künſtler in den Geiſt der alten Mythen eindrang, und mehr durch ſichtlich ſchönen Ausdruck als durch Attribute verſtändlich zu werden ſuchte.

Sie

Sie ſind ohne alle Ausnahme aus dem beſten Zeitalter der Kunſt und beſtehen mehr aus einzelnen Bildſäulen, als aus zuſammengeſetzten Werken. Hier wird ganz unbezweifelt die Einſicht eines Kenners des Alterthums erfordert, um nicht fehlzuſchließen. Denn hier herrſcht im Ganzen mehr Abſtraction, mehr Künſtlerdichtung, als in allen übrigen Werken. Aber eben dieſe Künſtlerdichtung erhebt ſich oft ganz über die Mythik. Der Apoll, der Herkules des Künſtlers nähert ſich zwar dem Mythiſchen, aber er entfernt ſich auch gleich weit wieder davon. Denn in dem Ausdrucke dieſer Bildſäulen liegen Abſtractionen und Vorſtellungen zum Grunde, die, ſo fein, ſo erhaben ſie ſind, die geſamte Mythik, ſelbſt ein Pindar, ein Callimachus nicht kennt.

Wir nehmen nun wieder den Faden unſerer Geſchichte auf. Hier ſtößt uns das Säculum der erſten und beſten Sammler der alten griechiſchen Mythik entgegen. Dieſes blühete vorzüglich in Alexandrien, von welcher Schule wir die **neunte Periode** der Mythologie überſchreiben wollen. Die gelehrten Alexandriner, welche mit ſo vieler Einſicht als Geſchmack die Schätze ihrer Nation zuſammentrugen, prüften, würdigten und ordneten, vergaßen auch die Mythologie nicht; und wenn ſie uns ſchon zur Erklärung der alten Mythen nichts Vorzügliches lieferten, ſo verdanken wir ihnen doch die Aufbewahrung vieler alten Nachrichten, die uns zu einer nähern Durchſicht dieſer Dinge den Weg gar ſehr ebenen. Es theilten ſich aber die Arbeiten dieſer geſchickten Männer vorzüglich in drey Claſſen, von denen immer eine am Werthe die andere übertrifft. Einige ſtellten das, was ſie über ein gewiſſes Syſtem von Mythen in

den

den Werken der Vorfahren vorfanden, in eigene Gedichte zuſammen. Unter den Werken dieſer Art nehmen die Argonautica des Apollonius von Rhodus mit allem Rechte den erſten Platz ein. Andere Werke dieſer Art lieferten Lycophron, der eine uns noch erhaltene Caſſandra hinterließ; ingleichen der Alexandriner Lyſimachus, der Θηβαικα und Νοστοι; Rhianus, der Heraclea; Aratus, der die von ihm noch bekannten Phaenomena ſchrieb. Andere ſuchten die weniger bekannten Mythen auf und ſtellten ſie in Gedichten zuſammen, wie Callimachus in ſeinen angeklagten Αιτιοις und Euphorion von Chalcis thaten, der fünf Bücher oder Chiliaden Ατακτα (d.i. συμμικτα) oder Μοψοπια hinterließ. Die zweyte Claſſe machen die Werke derjenigen Schriftſteller aus, die uns über die Mythologie zuſammenhängende Syſteme nach Maßgabe der alten mythiſchen Hiſtoriker hinterlaſſen haben. Unter dieſen hat ſich beſonders die Bibliothek Apollodors von Athen verewigt, ein Werk, welches immer die erſte Urkunde der Mythologie bleiben wird. Es behauptet vorzüglich den Vortheil, daß es uns auf die ehemahligen alten Sagen und ihren reinen, weder durch Allegorie, noch Dichterbild verfälſchten Inhalt, wie ihn ungefähr Homer, die cycliſchen Dichter und nach ihnen die alten mythiſchen Geſchichtſchreiber vorgetragen haben, zurückführt. Apollodor ſelbſt, dieſer mit der ältern Geſchichte, der Geographie und Literatur ſeines Vaterlandes ſo bekannte Mann, war auch am erſten fähig, ein Werk dieſer Art zu ſchreiben. Die dritte Claſſe der alexandriniſchen Mythographen machen endlich die älteſten Scholiaſten aus. Dieſe Männer ſtellten ihre Sammlungen in zerſtreuten Anmerkungen zu den alten Dichtern

tern auf. Sie erzählen darin die alten Mythen entweder nach Angabe der cycliſchen Poeten, oder nach der Darſtellung der alten Tragiker, oder ſtellen dieſelben nach der Erzählung jedes Autors zuſammen. Es wäre allerdings zu wünſchen, daß wir ihrer mehrere, und dieſe weniger unverfälſcht erhalten hätten. Denn die leidigen Bemühungen der nachfolgenden Grammatiker haben ſie theils nur in Excerpten, theils mit vielen ihrer eigenen Zuſätze interpolirt auf uns kommen laſſen. Immer aber dienen dieſe Scholien dazu, uns zu einer richtigen Vergleichung der verſchiedenen Claſſen der mythiſchen Erzählung überzuführen. Noch andere, die wir billig zur angegebenen zweyten Claſſe der alexandriniſchen Mythographen zählen, machten es ſich zum Geſchäfte, die Mythologie in beſondern Rückſichten zu betrachten. Entweder ſie ſuchten in denſelben die Zeitordnung auf, wie Apollodor, Caſtor und Eratoſthenes thaten. Oder ſie nahmen Rückſicht auf die Länder. Dergleichen Werke hatte Strabo beſonders vor Augen. In dieſem Fache arbeiteten ebenfalls Apollodor, Agatharchides von Cnidus, Mnaſeus von Paträ, Dicäarchus, die Periplus, Periegeſes, Geographumena hinterließen; oder andere, die auf ähnliche Art [illegible] ſchrieben, als Demus von Delos, Philoſtephanus, Heraclides.

Doch der Mythographie war es nun einmahl beſtimmt, aus guten in ſchlechte Hände zu fallen. Kaum hatten dieſe gelehrten Alexandriner den Weg gebahnt, ſo gingen andere, hiermit eröffnet ſich die zehnte Periode der Mythologie, ſo giengen, ſage ich, andere davon zu Ausſchweifungen über. Ein Theil gaukelte aus mythiſchen Erzählungen ſeinem, nach Wundern gaffen=

gaffenden, Zeitalter Wunderdinge, Unglaublichkeiten, und Paradoxa vor, wovon Theopompus in ſeinen θαυμασίοις den Ton angegeben zu haben ſcheint. Ein anderer ſtellte ſie als Naturkunden oder Geſchichtbücher auf, wie Alexander Polyhiſtor zu des Sulla Zeiten, Nicolaus Damaſcenus zu Auguſts Zeiten ſich beſonders zu Schulden kommen ließen. Wieder ein dritter Theil ſchmeichelte damit dem Stolze großer aber neuerer Städte, daß er deren Geſchichte mit der Geſchichte der uralten Helden verband. Alle rafften, was ſie nur von alten Mythen finden konnten, längſt vergeſſene Bevölkerungs- und Reiſegeſchichten, wie ganz unbekannte mißverſtandene Sagen auf, paßten es mit Kleiſter und Scheere in die Erzählungen berühmter Helden ein, oder erfanden wohl gar neue Mythen, und metamorphoſirten denn Neues und Altes, Bekanntes und Unbekanntes nach ihrer jedesmahligen Abſicht. Damahls entſtanden unter andern die Mythologien berühmter Städte, die den Herkules, Theſeus und wer weiß noch welche Helden der Urwelt bald im Pontus, bald in Antiochien große Rollen ſpielen ließen; nichts aber mehr leiſteten, als daß ſie für ihre nachherigen unverſtändigen Sammler die Mythologie mit unzähligen Auswüchſen, Widerſprüchen und Unordnungen überluden, welche das wenige darin herrſchende Licht vollends gänzlich verdämmten. Wir bemerken aus ſo vielen Nahmen von Schriftſtellern, aus deren Büchern uns Photius Auszüge liefert, nur den eines der läppiſcheſten Verfaſſer dieſer Art, nämlich den Ptolemäus, den Sohn Hephäſtions.

Nach dieſen fehlerhaften Mythenſammlern öffnet uns die eilfte Periode der Mythologie

ein reichhaltiges Feld, wo unter wenigen guten Bearbeitern derſelben eine große Anzahl fehlerhafter Interpretatoren, und ein mannichfaltiger übelverſtandener Gebrauch der alten Mythen ſich erblicken läßt. Die griechiſche Fabel kam nun in die Hände der römiſchen Dichter und Mythographen. Dieſe ſetzten nur etwas weniges hinzu, was ihnen nämlich ſelbſt die älteſte Mythik der Lateiner lieferte. Uebrigens folgten Dichter und Mythegraphen der Römer den Griechen Schritt vor Schritt. Wir treffen daher in den beſten römiſchen Dichtern, einem Virgil, Horaz, Ovid, Catull, Tibull, Propertius und ſo fort, denſelben Inhalt der mythiſchen Sagen an, den uns die Griechen liefern, dieſelben Wendungen und Verſchönerungen; und es fehlt den Commentatoren der Römer, ſind ſie nur in den Griechen beleſen genug, nie, zu den mythiſchen Erzählungen der Römer die urſprünglichen Stellen der Griechen anzuführen, mit denen ſie oft wörtlich übereinkommen. Einige der ältern wurden ſogar Ueberſetzer der cycliſchen Dichter: ſo überſetzte Cn. Mattius die Ilias, Nävius die Cypriſchen Gedichte *). Dennoch zogen die Römer uns zwey nicht unbrauchbare Mythographen. Der erſte iſt Ovidius, deſſen Bücher von Verwandlungen allerdings nicht ſo ganz die reine lautere Mythik vortragen. Denn die ältern und beſſern Mythographen der Griechen, als ein Apollodor und Pherecydes, dem dieſer folgt, erwähnen der Verwandlungen nur ſelten. Sie ſcheinen auch nur die Erfindung eines Neuern und vielleicht das Spielwerk eines der ausartenden Alexandriner

*) S. des gelehrten Wernsdorf Poetae miner. T. IV. p. 565. 68 f. 79.

ner zu ſeyn, deſſen Buch wahrſcheinlich Ovid vor Augen hatte. Indeß bleibt im Ganzen genommen Ovid der griechiſchen Fabel getreu. Der zweyte Mythograph iſt Hygin. So viel wir aus ſeinen beyden durchgängig verſtümmelten mythiſchen Werken zu erkennen fähig ſind, folgte er einer doppelten Darſtellung der Mythologie. In dem erſten Buche ſtellt er uns beſonders die Mythik der Tragiker, in dem zweyten aber die Erzählungen nach derjenigen Methode auf, da man die Aſtronomie oder ihre ſymboliſchen Benennungen aus mythiſchen Erzählungen erklärte. Doch ſind auch in den Fabeln ſichtbare Spuren vorhanden, daß Hygin neben den Tragikern die alten cycliſchen Dichter vor Augen hatte. Das damahlige Zeitalter ſahe noch einige nicht ganz verwerfliche mythographiſche Sammler, unter denen wir einen Conon, Antonius Liberalis, Zenobius und ſo noch einige aufzählen. Späterhin ſetzten nach der Art der ehemahligen Alexandriner einige Versemänner mythiſche Gedichte zuſammen. Unter dieſen zeichnet ſich aus dem ſechsten chriſtlichen Jahrhunderte Quintus Calaber, wegen der mit guter Auswahl gebrauchten ächten alten Cycliker in ſeinen Paralipomenis i. e. praetermiſſis ab Homero aus. Ungleich ſeichter iſt Tryphiodorus, der in demſelben Jahrhunderte eine Ιλιυ ἁλωσιν, und noch ſchlechter Coluthus, der bald darauf den Raub der Helena in griechiſchen Verſen ſchrieb. Allein bald verſchwand der gute Geſchmack in dieſer Wiſſenſchaft ganz. Ein Heer von heidniſchen und chriſtlichen Schriftſtellern und Künſtlern ſtand auf, das davon den ſeltſamſten Gebrauch machte. Einige Sophiſten und Rhetoren behandelten die Leben eines Herkules und Theſeus, wie

eines Epaminondas und Perikles, und zogen Tugend- und Klugheitsregeln daraus. Andere myſtiſche Philoſophen fanden in den Erzählungen der Mythologie die Räthſel der tiefſten und geheimſten Weisheit. Um dieſen Zeitraum, den Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung, ſcheint der falſche Dictys Cretenſis, ein nicht ganz ungeſchickter Mann, aus den alten Tragikern und cycliſchen Dichtern ſeine ſechs Bücher vom Trojaniſchen Kriege, die wir noch lateiniſch beſitzen, zuſammengetragen, und einem uralten, nur der Sage nach bekannten, Schriftſteller untergeſchoben zu haben. Weit ungeſchickter verfuhr bey einem ähnlichen Unternehmen der falſche Dares Phrygius in ſeiner Beſchreibung des Untergangs von Troja. Alles giebt hier den elenden Sophiſten an den Tag. Weit beſſere Verdienſte für uns, jedoch ohne ihr Verſchulden, behaupten die chriſtlichen Kirchenväter, vornehmlich ein Tertullian, Clemens Alexandrinus, Athenagoras und Tatian. Dieſe nähmlich bemüheten ſich wieder die Mythen in ihrer Blöße darzuſtellen, und kamen damit, indem ſie alles, was ſie nur auffinden konnten, zuſammenhäuften, ohne dieſe Abſicht zu haben, der Wahrheit ſehr nahe. Wir haben ihrem polemiſchen Fleiße in der That oft vieles Licht zu verdanken. Auf der andern Seite allegoriſirten oft die Erfinder neuer Münzen und ſchmeichleriſche Dichter mit den mythiſchen Gegenſtänden aufs ſeltſamſte.

Endlich kamen hinter dieſem unzählbaren Heere von mythographiſchen Schriftſtellern die Sammler der letzten **zwölften Periode**, ein Tzezes, der als ein ächter Compilator aus alten Grammatikern und andern Quellen ähnlicher Art die Mythen Homers, wie die vor- und nachhomeriſchen

meriſchen Mythen in elenden Verſen beſchrieb; ein Cedrenus, ein Malala, ein Conſtantinus Manaſſes, insgeſamt Chronikenſchreiber; ferner die Lexikographen Suidas, Stephanus Byzantinus; zu denen noch aus frühern Zeiten ein Nonnus in ſeinen 48 Büchern Dionyſica gehört. Alle dieſe waren Sammler ohne Urtheil und Kenntniß, deren es nur noch bedurfte, um die Mythologie zu einem ganz verworrenen Chaos zu machen. Dieſe Leute nähmlich machten es ſich zum Verdienſte, was ſie vor ſich fanden, Gutes und Böſes, Neues und Altes, Falſches und Richtiges durch einander aufzuhäufen. Wir müſſen daher es dem Geſchicke gar ſehr verdanken, daß zu ihren Zeiten bereits vieles von den alten mythologiſchen Schriften untergegangen, oder ihnen nicht bekannt war. Sie würden ſonſt nur noch ärgere Verwirrungen angerichtet haben.

Nichts würdiget leicht eine Wiſſenſchaft mehr herab, als eine Reihe vieler ſchlechter Schriftſteller. Es iſt alſo gar nicht zu verwundern, daß die Mythologie noch lange in tiefer Verwirrung lag, nach dem bereits das wieder aufdämmernde Licht andere Wiſſenſchaften erhellet hatte; ſo frühzeitig auch Antiquarier und Literatoren daran arbeiteten, dieſe Wiſſenſchaft zu reinigen. Es gab der Arbeiten daran gar zu viele. Ueberdem warfen diejenigen, welche ſich damit beſchäftigten, oft ſelbſt durch eine fehlerhafte Methode der guten Behandlung neue Hinderniſſe in den Weg. Ein Theil ſpielte, wie Albricus, mit Bildern; ein anderer ſammelte zu einſeitig und ohne genugſame Prüfung, wie Natalis Comes; ein dritter, wie Voſſius, wollte alles aus der hebräiſchen Sprache erklären; noch weiter ſchweiften ein Bannier und nach ihm verſchiedene allegori-

ſche Erklärer der alten Mythen aus. Bey alle dem gab es auch andere Gelehrte, die zu einer richtigen Auffindung und Erklärung der Mythen aus den Schriften der ächten griechiſchen und römiſchen Originalſchriftſteller einen ſehr guten Weg bahnten; z. B. Claude de Meziriac, der über des Ovidius Heroiden, beſonders in Rückſicht der Mythologie, einen vortrefflichen Commentar ſchrieb; Munker, Weſſeling, Spanheim, Burrmann, Verheyk, van Staveren, deren gelehrte Commentare die Morgenröthe einer richtigen Beurtheilung der Mythologie ausmachten.

Endlich ergriff ein Heyne und ſeine Nachfolger den rechten Weg, die Mythologie aus den alten Klaſſikern mit nur weniger Rückſicht auf die ſpätern Sammler wieder herzuſtellen. Sie blieben dabey anfangs beynahe gänzlich nur bey der Berichtigung der mythiſchen Erzählungen ſtehen. Denn man muß die Sache kennen, die man erklären will. Aber eben jener Berichtigung und der gründlichen Unterſcheidung der Mythenklaſſen haben wir es nun zu verdanken, wenn wir der Erklärung jener mythiſchen Erzählungen ſelbſt näher treten können.

Dies wäre denn eine kurze Ueberſicht der Geſchichte der Mythologie *). Wenn nun in dieſem Werke in den beſondern Artikeln auch viele der vorzüglichſten mythologiſchen Perſonen und Gegenſtände angeführt und etwas näher dargeſtellt werden, ſo wird es doch nöthig ſeyn, eine Ueberſicht der verſchiedenen Mythen und ihres Zuſammenhanges zu geben. Es iſt aber zu

*) Hierüber ſehe man beſonders Heyne Comment. de Apollodor. Biblioth. et de Literatura mythica, die man S. 905 in deſſen Commentar zu dem Appollodor findet.

zu bemerken, daß hier vorzüglich nur von den griechiſchen Mythen die Rede iſt, da dieſe doch allerdings das Hauptwerk in der Mythologie ausmachen. Man kann aber dieſe Mythen ſehr verſchiedentlich, bald nach den verſchiedenen Ländern, bald nach den Zeiten, bald nach ihrem innern Gehalte eintheilen. Wir wählen die letztere Methode. Hier zerfallen alle Mythen der Griechen in zwey Hauptklaſſen, in philoſophiſche und heroiſche Mythen. Jene ſchildern die Ideen der älteſten griechiſchen Welt über die Gottheit, die Entſtehung der Welt, über die Naturereigniſſe und über die Natur der menſchlichen Seele, wie über Tugenden und Laſter. Dieſe, die heroiſchen, liefern die älteſten Sagen der Nationen und ihrer Stammhelden.

Fangen wir nun bey den philoſophiſchen Mythen an; ſo begegnet uns gleich anfangs die Erfahrung, daß die Griechen ihre meiſten und erſten philoſophiſchen Mythen, alſo ihre Götter, größtentheils Ausländern zu verdanken hatten. Wir erblicken aber vornämlich eine dreyfache Ausbildung und Annahme dieſer Mythen. Zuerſt erhielten die Pelasger und Hellenen den Dienſt der Sonne und des Mondes, freylich dieſen nicht ganz mehr in ſeiner urſprünglichen Reinigkeit. Dann verknüpfte ſich damit der Dienſt gewiſſer Naturweſen; und endlich fieng man an, ſelbſt in Griechenland gewiſſe philoſophiſche Ideen zu bearbeiten, und in Mythen einzukleiden.

Der Urſprung der älteſten Götter der Griechen fällt ins tiefe Alterthum von Aſien. Hier fiel man zuerſt darauf, die Sonne und den Mond als Götter der Welt anzuſehen. Die Sonne zeigte ihren vortheilhaften und ſchädlichen Einfluß zu bald und zu mächtig, als daß der älteſte

Menſch in ihr nicht ein großes Urweſen hätte erblicken ſollen. So ward dagegen wieder die ſtille ruhige Nacht und der in derſelben flimmernde Mond zu ſehr eine Wohlthäterinn der Menſchen, als daß nicht ein Theil ihrer Verehrung dieſem letztern Geſtirn hätte zufallen ſollen. Der aſiatiſche älteſte Barde fand aber in beyden Geſtirnen allerdings ſehr viel betrachtungswürdiges. Hier erblickte er in der Sonne den mächtigen Beherrſcher der Welt, den König des Himmels, den Starken, der alles durch ſeine Macht zwang; er ſah in ſeinen Strahlen Pfeile, die alles verwüſteten. In der That Sol war ihm der mächtigſte Deſpot. Er pries dieſe Eigenſchaften in Liedern; ſeine feurige Einbildungskraft mahlte, indem ſie einzelne Eigenſchaften ſchildern wollte, einzelne Perſonen. Bald theilte ſich die Gottheit: der König des Himmels, der Starke, der Pfeilwerfer, wurden als beſondere Weſen angebetet und in dieſen verſchiedenen Beziehungen Moloch, Baal, Melcarts, Adad geheißen. Als die älteſten Griechen ihre erſten Götter von den Phöniciern erhielten, ſchmolzen dieſe Ideen auf die Nahmen Zevs, Herkules, Phöbus oder Apollo über. Jedes Volk modificirt aber ſeine Götter nach ſeinen Ideen. Der Moloch oder Zevs der Griechen ward kein aſiatiſcher Deſpot, nein ein König der Griechen. Melcarts oder Herkules ward bey den Griechen ein ſtarker Held. Und Adad oder Apollo mußte ſich bequemen, den Poſten eines Hirten und Heerdenbeſchützers zu übernehmen. Gleiche Beſchaffenheit hatte es auch mit dem zweyten Geſtirne, dem Mond. Der Aſiate, der die Eigenſchaften dieſer Gottheit beſang, machte daraus beſondere Perſonen. Sahe er nun die

Luna

Luna für die Königinn des Himmels, für die Beförderinn des Wachsthums, und der Entſtehung, für die Beförderinn der Jagd an; und gab ihr in dieſer verſchiedenen Beziehung die Nahmen Melecheth, Aſtaroth, oder welche ſonſt, die wir nicht mehr wiſſen: ſo erhielt auch der Grieche dieſe Begriffe, aber nicht auf einmahl, ſondern ſtufenweis, als verſchiedene Weſen. Die Königinn des Himmels ward alſo die Juno der Griechen, die Beförderinn des Wachsthums, ſeine Aphrodite oder Venus, und die Beſchützerinn der Jagd ſeine Artemis oder Diana.

Doch ſelbſt in Aſien änderten ſich dieſe Begriffe ſehr oft. Die Erbauung neuer Tempel, die Stiftung neuer Prieſterorden ließ die erfundenen Gottheiten in anderer Rückſicht betrachten; und da Griechenland nicht auf einmahl jene Begriffe erhielt, ſo bekam es dieſelben immer in einer etwas veränderten Geſtalt. Hero Juno oder Venus Urania war doch im Grunde eins; gleichwohl betrachtete man lange die Tempel dieſer Gottheiten als Verehrungsplätze verſchiedener Götter.

Jetzt änderte ſich in Aſien das Götterſyſtem um. Der Dienſt der Sonne und des Mondes ging in die Verehrung zweyer Naturweſen über, die beyde Symbole der Natur oder der Zeugungskraft waren. Dieſe Neuerung nahm wahrſcheinlich damahls ihren Urſprung, als der Aſiate die Cultur gewiſſer Getreidearten oder den Ackerbau auf beſtändig einführte, und dabey die wohlthätige Einwirkung der Sonne und des Mondes empfand. Anfänglich wurden alſo Sol und Luna die beyden Urgottheiten für dieſe Naturweſen angeſehen. Sol erhielt in dieſer Be-

ziehung beſonders die Nahmen Baal und Moloch, ſo wie Luna den Nahmen Aſtarte. Für dieſe Geber und Beförderer des Wachsthums ſcheint in der That der Phönicier dieſelben angebetet zu haben. In ſeinem Jupiter und ſeiner Venus Urania erhielt alſo der Grieche die erſten Begriffe dieſer Abänderung. Dabey aber blieb es nicht lange. Der Aſiate raiſonnirte über ſeine Götter. Beyde ſtellten zwar die Zeugkraft dar. Einer derſelben mußte aber nothwendig der Geber, der andere der Empfänger derſelben ſeyn. Jetzt verwandelte ſich die Mythe, und für Sol und Luna wurden nun Himmel und Erde, als die oberſten beyden Götter angenommen und verehrt. Man ging bald in dieſem Raiſonnement weiter. Man verſuchte ſich die Entſtehung der Welt zu erklären. Himmel und Erde wurden alſo als die Urprincipia angenommen, aus denen alles hervorging. Damit noch nicht zufrieden, ſetzte man bald andere Urelemente aller Dinge feſt. Dieſe ſollten nach einiger Meinung entweder das Chaos, d. i. die rohe Materie, oder die Nacht und das Chaos, nach andern die Nacht, das Chaos, der Erebus (die Finſterniß), und der Tartarus ſeyn. Man unterſchied nähmlich drey Gegenden der Welt, den Himmel, die Erde und die Unterwelt oder den Tartarus. Eine dritte Meinung ſetzte die Erde zu den gedachten vieren hinzu. Freylich war in allen dieſen Vermuthungen nichts Beſtimmtes. Doch muthmaßte bald der größte Theil dieſer Philoſophen, das Chaos oder die noch ungemiſchte rohe Materie ſey von allem Anfange da geweſen, und alſo das alleinige Urelement. Nur in dem, was die Elemente in dieſer rohen Materie von einander abgeſondert, und dann wieder

in

in eine vereinigte Zuſammenwirkung geſetzt habe, darin war man nicht ganz einig. Einige gaben den Himmel, **Uranos**, andere die Zeit **Chronos**, noch andere die Liebe **Eros** oder **Venus**, noch andere den König des Himmels **Jupiter** dafür an. Alle dieſe verſchiedenen philoſophiſchen Träume erhielten die Griechen von den Aſiaten, vermehrten und veränderten ſie nach Belieben; und aus dieſen ſind die verſchiedenen Götterſtammbäume entſprungen, von denen wir noch unter den Griechen Spuren finden, die aber allerdings in der Geſtalt, in welcher wir ſie beſitzen, ſehr erweitert und mit alten und neuen Erfindungen durch einander ausgeſchmückt ſind. Die, welche wir kennen, ſind vornehmlich drey, **der Stammbaum des Uranos, des Chronos und des Jupiters.** Apollodor verband die drey letztern; und ihm, mit Hinzuthuung des heſiodiſchen uralten Syſtems, wollen wir folgen. **Chaos**, ſagt Heſiod, die **Gäa**, der **Tartarus** und **Eros** waren zuerſt da. Aus dem **Chaos** entſtand, oder nach der Mythenſprache, Chaos zeugete die **Nacht** und den **Erebus**, beyde vermähleten ſich und wurden die Aeltern des **Aethers** und der **Hemera**, oder des **Tages**. (Wir müſſen ſchon des Geſchlechts halber die griechiſchen Nahmen beybehalten.) Die **Nacht**, die andere, beſonders die Orphiker, als ein Urweſen erkannten, und die mächtigſte der Götter nannten, wurde außerdem noch eine fruchtbare Mutter des **Moros** oder Schickſals, des **Ker** oder böſen, gewaltſamen Todes, des **Thanatos** oder Sterbens, des **Schlafs**, der **Träume**, des **Momus** oder des Neids und der Klage, der **Oizys**, der ſchmerzensvollen Mühſeligkeit, der **Heſperiden**, der **Mören** oder **Parcen**, oder der Symbole der menſch-

lichen Schickſale. Andere Kinder der Nacht waren die Poinä oder Strafgöttinnen, Nemeſis oder beſſer Nempſis, oder die Göttinn, die den Uebermuth einſchränkte, ferner das Alter, die Eris oder Zwietracht, die Ate oder die Unbeſonnenheit, und der Horcos oder Eid. Dieſe ganze Nachkommenſchaft war eigentlich eine Erfindung der Griechen. Alle Dinge, deren Urſprung man nicht kannte, oder die den Menſchen nachtheilig waren, nannte man Kinder der Nacht. Eigentlich gehörten dieſe Erfindungen in die dritte Periode, da die Griechen ſelbſt philoſophirten. Doch dieſe läßt ſich von der gegenwärtigen nicht allezeit ſicher trennen. Unter den Kindern der Nacht hatte Eris, welche man bald als Urheberinn des Kriegs, bald als Urſache bürgerlicher Streitigkeiten betrachtete, wieder eine zahlreiche allegoriſche Nachkommenſchaft, unter der wir nämlich die Folgen beyder Uebel uns zu denken haben, als den Ponos, Loimos, Limos, die Algea, Hiſminä, Phonoi, Machä, die Androktaſiä, insgeſammt Folgen des Krieges; ferner die Neikea, Pſeudeis, Logoi, Amphilogiä und Dyſnomia, Folgen der bürgerlichen Streitigkeiten.

Wir gehen nun zur zweyten Grundurſache über. Gäa erzeugte aus ſich ſelbſt den Pontus oder das Meer, den Uranos und die Berge. Mit beyden Söhnen vermählete ſich die Erde. Mit dem erſten, dem Pontus, zeugte ſie den Nereus, den Phorcys und zwey Töchter, die Ceto und Eurybia. Von dieſen Kindern erlangte ſie bald eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Dieſe ganze Genealogie aber enthielt nichts als die philoſophiſchen Erfahrungen oder Ideen über das Meer. Nereus war die See im Sturme und in Bewegungen. Da dieſe Bewegungen ſich

vorher

vorher verrathen, ſo ward Nereus der älteſte Wahrſager. Die Nereiden waren die Wellen. Thaumas drückte die Seewunder aus, wie ſchon ſein Nahme ſagt, und wie noch mehr ſeine Kinder, der Regenbogen, die Iris, und die Harpyjä, die Orcane, beweiſen. Das Geſchlecht des Phorcys und der Ceto enthielt lauter Ungeheuer und vorzüglich ſchloß man in daſſelbe die Seemährchen ein, die wunderbaren Erzählungen der Schiffer. Mit der Zeit wurden freylich alle dieſe perſonificirten Ideen zu wirklichen Perſonen, und da ſetzte man allerdings vieles hinzu, was ſonſt nicht dabey verbunden war. Denn die ſpätern Dichter arbeiteten blos für das Vergnügen der Leſer. Alſo Nereus vermählete ſich mit der Tochter des Oceans, Doris, und ward von ihr Vater der zahlreichen Nereiden. Thaumas nahm die Tochter des Oceans, Electra, zur Gemahlinn und erzeugte mit ihr die Iris und die Harpyjen, Aello und Ocypete. Phorcys, der dritte der Söhne der Gäa und des Pontus, ward von ſeiner Schweſter Ceto Vater der Gräå, Engo und Pephredo, der Gorgonen, Stheno, Euryale und Meduſa; ferner des Heſperidiſchen Drachens, und der Nymphe Thooſa, die beym Homer Mutter des Polyphems iſt. Unter den Gorgonen vermiſchte ſich wieder Neptun mit der Meduſa, die von ihm den Pegaſus und Chryſaor, zeugte. Der letztere ward wieder von der Tochter des Oceans, Callirrhoe, Vater des Geryon und der Echidna, die von dem Typhon, den wir unten kennen lernen werden, die bekannte Chimära, den Hund des Geryons Orthus, die Sphinx, den Cerberus und die lernäiſche Schlange gebar. Die mythiſchen Erzählungen vom Phineus, den die Harpyjen plag-

ten;

ten; die Jagd der Boreaden auf dieſe; die Rieſen des Perſeus; ſeine Beraubung der Gräen, der Tod der Meduſa; Bellerophons Bezähmung des Pegaſus, der Tod der Chimära; des Herkules Kampf mit der lernäiſchen Schlange, ſeine Reiſen und ſein Kampf um Geryons Rinder; das Räthſel des Sphinx, des Oedipus Entwickelung und des erſtern Tod gehören zu dieſer Genealogie.

Eben ſo fruchtbar war die Nachkommenſchaft, welche Gäa von ihrem zweyten Sohn Uranos erhiehlt. Sie gebar von ihm zuerſt Rieſen mit hundert Armen, die Centimanen, Briareus, Gyges, Cottus, die geheimen Kräfte der Natur; dann zum zweyten die Cyclopen, Arges, Steropes, Brontes, oder die Blitze, wie ſchon ihre Nahmen zeigen; hierauf die Titanen, Oceanus, Coeus, Crius, Hyperion, Japetus und Cronus, mit den Titaniden, Thia, Rhea, Themis, Mnemoſyne, Phöbe, Tethys. Doch kaum hatte Uranos die Macht ſeiner erſtgebornen Söhne, der Centimanen und Cyclopen, einſehn lernen: ſo eilte er, ſelbſt von ihr fürchtend, ſie in dem Tartarus einzuſchließen: wo ein grauſames Ungeheuer, Campe, die Wächterinn derſelben ward. Dies reizte Gäen zum Zorn; ſie wiegelte ihre Söhne, die Titanen, gegen den Vater auf, und auf ihr Geheiß entmannte der jüngſte derſelben, Cronus, den Uranos mit der von der Mutter ihm gegebenen Sichel, das iſt, mit der Zeit kam die Zeugkraft, deren Bild bey den Alten die männlichen Schaamtheile waren, vom Himmel zur Erde. Die abgeſchnittenen Theile, erzählt der Mythos weiter, ſtürzten auf die Erde herab, und aus den Blutstropfen, welche die Erde auffing, entſtanden nach einer regelmäßigen

Schwan=

Schwangerſchaft aus ihr die Erinnyen oder Furien, die Giganten, die Nymphä Meliä, des Bacchus Erzieherinnen, und Aphrodite, die Göttinn der Zeugung ſelbſt. Cronus behauptete nun die Herrſchaft, d. i. man vergaß der ältern Götter, ihnen folgten neue. Cronus vermählete ſich mit Rhea, ſeiner Schweſter und zeugte mit ihr verſchiedene Kinder.

Doch ehe wir den Stammbaum des Cronos weiter verfolgen, müſſen wir zuvor die Nachkommen der übrigen Titanen kennen lernen. Oceanus vermählete ſich mit der Titanide Tethys, und ward Vater von den berühmteſten den Griechen bekannten Flüſſen, wie von funfzig Töchtern, aus denen wir blos Clymenen, des Japetus Gemahlinn; Callirhoe des Chryſoars Gemahlinn; Idyia, die mit dem colchiſchen Aeetes; Perſeis, die mit Helios; Styx, die mit dem Pallas verbunden wurde, und Metis und Eurynome, die Geliebten Jupiters, auszeichnen. Cocus ward der Gemahl der Titanide Phöbe, und Aſteria die Gemahlinn des Perſeus, wie Jupiters Geliebte Latona, wurden ſeine Töchter. Der Titane Crius erhielt von Eurybien, der Tochter des Pontus, eine deſto zahlreichere Nachkommenſchaft; Aſträus, Pallas und Perſes waren ſeine Söhne. Der erſte, Aſträus, erzeugte mit der Eos, der Tochter ſeines Bruders Hyperion, die Winde Zephyr, Boreas, Notus und Heſper und die Geſtirne. Der zweyte, Pallas, ward von der eben genannten Oceanide Styx Vater allegoriſcher Kinder, der Nice, Bia, des Zelus und Cratos. Der dritte, Perſes, hatte des Coeus Tochter Aſteria zur Gemahlinn, die von ihm die Hecate gebahr. Wir gehen nun zur Nachkommenſchaft des Titanen Hyperion über;

über; ihm ward von der Titanide Thia Helios, Selene und Eos gebohren. Helios war von der Oceanide Perſeis Vater des kolchiſchen Aeetes und der Circe, wie dieſe vom Ulyſſes den Agriſſus und Latinus gebahr. Mit der Oceanide Idya zeugte Aeetes die berufne Medea. Eos haben wir ſchon als Gemahlinn des Aſträus erblickt. Sie hatte außer ihm noch den Orion, den Clytus, den Cephalus, von dem ſie Mutter des Phaeton wurde, und den Tithonus, der den Memnon und Hemathion von ihr zu Söhnen erhielt.

Noch einer der Titanen iſt aber außer dem Cronus uns übrig, er iſt Japetus, der Gemahl der Oceanide Clymene, und von ihr der Vater des Atlas, des Menoetius, des Prometheus und Epimetheus. Epimetheus verband ſich mit der ſchädlichen Pandora, und erhielt von ihr die Pyrrha. Prometheus aber ward Vater des Deucalion, des Gemahls der Pyrrha und Stammvaters der Hellenen. Dem Atlas aber gebahr Plejone die ſieben berühmten Plejaden, Sterope, des Oenomaus Gemahlinn und Mutter der Hippodamia; Merope, die Gemahlinn des Siſyphus; Celäno, die Mutter des Lycus vom Neptun; Alcyone, die von eben demſelben den Hyrieus, Hyperenor und die Aethuſa erzeugte. Ihre Tochter Aethuſa ward vom Apollo Mutter des Eleuther; ihr Sohn Hyrieus aber von Clonien Vater des Nycteus und durch ihn Grosvater der Antiope, die aus Jupiters Umarmungen den Amphion und Zethus erzeugte. Die drey letzten der Plejaden waren ſämmtlich Geliebten Jupiters; Maja gebar von ihm den Merkurius, Taygete den Lacedämon, Electra den Dardanus und Jaſion. Daß die

Alten

Alten unter den Titanen die Elemente verſtanden, iſt gewiß. Man ſieht es auch zum Theil dieſer Genealogie an. So wurden vom Aſträus, der Geſtirnung und der Morgenröthe, die Winde gebohren, da dieſe ſowohl unter gewiſſen Geſtirnen, als nach einer Röthe am frühen Tage ſich häufiger zu erheben pflegen. So entſtand vom Hyperion, dem Aufgange, die Sonne, der Mond und die Morgenröthe. Nur alles zu entwickeln verlange man in der dermahligen über dieſe Dinge herrſchenden Dunkelheit nicht. Die folgenden Dichter, die blos für das Vergnügen der Leſer ſchrieben, verwirreten das alles. Auch ſcheint man ehemahls ſelbſt über dieſe Dinge nicht beſtimmt genug gedacht zu haben. Auch wurden dieſe Genealogien ſpäterhin ſehr mit Zuſätzen vermehrt, wie offenbar hier mit dem Stammbaume des Japetus und den arkadiſchen Plejaden der Fall iſt. — Die Treue, die Styx dem Jupiter im Titanen-Kriege erwies, und der daher entſtandene Schwur bey ihr; die Mythen von den kolchiſchen Zaubereyen; die Entführungen ſchöner Jünglinge durch Auroren, wie Tithons kraftloſes Alter; die Sagen vom Atlas, der bald nach Afrika, bald nach Arkadien verſetzt wurde, und ſeine Verſteinerung durch den Perſeus, ſind die eigenen Mythen dieſer Titanen-Genealogie.

Wir gehen nun zum **Chronos** über. **Rhea** machte ihn zum Vater der Veſta, Ceres, Juno, des Pluto, Neptun und Jupiter. Die Zeit verſchlingt ihre Kinder. So hatte es Cronus den Titanen verſprechen müſſen; und hielt es. Den letzten ihrer Söhne nur rettete Rhea. Dem grauſamen Vater ward auf den Rath der älteſten Wahrſagerinn der Gäa ein Stein dafür gereicht;

und

und Jupiter in Creta durch Amaltheen erzogen, wie durch Waffengeräuſch vor dem Vater verborgen. Jupiter wuchs heran. Die verſchlagene Metis reichte ihm das Brechmittel, wodurch Cronus gezwungen ward, alle ſeine Kinder wieder von ſich zu geben. Ein ſpäteres genealogiſches Bild, das Daſeyn der Croniden, die doch der Vater verſchlungen hatte, zu erklären. Gäa aber, die Cronus durch die abermahlige Einſchließung ihrer älteſten Söhne in den Tartarus beleidiget hatte, verſprach dem Jupiter die Oberherrſchaft, wenn er ſie entledigen werde. Mit ſeinen Brüdern tödtete nun Jupiter die Campe, und die Centimanen und Cyclopen gingen aus ihrem Gefängniß hervor. Der Krieg gegen die Titanen ward mit ihrer Hülfe ſehr glücklich geführt; und die Titanen wurden nun im Tartarus verſchloſſen. Jupiter aber mit ſeinen Brüdern theilte die Welt, das iſt, dem Dienſte dieſer Götter wich der älteſte. Doch Gäa war durch die Strafe der Titanen aufs neue erbittert. Ihre Rächer ſollten die jüngſten ihrer Söhne, die Giganten, werden. Der Krieg mit dieſen Schlangengeſchwänzten Rieſen war fürchterlich. Doch alle Götter auf ſeiner Seite, ſiegte Jupiter; und unter Bergen und Inſeln begraben, hauchten ſie nur noch Feuer gen Himmel. Jetzt ſtellte Gäa den letzten ihrer Söhne, den ungeheuern Rieſen Typhon, den ſie ſelbſt mit dem Tartarus erzeugt hatte, gegen den Sieger auf. Alle Götter entflohen unter Thiergeſtalt nach Aegypten. Allein Jupiter ſtellte ſich dem Sturme des Ungeheuers entgegen. In der That ſchien anfangs Typhon zu ſiegen; er ergriff ſeinen Gegner und lähmte ihn. Doch, durch ſeine Freunde errettet, beſtieg Jupiter ſeinen

nen Wagen und donnerte den Götterfeind endlich nieder. Aetna ward die Laſt, die zuletzt auf ihn geworfen wurde. Titanen ſind die Elemente; die Giganten aber waren Erdbrände, wie auch Typhon oder Typhöus dies war. Daher werden den erſten Pallene auf der macedoniſchen Halbinſel, dem letztern Cicilien, beyde der Sitz der Erdbeben und vieler feuerſpeyender Berge, angewieſen. Auch erhielten beyde Lagerſtätten unter Vulkanen. Die Natur war mit ſich ſelbſt im Kampfe. Dies, und nicht mehr, ſagen alle drey Kriege. Doch Heſiod übergeht den Giganten-Krieg, vielleicht weil er eine neuere Erzählung war. Titanen und Giganten ſind oft verwechſelt worden.

Nun zu Jupiters Stammbaum. Er iſt ſehr zahlreich an Nachkommen; alle Völker, die ihre Stammhelden göttlichen Urſprungs ſeyn laſſen wollten, ſetzten dazu hinzu. Wir wollen daher nur die merkwürdigſten Söhne Jupiters anzeigen. Seine rechtmäßige Gemahlinn ward ſeine Schweſter Juno. Von ihr erhielt er den Mars, den Vulkan, die Hebe und Jlithyia zu Kindern. Eine Menge Geliebten aber theilten mit Junonen ſeine Zärtlichkeiten, reizten ihre Eiferſucht und erduldeten ihre Verfolgungen. Hier ſind die merkwürdigſten. Aus dem Göttergeſchlechte zeugte Jupiter 1) mit der Titanide Themis, die Horä, Symbole der regelmäßigen Abwechſelungen der Jahreszeiten, wie Themis das Symbol der Regelmäßigkeit überhaupt war, ſie mochte phyſiſch oder moraliſch ſeyn. Die Horä hießen Irene, Eunomia, Dice. Ihre Schweſtern waren die Parcen, Clotho, Lacheſis, Atropos. 2) Mit der Titanide Dione zeugte Jupiter nach einer abweichenden Erzählung die Venus; oben

ſahen wir dieſe aus des Uranos abgeſchnittenen Schaamtheilen entſpringen. So auch die Parcen als Kinder der Nacht. Doch Abweichungen dieſer Art dürfen uns nicht befremden.

Ferner ward Jupiter Vater

3) von der Oceanide **Eurynome**: der Grazien, Aglaja, Euphroſyne, Thalia.

4) von der Oceanide Styx: der Proſerpina.

5) von der Titanide **Mnemoſyne**: der **Muſen**, Calliope, Clio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Erato, Terpſichore, Urania, Polymnia.

Calliope ward vom Oeager, oder Apollo, Mutter des Linus, Orpheus und Muſäus; **Clio** von dem Pierus Mutter des Hyacinth; **Euterpe** von dem Fluſſe Strymon des Rheſus Mutter; **Thalia** gebahr vom Apollo die Corybantes; **Melpomene** vom Fluſſe Achelous die Sirenen.

6) Von der Oceanide **Metis** erzeugte Jupiter die Minerva. Minerva, die Göttinn der Weisheit, war die Tochter der weiſeſten Unſterblichen. Metis war ſchwanger und Jupiter verſchlang ſie. Aus ſeinem Kopfe ward dann das Urbild der Weisheit des Gottes, **Minerva**, gebohren.

7) Von der **Latona**, des Coeus Tochter, den Apollo, die Diana.

8) Von der Plejade **Maja** erhielt Jupiter den Merkur.

9) Von der **Electra** den Dardanus und Jaſion.

10) Von der dritten Schweſter **Taygete** den Lacedämon.

Mit Sterblichen aber erzeugte Jupiter nicht weniger berühmte Kinder: als mit der Semele

den

den Bacchus, mit Alcmenen den Herkules, mit Leden die Helena und den Pollux, mit der lyciſchen Laodamia den Sarpedon, mit der Europa den Minos, Rhadamant und Aeacus, mit der Antiope den Zethus und Amphion, mit Jxions Gemahlinn den Pirithous.

Neptuns Nachkommen waren:

a) Von ſeiner rechtmäßigen Gemahlinn, der Amphitrite: Triton und Rhode, die Gemahlinn des Sol.

b) Von der Jphimedia, einer Tochter des Triopus und der Braut des Aloeus: die Aloiden, Otus und Ephialtes.

c) Von der Libya, des Epaphus Tochter: Agenor und Belus.

d) Von der Venus, einer Sage nach: Eryx; ſonſt wird dieſer des Butes Sohn genannt.

e) Von der Phönice: Proteus.

f) Von der Lyſianaſſe, einer andern Tochter des Epaphus: Buſiris.

g) Von der Meduſa: Pegaſus und Chryſaor.

h) Von einer Unbekannten: der Rieſe Antäus.

i) Von der Thooſa: Polyphem.

k) Von der Cyro: Pelias und Neleus.

l) Von der Periböa: Nauſithous.

m) Von der Molione: die Molioniden, Cteatus und Euritus.

n) Von der Aſtipaläa: Euripylus.

o) Von der Hippothoe, des Perſeiden Meſtors Tochter: Taphius.

Filii Neptuni, wurden überhaupt bey den Alten alle grauſame, barbariſche und unſchlachtige Menſchen genannt.

Von dem noch übrigen Sohne des Cronus, Pluto, iſt keine Nachkommenſchaft bekannt. Eben ſo wenig von der Veſta.

Dagegen zählten unter den Söhnen Jupiters Mars, Apollo und Bachus eine zahlreiche Nachkommenſchaft auf. Wir bemerken nur die vornehmſten unter denſelben.

Mars hatte mit der Venus die Harmonia, den Schrecken und die Furcht, nach einigen auch den Eros und ſeine Brüder zu Kindern. Mit der Aſterope erzeugte er den Oenomaus, mit der Aſtyoche den Aſcalaphus und Jalmenus, mit der Nymphe Biſtonis den Tereus, mit der Tochter des Cecrops, Agraulus die Alcippe, mit der Demonice den Pylus, Molus, Evenus, den Vater der Marpeſſa, und den Theſtius. Außerdem werden noch zwey Cycni, die in der Geſchichte des Herkules vorkommen, Söhne von ihm genannt.

Vom Vulkan ſind nur die Söhne Periphetes, Erichthonius, den er auf einer ſonderbaren Art mit Minerven erzeugte, Cacus und Cercyon, der Vater einer gewiſſen Geliebte Neptuns Alope, bekannt. Seine Gemahlinn wird bald Venus, bald Charis genannt.

Apollo hatte nie eine rechtmäßige Gemahlinn. Mit der theſſaliſchen Coronis aber zeugte er den berühmten Aeſculapius, mit der Rhöo den Amus, mit der Muſe Urania den Linus, mit der Cyrene den Ariſtäus, mit der Manto, des Tireſias Tochter, den Mopſus. Die Muſe Calliope ward von ihm Mutter des Orpheus; die Muſe Thalia der Corybanten; Chione Mutter des Philammon; Area des Miletus. Aerzte, Wahrſager, Dichter und überhaupt kluge Men-

ſchen,

ſchen, wurden ſehr häufig für Söhne dieſes Gottes ausgegeben.

Die berühmteſten Söhne des Merkurius waren von der Chione Autolycus, von der Herſe Cephalus, von der Carmenta Evander.

Auch Bacchus zählte wenig berühmte Nachkommen. Von ſeiner Gemahlinn Ariaone hatte er den Oenopion und Staphylus, von der Venus den Hymenäus und Priapus. Doch alle dieſe Stammbäume der zwölf Götter ſind eigentlich neue Erfindung. Es war nur zu gewöhnlich, daß ein Volk ſeinen Stammhelden von einem Gotte ableitete. Ein berühmtes ſchönes Frauenzimmer ward dann immer die Mittelsperſon. Sie war ſo ſchön, daß ein Gott ſie liebte; er war ſo ſchön, daß eine Göttinn ihm gewogen war; dies waren Redensarten, womit die alte Welt die größte Schönheit ausdrückte; wie überhaupt alle ſchöne Dinge, Pferde, Waffen, Kleider, von den Göttern ſeyn mußten. Dieſe alte kindiſche Sprache gab dann in der Folge oft Gelegenheit zu erdichteten Entführungen u. ſ. f. Helden leitete man oft vom Mars, Dichter vom Apollo, Seeleute vom Neptun ab. Die älteſten Mythographen ſind hiermit ſehr ſparſam.

Unter die hieher gehörigen vornehmſten Mythen, die in das Geſchlecht der Croniden gehörten, ſind außer der Titanomachie, Gigantomachie und dem Kriege mit Typhon, der Entſezung des Cronus und der Theilung ſeiner Söhne, die wir bereits erwähnt haben, noch zu rechnen: Aus Jupiters Geſchichte die Geburt der Minerva, die Verſtoßung des Vulkans, die Anfeſſelung der Juno von demſelben, die Entführung der Europa, die Verwandlung der Jo, die Geburt des Bacchus, die Verführung der Alc-

mene: Aus der Geſchichte des Neptuns der Streit mit Junonen über Argos, mit Minerven über Athen: Aus Apollens Geſchichte ſeine Geburt, die Beſitznahme von Delphi durch die Tödtung des Drachens Python, die Erſchlagung der Cyclopen und Apollens Exil bey dem Admet, ingleichen mit Neptun bey Laomedon; ſein Wettſtreit mit dem Marſyas: Aus Dianens Geſchichte Orion, Tityus, die Aloiden.

Wir ſind alſo nun am Ende des Stammbaums der griechiſchen Götter, aber noch bleibt uns die Ausbildung der erhaltenen Mythen, welche die Griechen bewerkſtelligten, oder die dritte Epoche der durch die Griechen uns hinterlaſſenen philoſophiſchen Mythen übrig. Es iſt eine beynahe allgemeine Sage, daß die Griechen ſehr zeitig den Dienſt der obern zwölf Götter erhielten. Nur widerſpricht die Geſchichte dieſer Sage. Denn noch im Homer laſſen ſich Spuren antreffen, daß verſchiedene unter dieſen Göttern nicht allgemein in Griechenland verehrt wurden, und vielleicht wurden ſie es nie. Ehe wir aber den Mythen dieſer Götter etwas näher treten können, iſt es zuvor noch nöthig, einige wichtige Data aus der Geſchichte der Cultur der Griechen anzugeben. Thracien ſcheint offenbar etwas früher als Griechenland cultivirt worden zu ſeyn. Der nahe Umgang mit den Phrygiern, vielleicht auch, wenn wir aus der Seereiſe des Cadmus etwas ſchließen dürfen, ſelbſt die Direction, welche die Reiſen der Phönicier nahmen, trugen etwas dazu bey. Genug der Dienſt und die Verehrung der obgedachten Naturweſen war in Thracien, wie verſchiedene andere nützliche Erfindungen, früher als in Griechenland bekannt. Die ſamothraciſchen Myſterien, ein Theil

dieſer

dieſer Religion, wurde auch ſchon unter den älteſten Griechen hochgeſchätzt, waren aber unbekannt. Man drängte ſich dazu, ſich in den Myſterien dieſer Götter, die man in Samotracien Cabiri nannte, einweihen zu laſſen, wie wir aus der Geſchichte der Argonauten wiſſen. Indeß verbreiteten ſich einzelne Funken dieſes Natur-Dienſtes ſchon zeitig durch Griechenland. Creta, können wir glauben, war die Wiege deſſelben. Aber er kam von mehr als einer Seite, ward mit dem alten Sonnen- und Mondesdienſt, dem obgedachten genealogiſchen ältern Naturſyſtem und der eigenen Reflexion der Griechen vermiſcht; und ſo mußte am Ende ganz natürlich eine ganz eigene Religion entſtehen. Die Inſeln der Griechen ſcheinen überhaupt eher cultivirt worden zu ſeyn, als das feſte Land; wie im Gegentheil da die Cultur eine weit größere Feſtigkeit und Stärke erhielt. In Samotrace herrſchte die alte Naturreligion unter dem Nahmen der Cabiren. In Cypern hatte Aſien ſeinen Dienſt der Venus, unter der man die Natur oder Zeugungskraft verehrte, angepflanzt. Delus verehrte unter ſeinem Apoll und ſeiner Diana den alten Sol und die Luna der Aſiaten. In Cythera, an der lakoniſchen Küſte, betete man die uralte Venus Urania an, die mit der Cypriſchen in Verwandtſchaft ſtand. In Creta ſiedelte ſich durch gewiſſe Cureten, wahrſcheinlich von ihren Göttern benannte Prieſter, der Dienſt der Natur unter dem Nahmen der Rhea an. Er ward, wie in Aſien der Dienſt der Cybele, unter Waffengeräuſch und mit einem wilden Enthuſiasmus vollbracht. Man gab vor, Rhea habe den Jupiter daſelbſt geboren, und verberge ihn vor ihrem Gemahl, dem Cronus. Wahrſchein-

lich lag in dieſer Erzählung ein Symbol der werdenden Fruchtbarkeit. Denn aſiatiſch und ſymboliſch war der Dienſt oder die Religion der Cureten ganz unbezweifelt anfänglich. Aber die Folgezeit und die Einbildungskraft der Dichter verdrängte mit der Zeit dies alles.

Unterdeſſen breitete ſich die Verehrung der Venus Urania von Cythera aus nach dem Peloponnes. Der alte Mond kam nach Argos und ward da als Juno verehrt. Die Arkadier datirten noch von dieſer Ankunft, und nannten ſich älter als den Mond. Zu gleicher Zeit kam in dieſen Gegenden auch, was wir erkennen können, ein Geſchenk aus Afrika, die Religion Neptuns auf; unter dem man ſich das Symbol des Waſſers, das in den ältern Cosmogonien Ocean, oder Pontus hieß, dachte. Vielleicht war dieſer Neptun oder **Poſidon**, wie ihn die Griechen nannten, ein Begleiter des Danaus; denn in deſſen Geſchichte ſpielt Poſidon frühzeitig eine große Rolle.

Eben ſo könnte man **Athenen** oder **Minerven**, das Symbol göttlicher Weisheit, das Athen ſeine Schutzgöttinn nannte, ein ägyptiſches Geſchenk nennen, das mit dem Cecrops in dieſe Gegenden eintrat. Auch hier erſcheint Neptun, vielleicht der Schutzheilige der Seefahrer, ſchon in großer Achtung; aber auch hier wird er verdrängt. Ehe noch dieſe Einführungen geſchahen, hatte ſich die Religion des Apollo und der **Diana** in den mittlern Theil von Griechenland verbreitet. Sie fand in Phocis bey den Hellenen und in Theſſalien Schutz. Dieſe weiheten dem Apollo das älteſte ihrer Orakel. Diana war aber ſtets mit dem Apollo vereinigt. Die Idee zu den Orakeln war uralt und bey den

den aus Epirus hervorgewanderten Pelasgern, von ihrem dodonäiſchen Orakel her, einheimiſch.

Um eben dieſe Zeit ſcheint ſich auch in Lemnus und Samothrace der Dienſt des **Vulkans** oder Hephäſtos angeſiedelt zu haben. Vulkan war das perſonificirte Symbol des Feuers. Der ganz ausländiſche Nahme ſcheint ſeinen ausländiſchen Urſprung zu bezeugen. Vielleicht dankte er denſelben einem Raiſonnement von der Kraft und Wirkung des Feuers auf die Zeugungskraft der Natur. Bald hernach brachte Cadmus den **Mars** oder **Ares** mit ſich aus Thracien nach Böotien. Dieſes Symbol der kriegeriſchen Bravour fand eigentlich nie in Griechenland durchgängig Eingang. Dann aber fand allerdings **Hermes** oder **Mercur** eine Gottheit, die Danaus wahrſcheinlich nach Arkadien brachte, und die aus Arkadien beynahe durch ganz Griechenland den Sitz ihrer Verehrung ausbreitete. Hermes, das Symbol der Klugheit, der Erfindungen, der körperlichen Gewandtheit, oder was nach den rohen Begriffen für eins mit der Klugheit galt, die Liſt, war in Arkadien, der Schweitz der Griechen, die höchſte Gottheit, und war in mehrern Beziehungen bald in dem übrigen Griechenlande verehrt.

Ungleich ſpäter wanderte, und wie es ſcheint aus Creta, der Dienſt der **Ceres** nach Attica, und von da aus durch das ganze Grācien ein. Ich glaube, die Einführung des Ackerbaues war ſchon vorher geſchehen. Bey alle dem war Ceres das Symbol der fruchttragenden Erde, und ihre Feſte und Myſterien waren die älteſten Aerntefeſte der Griechen. Noch ſpäter erhielt Griechenland endlich die Religion des **Bacchus**, und dieſe, wie es ſcheint, über Thracien und

Böotien. Bacchus war ebenfalls in uralten Zeiten ein Symbol der Natur; ſein Dienſt als eine neue Religion war mit Unwillen aufgenommen, das erzählt die Mythe ſehr deutlich. Bald aber verbanden ſich mit dieſen vergeſellſchafteten Gottheiten ganz eigene Ideen. Mit ihnen kamen die Myſterien, eine Aehnlichkeit mit den Samothraciſchen, nach Griechenland. Man verſtand unter beyden die obengedachten alten Symbole der Natur; unter denen Bacchus die Sonne, den Himmel, oder wen man ſonſt den Geber der Fruchtbarkeit nannte; unter der Ceres die Erde, die Natur oder die Empfängerinn der Fruchtbarkeit. Aber hier wurden dieſe Gottheiten nicht zuſammen verehrt. Wie in Phrygien bey dem Dienſte der Cybele, oder in Aſien bey der Religion der Diana von Epheſus, der Dea Syria und Venus Urania die andere Gottheit ganz verlohren ging. Nur verknüpften ſich jetzt mit dem Bacchus und der Ceres noch andere Ideen, nähmlich die Erinnerung an die Wohlthaten, welche die Menſchen durch den Ackerbau erhalten hatten, nähmlich die Cultur, die Geſetzgebung u. ſ. f. Dieſe von einem Volke zu dem andern wandernde Cultur drückte man unter den Reiſen des Bacchus aus.

Noch eine andere Eigenheit nahm die philoſophiſche Mythe der Griechen an, daß man nähmlich häufig mit der Nationalgeſchichte die perſonificirten philoſophiſchen Ideen verband und dieſe als Perſonen unter den Heroen handelnd auftreten ließ.

So können wir denn nun der eigentlichen Deutung der philoſophiſchen Mythen etwas näher treten. Jupiter, Zevs, war früh den Griechen bekannt. Die älteſten Pelasger begriffen unter

ihm

ihm den aus der Vorſtellung des Sol entlehnten Himmelskönig, den Moloch, den Baal der Aſiaten und bald die Natur. Seine Religion war unter allen Pelasgern gangbar, und kam auch durch die epirotiſchen, das Stammvolk der Hellenen, unter dieſe. Der erſte Begriff ging mit der Zeit in den über, daß Jupiter für das höchſte Weſen, den Vater der Götter und Menſchen angeſehen wurde. Den zweyten erneuerte in Creta der Dienſt der Rhea. Hier wurde Jupiters Mythos mit der Geſchichte alter Könige verwechſelt, und er ein hiſtoriſches Weſen. An dieſe Vorſtellungen ketteten ſich die alten genealogiſch koſmogoniſchen Begriffe von der Entthronung des Cronus und der erlangten Oberherrſchaft, ingleichen vom Streite mit den Titanen, Giganten und dem Typhon. Die orphiſche Religion machte endlich den Jupiter zum Symbol der obern Luft. In dieſer Betrachtung erhielt er den Blitz, war mit ſeiner Schweſter Juno, der untern Luft, verknüpft; und eine Menge philoſophiſche Mythenausdrücke ſind allein aus dieſem Begriffe erklärbar, aber uralt. Denn ſchon Homer kennt ſie.

Juno, bey den Griechen Here, die Frau oder die Königinn, kam in der Geſtalt der Venus Urania von den Phöniciern zu den Griechen. In ihr lag offenbar der vom Monde entlehnte Begriff, ſie ſey die Königinn des Himmels. Dann ward ſie, wie Jupiter, Baal, Moloch in das Symbol der Natur und Zeugungskraft übergieng, in dem mit ihr verwechſelten Begriffe der Venus Urania als Natur verehrt. Eine Abbeugung dieſer Vorſtellung war es, daß Juno auch für die Aufſeherinn der menſchlichen Zeugung, alſo der Ehen und Geburten

ange-

angeſehen wurde. Das alte Griechenland hatte dazu eine eigene Gottheit Jlithyia, die aber bald mit Dianen und der Juno verwechſelt ward. In der orphiſchen Religion endlich ward Juno das Symbol der untern ſtürmiſchen Luft. Hieraus wurden eine Menge beſonderer Mythen; der Streit der obern gegen die untere Luft zur böſen Ehe, die ſie mit dem Jupiter führte; Juno die Verfolgerinn vieler Helden und endlich eine **Dichtermaſchine**, die feindſeelige Gottheit, die oft die beſten Anſchläge der Götter und Menſchen hintertrieb.

Apollo war nicht minder eine der älteſten Gottheiten und ſchon den Pelasgern bekannt. Er kam zu ihnen aus Aſien als **Symbol** der Sonne, aber der Sonne nach aſiatiſchen Begriffen, wo ihre Strahlen, ihre Pfeile, beſonders fürchterlich ſind; oft Tod und Verderben verurſachen. Daher ward dieſer gefürchtete **Bogenſchütze** auch die Urſache plötzlicher Todesfälle genannt. Den Pelasgern war Apollo die älteſte, oberſte Gottheit; ſie ein Volk, das vor der Einführung des Ackerbaues vorzüglich Viehzucht trieb. Hier alſo ward Apollo der **Vorſteher der Viehheerden**, und ſeine Mythen verlieren ſich in das graueſte Alterthum der Nation. Wahrſcheinlich erkannten die älteſten Barden den Nationalgott, den Apoll, für ihren Begeiſterer. Alles alſo, was den Barden zukam, ward ihm zugeſchrieben und Apollo das **Haupt der Barden**, mithin **Wahrſager**, oder Mantis und Prophet, ferner **Dichter**, **Vorſteher der Muſik** und endlich auch **Arzt**. Denn alle dieſe Eigenſchaften vereinigten ſich in den alten Barden. So fanden ihn die Hellenen in den neuen Gegenden, welche ſie bezogen; und Apollo erhielt

die

die Orakel, deren Begriff ſie mit ſich brachten, und die nun beſonders in Phocis zu Delphi und an andern Orten mehr angelegt wurden. Apollo hatte der Sage nach ehemahls unter Menſchen gewandelt; dies ließ die Fabel von ſeinem Hirtenſtande entſtehen. Apoll ward zuerſt auf Delos verehrt; dies erſchuf die Mythe von ſeiner Geburt. Geſunde Gegenden, große Aerzte waren ihm unterworfen, daher Aeſculap ſein Sohn.

Diana, die Artemis der Griechen, war als das alte **Symbol des Mondes** die Schweſter des Apollo. Ihr Dienſt kam ſo zeitig als der des Apolls und die Pelasger. Ihre Religion war ſehr nach der des Apollo geformt. War Apoll Bogenſchütz und der ſchnelle Tödter, ſie ward es auch. Inſonderheit nahm der Pelasger, dem Viehzucht und Jagd die Hauptbeſchäftigungen des Lebens waren, eine doppelte Vorſtellung von den Aſiaten über Dianen an. Der nächtliche Mond iſt Beſchützer und Beförderer der Jagd. Diana hieß die Jägerinn, die **Beſchützerinn der Jagd** und mithin die **Verſteherinn der Berge, Wälder und weiter, offner, zur Jagd geſchickter Gegenden.** Wahrſcheinlich leiteten ſich aus dieſer Idee, die dem Begriff des Apollo nachgeformt wurde, die Idee vom Pfeilſchießen und ſchnellen Ertödten Dianens, beſonders bey dem weiblichen Geſchlechte, ab. In Aſien gieng Diana in das **Symbol der Natur** über, und das iſt die Diana von Epheſus, die mit der griechiſchen in keiner Verwandtſchaft ſteht. Später wurde auch die Vorſtellung von Ilithyen in Dianen gelegt und ſie die **Geburtshelferinn.** Diana als Mond erhielt auch unter dem Nahmen **Phoſphorus** die beyden Fackeln; doch auch dies ſpät. In den alten Coſmogonien ſcheint

ſcheint man unter Dianen den **Vollmond**, wie unter ihrer Mutter **Latona** den **Neumond** begriffen zu haben. Vielleicht ſagte eine alte Cosmogonie: der Neumond war älter als die Sonne und der Mond; Latona ward alſo Mutter des Apollo und der Diana. Sprach es auch nicht vielleicht vorher eine alte Sage aus, daß eine gewiſſe Latona den Dienſt des Apollo und der Diana eingeführt, und ſie alſo erzeugt habe. Dies gab jener genealogiſchen Dichtung den Grund.

Venus, die Aphrodite der Griechen, iſt ein äußerſt zuſammengeſetzter, aſiatiſcher Begriff. Urſprünglich lag wohl die Vorſtellung: **der Mond iſt die Beförderinn der Zeugungskraft**, in dieſer mythiſchen Perſon. So ſcheinen auch die Griechen ihre erſte Venus erhalten zu haben. Nächtliche Feſte, Tänze, Begattungen machten dieſe Göttinn beliebt. Bald da der Aſiate den Dienſt der Natur in ſeine beyden älteſten Gottheiten, den Sol und die Luna legte, gingen dieſe Ideen in den Begriff der Venus über. Venus ward das **Symbol der zeugenden Natur**. Ihre Fruchtbarkeit dankte ſie der Sonne; und verlor ſie, wenn dieſe im Winter die Erde verließ; fand ſie wieder, wenn dieſe im Frühjahr zurück kehrte. Dieſe Vorſtellung ward in die Mythe **Venus und Adonis** eingekleidet. Cosmogoniſche Dichter kamen dazu. Die Erde entſtand ihrer Meinung nach aus dem Waſſer, **Venus ging aus dem Meere hervor**. Nach einiger Zeit ward Venus als dasjenige Weſen in den Cosmogonien angeſtellt, das die verſchiedenen Dinge vereinigte. Der Hauptbegriff, den man von nun an mit der Venus vereinigte, war, **Venus iſt die Liebe**; Eros ward nun ihr Sohn, Mars ihr

ihr Geliebter; und bey dieſer Vorſtellung blieb man ſtehen. Dann wurden der Venus die Göttinnen der Reize zugegeben; und ſie das Ideal der Schönheit.

Wir kommen nun auf diejenigen unter den zwölf Göttern, die von den eigentlichen Reformatoren und Verbeſſerern der Griechen unter ſie einwanderten. Hier iſt der erſte **Neptun**, der **Poſidon** der Griechen. Dieſe Gottheit ſtammte höchſt wahrſcheinlich aus Afrika und Aegypten ab. Mit dem Danaus und andern erweislichen Afrikanern kam dieſe Gottheit nach Griechenland. Was die alten Cosmogonien bey dem Begriffe Pontus, Ocean, Nereus verbunden hatten, dies ward zuſammen genommen auf den neuern Poſidon transferirt. Neptun war das Symbol des **Meeres**; alſo war ſein Dienſt beſonders zu der Zeit und an den Orten beträchtlich, wo man Seefahrt trieb. Die Cosmogoniſten hatten alles aus dem Waſſer entſtehen laſſen; das Meer umgab die Erde, die nach ihrer Meinung gleichſam auf dem Meere ſchwamm. Neptun ward alſo der **Erdumfaſſer**, Gäochus, und auch einer Meinung nach, die man von dem Erdbeben hatte, deren Urſprung man dem Meere zuſchrieb, der **Erderſchütterer**, Enoſigäus. Afrika blieb immer ſein Hauptſitz. Die von dieſen Gegenden her nach Griechenland gekommene Pferdezucht ward ihm gleichfalls zugeſchrieben; und er der Schöpfer der **Pferde**, der Vorſteher der Wagenrennen u. ſ. f. Eine Vorſtellung der Barbarey, die man von den Seeleuten hergenommen hatte, blieb gleichfalls an dieſer Gottheit hangen, und alle rohe und brutale Menſchen wurden Söhne dieſes Gottes. Die Genealogiſten machen den Poſidon nach der an-

genom-

genommenen Idee: die Söhne des Cronus theilten ſich in die Welt, den Himmel, die Erde und das Waſſer, zum Sohne des Cronus.

Auch Minerva oder Athene der Griechen war eine ausländiſche Gottheit. Wahrſcheinlich brachte ſie Cecrops aus Sais in Aegypten mit ſich nach Griechenland. Dort in Sais ward die Göttinn Neith, das Symbol der Klugheit des Weltſchöpfers, verehrt. Eben dieſes Symbol der göttlichen Weisheit, wie überhaupt der Klugheit, war in Griechenland Athene. Ihre Mutter ward die kluge Metis; Jupiter gebahr ſie aus ſeinem Haupte. Kriegeriſcher Muth mit Klugheit verbunden, war die erſte der Heldentugenden der Vorwelt, die zum Fürſten erhob, und Athene ward im Gegenſatze der wilden kriegeriſchen Bravour, des Mars, ihr Symbol. Allein auch alle andre gute Erfindungen wurden Minerven zugeſchrieben und alle künſtliche Erfinder ihre Lieblinge, ſo wie Erbauer von Schiffen, von ſehr wirkſamen Kriegsmaſchinen u. ſ. f. Als das Symbol des klugen Krieges war Athene bewafnet. Doch man lernte auch andere nützliche häusliche Erfindungen kennen. Dieſe fielen meiſtens dem weiblichen Geſchlechte zu und Athene Ergane ward dann, mit dem Peplum bekleidet, ihre Vorſteherinn. In dieſen beyden Betrachtungen konnte die muthige und weiſe Minerva die ſchönſte Vorſteherinn der Städte werden. Der Oehlbaum, ein Geſchenk des Cecrops, des Stifters ihrer Religion, ward Minerven nicht mit Unrecht zugeſchrieben.

Den Mercur oder Hermes der Griechen machte nicht weniger Danaus der Aegypter einheimiſch, und verpflanzte auf dieſe Art den Thoth der Aegypter, oder das Symbol der menſchlichen

chen Klugheit, nach Griechenland. Die Religion dieſer Gottheit ſiedelte ſich beſonders in Arkadien an. Unter dem daſigen Hirtenvolke aber würde Thoth, der Erfinder der wichtigſten menſchlichen Kenntniſſe, ſchlechtes Glück gemacht haben. Pan war zeither der Vorſteher ihrer Heerden geweſen. Das wurde nun Merkur, und Griechenland eignete ihm nach und nach ſeine Erfindungen zu. Merkur ward alſo das Symbol der menſchlichen Cultur; und da zu dieſer Witz, Erfindſamkeit, oder was der rohen Vorwelt mit dieſer eins iſt, Liſt und Behendigkeit gehört; ſo ward auch Merkur das Symbol der Klugheit, der Liſt und Behendigkeit. Ihm ward die Muſik, der Tanz, die Leibesübung, Beredſamkeit und alles, was am Menſchen Cultur iſt und giebt, zugeeignet. Nach und nach verflochten ihn die Arkadier, wo der vornehmſte Sitz ſeiner Verehrung war, in ihre Geſchichte; er ward der Sohn einer Arkadierinn, der Plejade Maja und des höchſten Gottes. Eine neue Ausbildung der Mythe dieſer Gottheit gab die Gewohnheit der Alten, die gewandteſten Jünglinge zu Herolden zu gebrauchen. Merkur ward Herold des Jupiters und Mittler zwiſchen der obern und untern Welt; bald alſo auch der Führer der Seelen. Eine Idee, die aus der alten Zauberey und Aufrufung der Todten, wie es ſcheint, ihren Urſprung nahm. Merkur führte in der That vor Alters einen Zauberſtab. Dann verwandelte ſich dieſer in einen Heroldsſtab, den jedoch noch zwey der zur Zauberey gehörigen Schlangen umgaben.

Mars, der Griechen Ares, iſt die nächſte Gottheit, von der wir geſagt haben, daß ſie Griechenland von auswärts her erhielt; und

 zwar,

zwar, wie es ſcheint, brachte ſie Cadmus aus Thracien nach Böotien. Unſtreitig war Mars in Thracien das Symbol des Krieges überhaupt, dafür er auch bey den alten Griechen und Römern galt. Die folgenden Griechen aber ließen ihn inſonderheit das Symbol der rohen körperlichen und brutalen Tapferkeit ſeyn. So unterſcheidet ihn ſchon Homer ſehr genau von der Minerva. Vielleicht war er den Thraciern mehr, und wahrſcheinlich ihr Herkules. Die Liebe, die Vereinigung in der Natur, beugt die Stärke, ſcheint alſo die Grundlage zu der Idee geweſen zu ſeyn: Mars liebt die Venus. Freylich erhielt das in den Händen der folgenden Dichter eine viel andere Geſtalt.

Auch Vulcan gehört unter die ausländiſchen Mythen. Die Griechen nannten ihn Hephäſtus. Es bleibt immer unerklärbar, woher die Griechen dieſe Gottheit nahmen. Man weiß nicht, gehört ſie zu den älteſten oder früheſten Göttern derſelben. So viel ſich durchſehen läßt, vereinigten ſich frühzeitig die Begriffe vom Feuer und der ſeit deſſen Erfindung ausgegangenen Cultur unter den Menſchen, die vornehmlich die Bearbeitung der Metalle befördert hatte. Es bleibt nun alſo ungewiß, ob die Ideen, welche das Weſen des Vulkans ausmachten, urſprünglich aus dem Syſtem der Sonnenanbetung, oder dem Naturſyſtem entſprangen, das iſt, ob ſie aus Ober- oder Vorderaſien ihren Urſprung nahmen. Vielleicht kamen die Mythen vom Vulkan mit denen von Prometheus zugleich, doch auf verſchiedenen Wegen nach Griechenland. Genug, Vulkan war bey den Griechen anfänglich das Symbol des Feuers; dann das Symbol der künſtlichen Feuerarbeiten und damit der Schö-

pfer

pfer aller wichtigen Kunſtarbeiten, die über den Begriff der rohen Vorwelt gingen. Daß das Feuer keine Geſtalt hat, war wohl der Grund zu der ſonderbaren Mythe, mit der ſich das Alterthum von ſeiner Mißgeſtalt trug. Venus, die Göttinn der Reize, ward die Gemahlinn des erſten aller ſchönen Künſtler.

Eben ſo dunkel iſt die Entſtehung der Göttinn Veſta oder der Heſtia der Griechen. Auch hier paarte ſich das Feuer mit der Cultur. Seit nähmlich die Menſchen anfingen, Feuer zu gebrauchen und Häuſer zu bewohnen, ſeit dem entſprang ihre Cultur. Die ältern Dichter erwähnen dieſer Heſtia nicht. Den jüngern iſt ſie das Symbol des Hausfeuers, die Schutzgöttinn der Häuſer und der häuslichen Sicherheit und Bequemlichkeit. Sie wird daher als eine Göttinn und Vorſteherinn der Cultur auch mit dem Merkur verbunden.

Ceres iſt endlich die letzte unter den zwölf Göttern, die wir kennen zu lernen haben; bey den Griechen heißt ſie Demeter. Dieſe Göttinn iſt das, was die Aſiaten unter verſchiedenen Nahmen als Natur verehrten. Alſo ihre Cybele, Aſtarte, Diana u. ſ. f. Ceres bezeichnete erſtlich die Mutter Natur, dann die Erde, weiter die fruchttragende Erde und die Fruchtbarkeit, endlich die Erdfrüchte und den Ackerbau; und, da mit dieſem die älteſte Cultur, Staateneinrichtung und Geſetzgebung verbunden war, ſo ſchilderte ſie auch das Symbol von dieſen. Ceres hatte verſchiedene Orte, wo ſie verehrt und ihre Fabeln hingeſetzt wurden. Als Erde war das Saamenkorn, Proſerpina, ihre Tochter. Da dieſes eine Zeitlang verborgen liegt, [illegible] iſt: ſo ward Proſerpina der Ceres entführt.

 Mutter

Mutter Natur ſuchte die verlorne Fruchtbarkeit, ſo Venus den Adonis, Iſis den Oſiris, Ceres Proſerpinen. Die Dichter ſponnen hieraus eine weitläufige Erzählung an. Ceres ſucht ihre Tochter, und ſtreut dabey das Samenkorn aus. —

Zu den klaſſiſchen Werken, aus denen man bey dieſer Wiſſenſchaft vorzüglich ſchöpft, gehören vor allen Homer und Heſiodus. Nach ihnen, da wir die Werke der alten Cycliſchen Dichter und der älteſten Mythographen verlohren haben, ſind mit Rechte hieher zu zählen diejenigen, die mit Zuverläſſigkeit aus dieſen Werken ſchöpften; als Apollodor von Athen, deſſen Bibliotheca Heyne ſo bereichert zum zweyten Mahle heraus gegeben hat; ein Eratoſthenes von Cyrene und Bibliothekar des Ptolemäus Evergetes, von dem wir jetzt nur noch eine Beſchreibung der mythiſchen Sternbilder oder Cataſteriſmi beſitzen; Apollonius Rhodius, ebenfalls einer der gelehrten Alexandriner, deſſen vier Bücher Argonautica bekannt genug ſind; nicht weniger Callimachus von Cyrene, auch ein Alexandriner, von dem wir nur noch einige erzählende Hymnen haben, um deren Ausgabe ſich der große Spanheim 1697 ein unſterbliches Verdienſt erworben hat. Nächſt ihnen aber ſehen wir einen Quinctus Calaber, oder beſſer Smyrnäus genannt, in ſeinen 14 Büchern der Paralipomena, mit deren Berichtigung ſich Laurentius Rhodomannus den Nahmen eines unſerer gründlichſten Kritiker erworben hat; nicht weniger einen, freylich oft ohne ſeinen Scholiaſten ganz unverſtändlichen, Lycophron in ſeiner Caſſandra, als bewährte Zeugen an. In dieſer Caſſandra erwählte nämlich Lycophron den ganz eigenen Gang, daß er die ehemahlige trojani-

trojaniſche Prophetinn Caſſandra das alles in dunkler prophetiſcher Sprache voraussagen ließ, was nachher in Troja bey ſeiner Eroberung und bey der Rückkehr der Helden davon erfolgte. Eben unter dieſe klaſſiſchen Gewährsmänner, obwohl in einer andern Beziehung, zählen ſich Pindar, Anacreon, Alcäus, Sappho, Ibycus, Simonides, Bachylides, Tyrtäus, und die übrigen griechiſchen Lyriker, deren erhaltene Bruchſtücke Urſinus in ſeinen Fragmentis Lyricorum, und noch neuerlich Brunk in ſeinen Analectis, zuſammenzuſtellen, die Mühe genommen haben. Was davon zu dem Fache der Mythologie gehört, hat uns neuerlich der gelehrte Schüler des großen Heyne, Herr Herrmann im zweyten Theile ſeiner vortreflichen Mythologie mit eiſernem Fleiße zuſammengetragen. Eben derſelbe verband damit auch die ſogenannten Homeriſchen Hymnen, die, wenn ſie auch ſchon dieſem Vater der Dichter nicht zugeeignet werden können, dennoch als Gedichte eines hohen Alterthums allen Rang eines glaubwürdigen Zeugen verdienen. Von den Orphiſchen Hymnen, welche Herr Herrmann an dieſe anknüpfte, ſprechen wir hernach. Sie machen ein eigenes Mythengeſchlecht aus. Eben ſo ſtellen ſich auch in die Reihe der bewährten mythologiſchen Nachrichten die Gedichte der alten Tragiker, eines Aeſchylus, Euripides und Sophocles, und anderer, die wir theils noch vollſtändig, theils in einzelnen Bruchſtücken beſitzen. In ſo fern Hyginus, der Freygelaſſene Auguſts, aus den alten Tragikern und Cyclikern ſeine mythiſchen Fabeln zuſammengetragen hat, ſchließt er ſich offenbar an dieſe an. Doch ſelbſt der vereinigte Fleiß eines Munker und van Staveren

ren hat dieſen Schriftſteller uns noch nicht ganz wieder werden laſſen. Zur letzten Claſſe der bewährten mythologiſchen Nachrichten zählen ſich endlich die Nachrichten, welche uns einzeln alte Geſchichtſchreiber und Geographen geben, z. B. die Nachrichten eines Herodotus, eines Dionyſius von Halikarnas und viele der Nachrichten eines Strabo.

Haben wir aber nun aus dieſen verſchiedenen Schriftſtellern uns ein Syſtem deſſen gebildet, was mit Recht alte griechiſche Mythe heißen kann: ſo gibt es eine zahlreiche Menge Schriftſteller, die dazu beytragen, uns dieſes Syſtem gehörig ausbilden, berichtigen und die verſchiedenen Mythenclaſſen darin unterſcheiden zu laſſen. Dahin gehören erſtlich die beſten unter den Scholiaſten, vorzüglich der Scholiaſt eines Pindars, Apollonius, eines Euripides, Sophocles, ſo wie, der am erſten genannt zu werden verdiente, der Scholiaſt der Iliade und Odyſſee. Allerdings fehlt noch viel, daß wir dieſe und überhaupt die ältern Scholiaſten frey von den Interpolationen und Depravationen der folgenden Grammatiker beſitzen ſollten; ſie ſind und bleiben aber dennoch eines der erſten Hülfsmittel zu einem gründlichen Studium der Mythologie. Für dieſes iſt auch des fleißigen Pauſanias Beſchreibung von Griechenland in zehn Büchern zu rechnen. Selbſt der große Heyne ſchreibt ihm das Verdienſt einer großen Gründlichkeit in Rechtſchreibung der Nahmen zu; und ſo würden wir unzählige Nachrichten über die alte Mythe und ihre Bearbeiter unter den Schriftſtellern und Gelehrten entbehren, wäre uns dieſes Werk nicht erhalten worden.

An

An dieſe ſchließen ſich unter den übrigen Mythographen an Diodorus Siculus, der von ſeinen vierzig Büchern einer Bibliotheca hiſtorica, oder in einer Univerſalgeſchichte die erſten fünf Bücher mit den mythiſchen Geſchichten nach den Beyſpielen der älteſten Hiſtoriographen anfüllte. Da er ſehr wahrſcheinlich dem Dionyſius von Miletus folgte: ſo würde er unter die erſten bewährten Quellen der Mythologie zu rechnen ſeyn, hätte er anders ſich weniger dem Hange, die alten Mythen zu pragmatiſiren und zu wirklicher Geſchichte umzuſtempeln, überlaſſen. Auch um das mythologiſche Fach dieſes Schriftſtellers hat ſein großer Herausgeber Weſſeling die wichtigſten Verdienſte. Mit nicht minderm Nutzen laſſen ſich auch zur Berichtigung der alten Mythologie des Griechen Conon funfzig mythologiſche Erzählungen gebrauchen. Freylich ſind ſie oft hiſtoriſch bearbeitet. Der gründliche Mytholog aber weiß dieſe Flecken von dem darin enthaltenen Guten abzuſtäuben. Schon von minderm Belange ſind des Zenobius, eines Sophiſten aus dem zweyten Jahrhunderte, Sprüchwörter, ein Auszug aus dem Lucilius Tarräus und Didymus. Der wichtigſte Nutzen, welchen der Kritiker der alten Mythographen aus dieſen und ähnlichen Werken ziehen kann, iſt unſtreitig dieſer, daß Zenobius mehrere Stellen des Apollodor und alter Scholiaſten wörtlich beybehalten hat. Mit eben dieſer Vorſicht nur läßt ſich der ſonſt ſo ſchätzbare Plutarch in den durch ſeine Werke zerſtreuten mythiſchen Nachrichten gebrauchen. Doch iſt auch nicht zu leugnen, daß gerade die ſuſpecten Bücher des Plutarchs die meiſten unbekannten und verdächtigen mythiſchen Nachrichten liefern. Eben dies

gilt auch von den Deipnoſophiſtis des Athenäus. Dieſe funfzehn Bücher, ſo ſchätzbar ſie immer für den Antiquarier in vielen Stücken bleiben, enthalten manche mythiſche Erzählung, deren Abweichung von der alten Mythe und neuere Erdichtung durch ihre Abgeſchmacktheit und ſophiſtiſchen Anſtrich mehr denn zu ſichtbar wird. Noch weit weniger zuverläſſig ſind die Compilationen des Aelianus.

Den Antoninus Liberalis, einen gelehrten Rhetor aus dem erſten chriſtlichen Jahrhunderte zu Rom, müßte man in Rückſicht ſeiner griechiſch geſchriebenen Metamorphoſes unter den beſten Hülfsmitteln des Studiums der Mythologie anführen, wäre der Weg, den er einſchlägt, beſonders mythiſche Verwandlungen zu ſeinem Augenmerke zu nehmen, nicht eine der neuern und gewiß tadelhaften Verdrehungen der Mythe. Indeß bleiben die Verdienſte dieſes Mythographen immer unleugbar, beſonders ſeitdem der gelehrte Verheyk ſeine geſchickten Bemühungen dieſem Werke gewidmet hat. Einen gleichen Plan verfolgt auch Ovid in ſeinen Verwandlungen. Auch hier erhält die Mythologie einen Geſichtspunct, welcher ihr zunächſt nicht eigen war. Gleichwohl hat das Werk Ovid's neben den dichteriſchen auch große mythographiſche Verdienſte, welche durch den Umfang, den es nimmt, eher verſtärkt, als geſchwächt werden. Ovid folgte, wie überhaupt die beſten unter den römiſchen Dichtern, ächten Gewährsmännern und beſonders den Alexandrinern. Dies gibt ſeinen Werken eine Art von großem Uebergewicht vor andern neuern Griechen. Daß das nähmliche, und noch in einem höhern Grade, von Virgil gelten müſſe, hat Heyne außer allen

allen Zweifel geſetzt. Es kann aber auch dieſelbe Behauptung über alle römiſche Dichter des goldenen Zeitalters, einen Horaz, Properz, Catull und Tibull ausgebreitet werden. Die vertraute Bekanntſchaft, in der dieſe Männer mit den beſten Dichtern der Griechen ſtanden, ließ es auch faſt nicht anders zu. Daher können uns dieſe Dichter zur Berichtigung der ächten Mythologie allerdings großen Nutzen ſchaffen. Schon ungleich trübern Quellen folgten die ſpätern Dichter Valerius Flaccus, Manilius Lucanus, Statius und Silius Italicus. Sie behaupten aber doch als Hülfsmittel zur Berichtigung und Beſtätigung der Mythologie einen gar anſehnlichen Rang. Unter dieſen einen der erſten Plätze, beſonders zur richtigen Erklärung und Aufſchließung der alten philoſophiſchen Mythen, nimmt auch der fleißige Macrobius mit ſeinen ſieben Büchern der Saturnalien ein. Er unterſcheidet ſich darin, wie in allen ſeinen Arbeiten, ſo auch hierin von der Art ſeiner übrigen Nebenarbeiter, der ſonſt ſo ſeichten Zeitgenoſſen des vierten Jahrhunderts.

Da wir einmahl der philoſophiſchen Mythen erwähnt haben, ſo iſt es hier auch der Ort, wo wir den ſogenannten Orphiſchen Hymnen ihren Platz anweiſen können. Da ſie ſämtlich von neuplatoniſcher Philoſophie tingirt ſind: ſo leidet es allerdings ſtarken Zweifel, ob man ihnen unter den bewährten Zeugen der ächten Mythologie einen Platz einräumen könne. Sie ſind aber auch wieder die noch einzigen Trümmer der philoſophiſchen Mythe, und es zeigen ſich nicht ſeltene Spuren, daß manche Idee der ehemahligen orphiſchen Religion, wie der alten mythiſchen Philoſophie in ſie übergegangen ſey. Um des-

willen behaupten dieſe Gedichte allerdings als erläuternde Mittel einen ziemlichen Werth. Der große Gesner hat dieſen durch ſeinen gelehrten Commentar über dieſelben erhöhet. Beyträge zur Erläuterung dieſes Mythengeſchlechts liefern übrigens die neuplatoniſchen Philoſophen Apulejus, Jamblichus, Philoſtratus und Porphyrius.

Von gleicher Beſchaffenheit, obgleich für einen andern Zweig von Mythen, ſind die ſechs Bücher vom trojaniſchen Kriege, die uns der bekannte Pſeudo-Dictys hinterlaſſen hat. Da dieſer nicht ganz in ſeinem Fache ungeſchickte Mann aus mehrern alten Cyclikern ſammelte: ſo dient er in der That, die Mythen nach dem Zeitraume der Iliade in Ordnung zu bringen. Eine neue Claſſe von Hülfsmitteln bey dem Studium der alten Mythik machen auch die Lexicographen, ein Heſychius, Suidas, Stephanus Byzantinus und das Etymologicon Magnum; ſo wie des Photius Bibliotheca aus. Man findet in dieſen Sammlern manche Nachrichten, die man anderwärts vergeblich ſuchen würde; und da dieſe Compilatoren zugleich beſonders das Verdienſt eines genauen Fleißes an ſich tragen: ſo bürgt uns dieſer Fleiß für die Nachrichten, die wir aus ihnen ſchöpfen. Allein bey alle dem muß der Kritiker gegen ihre mit gänzlichem Mangel aller Kritik zuſammengetragenen Angaben ſehr auf ſeiner Hut ſeyn. Sie können mit Nutzen zu Berichtigungen der Nahmen und anderer kleinen Umſtände gebraucht werden; neue Erſindungen laſſen ſich aber auf ſie durchaus nicht bauen. Eben dies gilt von den letztern Scholiaſten, beſonders den Scholiaſten der lateiniſchen Dichter, einem Servius,

Donatus, Acron, Porphyrion, wie von einem Placidus, Luctantius oder Lactantius, der uns Scholia über den Statius und Argumenta zu Ovids Metamorphoſe hinterlaſſen hat; ferner von den noch unwichtigern Scholiaſten der beyden Satyriker Juvenalis und Perſius, und einigen andern. Auch Euſtathius mit ſeinen ungeheuern Scholien über den Homer und Dionyſius Pariegetes; nicht weniger Tzezes mit ſeinen Chiliaden und Scholien über den Lycophron; ſo wie der weit jüngere Sammler Nonnus in ſeinen acht und vierzig Büchern, die er Dionyſiaca überſchrieben hat, ſind hierher zu zählen. Der erſtere ſammelt nur alles und etwas zu flüchtig, um brauchbar genug zu ſeyn. Denſelben Fehler trägt der letztere an ſich; aus deſſen ungeheuerm Schwall von Begebenheiten des Bacchus ein kritiſcher wohlgeordneter Auszug von Nutzen ſeyn würde. Hatten beyde vielfältig ächte Quellen vor Augen: ſo kann man gerade das Gegentheil von dem Tzezes ſagen, der beſonders in ſeinen Chiliaden größtentheils nur einige Grammatiker ausſchrieb. Doch auch hier ſammelt die fleißige Hand Gold. Kritik und genaue Kenntniß der mythologiſchen Literatur ſetzt aber, wie gedacht, den Gebrauch aller dieſer Hülfsmittel zum voraus. Zu einzelnen Mythenclaſſen liefern auch der ſogenannte Anonymus Allattii de incredibilibus, Parthenius in ſeinen Eroticis, ingleichen der vorgebliche Muſäus in ſeinem Gedichte Hero und Leander; ferner Philoſtratus in ſeinen Iconibus, dem Mythologen ſehr willkommene Beyſpiele.

Unter den Kirchenvätern, deren ſich die Mythologie als Hülfsmittel bedienen kann, ſind nicht all=

alle von gleicher Güte. Einige derſelben darunter, beſonders Clemens Alexandrinus, der fleißige Euſebius in ſeiner Praeparatione evangelica und in ſeinem ſo ſchätzbaren Chronicon, ferner Athenagoras, Tertullian und Tatian ſind dem Mythographen allerdings in mancher Rückſicht ſehr brauchbar. Andere dagegen und gerade die, welche ſich eigentlich mit der Mythologie beſchäftigt haben, ein Arnobius, ein Minutius Felix, ein Auguſtinus in ſeinem ſo oft gelobten Werke de civitate Dei ſind es ungleich weniger. Wenn aus jenen ſich für die mythologiſche Literatur, für die Chronologie und Zeitordnung, ja ſelbſt zur Erklärung der Mythen nicht ſelten die beſten Data ſammeln laſſen: ſo verrathen dieſe auf allen Seiten Mangel an Durchſicht, Gründlichkeit und oft bloße Nachbeterey verdreheter Sophiſten.

Unter die erſten erläuternden Hülfsmittel der Mythologie zählen ſich endlich die noch übrigen Basreliefs, Gemmen und Gemählde. Wir beſitzen von allen weitläufige Kupferwerke. Dahin gehören in Rückſicht der Basreliefs das Muſeum Capitolinum 3 Vol. f. (1747—55.) das Muſeum Florentinum 6 Vol. f. (1731—32.) das Muſeum Clementinum 2 Vol. f. (1782—84.) Winkelmanns Monimenti inediti 2 Vol. f. (1762—67.) In Anſehung der zweyten die Sammlungen des Maffei, 4 Vol. 4. (1707.) des Gori 2 Vol. 4. (1732.) und Winkelmann. In Anſehung der Gemählde liefern die Pitture d'Ercolano (1757) 3 Bände Regalfolio das Hauptwerk.

Zu den neueſten Werken dieſer Art, welche als ſehr brauchbare Hülfsmittel zum Studium der Mythologie zu betrachten ſind, gehören: Homer,

mer, nach Antiken gezeichnet von H. W. Tiſchbein; mit Erläuterungen von C. G. Heyne, wovon bis jetzt 5 Hefte in groß Folio bey Dieterich in Göttingen herausgekommen ſind. Ferner Homericae tabulae a Flaxmanno delineatae *). So wie das Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunſt. Von A. Hirt; die Kupfer von Hummel geſtochen **).

Wir wären nun am Ende der Hülfsmittel, welche die Mythologie unter den Alten findet. Denn wer kann uns zumuthen, aus einem Ptolemäus Hephäſtion, Fulgentius, einer Eudocia, Coluthus, den allein Lenneps Commentar merkwürdig macht, einem Tryphiodones, etwas Taugliches auszuheben? Ehe wir aber zu den Neuern übergehen können, müſſen wir uns noch die Hauptquellen, die wir ſowohl bey der lateiniſchen, als ägyptiſchen, phöniciſchen und aſiatiſchen Mythologie zu Rathe ziehen können, etwas näher bekannt machen.

Was die **Mythologie der alten Lateiner** betrifft, ſo machte ſie allerdings einſt ein eigenes Geſchicht- oder Sagenbuch aus. Die Lateiner aber waren von jeher die ſchlechteſten Mythographen ihrer eigenen Mythen. Daher ging unter ihren eigenen Händen dieſe Mythologie in ein ſehr buntſcheckiges Chaos über; wo die Mythen eines Volkes mit dem andern verwechſelt, zuletzt alle auf die Lateiner bezogen; wo philoſophiſche Mythen in Geſchichte verwandelt; die griechiſchen Erzählungen mit den alten lateiniſchen vereinbaret; und noch öfterer auch die Spur

*) Leipzig bey Göſchen, 1804. in gr. und kl. 8.
**) 1 Heft, Berlin bey Sander 1805. 4 Rthlr. Enthält die Tempelgötter auf 12 Kupf. und 26 Vign.

Spur von den älteſten Mythen durch Etymologien und Allegorien verwiſcht wurde. Alle dieſe Fehler waren uralt, und ſchreiben ſich theils aus der Unwiſſenheit der ältern Lateiner über ihre Geſchichte, theils aus der Vorliebe ihrer erſten Schriftſteller zu den Griechen, ihren Lehrmeiſtern, her. Auch die Mishelligkeit der verſchiedenen italieniſchen Völker gegen einander; der Drang, den ein Volk von dem andern empfand; wie die häufigen griechiſchen Colonien, trugen das ihrige dazu bey. Wir können daher mit vollem Rechte behaupten, daß keiner der noch vorhandenen Schriftſteller über die Mythologie der Lateiner von dieſen Fehlern ganz frey iſt; und es iſt in unſerm Zeitalter ein gröſtentheils vergebliches Bemühen, dieſe ewige Nacht in Licht zu verwandeln. Einiges Licht in ſie zu bringen hat es aber doch dem ſeltenen Scharfſinn des erſten unter unſern Mythologen Heyne geglückt. Seine Ausgabe des Virgils iſt auch in dieſer Betrachtung ein unſterbliches Werk. Vorarbeiter fand er zwar unter den ältern und neuern; aber ſelbſt dieſe ſahen bey dem Lichte, das ſie aufſteckten, das nicht, was er mit ihrer Hülfe geleiſtet hat.

Griechen und Römer lieferten vor Zeiten dieſe uralten italieniſchen Erzählungen. Dionys Halikarnaß, Plutarch, Makrobius und andere führen mehrere Griechen an, die ſie beſchrieben. Sie ſind ſämtlich, ſo wie die älteſten unter den Römern, ein P. Sempronius Aſellus, C. Acilius, L. Cincius, Q. Fabius und andere mehr, wohin vorzüglich des ältern Cato Origines gehören, verloren gegangen. Das beſte, was wir jetzt noch aus dem Alterthume über die italieniſchen Mythen beſitzen, liefert uns der

fleißige

fleißige und kritiſche Dionyſius von Halikar-naß in ſeiner Archaeologia, wie unter den La-teinern ein Varro in den von ihm noch übri-gen Fragmenten; ferner der fleißige und kritiſche Leſer eines Varro, Aulus Gellius in ſeinen unſchätzbaren Büchern der attiſchen Nächte; der fleißige Plinius, und ſein gelehrter Epitoma-tor Solinus, nicht weniger Feſtus, in ſeinen zwanzig Büchern de verborum ſignificatione, und endlich, wo nicht der verdienteſte doch der brauchbarſte unter allen, Macrobius. Auch Ovid in ſeinen Faſtis gehört zu den beſten Quel-len über die lateiniſchen Mythen. Den obigen aber kommt er jedoch an Nutzen für das Stu-dium der italieniſchen Mythologie, ſchon als Dich-ter, nicht bey. Ihm an die Seite ſetzte ſich al-lerdings der gelehrte Dichter Virgil. Doch beyde können mehr zur Erzählung als Prüfung und Berichtigung dieſer Mythenclaſſe gebraucht werden. Eher noch einigen Nutzen hierzu ver-ſchafft uns der Geſchichtſchreiber Sextus Au-relius Victor de origine Gentis Romanae. Ungleich trüber aber fließet dasjenige, was wir aus dem Arnobius und Auguſtinus für die alte italieniſche Mythologie ſchöpfen können.

Faſt gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit der ägyptiſchen, phöniciſchen und altaſiatiſchen Mythologie. Was bey den italieniſchen My-then der Römer that, daß er ſie mit den grie-chiſchen verwechſelte; das that hier der Grieche, der in den philoſophiſchen Sagen dieſer Völker ſeine Götter und Helden wieder fand. Dieſe Völker nähmlich kannten die Heldenmythe eigent-lich nicht; oder wenigſtens iſt uns keine Spur übrig geblieben, die uns ſagte, daß ſie dergleichen hatten. Ihre Götterſyſteme aber waren philoſo-

phiſchen

phiſchen Urſprungs, Hüllen, in die man theils die älteſten Beobachtungen der Natur, wie beſonders in Aegypten, theils die uralten Götterſyſteme, die von den Geſtirnen entlehnt waren, eingekleidet hatte. Aber der Grieche, der mit dieſen Völkern bekannt wurde, vermiſchte das alles, fand ſeine Götter wieder und träumte, ſo bald er Aehnlichkeiten erblickte, von griechiſcher Mythologie. Sein Stolz ließ ihn ahnden, daß ſeine Götter überall verehrt würden, oder daß ſelbſt dieſer Dienſt ein Geſchenk ſeines Vaterlandes ſey. Es gehörte alſo in der That der Meiſterblick und tiefe Gelehrſamkeit eines Jablonski dazu, um in dieſe den Griechen ausländiſche Mythen einiges Licht zu bringen. Und es iſt dieſem geſchickten Orientaliſten auch damit ausnehmend gelungen. Sein Pantheon Aegyptiorum erſchien von 1750 bis 1752 in drey Theilen; ihm folgten ſeine drey Abhandlungen de Memnone Graecorum et Aegyptiorum. Beyde ſind noch das Hauptbuch, das wir bey dieſen Zweigen der alten Mythologie brauchen können.

Die Hauptquellen, aus denen Jablonski ſchöpfte, waren in Abſicht der ägyptiſchen Mythologie, außer ſeiner Kenntniß der alten Sprachen, vorweg der Augenzeuge Herodot. Dieſer liefert unter allen die gründlichſten Nachrichten. Nächſt ihm iſt einer der erſten Zeugen über dieſe Mythologie Clemens Alexandrinus in ſeinen Sammlungen, die er Stromata überſchreibt, und andere Schriften. Auch er ſchöpfte als ein Aegypter ſeine Nachrichten aus der erſten Hand. Faſt dieſelbe Beſchaffenheit hat es mit den Nachrichten, die uns Strabo in ſeiner Geographie gibt, wie mit den Nachrichten, die uns die fleißigen und kritiſchen Geſchicht-

ſchichtforſcher Ammianus Marcellinus in ſeinem Geſchichtbuche, und Macrobius in ſeinen Saturnalien hin und wieder ertheilen. Seit Adrians Zeiten nähmlich ward den Römern dieſes Land mehr als ehemahls bekannt. Plutarch, der uns beſonders in ſeiner Abhandlung de Iſide et Oſiride weitläufige Nachrichten über die Götterlehre der Aegypter ertheilt, iſt auch bey weitem nicht ſo genau; oder ſchöpft wenigſtens nicht aus der erſten Quelle. Einige gute Nachrichten verdanken wir auch dem Euſebius in ſeiner Praeparatio evangelica. Diodor von Sicilien erzählt, wo er entwickeln ſollte. Doch iſt er in ſo fern brauchbar, daß wir von ihm die alte mythiſche Geſchichte, wie ſie vielleicht die ägyptiſchen Prieſter bekannt machten, erlernen können. Auf die Entwickelung jener Mythen hat ſie allerdings keinen Einfluß.

Die Mythologie der Phönicier liegt außerdem, was Jablonſki gelegentlich davon entwickelt hat, noch in dichter Finſterniß. Sie ſcheinen allerdings wie di Griechen aus der Verehrung der Sonne und des Mondes zu einem neuern Naturſyſtem übergegangen zu ſeyn. Von dieſen letztern ein Bruchſtück hat uns Euſebius in dem oben erwähnten Buche aufbehalten, wo er ein Fragment des uralten oder beglaubten Sanchuniathons, eines einheimiſchen Schriftſtellers der Phönicier, nach der Ueberſetzung eines gewiſſen Philo Byblius, der im zweyten Jahrhunderte lebte, anführte. Aecht ſcheint dieſes Fragment allerdings nicht zu ſeyn; auch ſchmeckt es in vielen Stücken nach griechiſcher Erfindung. Dem ſey wie ihm wolle, weder das Daſeyn eines Sanchuniathon, noch die Annahme eines dergleichen Naturſyſtems in Aſien, läßt

ſich gänzlich ableugnen. Eben dieſes Naturſyſtem iſt es, was wir beſondere Mythologie der Aſiaten nennen können. Zum Theil ward damit die alte Mythologie der Aſiaten, oder die Anbetung der Sonne und des Mondes verflochten; oder ging vielmehr darin über, wie wir bey der Mythologie der Griechen geſehen haben. Lucian de Dea Syria, und in einzelnen Nachrichten Strabo, Plinius, Macrobius und Athenäus nebſt mehrern andern ſind die ältern Quellen, welche wir gebrauchen können. Sie hat der Engländer Seldenus in ſeinem klaſſiſchen Werke de Diis Syris gründlich benutzt.

Nun zu den neuern Hülfsmitteln. Hier ſind die ältern unter den Mythographen ein Albricus, der im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts ſein Poetarium oder de imaginibus Deorum ſchrieb; ein Boccaccio, der in der Mitte des 14ten Jahrhunderts im Toſcaniſchen de Genealogia Deorum ein Werk zuſammentrug; ferner Tomes Natalis, ein Venetianer, der zu Ende des 16ten Jahrhunderts ſeine Mythologie ohne Kritik zuſammenſchrieb; wie Gyraldus, der zu Ferrara lebte, und des letztern Zeitgenoſſe war; als Compilatoren nicht zu gebrauchen. Ungleich größeren Nutzen ſchaften der Mythologie diejenigen, die mit den uns hinterlaſſenen Kunſtwerken der Alten ſich beſchäftigten. Dieſe Männer gingen allerdings den richtigſten Weg, den man gehen mußte, um nicht den Täuſchungen der Compilatoren ausgeſetzt zu ſeyn. Eben dieſen verfolgten in Rückſicht der Schriftſteller der gelehrte Cluver in ſeiner Sicilia und Italia antiqua, einem Werke, das mehrere neuere Schriftſteller mehr gebraucht als gerühmt haben; und mit ihm der erſte Wie-

derherſteller der gereinigten Mythologie, der gelehrte Franzoſe Claude Caſpar Bachelet de Meziriac, deſſen vortreflicher Commentaire ſur les epitres d'Ovide, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts erſchien. Nicht alle Mythographen ſeiner und der folgenden Zeit gingen gleich richtig zu Werke. Die Voſſius, Bochart, Bekmann und der ſpätere Huetius, erklärten die griechiſche Mythe aus hebräiſchen Wurzeln, ehe ſie noch dieſelbe in ihrem Umfange kannten; oder ermüdeten ſich überhaupt im Etymologiſiren der Nahmen. Dabey nahmen ſie auf den Werth der Quellen keine Rückſicht. Ein Ptolemäus Hephäſtionis, der ſeine Mythen ſelbſt erdichtete, und der elende Dares wurden neben einem Apollodor angeführt; und ein Comes Natalis und Gyraldus blieben noch in dem Werthe angeſehener Mythologen. Man unterſchied alſo eben ſo wenig die Quellen als die Claſſen der Mythen; trug alles zuſammen und verwirrete alles. Nur diejenigen Gelehrten, die die Mythologie aus den Quellen ſtudirten und mit ihrem Fleiße Kritik verbanden, brachten dieſe Wiſſenſchaft einen Schritt weiter. Dahin gehörten aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts der gelehrte Thomas Dempſter, und der um Griechenland und ſeine Geſchichte ſo verdiente Polyhiſtor Johann Meurſius, dem der erſte, einer der arroganteſten Schriftſteller, jedoch bey weitem an Gründlichkeit nicht beykam. Unter dieſe zählten ſich am Ende des 17ten Jahrhunderts der vortrefliche Commentator des Hygins, Tomas Munker; der um den Ovid verdiente Heinſius; ingleichen der große Kenner der Antiken, der Heidelberger Bibliothekar Laurentius Beger, der zuerſt in ſeinem Theſaurus

Brandenburgicus ſelectus 1696-1701. 3 Vol. f. und andern Schriften deutſchen Fleiß und deutſche Genauigkeit zu den Antiken brachte. Eben ſo rühmlich erwähnen wir aus dieſem Zeitraume einen der gelehrteſten Italiäner, Fabretti, der eine nicht unrühmlich bekannte Erklärung der trajaniſchen Säule ſchrieb, und darin dem Mythologen manches vorarbeitete; ferner den gelehrten Verfaſſer der Miſcellanea eruditae antiquitatis, Jacob Spon, und noch mit größerm Rechte den zweyten Reſtaurator des gereinigten Syſtems der Mythologie, den gelehrten Ez. Spanheim. Seine Commentarien über den Callimachus, und ſein Meiſterſtück de uſu et praeſtantia numiſmatum ant. haben, wie dem geſammten gelehrten Alterthume, ſo inſonderheit der Wiſſenſchaft der Mythen den weitläuftigſten Nutzen geleiſtet. Die kritiſche und gelehrte Bearbeitung mehrerer alten Autoren, und das am Anfange des 18ten Jahrhunderts wieder auflebende Studium der Antiken, inſonderheit der alten Münzen und geſchnittenen Steine, die Sammlungen, welche von den erſtern Patin, Vaillant, Mediobarbus, Haym, von den letztern de la Chauſſe, Wilde, und einige bey weitem an Kritik hinter dieſen ſtehende Italiener aufſtellten, trugen dazu das ihrige bey. Gleichwohl fand die Mythologie gleich zu Anfange des 18ten Jahrhunderts an Banier und dem ungleich ſeichtern Omeis Bearbeiter, die bald ad modum Palaephati die Mythen erklärten, bald durch moraliſche Allegorien ſie zu enträthſeln unwiſſend genug waren. Die gelehrten Mitglieder der Akademie der Inſchriften zu Paris drangen zwar ſelten durch. Ihre Abhandlungen gaben aber doch Andern Stoff zum

Nach-

Nachdenken. Mit ihnen zeigten ſich als würdige Vorarbeiter einer beſſern Mythologie die gelehrten Commentatoren Peter Burrmann, und Sigebert Havercamp, beyde Niederländer. Es war den Deutſchen vorbehalten, auch in dieſe Wiſſenſchaft Helle, Deutlichkeit und Ordnung zu bringen. Sie benutzten die koſtbaren Sammlungen, die ein unkritiſcher Montfaucon, Maffei von gleichem Werthe, Beger, Bellori, Gori (Muſeum Florentinum), Bottari (Muſeum Capitolinum), Zanotti (Statue di Venezia), Caylus (Recueil des Antiquites), Mariette in ſeinen Sammlungen alter Gemmen, Winkelmann in ſeinen Monumenti inediti, Viſconti (in Muſeo Pio-Clementino), ferner die Herausgeber der im Herculanum aufgefundenen Alterthümer, Hancarville u. a. m. über die uns hinterlaſſenen Kunſtwerke angelegt hatten, und betrachteten ſie bey der Fackel der Kritik. Sie gaben Winkelmann, der in die Kunſt der Alten eindrang und Ordnung in die Nachrichten von ihr brachte, kritiſche Winke und ſchränkten dieſes ſich ſelbſt zu ſehr vertrauende Genie ein. Sie legten alle neuere Mythographen bey Seite und ſtudirten die alten Klaſſiker mit ihren alten Scholien, wie die ſpätern Mythographen — und ſo entſtand, geleitet von Kritik, tiefer Sprachkenntniß, richtiger Durchſicht der alten Geſchichte, von Beleſenheit, richtigem Urtheile und gutem Geſchmacke, das gereinigte Syſtem der neuern Mythologie, deſſen Vollendung wir vorzüglich dem großen Heyne als drittem Reſtaurator der Mythologie verdanken. Leſſing in ſeinen Abhandlungen, wie die Alten den Tod bildeten u. a. mehr; Herder in verſchiedenen Aufſätzen der

zerſtreueten Blätter u. ſ. w.; Rhunken in ſeinen Epiſtolis criticis, wie in ſeinen Anmerkungen zu dem Hymnus auf die Ceres und zu dem Timäus; Brunk in verſchiedenen von ihm beſorgten Ausgaben, Hemſterhuis, Lennep, Valkenaer, wie der verehrungswürdige Schütz haben einzeln zur Vervollkommnung deſſelben beygetragen. Aus Heynens Schule aber ſind bereits mehrere gründliche Mythologen, unter denen Herrmann und Mitſcherlich beſonders genannt zu werden verdienen, hervorgegangen. Die Mythologie des erſtern, wie verſchiedene zerſtreuete Aufſätze des letztern, ſind ſchöne Früchte, die wir dieſer neuern Epoche zu verdanken haben. Schon vor derſelben aber kündigten Geſner und Klotz in ihren verſchiedenen Schriften dieſe Veränderung an; und der gelehrte Schwabe machte durch ſeine mühſame und fleißige Ausgabe des mythologiſchen Lexikons Hederich's die Götterlehren eines Damm, Hager, Pomay, Bannier, Schlegel's entbehrlich, wie ſie nun die gemeinnützigen mythologiſchen Lehrbücher des berühmten Ramler und Moritz völlig überflüßig gemacht haben. Ein ſehr brauchbares Handbuch der Mythologie, in alphabetiſcher Ordnung, iſt das neue mythologiſche Wörterbuch nach den neueſten Berichtigungen für ſtudirende Jünglinge und angehende Künſtler zuſammengetragen von P. F. A. Nitſch, Pfarrer zu Wündſch *), aus deſſen Einleitung die hier gegebene gedrängte Ueberſicht der alten klaſſiſchen Mythologie, ihrer Geſchichte und ihrer Hülfsmittel entlehnt worden iſt.

Einige

*) Leipzig bey Fleiſcher 1793. 1860 Col. in gr. 8.

Einige der neueſten mythologiſchen Werke, die dieſe Wiſſenſchaft in einem leichten Gewande vortragen, oder ſonſt den Anfängern dieſes Studium zu erleichtern ſuchen, ſind unter andern folgende:

Allgemeines mythologiſches Handlexicon, zum Gebrauche bey der Lectüre deutſcher Dichter, wie auch für Künſtler und Kunſtliebhaber; von J. F. Roth. Leipzig bey Fleiſcher 1799. 8.

Dietl Briefe über die mythologiſchen Dichtungen der Griechen und Römer. München bey Lindauer 1800 (1 Rthl. 4 Gr.)

Briefe an Leonore über die Mythologie. Nach dem Franzöſiſchen des Demouſtier, frey übertragen von Karl Hadermann. Mit Kupf. nach H. Meyer von W. Böhm. 3 Theile. Leipz. 1800. 8. (2 Rthl. 12 Gr. Auf Velinpap. 4 Rthl.)

Hüllmann's Theogonie. Unterſuchungen über den Urſprung der Religion des Alterthums. Berlin, Realſchule 1804. 8. (1 Rthl. 8 Gr.)

Herrmann's Handbuch der Mythologie, 3. Bänd.

Deſſen Mythologie der Griechen, für die oberen Claſſen der Gymnaſien.

Derſelbe: Die Feſte von Hellas. 2 Theile. Berlin bey Fröhlich. 1803.

Die Mythologie der alten nordiſchen Völker.

Man hat in neueren Zeiten öfters die Sache zur Sprache gebracht, daß man ſich mehr um die Mythologie unſerer alten Vorfahren bekümmern, und deren Vorſtellungsarten und Bilder ſtatt der grichiſchen Mythologie in Gedichten ꝛc. anwenden möchte, wenn man doch nicht ohne Mythologie fertig werden zu können glaubte. Allein wenn wir unpartheiiſch ſeyn wollen, müſſen wir folgende Puncte nicht aus den Augen verliehren.

1. Die Mythologie der alten nordiſchen Völker iſt uns nicht durch einheimiſche claſſiſche Schriftſteller bekannt geworden, ſondern nur durch dürftige Berichte ſpäterer Autoren.

2. Wir haben von den Göttern und Göttinnen keine Statüen, Gemnen, Gemählde oder ſonſtige Abbildungen, die nur einiger maßen den Forderungen der Kunſt Genüge zu leiſten im Stande wären.

3. Alles was von den mythologiſchen Vorſtellungen unſerer Vorfahren auf uns gekommen iſt, trägt unverkennbar die Spuren der ungebildetſten Rohheit an ſich, an der in unſeren Zeiten kein Menſch einigen Geſchmack finden kann.

Will man dieſe Mythologie ſtudieren, um in den Geiſt unſerer Vorfahren einzudringen, und etwa einige Spuren ihrer älteſten Geſchichte auszuforſchen, ſo iſt das allerdings ein löbliches Unternehmen, und es wäre zu wünſchen, daß ſich dazu mehrere Hülfsmittel fänden; allein hat man die Abſicht, dadurch die Mythologie des griechiſchen Alterthums, die uns wegen der unendlich wichtigen claſſiſchen Werke, in welchen ſie vorgetragen iſt, einmahl unentbehrlich geworden iſt, zu verdrängen: ſo muß man dieſes auf das gelindeſte einen übel verſtandenen Patriotismus nennen.

Aus dieſem Grunde finde ich es auch überflüſſig, hier eine Ueberſicht der alten nordiſchen mythologiſchen Vorſtellungen zu geben. Ich kann, um das geſagte mit dem Urtheil eines Sachkundigen zu beſtätigen, indeſſen nicht umhin, hier einen kleinen Aufſatz des Herren Rühs in Greifswald *) einzurücken, der erſt über die heu-

*) S. den neuen deutſchen Merkur. Jun. 1801. S. 106 ff.

über

heutige Anwendung der Mythologie überhaupt, und dann über den geringen Gehalt der nordiſchen Mythologie ſeine Meinung ſagt. Er ſagt

Ueber die Zweckmäßigkeit des Gebrauchs der Mythologie überhaupt bedarf es hier keiner weitläuftigen Unterſuchung; nur ein elender Pedantismus konnte ſie ſo anwenden, wie ſich ein großer deutſcher Dichter weiland ihrer bediente. Indeſſen laſſen ſich dieſe Misgriffe entſchuldigen, wenn man auf die Zeiten Rückſicht nimmt, in denen man weder über das Weſen der Mythen, noch der Poeſie zur Klarheit gekommen war. Was ſoll man aber in unſern Tagen, wo wir nicht nur durch die Bemühungen der einſichtsvollſten und ſcharfſinnigſten Forſcher das Alterthum von einer andern Seite kennen gelernt, ſondern auch durch das Beyſpiel ſo vieler vortrefflichen Dichter in der Mythologie einen höhern Geiſt gefunden haben, zu dem zweckloſen Spiel mit Nahmen, Bezeichnungen und Andeutungen ſagen, worin man ſich ohne des alten Hederich's Hülfe oft nicht zu Recht zu finden weiß?

Nicht zufrieden mit der griechiſch-römiſchen Mythologie ſtreifte man nach allen Zonen, um uns wenigſtens — neue Nahmen zu holen. Beſonders hat man die germaniſche Götterlehre, mit der man, der Bequemlichkeit und des Reichthums wegen, die ſkandinaviſche vermiſchte, empfohlen und hat es ſogar den vaterländiſchen Dichtern zur Pflicht gemacht, ſtatt der Parzen Nornen, ſtatt Venus Frigga, ſtatt Zevs Wodan u. ſ. w. in ihre Geſänge aufzunehmen. Da dieſe Sache in unſern Tagen wieder ſehr zur Sprache kommt, ſo ſcheint eine Unterſuchung über den Karakter der nordiſchen (germaniſchen und ſkandinaviſchen) Mythologie und Poeſie und in wie fern es gerathen oder thunlich ſey, erſtere an die Stelle der griechiſch-römiſchen zu ſetzen, allerdings der Mühe werth zu ſeyn. Hier iſt beſonders Mäßigung und Vorſichtigkeit Noth; denn nichts iſt leichter als mit dem unerfahrnen Unverſtand alles raſch und ohne Unterſcheidung zu verwer-

 fen,

über die Bedeutung und den Werth der nordiſchen Mythologie und Poeſie.

fen, weil es — alt iſt. Je vertrauter man mit den Ruinen der nordiſchen Vorzeit wird, deſto behutſamer wird man werden, darüber abzuſprechen. —

Von der germaniſchen Mythologie ſind nur ſehr wenige Data übrig; die Deutung dieſer wenigen Spuren iſt zum Unglücke ſehr problematiſch, und gewöhnlich iſt man zu einem ganz falſchen Reſultat geführt worden. Wir haben nicht einmahl viele eigenthümliche Nahmen, und man hat dieſelben ſogar im achtzehnten Jahrhundert aus Volksliedern reſtituiren wollen *).

Dieſen Mangel zu erſetzen, flüchtete man höher in den Norden, und hier fand man, da die Edda gerettet war, glücklicherweiſe ein ganzes Syſtem einer Kosmogonie, Theogonie und Mythologie. Ohne Zeiten, Gegenden und Völker zu unterſcheiden, hat man alle dieſe Fabelweſen als die ehemahligen Bewohner der heiligen Haine Deutſchlands begrüßt. Es iſt aber nicht abzuſehn, warum man nicht den Jumala, den Radegaſt, Triglar, Zerenboli und andre Idole der ſlaviſchen und finniſchen Völker ebenfalls zu den Göttern Thuiskons rechnet. — Es läßt ſich bey dieſen Dingen freilich leicht mit ſchönen Worten auskommen, beſonders wenn Patrotismus ins Mittel tritt und man die Behauptung aufſtellt, daß durch dieſe Erinnerungen der Geiſt und der Sinn für das Vaterland belebt werden würden; doch davon nachher.

1) Iſt es möglich, daß Sagen ſich Jahrhunderte hindurch erhalten konnten? Dieſe Frage, die hier zuerſt in Betrachtung kommt, die ſo oft bezweifelt und gar verworfen worden iſt, glaube ich, aus folgenden Gründen bejahen zu können.

1. In der neuen Welt, wo das Wiſſen ſo mannigfaltig und die Begierde, wiſſen zu wollen, noch größer iſt, läßt es ſich freilich nicht denken, daß eine Tradizion vom Vater zum Sohn, durch eine Reihe von Geſchlechtern, wandre. Der Buchſtabe dünkt uns ſichrer als das Wort, und der Sohn hört die Erzählungen ſeines Vaters ohne Intereſſe, weil er weiß, daß ſie in Schriften gefunden werden. Bey den alten Völkern aber war die Neigung für die

*) Z. B. einen Gott Wold. Vergl. Rühs's Abh. im A. Lit. Anz. 1800. S. 1886.

die Sagen lebendiger, weil ihr Werth größer war. Es iſt natürlich, daß einzelne Aenderungen entſtehn, allein es bleibt doch das Ganze. Die ſogenannten rohen Völker haben die religiöſen Tradizionen, die man bey ihrer erſten Entdeckung unter ihnen fand, noch bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten. — Auch die gleiche und einfache Lebensart der Nationen macht es leichter, daß ſich Sagen erhalten können. Wenn aber Kunſtfleiß, Begierde zum Erwerb und was ſonſt Folge der Kultur zu ſeyn pflegt, überhand nehmen, ſo verliert ſich dieſe Liebe zum Alterthum, und jeder ſorgt nur für Verbeſſerung ſeiner eignen Umſtände *). Was vergangen iſt, wird vergeſſen und nur die Zukunft berechnet man.

2. Die nordiſchen Völker hatten eine beſondere Vorliebe für die alten Geſänge, weil der Ruhm der Vorzeit ihren Inhalt ausmachte. Daher wandten ſie auf die Erhaltung derſelben eine beſondre Sorgfalt. „Wo die Nationalgeſänge, ſagt ein ſcharfſinniger Kunſtrichter, einer Zunft anvertraut ſind, welcher alles daran gelegen iſt, ſie zu erhalten, da können ſie in der mündlichen Ueberlieferung ſelbſt Veränderungen der Dynaſtie und Religion lange überdauern. — Auch ohne das, wo ein Völkerſtamm unvermiſcht in uralten Sitten beharrt.“ Beyde Bedingungen finden ſich bey den ſkandinaviſchen Geſängen. Wenn der heutige Begriff des Wortes Zunft hier auch nicht anwendbar ſeyn dürfte, ſo machten doch die Skalden, in ſo fern ſie als Skalden einen Zweck hatten, eine Verbindung aus.

3. Es iſt merkwürdig, daß je tiefere Wurzeln das Chriſtenthum ſchlug, deſto mehr der poetiſche Sinn im Norden erſtarb; das heißt aber weiter nichts, als die allgemeine Neigung für Sang und Klang hörte mit dem freien Leben auf. — Es kommen nachher keine Originalerzeugniſſe mehr vor, ſondern nur Bearbeitungen fremder Werke. Uebrigens können wir in der Bedeutung, wie ſie etwa den Griechen

*) Man vergl. die intereſſanten Bemerk. von James Macdonald über Oſſian und den Charakter der Schott. Hochländer, im N. T. M. Aug. 1798. S. 343. Er ſchreibt den Untergang vieler alten Lieder der veränderten Lebensart der Einwohner zu, die aus Hirten Manufakturiſten geworden ſind.

Griechen zukommt, nie von den Skandinaviern, als einem poetiſchen Volk, reden.

4. Die Ideen, die durch Wolf in neuern Zeiten über den Gang der mündlichen Ueberlieferung der unter dem Nahmen Homer bekannten Geſänge rege geworden ſind, laſſen ſich zum Theil ſehr glücklich auf die nordiſchen Sagen anwenden. Sie ſind diaſkeuaſirt und die Chorizonten können auch bey ihnen ihr Amt verwalten.

5. Man findet im Alterthum ſowohl als auch in der neuen Zeit Lieder hiſtoriſchen Inhalts, die aus ſehr frühen Zeiten ſtammen; ſo z. B. in den Hochländern; geſetzt, daß auch die unter Oſſian's Nahmen zu uns gekommenen Mac-Ferſons Erzeugniß wären.

II) Die nordiſchen Sagen im Allgemeinen ſind allerdings die einzigen Quellen zur Kenntniß des ſkandinaviſchen Alterthums, obgleich ſie keinen diplomatiſchen Werth für die Geſchichte haben. Was Snorro aus alten Liedern geſchöpft hat, iſt unſtreitig zuverläſſiger, als was Adam von Bremen, Dittmar von Merſeburg und Andere berichten. Strabo hält den Homer für glaubwürdiger, als die Geſchichtſchreiber. Das Kriterium, woran ſich die Wahrheit der Sagen erkennen läßt, kann nur in der äußern und innern Uebereinſtimmung mit dem Geiſte des Volks, das ſie beſitzt, liegen. Wenn ſie originell ſind, und ihr Karakter mit dem Karakter der Zeit, woraus man ihre ſchriftliche Abfaſſung herleitet, im Widerſpruch ſteht, ſo ſcheint zu folgen, daß ſie aus einer frühern Periode ſeyn müſſen. Dieſen Satz haben die beſten Geſchichtforſcher zugeſtanden *).

III) Die nordiſchen Mythen haben gar keine Bedeutung. Mit Mühe trägt man ſie hinein, und am Ende ſieht ſich der gereinigte Geſchmack doch genöthigt, ſich mit Lächeln von den aufgeſtutzten Geſtalten, deren Rohheit immer nicht ganz bekleidet werden konnte, wegzuwenden. Zum Beyſpiel kann die erſte die beſte Fabel aus der Edda dienen. Man erinnere ſich nur an die bekannten Mythen vom Urſprung

*) Uno v. Troil's bref rörande en Reſa til Island, S. 143. Eichhorns Kulturgeſchichte des neuern Europa, Erläuterungen Bd. I. S. 124.

ſprung der Welt *). Daß alles aus dem Chaos entſtanden iſt, daß die Erſcheinungen ſich von der ſtarren Maſſe durch einen belebenden Hauch der Gottheit losgerungen haben, iſt eine Idee, die dem ſinnlich denkenden Menſchen natürlich iſt, und die ſehr erhaben dargeſtellt werden kann. Allein wie roh muß der Geiſt ſeyn, der ein Gebilde erſchafft, wie es die eddiſchen Märchen zeigen! Wie abgeſchmackt und albern wird dieſe Vorſtellung in ihrer Ausbildung! Die Ideen der Grönländer ſind poetiſcher und bedeutender. Sie glauben, der erſte Menſch ſey aus der Erde entſprungen, aus ſeinem Daumen habe ſich die Frau entwickelt, und dieſe brachte den Tod in die Welt, indem ſie ſprach: laß dieſe ſterben, damit die Nachfolgenden Platz bekommen **). Wenn wir dieſe Sage ſo, wie man die nordiſchen zu erklären gewohnt iſt, deuten wollten, ſo könnte man ſie für eine Bezeichnung des Naturzwecks, nur auf die Gattung und nicht auf das Individuum zu achten, ausgeben.

Jede Deutung der eddiſchen Fabel, ſie ſey politiſch, moraliſch, phyſiſch oder philoſophiſch, muß mislingen. Dies wird ſich deutlich offenbaren, wenn wir nur einen Blick auf die Art ihrer Entſtehung werfen. Ihr Stoff iſt hiſtoriſch; Begebenheiten werden in ihnen erzählt und ſogar in Beziehung auf einander. Nach dem Urtheile der alten nordiſchen Schriftſteller, die aus ihnen die Ruinen der Urgeſchichte geſammelt haben, liegen ihnen Thatſachen zum Grunde. Jede alte Geſchichte iſt mythiſch; der Geiſt eines Volks läßt ſich auch aus ſeinen Fabeln erkennen, wenn ſie ihm nicht von Fremden zugeführt ſind. — Die ſkandinaviſchen Mythen verdanken ihre Ausbildung dem Eigennutz und individuellen Vorſtellungen, Träumen und Viſionen.

IV) Man hat die Idee, als wenn der ganze Haufe von Gottheiten und Götternahmen Gegenſtände des Volksglaubens geweſen wären. Dies iſt aber ganz falſch. Das Volk ſelbſt beſaß nur einige Hauptideen; beſonders karakteriſirt die Skandinavier die Vorſtellung von dem Lohne der Tapferkeit im

*) Fab. IV — VI. in der Edda Islandorum, nach Reſenius Ausgabe.

**) Cranz von Grönland S. 269.

in der täglichen Verjüngung der im ewigen Gefecht in Walhalla ſinkenden Heroen, und den übrigen, dahin gehörenden Bildern. Die Religion des großen Haufens zeigt ſich immer nur im Kultus; daher entſpringt der Einfluß der Prieſter, die Vorſteher deſſelben ſind, auf die Meinungen des Volks. Wenn man alſo glaubt, daß jeder Einzelne die Mitwirkung und Hülfe einer beſondern Gottheit in allen ſeinen Geſchäften erwartet habe, ſo irrt man: dieſe Vorſtellung gehörte aufs Höchſte zu den Skaldengeheimniſſen.

V) Man ſcheint hin und wieder in unſern Tagen zu glauben, daß die ſkandinaviſchen Götter der griechiſch-römiſchen Mythologie nachgebildet ſind; allein hierin geht man offenbar zu weit. Schon die älteſten Schriftſteller, die das römiſche und griechiſche Alterthum kannten, wie z. B. Saxo, behaupten, daß ſie mit den Römern nicht dieſelben Götter gehabt hätten *). Wenn die Religion beyder Nationen nicht durchaus verſchieden geweſen wäre, ſo würde ſich Saxo, nach der Weiſe faſt aller Schriftſteller des Mittelalters, dieſe Gelegenheit nicht haben entgehn laſſen, um ſeine Nordbewohner den Römern gleich zu ſtellen.

VI) Daß aber in der Edda, ſelbſt in der ſogenannten Sämundiniſchen, eine Menge chriſtlicher Vorſtellungen durchſchimmert, iſt unläugbar und vielleicht am luſtigſten, obgleich wieder ſeinen Willen, von Schimmelmann dargethan worden. Allein das Chriſtenthum iſt mit alten Vorſtellungen verſchmolzen, 1) um die alte Religion der neuern zu nähern und ihr dadurch im Anfange leichtern Eingang zu verſchaffen. 2) Ein Theil der eddiſchen Sagen ward entweder erfunden oder ſo dargeſtellt, um das Heidenthum zu verſpotten und lächerlich zu machen, wie z. B. Lokaſenna.

Keiner der Vertheidiger der nordiſchen Götterlehre hat, ſoviel mir bekannt, den künſtleriſchen Werth derſelben gründlich ausgeführt. Sie begnügen ſich, mit ſchallenden, glänzenden Fraſen zu ihrem Vortheil zu deklamiren. Die wenigen modernen Dichtungen, die mit Bildern aus der nordiſchen Vorzeit

*) Non habuimus cum Romanis unos eosdemque Deos. L. VI

Vorzeit verſehen ſind und für klaſſiſch gehalten zu werden verdienen, ſind, ihrem Inhalt nach, neu und ſtehen mit dem Geiſt des Alterthums geradezu im Widerſpruch, wie es, wenn es der Raum verſtattete, aus Beyſpielen leicht zu beweiſen ſeyn würde. Pram's Staerkodder iſt nichts, weniger als ein vollendetes Gedicht, obgleich Energie und Schönheit in einzelnen Stellen, beſonders im Ausdruck, nicht zu verkennen ſind. Folgendes pflegt man am gewöhnlichſten für die ſkandinaviſche Mythologie und ihren heutigen Gebrauch anzuführen.

1) Man muß zwiſchen einer rohen und noch nicht ausgebildeten Mythologie nothwendig unterſcheiden. — Warum? Dies iſt die Frage, an deren Beantwortung hier alles gelegen iſt und die man doch immer unterläßt. Was noch nicht ausgebildet iſt, iſt roh; ein drittes kann es nicht geben. Höchſtens konnte man ein Mehr oder Weniger annehmen; aber was würde dadurch gewonnen werden?

2) Die römiſch-griechiſche Mythologie iſt gebildet, d. h vollendet; das Genie kann in ihr nicht mehr erſchaffen, dies aber kann es in der nicht ausgebildeten nordiſchen Fabelwelt. — Die Kenner des Alterthums werden dieſen Satz auf keine Weiſe zugeſtehn; auch iſt die Folgerung nicht ganz einleuchtend Der Dichter kann die Mythologie nur als Symbol des Unendlichen, oder, wenn ich ſo ſagen darf, der Myſtik der Natur gebrauchen. Die Zeiten, wo mythiſche Schöpfungen als ſolche intereſſant ſeyn konnten, ſind längſt dahin; nur durch den Glauben konnten ſie es werden, und höchſtens haben wir jetzt nur noch die Freiheit, zu beklagen, daß die kalte Vernunft dem freien Spiel der Dichtung ſeine Lebendigkeit geraubt hat. — Was haben wir durch alle Poeſien von Odin, Thor, Walhalla u. ſ. w.? Märchen, die unterhaltender in der Tauſend und Einen Nacht zu finden ſind.

3) Es iſt der Gebrauch der nordiſchen Mythologie zunächſt den Völkern germaniſchen Stamms, als eine Pflicht gegen das Vaterland, zu empfehlen. — Wie lange wird man ſich von einem thörichten Vorurtheil verführen laſſen! Wir haben ein Vaterland, allein die Pflichten gegen daſſelbe ſind den Pflichten gegen die Menſchheit untergeordnet. Die Univerſalität der Deutſchen iſt der lobenswürdigſte

Zug

Zug in ihrem Nationalkarakter. Wir ſind Menſchen, und der unſelige Unterſchied, den die Völker unter ſich gemacht haben, muß aufhören, wenn die Menſchheit ſich ihrem gemeinſchaftlichen Ziele nähern ſoll. Mit dem Patriotismus endlich, der durch Erinnerungen an Herrmann, Odin und Walhalla erweckt werden ſoll, wird es überhaupt ſchlecht beſtellt ſeyn. —

Zum Schluß noch ein paar Worte über die altdeutſchen Gedichte, nach denen man noch immer unter dem Nahmen der von Karl dem Großen geſammelten Bardengeſänge forſcht. A priori läßt ſich auf ihren Werth nicht ſchließen; und wenn ein Schluß erlaubt iſt, ſo waren ſie nur wilde Ausbrüche roher Natur, an deren Erhaltung nichts gelegen iſt. Ein Freund der Litteratur, deſſen Wille immer ehrwürdig bleibt, hat einen Preis von 100 Dukaten dem Wiederauffinder dieſer Sammlung oder einzelner Stücke derſelben verſprochen. Er hätte getroſt 2000 ausbieten können; denn Niemand kann das Unmögliche ins Reich der Wirklichkeit treten laſſen. Das Athenäum *) bemerkt: 1) daß die Deutſchen keine Barden hatten, 2) daß das berühmte Zeugniß des Eginhard gar nicht von den älteſten Liedern, etwa aus des Tacitus Zeiten, zu verſtehen ſey, und 3) daß ſie wohl ſchon durch das Lied der Nibelungen diaſkeuaſirt auf uns gekommen ſeyn möchten. — Ich füge noch hinzu, daß Karl der Große keine Sammlung der Carminum antiquiſſimorum, wie man behauptet, veranſtaltet habe; er ließ ſie blos aufſchreiben. Mythiſche, lyriſche oder Kriegsgeſänge laſſen ſich nicht erwarten, denn er richtete ſein Augenmerk nur auf hiſtoriſche Geſänge, oder — Reimchroniken. —

Als gutes Hülfsmittel, die Mythologien der verſchiedenen älteren und neueren Völker überhaupt kennen zu lernen, kann man das nachfolgende Werk empfehlen.

Allgemeines mythologiſches Lexicon aus Original-Quellen bearbeitet. Von Fried. Majer, Gräfl. Reuß-Plauiſchem Rath ꝛc. Weimar im Induſtrie-Comptoir. Bis jetzt ſind zwey Bände der erſten Abtheilung heraus, welche die nicht altklaſſi-

*) II, S. 306 ff.

klaſſiſchen Mythologien enthält. Dieſe beyden Bände gehen von A — J.

Mythos, ſ. Mythe.

Mythragyrth, jemand der mit falſchen Heiligthümern die Einfältigen hintergeht.

Mytiliten, ſ. Mytuliten.

Mytilus, ſ. Miesmuſchel, Th. 90, S. 64 fl. und unter Muſchel, Th. 98, S. 231. 338.

Mytuliten, Mytiliten, Mityliten, verſteinte Miesmuſcheln, ſind diejenigen foſſilen Muſcheln, welche lang, oben ſchmahl, unten breit ſind, und ihr Schloß oben an der Endſpitze haben. Sie ſind gewöhnlich etwas gebogen, und die untere Hälfte iſt kleiner als die obere. Ihre Größe iſt von 1 — 3 oder 3½ Zoll; doch gibt es auch ganz kleine wie Linſen. Viele haben noch ihre natürliche Schale, die aber ſehr dünne, und dabey ſchwarz, ſchwarzblau oder ſchwarzbraun iſt. Sie finden ſich weit mehr im Geſteine als außer demſelben. Diejenigen, welche ihre beyden Hälften noch beyſammen haben, ſind unter den übrigen am ſeltenſten zu finden. In der Gegend des Schloſſes ſind ſie gewöhnlich beſchädigt. Auf den Steinplatten haben ſie eine ungewiſſe Lage, und man findet oft auf einer Platte eine große Menge beyſammen. Kammartige und glatte Chamiten, auch wohl Ammonshörner, ſind nicht ſelten unter ſie vermiſcht, zuweilen auch kleine Turbiniten. Kalkſtein iſt ihre gewöhnliche Mutter.

Mytulus, ſ. Mytilus.

Myxa, ſ. Rotz, Schleim.

Myxa, Myxaria, Myxus, Cordia Myxa L., ſchwarze Bruſtbeeren, ſ. unter Bruſtbeere, Th. 7, S. 132.

Myxine, ſo heißt im Linnéſchen Syſteme der Zoologie eine Gattung Waſſergewürme. Nach

genauerer Unterſuchung hat man aber gefunden, daß dieſe Geſchöpfe eigentlich zu den Fiſchen gehören, und es iſt ihnen der Nahme Gaſtrobranchus, Bauchkieme, beygelegt worden. Die einzige nur bekannte Art, Myxine glutinoſa Linn. nannte man ſonſt Schleimwurm; Blumenbach nennt ſie jetzt Gaſtrobranchus coecus, Blindfiſch, Schleimaal; andere auch Sauger.

Myxus, ſ. Myxa.

N. N.

N, der vierzehnte Buchſtab des deutſchen Alphabetes, und der dritte unter den Zungenbuchſtaben, wird mit Anlegung der Zunge an den Gaumen und die Zähne und einem gelinden dabey durch die Naſe gelaſſenen Laute ausgeſprochen. Wegen dieſes letztern Lautes, welcher vor den Hauch- und Gaumenbuchſtaben ſehr merklich iſt, wird er auch der Naſenlaut genannt. Als ein für die Ausſprache ſehr leichter und einfacher Laut, welcher nach allen und vor den meiſten andern Mitlautern ohne Mühe ausgeſprochen werden kann, iſt er auch einer von den flüſſigen Mitlautern, oder ſogenannten Halbvocalen oder Halblautern, unter welchen er die dritte Stelle einnimmt.

Die Ausſprache des n vermittelſt eines durch die Naſe gelaſſenen Hauches iſt in einer Sprache, in einer Mundart mehr gewöhnlich als in einer andern; ſelbſt im Deutſchen vor einigen Mitlautern mehr als vor andern. In der hochdeutſchen Mundart iſt dieſer Naſenlaut gewöhnlich nicht ſtärker, als er zur vernehmlichen Hervorbringung des n unentbehrlich iſt. Nur vor

 den

den härteren Gaumenlauten g und k, wenn es mit denſelben in einer Sylbe ſteht, iſt dieſer Naſenlaut überhaupt merklich, denn da wird es dunkel und faſt ſo ausgeſprochen, wie das franzöſiſche n nach einem Selbſtlaute in en, on, un; langen, krank, jung, Menge, ſingen, winken. Das Wort Sylbe wird hier etymologiſch, nicht orthographiſch verſtanden. Denn ob man gleich theilet win-ken, Län-ge ꝛc.: ſo gehören doch nach der Abſtammung alle dieſe Gaumenlaute zur Stammſylbe, und nach der Abſtammung müßte man theilen wink-en, Läng-e. Wenn hingegen in Zuſammenſetzungen das n vor einem Gaumenlaute zu ſtehen kommt, ſo behält es ſeine gewöhnliche Ausſprache, z. B. angenehm, Unkraut ꝛc. Vor den weicheren Gaumenlauten ch und j iſt dieſer Naſenlaut unmerklicher, denn da ſchmilzt es mit denſelben am Gaumen gleichſam zuſammen; manch, tünchen, ſo wie in den gemeinen Sprecharten auch vor dem i Linie, Pinie gleichſam Linje, Pinje. Zuſammenſetzungen machen auch hier eine Ausnahme, Unchriſt, Sonnenjahr ꝛc.

Das n liebt die harten Gaumenlaute g und k ſo ſehr, daß es ſich ihnen in tauſend Wörtern unberufen aufdringt, oder vielmehr manche Mundarten und Sprachen können das g und k nicht ausſprechen, ohne ein n vor ihnen her ſchleichen zu laſſen. Vermuthlich war dieſe nieſelnde Ausſprache ehedem ganzen Völkerſchaften eigen; ſie iſt es auch noch jetzt zum Theil. Allein bey der unzähligen Vermiſchung der Völkerſchaften von den früheſten Zeiten an, ſind auch die Mundarten und Sprachen vermiſcht worden, und daher kommt es vermuthlich, daß die Abkömmlinge eines und eben deſſelben Stammwortes einer

und

und eben derſelben Sprache bald ein n vor dieſen Gaumenlauten haben, bald aber auch nicht. Für das Frago (brechen) tago (Niederſ. ticken) pago (fügen) u. ſ. f. ſagten die neueren Lateiner frango, tango, pango, behielten aber doch fregi, fractum, tetigi, tactum, pepigi u. ſ. f. bey. Für das Griech. und Lat. Lynx, haben wir Luchs. Für König ſagen die gröberen Mundarten Köning und Konung, für Honig, Honing, für Pfennig, Pfenning.

So ſehr das n die beyden harten Gaumenlaute liebt, ſo ſehr liebt es auch die Zungenbuchſtaben d und t. Wir haben unzählige Wörter in welchen entweder das n, oder das d und t nicht zum Stamme gehört, ſondern bloß durch eine weichere Ausſprache eingeſchoben worden iſt. In nackend für nacket, Barchent für Barchet rc. hat ſich das n eingedrungen, ſo wie ſich in lebendig, morgend, weſentlich, ordentlich und anderen ein d oder t angehängt hat.

Vor den Lippenbuchſtaben verwandelten die Griechen und Römer das n gern in den Lippenlaut m; comburere, impar rc. Die Deutſchen hatten den Uebelklang gleichfalls empfunden, und das n in vielen ſolchen Fällen in ein m verwandelt; empor, empfehlen, Imbiß, immaßen, Naumburg für Nauenburg rc. wo das m die Stelle des n in dem Stammworte vertritt. Indeſſen ſind doch noch Wörter genug übrig, wo das n dem Wohlklange zum Trotze geblieben iſt; z. B. fünfe, Senf, Vernunft, ſanft rc. Daß das n in dieſen Wörtern hart klinge, merken ſogar die gemeinen Mundarten, welche daher gemeiniglich fümfe, Semf, ſamft, Vernumft rc. ſprechen.

Der Buchſtab n dient übrigens allein oder in Geſellſchaft mit andern Buchſtaben und Zahlen zu verſchiedenen Abkürzungen, von denen wir hier die gewöhnlichſten anführen wollen. In alten lateiniſchen Schriften heißt N nec, nepos, niſi, nomen, non, Nonius, noſter, numerator, oder numisma, NBL. nobilis. Die alten Rechtsgelehrten ſetzten N. L. für non liquet.

N zeigte in älteren Zeiten 900 und, wenn ein Strich darüber geſetzt wurde 90000 an. Das griechiſche N bedeutete aber 50, wie es beſonders auf alten Münzen noch vorkommt.

Auf den franzöſiſchen Münzen iſt es ein Zeichen der Münzſtadt Montpellier.

Auf mediciniſchen Recepten ſetzt man es der Zahl vor, in welcher Ingredienzen, die nach Stücken gezählt werden, genommen werden ſollen, wie denn N. oder No. ſonſt überhaupt eine Abkürzung für Nummer iſt.

N. ⅔tel heißt neue Zweydrittel, welchen Nahmen beſonders die 16 gGroſchenſtücke, die im Hannöveriſchen und anderwärts geſchlagen werden, führen:

N.B oder NB. iſt ſo viel als Nota bene, das iſt, merke es wohl. N. C. bedeutet bey dem Buchhalten Noſtro Conto, das iſt, unſre Rechnung. N. M. heißt auf den Münzen Nova Moneta N. N. iſt ſo viel als Notetur Nomen, das iſt, es ſoll der ausgelaſſene Nahme eingerückt werden; oder Nomen Neſcio, das iſt, man weiß den Nahmen nicht: und ſo auch, wenn man aus gewiſſen Urſachen Bedenken trägt, den Nahmen dieſer oder jenen Stadt oder Perſon auszudrücken, ſo wird nur N. N. oder N. N. geſetzt. Nach dem du Fresne iſt dieſes Zeichen ungefähr im 11ten Jahrhunderte üblich geworden,

worden, und zwar aus dem abgekürzten Ille oder Illa, welches man Ill. mit einem Querſtriche durch die beyden ll zu ſchreiben pflegte, welche Abkürzung man nachmahls aus Unwiſſenheit für N. N. gehalten. Jenes, nähmlich das Ill. kommt in Marculphs Formeln und anderen Schriften vor dem eilften Jahrhunderte häufig vor.

N. S. bedeutet Notre Seigneur, unſer Herr Chriſtus. N. T. Novum Teſtamentum, das neue Teſtament. nom. noie, nomine, im Nahmen. Not. Caeſ. Publ. Notarius Caeſareus publicus, öffentlicher Kaiſerlicher Notarius. N. S. Nachſchrift. N. T. Neues Teſtament. Nachm. Nachmittag.

Na, oder **Nagi**, auch **Tſikburaſiba**, unter dieſem Nahmen beſchreibt Jablonskie in ſeinem allg. Lex. einen japaniſchen Baum, welcher mit den Lorberbäumen einige Aehnlichkeit haben ſoll, und von Kämpfer Laurus julifera folio ſpecioſo enervi genannt worden iſt.

Naama, oder vielleicht richtiger **Nemas**, ſo heißt das Gebet der Türken, welches ſie täglich fünfmahl verrichten müſſen; nähmlich beym Aufgange der Sonne, zu Mittage, gegen Abend, welche Zeit ſie Lazaro nennen, beym Untergange der Sonne, und um 1 Uhr in der Nacht. Wie es bey dieſem Gebete gehalten werde ſehe man im Art. Muezzine, Th. 94, S. 707.

Nabal, und **Nabba** ſind Nahmen des **Nashorns**.

Nabe, die, der hohle, in der äußern Mitte erhabene Cylinder in einem Rade, welcher um die Achſe läuft, und in deſſen äußerem Umfange die Speichen befeſtiget werden; in einigen Gegenden der **Nabel**. In engerer Bedeutung wird nur der vordere Theil dieſes Cylinders die Nabe ſonſt auch die Röhre genannt, da denn

der mittlere erhabene Theil der Bock oder der Haufen, und der hintere der Stoß oder Vorſtoß heißt. Es ſcheint, daß dieſes Wort auch in dem Teich= und Waſſerbaue einiger Gegenden eine Art Röhren bedeute. Im Niederſächſ. lautet dieſes Wort Nave, Navel, im Angelſ. Naf, im Engl. und Holländ. Nave, im Schwed. Naf. Es iſt ein altes Wort von einem zahlreichen Geſchlechte, welches überhaupt den Begriff des Hohlen hat, und wozu unter andern unſer Napf und das Lat. Navis gehören.

Damit ſich die Nabe inwendig nicht auslaufe, wird von dem Grobſchmid ein eiſerner Ring (der Rinken genannt), welcher auch die Büchſe oder Buchſe heißt, eingeſetzt. Die andern Ringe, womit die Nabe von außen belegt wird, heißen die Nabenrinken; die beyden großen Ringe aber auf der Nabe, die beyderſeits den Speichen am nächſten ſind, nennt man Speichenrinken, hingegen denjenigen, womit die Nabe im Laufen an die Achſe ſtößt, den Stoßrinken. Da die Nabe die ganze Laſt des Wagens zu tragen hat, ſo muß gutes feſtes Holz dazu genommen werden; am gewöhnlichſten braucht man dazu Eichen=, Ulmen= (Rüſtern=) oder Eſchenholz. Holz von überalten Eichen, welches nicht zähe, ſondern brüchig iſt, taugt nicht dazu. Eichen vom Mittelalter, oder noch jünger, ſobald ſie nur die gehörige Stärke dazu haben, ſind die beſten. Naben von Eſchen werden zu bald mürmelicht, wenn ſie beſtändig unter freyem Himmel bleiben müſſen, wo ſie bald naß, bald trocken werden. Wo es an Eichen, Ulmen (Rüſtern) und Eſchen fehlt, aber nicht an Erlen, da wählen die Landleute das unterſte

Stamm=

Stammende ausgewachſener Erlen, an welchem Theile dieſes Holz die mehrſte Feſtigkeit hat.

Bey der Verfertigung der Naben wird zuerſt einem abgehauenen Kloze mit dem Handbeil die Geſtalt der Nabe aus dem Groben gegeben, dies wird alsdenn zwiſchen die Docken des Drehrades des Stellmachers eingeſpannt, und mit dem Schrenk- und Schlichteiſen glatt abgedrehet, wobey mit dem Krummzirkel die erforderliche Dicke nach allen drey oben gedachten Theilen abgemeſſen wird; man bildet endlich ihre Geſimſe mit dem Stabeiſen aus. Alles dieſes wird mit den Handgriffen des Drechslers verrichtet. Und wenn man die Speichen des Rades eingepaßt und eingeſetzt hat, bohret man mit dem Durchſtecher auf der Bohrbank im Mittelpuncte ein Zoll weites Loch durch, und wenn die Felgen aufgefüget ſind, das Achſenloch in erforderlicher Weite mit dem Radbohrer. Das Rad liegt dergeſtalt auf der Bohrbank, daß der Bohrer in dem hintern Stoß der Nabe angeſetzt werden kann, und wird durch einige hölzerne Zapfen auf der Bohrbank gegen die Speichenſtellen dergeſtalt befeſtiget, daß es ſich nicht im Kreiſe umdrehen kann. Ein Stellmacher ſtellet ſich auf das Rad, und richtet den Radebohrer ſenkrecht, zwey andere drehen den Bohrer vermittelſt eines Hebebaums um, welcher mit zwey Ringen an dem Griffe des Radebohrers befeſtiget wird.

Uebrigens ſehe man im Art. **Kutſche**, Th. 57, S. 279. 296. 316 fl. und 334. ſo wie in den Artikeln **Rad** und **Wagen** das weitere.

Nabel, der, bedeutet 1. überhaupt eine jede ſchneckenförmige runde Vertiefung, in welcher weitern Bedeutung es doch nur in einigen Fällen üblich iſt. So wird der Schluß eines Gewölbes, wegen

 gen

gen dieſer Geſtalt, welche man ihm zuweilen gibt, in der Baukunſt der Nabel genannt; ſo wie auch die Mitte oben in einer Kuppel der Nabel der Kuppel heißt. In der Mathematik iſt der Nabel der Punct in der Achſe einer krummen Linie, welche am gewöhnlichſten der Brennpunct, Focus, genannt wird. Bey den neuern Schriftſtellern des Thierreichs iſt der Nabel an einer Schnecke, die gewundene Vertiefung unten an der Spindel oder Säule. S. auch Nabelſtelle.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung iſt der Nabel an den thieriſchen Körpern die gewundene runde Vertiefung in der Mitte des Schmerbauches, welche im Grunde gewöhnlich eine kleine runde Erhöhung hat, und die zurückgebliebene Narbe von der abgeſchnittenen Nabelſchnur iſt *). Dieſe Narbe entſteht eigentlich aus der Zuſammenwachſung der Haut mit dem Darmfelle und den Blutgefäßen, die vom Leibe des Kindes durch dieſe Gegend bis zur Nachgeburt gehen, und gleich nach der Geburt abgeſchnitten werden. Dieſe Blutgefäße werden auch Nabelgefäße genannt (Vaſa umbilicalia), und ſie beſtehen in einer Blutader und zwey Pulsadern und der ſogenannten Harnſchnur oder Harnader. Die Blutader führt das Blut aus der Nachgeburt oder dem Mutterkuchen in das Kind zurück, die Schlag= oder Pulsadern aber treiben

*) In der letzten Bedeutung ſchon bey dem Raban Maurus im 8ten Jahrhunderte Nabalo, bey dem Willeram Nabelo, im Niederſächſ. und Engl. Navel, im Angelſ. Nafel, Navela, im Dän. Navle, im Schwed. Nafle, im Finnländ. Napa, im Lappländ. Naeppe, im Perſ. Naf, und ſelbſt im Malabariſchen Nabi. Es kommt mit Nabe von einem Hauptſtamme, aber gewiß nicht unmittelbar aus dem Lat. umbilicus.

treiben das Blut von der Frucht in die Nachgeburt. Mehr hiervon ſehe man in den Artikeln **Nabelbruch, Nabelgeſchwulſt, Nabelſchnur** und **Nachgeburt.**

Wenn bey neugebornen Kindern nach abgeſchnittener Nabelſchnur der Nabel nicht recht verwahrt und in Acht genommen worden, entſteht durch deſſen Heraustretung oder andere Ausdehnung vermittelſt des Schreyens ꝛc. eine Geſchwulſt des Nabels, welche man **Nabelgeſchwulſt**, oder, wenn es ein wirklicher Bruch iſt, **Nabelbruch** nennt, und wovon in beſondern Artikeln mehr geſagt werden wird. Um dergleichen Zufälle zu verhüten, pflegt man nicht nur ein kleines, von weicher Leinwand über einander geſchlagenes Tuch, das **Nabeltuch** genannt, den Kindern auf den eingedrückten Nabel zu ſchlagen, ſondern auch noch beſonders bey der Beſchickung des Kindes dieſes mit einem aus weißer Leinwand lang und ſchmahl geſchnittenen Streifen, welcher die **Nabelbinde** heißt, einzubinden und anzudrücken. Wenn man mit dem Umſchlagen der Nabelbinde nicht zu lange fortfährt, verhütet man die Nabelbrüche um ſo gewiſſer. Auch muß man das Kind, bey gewiſſen Behandlungen auf dem Schoße, wenn es auf dem Rücken liegt, mit dem Kopfe nicht tief hinten herab, und mit dem Bauche hoch liegen laſſen. Eine ſolche Lage kann ſehr leicht einen Bruch hervorbringen.

Wenn ſich ein geringes Austreten des Nabels zeigt, pflegt ein halbkugelförmiges, mit Leinwand überzogenes hohles Stück Bley, von der Größe eines preußiſchen Achtgroſchenſtückes, welches man mit Heftpflaſtern und Binden über dem Nabel befeſtiget, ein weiteres Vordrängen

des

des Nabels zu verhindern und in 1 — 2 Monathen dem Nabel ſolche Feſtigkeit zu geben, daß man hinfort beym Schreyen des Kindes kein weiteres Auftreiben bemerkt. Iſt man wegen eines ſchon entſtandenen wahren Bruches ſchon in Sorgen, ſo gibt man einem Stücke weißen Wachſes, oder des gewöhnlichen Bruchpflaſters, die Geſtalt eines Knopfs nach der Größe des Bruchs, und leget dieſes zwiſchen ein etliche Mahl zuſammengelegtes Stück Leinen, von der Größe eines Thalers, das man mit Salzwaſſer angefeuchtet hat. Die etwas erhabene Seite des verfertigten Knopfs wird nach dem Nabel zugekehret, und eben dieſelbe hat von dem leinenen Bauſch nur eine einfache Bedeckung. So viel als möglich iſt, ſucht man die Mitte des Knopfs auf die Mitte des Bruchs zu bringen, und alsdenn legt man eine vereinigende Binde über. Das Salzwaſſer bereitet man aus gemeinem Waſſer, in welchem ſo viel Küchenſalz aufgelöſet iſt, als ſich darin auflöſen will. Man erneuere die Windeln fleißig, und dabey zugleich den Verband, ausgenommen das Wachs, wenigſtens ſehe man doch alle vier und zwanzig Stunden nach dem Verbande. Hiermit fährt man bey friſchen Brüchen Wochen lang, bey den alten aber etliche Monathe hindurch fort.

Schwiert der Nabel, ſo kann man einen Theil Kalkwaſſer mit drey Theilen Roſenwaſſer vermiſcht, lauwarm, und Läppchen damit angefeuchtet, überbinden, oder das Bleypflaſter überlegen.

Wäre die Nabelſchnur bey der Geburt eines Kindes abgeriſſen oder zu früh abgegangen, ſo bedeckt man den Ort ſogleich, wegen einer ſonſt tödtlichen Verblutung, mit Eichenſchwamm,

oder anderem Zunderſchwamme, der aber nicht mit Salpeter bereitet ſeyn darf, belegt dieſen mit einem klebenden Pflaſter, und befeſtiget alles mit leinenen Bauſchen und einer Binde. Leget ſich die Haut des Unterleibes nicht um die verletzte Stelle, oder iſt der Riß ſo tief, daß das Blut in die Höhle des Leibes fließen kann, ſo ſtirbt das Kind an letzterem gewiß, und beym erſten fallen beym Schreyen die Gedärme heraus, und werden viel Noth machen, und den Tod bringen.

Daß man bey Thieren wenigere Beyſpiele von Verblutungen durch den Nabel verſpürt, wie man es bey dem Mangel des Unterbindens der Nabelſchnur vermuthen müßte, ſoll nach den Wahrnehmungen des Herrn Boy nicht ſowohl daher kommen, weil die Thiermütter die Nabelſchnur bey ihren Jungen mit den Zähnen abtrennen und gleichſam quetſchen, wodurch die Adern eher verſchloſſen werden als beym Abſchneiden; als vielmehr daher, weil dieſe Abſonderung der Nabelſchnur immer etwas ſpäter geſchieht, nachdem das junge Thier ſchon geathmet hat, wodurch das Blut einen neuen Umlauf bekommt, und nicht mehr ſo ſtark in die Nabelſchnur pulſirt. Nach der Meinung des Herrn Boy hätte man aus dieſer Urſache nicht nöthig, den Nabelſtrang bey Kindern zu unterbinden, wenn man denſelben erſt nach einer gewiſſen Zeit, z. B. nach 19 Minuten mehr oder weniger, nach der Stärke und Lebhaftigkeit des Kindes durchſchnitte. Herr Boy ſagt aber nicht, ob er dergleichen Verſuche bey Kindern wirklich gemacht habe *).

Böſer

*) Abrégés ſur les Maladies des femmes groſſes, et de celles,

Böſer Nabel, oder **Nabelgeſchwür**, iſt beſonders ein Zufall der Schöpſe, der von Unreinigkeit verurſacht wird. Die Wolle legt ſich, wenn der Schöps Waſſer gelaſſen hat, an den Nabel, trocknet an, oder zieht ſich wohl gar in die Harnröhre; dadurch bekommt der Nabel Hitze, und fängt wohl gar an in Eiterung und Fäulniß überzugehen. Die Schäfer ſchmieren ſolche Schöpſe mit Leinöhl; das beſte iſt indeß, ſolche Schöpſe, die dieſem Uebel unterworfen ſind, öfter zu waſchen. S. auch **Nabelgeſchwür**.

Viele Kälber kommen mit einem ſogenannten **doppelten Nabel** auf die Welt, oder man bemerkt bey ihnen neben dem eigentlichen Nabel noch eine andere ziemlich ſtarke Beule. Die eigentliche Urſache davon liegt in der zu zeitigen Vernarbung des zu kurz abgeriſſenen Nabelſtrangs, welcher unter der Haut geronnenes Blut zurück hält, das nach und nach in Fäulniß übergeht. Die Aufſchneidung dieſer Geſchwulſt, gleich anfänglich, und die Herauslaſſung des ſtockenden Blutes oder Eiters, hebt das Uebel ſehr oft, und macht ein ſonſt gutes Kalb auch zur Zucht tauglich. Wird dieſes aber verſäumt, ſo wird man ein ſolches Kalb ſchwerlich weiter als bis ins zweyte Jahr bringen, und diejenigen, bey denen man eine ſtete Feuchtigkeit um die Nabelbeule wahrnimmt, ſterben gewiß ſchon im erſten Jahre. Da dergleichen Kälber gar nicht ſelten ſind, ſo muß man hierauf um ſo achtſamer ſeyn, und dieſelben, wenn man ſie nicht gleich gründlich heilen kann, wenn ſie ſonſt auch noch ſo gut gedeiheten, zur Schlachtbank beſtimmen.

Nach

les, qui ſont accouchées etc. Par M. Boy. Paris und Beſançon bey Croullebois 1788. 222 S. 8.

Nach dem gemeinen Aberglauben der Leute muß man den abgebundenen Nabel, eigentlich das einige Tage nach dem Unterbinden der Nabelſchnur abfallende Endchen derſelben, ſorgfältig aufheben. Unter andern geben einige den Kindern an ihrem 7ten Geburtstage daſſelbe, um zu ſehen, ob ſie den Knoten leicht auflöſen könne, welches Glück bedeuten ſoll. Nach andern ſoll dieſes ein Zeichen ſeyn, daß ein Kind leicht alles zu lernen im Stande ſeyn werde; und was dergleichen Meinungen mehr ſind.

Daß Adam und Eva mit einem Nabel gemahlt werden, hat man mehrmahls getadelt, weil unſere Stammeltern, in ſo fern ſie die erſten Menſchen waren, die ihre Exiſtenz auf einem andern Wege wie die übrigen von Weibern gebornen Menſchen erhielten, keinen Nabel hätten haben können. Die Sache liegt uns zu entfernt, und wir ſind zu wenig im Stande, uns eine Vorſtellung von der Art der Hervorbringung der erſten Menſchen zu machen, als daß wir es unternehmen könnten, darüber etwas ſagen zu wollen.

3. Figürlich verſteht man unter Nabel auch noch eine gewiſſe Stelle an den Früchten und Samen der Gewächſe.

Nabel der Kernfrucht oder Steinfrucht, **Umbilicus pomi, baccae, antri, drupae**, der obere Theil von Apfelfrüchten, Beeren, Fruchthöhlen, Steinfrüchten, welche ſich als Fruchtknoten unter der Blume fanden, welcher mehrentheils eine Vertiefung von dem vorigen Blumenboden bildet, die mit der vertrockneten Blumendecke umgeben iſt.

Nabel des Samens, äuſſerer, Umbilicus **ſeminis externus, Feneſtra**, Hilum, Samennarbe.

be. Der äußere Nabel des Samens iſt die Oeffnung der äußern Samenhaut (teſtae), durch welche die Nahrungsgefäße von dem Samenbehältniſſe, oder den die Stelle deſſelben vertretenden Theilen, in das Innere des Samens eindringen, und welche bey der Reife ſich allezeit verengt oder ſchließet, doch ſo, daß dem Waſſer und den Feuchtigkeiten der Erde noch leicht ein Zugang zu dem Kerne bleibt. Nach Gärtner iſt er

1) oberflächlich, ſuperficialis, dieſer iſt der häufigſte und zugleich auch der einfachſte, indem er nur in der Geſtalt eines Loches, eines Porus, oder eines Närbchen erſcheint, und der Samenhaut nur oberflächlich eingedruckt zu ſeyn ſcheint; z. B. bey Campanula, Digitalis, Phaſeolus, Primula etc. Bey einigen aber iſt er gleichſam abgeſchnitten und mit einer abgeſchabten runden Fläche umgeben; wie bey Staphylea, Aeſculus etc. und wieder bey andern findet man ihn mit einem Flecken von beſtimmter Geſtalt und meiſtentheils von ſchneeweißer Farbe bezeichnet, z. B. mit einem herzförmigen bey Areca, Cardioſpermum, mit einem linienförmigen bey Dictamnus, mit einem zweygabelichen bey Dracocephalum, und andern Quirlpflanzen.

2) ausgehöhlt, concavus; dieſer ſtellt entweder eine dem Samen außen angeheftete Kupel oder Franze vor, z. B. bey Helleborus, Philadelphus, oder er iſt als eine tiefe trichterförmige Rinne, die von der äußern Samenſchale ſelbſt inwendig bekleidet iſt, eingegraben, wie bey Zingiber, Canna etc Hierher gehören aber nicht a) jene weitere Oeffnungen der Samen von Meniſpermum, Limeum, Pavetta, und vielen Sternpflanzen; denn obgleich dieſe Samen von einigen im ſtrengen Sinne genabelte genannt werden, ſo ſind doch jene Löcher keine wahre Näbel, weil ſie nicht in die innere Höhle der Teſta, ſondern bloß in die Wölbung des aufgeblaſenen, linſenförmigen, ausgehöhlt gewölbten ꝛc. Samens führen; b) die Oeffnungen der Nüßchen bey verſchiedenen Aſperifolien, weil ſie nicht der Samenſchale, ſondern dem Samenbehältniſſe eingegraben ſind, bey

dem

dem ſie inzwiſchen als ein Nabel betrachtet werden können, indem die Nabelſchnur durch ſie durchgeht und ſie von allen dem Nabel zugezählt werden.

3) gewölbt, convexus, dieſer iſt entweder in Geſtalt eines kleinen Schnabels aus der Subſtanz der Teſta ſelbſt gebildet (z. B. Melampyrum, Sapota etc.), oder er iſt ſchwammig und beſteht aus einem Hügelchen von verſchiedener, meiſtens ſchwammiger und weißlichter Subſtanz, und kommt ſehr häufig in der Euphorbienfamilie vor, weshalb ihn auch Adanſon unter die Charaktere dieſer Familie mit aufgenommen hat; doch ſchickt er ſich zu einem ſolchen Charakter nicht, denn a) iſt er dieſer Familie nicht ausſchließlich eigen, indem er auch bey andern Pflanzen, z. B. bey Phylica, Cynocrambe, gefunden wird, b) fehlt er auch einigen wahren Euphorbien z. B. Croton, Hura, Clutia etc. ganz. Viele Aehnlichkeit mit dem gewölbten Nabel hat auch jenes kruſtige Wärzchen, welches bey den Samen der Palmen und einiger andern Pflanzen, z. B. Commelina, Tradescantia], die Lage des Embryos anzeigt; allein es iſt kein wahrer Nabel, denn es iſt nicht durchbohrt und blos aus der äußern Samenſchale aufgetrieben.

4) mit Nebentheilen verſehen, appendiculatus, wenn neben demſelben Theile von beſonderer Geſtalt und Conſiſtenz ſich finden. Z B. bey Polygala ſitzt ein vierzähniges Krönchen auf dem Nabel; bey Omphalobium Gaertn. Capnoides G. und Commerſonia G. iſt der Nabel beyderſeits von einem weichfleiſchigten Blättchen, das im Umfange verſchieden eingeſchnitten iſt, eingefaßt; bey Geniſta, Ulex und Spartium iſt er mit einer ſchwammigten herzförmigen oder zweylappigen Schuppe umgeben; bey Chelidonium iſt er mit einem ſichelförmigen, gezähnelten und durchſcheinend drüſigten Kamme gekrönt u. ſ. w.

In Anſehung der innern Theile, beſonders des Embryos, iſt die Lage des Nabels vierfach: denn entweder iſt das Würzelchen des Embryos nach der Oeffnung des Nabels zugekehrt, ſitus obverſus, oder es hat eine entgegengeſetzte Lage, oppoſitus, oder der Nabel iſt in der Mitte des Stengels vom Embryo, contrarius, oder er liegt in der Achſe, der Embryo aber horizontal im Umkreiſe des Samens, de-

vivs. Gaertner de fruct. et ſem. plant. p. CXII. ſqq.

Nabel des Samens, innerer, Umbilicus ſeminis internus. Der innere Nabel des Samens iſt der Punkt, wo die Nabelſchnur, oder der Bündel von Nahrungsgefäßen, in die eigene Haut des Kernes eindringt. Meiſtens trift er mit dem äußern zuſammen, zuweilen geht aber die Nabelſchnur, nachdem ſie durch die äußere Schale des Samens durchgedrungen iſt, weiter, endiget ſich an dem entgegengeſetzten Ende des Kerns, und bildet da einen gefärbten runden Fleck oder eine kleine Erhabenheit, welche Gärtner Chalaza nennt. S. Borckhauſ. bot. Wörterb. II. 41.

Nabelbaum, auch Grübling, Omphalea Linn., iſt eine Baumgattung, welche in die 3te Ordnung der 21ſten Claſſe des Linnéſchen Pflanzenſyſtems (Monoecia Triandria) gehört, und folgende Kennzeichen hat. Die männlichen Blüthen haben vierblättrige Blumendecken, keine Blumenkronen, und enthalten einen Staubfaden mit 2 bis 3 Staubbeuteln. Die weiblichen Blüthen haben fünfblättrige Blumendecken, keine Blumenkrone, und ihr Staubweg iſt mit einer dreyſpaltigen Narbe verſehen. Die fleiſchige dreyfächerige Samenkapſel enthält einzelne Samen.

1. Der zweymännrige Nabelbaum. Omphalea *diandra,* foliis ovatis. Linn. Syſt. veget. p. 846. Omphalandria fruteſcens diffuſa, foliis amplioribus ovatis petiolis biglandulis, racemis terminalibus. Brown. Jam. 334. Aublet hiſt. des pl. de la Guiane fr. II. 843. T. 328.

Er iſt eigentlich ein Strauch, welcher an dem Strande von Guiana und Cayenne wächſt, und an andere Bäume hinauf klettert. Er hat dicke,

dicke, glatte, herzförmig zugeſpitzte, ungezähnte, am Grunde oben mit 2 Drüſen verſehene lang=geſtielte Blätter, mit 2 kleinen Blattanſätzen. Die Subſtanz, welche die Samen umgibt, iſt angenehm zu eſſen, nur muß man die eigentli=chen Samenſtücke mit dem Würzelchen heraus=nehmen, wenn ſie nicht purgiren ſoll. Im Ge=ſchmacke kommt ſie dem von unſern ſüßen Man=deln bey. Löſt man einen Zweig von dem Strau=che ab, ſo läuft ſogleich eine häufige, klare, un=ſchmackhafte Flüſſigkeit heraus, welche man wie Waſſer zur Löſchung des Durſtes gebraucht. Auf Leinewand macht inzwiſchen dieſe klare Flüſ=ſigkeit Flecken. Den Abſud der Blätter, ſo wie auch die jungen Blätter gebraucht man zur Reinigung der Wunden und Geſchwüre.

2. Der dreimännrige Nabelbaum. Omphalea *triandra,* foliis oblongis. Linn. l. c. Omphalandria foliis obovatis glabris ad baſin biglandulis, floribus triandris. Brown. Jam. 335. tab. 22. f. 4.

Er wird zu Domingo gebaut, wo er unter dem Nahmen von Nußbaum bekannt iſt, und man ſeine mandelartigen Samen, welche denen von dem Kaoutchoukbaume ähneln, zu eſſen pflegt. Die männlichen Blumen haben 3 Staubfäden. Die Blattſtiele haben auch zwey Drüſen; die Blätter ſind ſo groß wie eine Hand, länglicht und umgekehrt eyrund, ſtumpf, ungezähnt und nackt. In den Winkeln der Blätter entſpringen je drey nackte Blumenſtiele, die ſo lang ſind, als die Blattſtiele, und deren jeder eine Blume trägt. Aublet a. a. O. 846.

Nabelbinde, eine Binde, oder ſchmahler Streifen Leinwand, womit bey neugebornen Kindern der

Unterleib umwunden wird, um den Nabel niederzu drücken.

Nabelblutader, eine Ader, welche das Blut aus dem Mutterkuchen in die Frucht oder das Kind zurückführt. S. den Art. Nachgeburt.

Nabelblutgefäße, darunter verſteht man die Adern zuſammengenommen, welche aus dem Kinde im Mutterleibe in die Nachgeburt oder den Mutterkuchen gehen und die Nabelſchnur ausmachen. S. Nachgeburt.

Nabelbruch, Hernia umbilicalis, Omphalocele, iſt derjenige Bruch, welcher entweder durch den Nabelring, oder zur Seite deſſelben durch eine Spalte in der weißen Linie hervordringt. Zuweilen ſind die Nabelbrüche, beſonders diejenigen, welche durch den Nabelring treten, ohne Bruchſack; dieſes muß der Wundarzt wiſſen, damit er dieſe Brüche bey der Operation mit beſonderer Behutſamkeit öffnet.

Nabelbrüchen ſind vorzüglich Kinder unterworfen, und bey dieſen entſtehen ſie oft bloß durch heftiges Schreyen, zumahl wenn die Nabelbinde zu bald angelegt wird. Nie iſt ein Kind mehr zu einem Nabelbruche geneigt, als gleich nach Abſonderung des Nabelſtrangs. In Erwachſenen werden Nabelbrüche oft durch die Bauchwaſſerſucht veranlaßt. Auch Weibsperſonen, die oft ſchwanger geweſen ſind, und ſchwere Geburten gehabt haben, ſind Nabelbrüchen ſehr unterworfen, desgleichen auch oft ſehr fette Perſonen, wenn ſie mager werden. Uebrigens können auch Nabelbrüche von allen allgemeinen Urſachen der Brüche entſtehen.

Zuweilen bringen Kinder einen Nabelbruch mit auf die Welt, der aber von den gewöhnlichen ſehr verſchieden iſt. Als ein Fehler der erſten

ſten Bildung iſt er gemeiniglich von dem Mangel der äußern Haut und Bauchmuskeln um den Nabel herum herzuleiten, und die Bruchgeſchwulſt wird gemeiniglich nur von einer dünnen Haut bedeckt. Die Eingeweide treten hier nie durch den Nabelring, oder durch eine Spalte in demſelben, ſondern ſie liegen immer in einem großen Sacke, der eine breite Grundfläche hat, und aus deſſen Mitte oft die Nabelſchnur entſpringt. Gemeiniglich liegt in dieſem Bruche die Leber; nicht ſelten enthält er auch einen großen Theil der Eingeweide des Unterleibes. Gewöhnlich ſterben die Kinder; nur wenn der Bruch klein iſt, kann man ihn allenfalls zu heilen hoffen.

In Nabelbrüchen liegt gewöhnlich das Netz, zuweilen allein, zuweilen nebſt einem Darme. Im letztern Falle liegt das Netz immer vorn, ausgenommen, wenn das colon transverſum im Bruche liegt. Außer den gewöhnlichen Beſchwerden, die der Nabelbruch, ſo wie alle andere Brüche verurſacht, veranlaßt er gemeiniglich nach der Mahlzeit Colikſchmerzen.

Alle Beſchwerden und Gefahren werden auch hier durch ein Bruchband gehoben, ja bey Kindern bewirkt es, wenn es lange genug getragen und ſorgfältig angelegt wird, gemeiniglich eine gründliche Heilung. Höchſtſelten geſchieht dieſes bey den Nabelbrüchen Erwachſener.

Ein ſolches **Nabelbruchband, Nabelbinde,** oder **Nabelgürtel** iſt entweder elaſtiſch oder nicht elaſtiſch. Für Kinder iſt ein elaſtiſches Bruchband beſchwerlich, auch überflüſſig. Herr Richter empfiehlt daher eine halbe, in etwas Leinwand gewickelte Muskatnuß auf den Nabel zu legen, dieſe mit einem einfachen klebenden Pflaſter, und dann einer Zirkelbinde zu befeſti-

gen. Damit ſich die Binde aber nicht verſchiebt, und das Pflaſter nebſt der Muskatnuß nicht abfällt, ſo läßt er den vordern Theil der Binde faſt handbreit, denjenigen Theil aber, der an den Hüften liegt, wenigſtens um zwey Drittheile ſchmahler machen, damit, wenn ſie ſich auch ein wenig hinauf- oder herunter ſchiebt, ſie dennoch immer zum Theil die Muskatnuß befeſtiget. Damit ſich die Binde nicht zuſammen runzelt, läßt man ſie von doppelter Leinwand machen, und an dem vordern Theile derſelben, der den Nabel bedeckt, zwiſchen die zwey Lagen Leinwand ein Stück Leder legen, wodurch dieſer Theil der Binde immer ſeine Breite behält. Wenn eine neue reine Binde angelegt werden ſoll, muß man, bevor die alte abgenommen wird, den Finger unter die Binde bringen, und mit demſelben die Muskatnuß ſo lange auf den Nabel drücken, bis die neue Binde angelegt iſt, damit der Nabel nicht wieder hervortritt. — Statt der Muskatnuß kann man eine Lage graduirter Compreſſen, oder irgend einen andern ſchicklichen harten Körper dazu wählen.

Zu einem **nicht elaſtiſchen Nabelbruchbande** für Erwachſene nimmt man ein 2 bis 2½ Ellen langes und vier Querfinger breites Stück Barchent, macht in die Mitte deſſelben einen ½ Elle langen Einſchnitt, durch welchen bey der Anlegung der Kopf geſteckt wird. An das eine Ende näht man, und zwar zuerſt an die beyden Ecken deſſelben zwey Bänder, welche mit dem Ganzen ſenkrecht und in gerader Linie fortlaufen. Zwey andere Bänder werden gleich über den vorigen an den Rand der Binde angenäht, ſo daß ſie, wenn man das Ganze auf eine horizontale Fläche legt, mit dem Barchentſtreif

ſtreif auf jeder Seite einen rechten Winkel bilden. Zuletzt befeſtigt man an die innere Seite der Binde eine Pelotte mit Pferdehaaren, Kork oder Baumwolle angefüllt, und die, wenn ſie recht gut anliegen ſoll, um den Rand herum einen kleinen Wulſt haben muß. Bey der Anlegung ſteckt man zuerſt den Kopf durch den angezeigten Einſchnitt, ſo daß der längere Theil des Barchentſtreifs perpendikulair über die Bruſt, und der kürzere längs dem Rücken herunterhängt. Nun führt man nach zurückgebrachtem Bruche die beyden obern Bänder, welche mit dem Rande der Binde zuſammen hängen, um den Leib herum, und knüpft ſie auf dem Rücken, beſſer aber, wenn ſie lang genug ſind, vorn über der Pelotte zuſammen. Die andern zwey werden zwiſchen den Schenkeln hindurch geführt, und auf dem Rücken an die vorigen oder das obere Stück Barchent oder Leinwand befeſtiget.

Da der Bruch nicht immer gleich dick iſt, nähmlich des Morgens kleiner, nach dem Eſſen dicker, da er beym Ein- und Ausathmen abwechſelnd aufſchwillt, und ſich ſenkt, ſo folgt auch, daß dergleichen nicht elaſtiſche Bruchbänder ſich nicht nach dieſer Verſchiedenheit richten können, indem ſie entweder eine ſtärkere, unbequeme und oft ſchädliche Zuſammenziehung nothwendig machen, oder daß ſie nicht hinreichend drücken, folglich der Bruch alle Augenblicke durchſchlüpfen kann.

Bey Erwachſenen daher kann man nur Sicherheit erwarten durch **elaſtiſche Nabelbruchbänder**, von welchen man **einfache** und **zuſammengeſetzte** oder **doppelte** hat. Ein einfaches beſteht aus einer etwas breiten, runden oder ovalen Pelotte, und einem elaſtiſchen Halbzirkel, deſ-

ſen beyde Enden in der nähmlichen geraden Richtung ſtehen, und der beym Halſe keine Beugung nach unten hat, wie es ſonſt bey andern Bruchbändern der Fall iſt. Bey Kranken, deren Nabelgegend mehr geſchwächt iſt, wird eine ovale Pelotte erfordert, in deren Mitte ein, einer Wallnuß großer vorſtehender Kopf angebracht wird, welcher auf dem Nabel zu liegen kommt. Auch Herr Richter empfiehlt bloß ein gewöhnliches einfaches Leiſtenbruchband, das vorn mit einem Schilde verſehen, an welchem inwendig eine kleine Pelotte befeſtiget iſt. Indeſſen iſt dieſes und das vorhergenannte Bruchband, wegen der einzigen Seitenfeder, die ſie nur haben, vor dem Verſchieben nicht genug geſichert.

Hr. Theden hat das elaſtiſche Harz zu Nabelbruchbändern vorgeſchlagen, und Hr. Juville hält es bey Kranken, die nicht fett ſind, und wo der Bruch nur klein iſt, für hinreichend. Da aber das elaſtiſche Harz, wenn es warm wird, ſeine Elaſticität verliert, ſo hat man ſtatt deſſelben ſpiralförmige Stahlfedern auf beyden Seiten der Pelotte vorgeſchlagen. Indeſſen iſt gegen beyde Arten noch dieſes einzuwenden, daß ſie ihren Druck auf den ganzen Umkreis des Unterleibes eben ſo ſtark als auf den Nabel ausüben, mithin die Pelotte auf den Nabel entweder nicht ſtark genug druckt, oder mehr, als es nöthig iſt.

Vorzüglicher als dieſe Nabelbruchbänder ſind die von William Squire *), welche aus einer Platte mit daran angeſchraubter Pelotte, und zwey von der Platte abgehenden Seitenfedern,

*) J. W. H. Köhler's Anleitung zum Verband ꝛc. Leipzig, 1796. S. 202. Tab. VII. A. Fig. 2.

dern, die bey der Anlegung den Leib feſt umſchließen, beſtehen. — Ein elaſtiſcher Bruchband von anderer Art iſt das Suretſche, welches Herr Richter *) beſchrieben, abgebildet, und in einem ſehr hohen Grade verbeſſert hat. — Zwey Nabelbruchbänder des Hrn. Juville, wovon das eine Bell **) und das andere Hr. Hofer †) beſchrieben und abgebildet hat. — Auch hat man eine Art von Alex. Monro dem älteren ††), welche aus einer Stahlfeder beſteht, die man, nachdem der Bruch zurückgebracht worden iſt, auf dem Nabel legt, und in dieſer Lage durch eine Binde befeſtiget. Dieſe wird durch Riemen und Schnallen, ſo feſt als nöthig iſt, zuſammengezogen.

Wenn, wie zuweilen geſchieht, der Bruch angewachſen iſt, oder wegen übel angelegter Bandage anwächſt, in welchen Fällen an kein Zurückbringen des Bruchs zu denken iſt, und ein Druck ſchädliche Folgen haben würde; ſo muß man ſtatt einer convexen Pelotte, eine concave wählen, welche den Bruch gleichſam wie in eine hohle Hand aufnimmt, und das weitere Hervordringen der Gedärme verhindert. Iſt das Bruchband gut und mit Fleiß gemacht, ſo kann das Anwachſen nach und nach vermindert, und der Bruch allmählig zurückgebracht werden.

Nabelbrüche, die ſo groß waren, daß ſie durch kein Bruchband zurückgehalten werden konn-

 ten,

*) Abhandlung von den Brüchen. Neue Ausg. Göttingen, 1785. S. 641. Tab. VII.

**) Lehrbegriff der Wundarzneykunſt. Th. V. Leipzig, 1790. Tab. VIII. Fig. 6. 7. 8.

†) Lehrſätze des chirurg. Verbandes. Th. II. Erlangen, 1791. S 278. Tab. XI. Fig. 77.

††) Sämmtliche Werke chir. und prakt. Inhalts. A. d. Engl. Leipzig, 1782. 8. Tab. IV. Fig. 4.

ten, hat man durch ein Corſet von Fiſchbein, welches mit Schnallen befeſtigt wurde, ſehr gut zurück gehalten.

Nabelbrüche klemmen ſich nicht ſo leicht ein, als Leiſten- und Schenkelbrüche, und wenn es geſchieht, iſt die Gefahr ſelten ſehr dringend und nahe. Die Operation der eingeklemmten Nabelbrüche iſt im Weſentlichen nicht von der Operation der eingeklemmten Leiſtenbrüche verſchieden. Wie dabey aber eigentlich zu verfahren iſt, und ob man das Meſſer dabey zu Hülfe nehmen müſſe oder nicht, hängt von der Beurtheilung eines ſachverſtändigen Wundarztes ab, den man ſich anzuvertrauen hat.

Zur gründlichen Heilung der Nabelbrüche bey Kindern, hat ſich Hr. Deſault *) mit immer gleich glücklichem Erfolge der Unterbindung der Haut und des Bruchſackes bedient. Je mehr der Bruch zylindriſch, oder wurſtförmig iſt, deſto mehr iſt dieſe Heilmethode anwendbar. Nachdem das Kind auf den Rücken gelegt worden, bringt der Wundarzt die herausgetretenen Theile zurück, und verhindert das Heraustreten derſelben vermittelſt des Fingers; indem er die Haut, die die Baſis der Geſchwulſt ausmacht, zugleich zurückſchiebt, und den Nabel in die Höhe hebt und feſthält, macht ein Gehülfe die Ligatur, indem er die Baſis der Geſchwulſt verſchiedenemahl mit einem gewächſten Faden umwindet, jeden Umgang aber beſonders durch einen chirurgiſchen Knoten befeſtigt. Auf die in der Ligatur mit begriffenen Theile wird Charpie und eine dicke Kompreſſe gelegt, die durch verſchiedene

*) Auserleſene chirurgiſche Wahrnehmungen. A. d. Fr. B. IV. Frankfurt, 1794. S. 108.

ne Zirkeltouren einer Binde, die abwärts ein Skapulir hält, befeſtiget. Den erſten Faden legt man nur mäſſig feſt an, ſo daß er zwar Entzündung, und mittelſt derſelben eine Cohäſion erregt, ſich aber nicht abſondert. Wenn dieſer Faden locker wird, gemeiniglich den dritten Tag, legt man einen zweyten etwas feſter an, worauf die Schmerzen etwas lebhafter werden. Den vierten Tag werden die unterbundnen Theile gemeiniglich ſchwarz, und den achten ſondern ſie ſich ab. Das kleine Geſchwür, welches zurück bleibt, heilt bey dem Verband mit trockner Charpie in kurzer Zeit.

S. Bernſtein's praktiſches Handbuch für Wundärzte. II Th. Leipzig 1799. S. 390 ff. und S. 13 ff.

Sömmering's Preisſchrift über die Entſtehung und Heilung der Nabel- und Leiſtenbrüche, Frankf. a. M. 1797.

Ein **Nabelfleiſchbruch**, oder **Nabelfleiſchgewächs**, Sarcomphalum, oder Sarcomphalus, iſt das, wenn aus dem Nabel ein ſchwammichtes Fleiſch auswächſt, welches aus der weichen, rothen, und beym Berühren leicht blutenden Geſchwulſt erkannt wird. Man nennt ihn gutartig, wenn er von der beſchriebenen Beſchaffenheit, und bösartig, wenn er krebsartig iſt, und aus blaulichtem ſchmerzhaften Fleiſche mit varicoſen Blutadern beſteht. Es entſteht ſolcher Bruch gemeinhin, wenn die Nabelſchnur zu geſchwinde abgeriſſen, oder der Nabel gar zu los und locker verbunden iſt; ingleichen kann er aus einem Geſchwüre entſtehen. Der gutartige wird mit austrocknenden Mitteln, z. B. Aq. calcis, ingleichen mit Aetzmitteln, oder durch abbinden geheilt; der bösartige aber wird lindernd, wie ein Krebs behandelt.

Einige

Einige Aehnlichkeit im Aeußern haben auch die Nabelgeſchwülſte, wovon ein eigner Artikel weiter unten vorkommen wird.

Bey Thieren kommen auch Nabelbrüche vor, wenn nähmlich das Netz, oder die Gedärme, oder Waſſer, oder Dunſt, durch den Nabelring, oder nahe bey demſelben heraustreten, oder ſich dort anhäufen und eine Geſchwulſt erregen. Man muß dieſe Krankheit genau von dem ſo genannten doppelten Nabel, wovon im Art. Nabel die Rede war, unterſcheiden, welches man theils durch die Größe, theils durchs Gefühl zu thun vermögend iſt. Man ſchiebt daher mit den Fingern die Geſchwulſt nach vorwärts, und unterſucht zu gleicher Zeit mit den Fingern der andern Hand den Grund der Geſchwulſt, ob nicht eine Oeffnung vorhanden iſt, die in die Bauchhöhle führet, durch welche das Netz, u. ſ. w. herausgetreten iſt. Iſt dieſes, ſo kann man auch gewiß verſichert ſeyn, daß es ein Nabelbruch iſt. Findet man im Gegentheil keine Oeffnung, ſo iſt es entweder eine Balggeſchwulſt, oder irgend eine andere widernatürliche Anhäufung von Feuchtigkeiten.

Junge Thiere haben, ſo wie die weiblichen, dazu mehr Anlage als alte ausgewachſene, und bey erſtern darf man nur eine Heilung erwarten, wenn der Bruch noch neu iſt. Man öffnet die Hautbedeckungen und den Bruchſack, ſchiebt das Ausgetretene zurück, heftet die Wunde zu, legt den Thieren eine Binde an, um die Theile zurück zu halten, und füttert ſie mit leicht verdaulichen Nahrungsmitteln, um die Eingeweide nicht zu ſehr dadurch auszudehnen. Damit muß man bis zur vollkommenen Heilung fortfahren.

S.

S. Frenzel's praktiſches Handbuch für Thierärzte. II Th. Leipz. 1795. S. 786.

Nabelbruchband, ſ. im vorſtehenden Artikel, oben, S. 641.

Nabeldarmbruch, ein Nabelbruch, in ſo fern er herausgetretene Gedärme enthält. S. den Art. Nabelbruch.

Nabelflechte, Umbilicaria, der neuern Botaniker, ſ. im Art. Lichen, Th. 77, S. 600 fl. Acharius begreift die mehreſten der ſonſt ſogenannten Umbilicarien oder Nabelflechten in ſeinem Methodus Lich. unter dem Nahmen Gyrophora. Sonſt verſtand man unter Nabelflechte auch wohl den Lichen omphalodes Linn. S. im Art. Lichen a. a. O. S. 647.

Nabelfleiſchbruch, Sarcomphalum, ſ. im Artikel Nabelbruch, oben, S. 647.

Nabelfleiſchgewächs, iſt ſo viel als Nabelfleiſchbruch.

Nabelgefäße, ſ. Nabelblutgefäße, oben, S. 640.

Nabelgeſchwulſt, auch das Austreten des Nabels, iſt eine Geſchwulſt des Nabels, bey welcher kein Austreten eines Stückes Darm oder Netz (wie bey den ſonſtigen Nabelbrüchen) ſtatt findet, ſondern worin entweder Dunſt, Waſſer, Blut oder Eiter befindlich iſt; auch kann ſie aus einer Balggeſchwulſt entſtehen. Bey der Windgeſchwulſt (Emphyſema) kann die Luft den Nabel heraus treiben; die Luft wird nach Sömmering's Meinung aber durch die lymphatiſchen Gefäße wieder eingeſogen, wenn man äußerliches Reiben und geiſtige Bähungen anwendet. S. Luftgeſchwulſt, Th. 81, S. 404.

Wenn

*) De morbis vaſorum abſorbentium corp. hum. etc. Francof. ed Moen. 1795. 8. §. XLIX.

Wenn ſich Waſſer in einer Nabelgeſchwulſt befindet, ſo kann dieſes Folge der Bauchwaſſerſucht ſeyn, aber auch bey Kindern manchmahl ohne Waſſerſucht vorkommen. Man nennt dieſen Zufall **wäſſerige Nabelgeſchwulſt**, auch **Waſſerſucht am Nabel**, Hydromphalus. Dieſe Geſchwulſt iſt weich und durchſichtig, die Haut iſt ſtark aufgetrieben und zugleich glänzend, jedoch nicht entzündet; man fühlt eine ſchwappende Bewegung in der Geſchwulſt, und iſt nicht im Stande, ſie zurück zu bringen. Wenn die Bauchwaſſerſucht geheilt wird, welches aber bey Kindern ſelten gelingt, ſo verſchwindet auch dieſe wäſſerige Nabelgeſchwulſt von ſelbſt.

Auf eine wäſſerige Nabelgeſchwulſt legt man äußerlich zertheilende, anhaltende und ſtärkende Mittel, und ſucht ſolche damit zu zertheilen. Kann man dadurch den gewünſchten Endzweck nicht erlangen, ſo ſticht der Wundarzt einen Troiker mitten in die Geſchwulſt hinein, und läßt das Waſſer durch die zurückgebliebene Röhre ausfließen. Iſt das Waſſer gänzlich ausgefloſſen, ſo legt man einen Charpiebauſch nebſt einer oder zwey Compreſſen auf, und befeſtigt alles mit der Leib- und der Schulterbinde.

Von Quetſchungen können Geſchwülſte entſtehen, welche mit Blut angefüllt ſind, und wogegen ebenfalls gewürzhafte in Wein gekochte Kräuterſäckchen mit Nutzen angewendet werden können. Eitergeſchwülſte am Nabel beſtehen eigentlich aus oberflächlichen Eiterungen, welche nach dem Abfallen des Nabelſtranges entſtehen, und bloß einen trocknen Verband erfordern.

Wenn die Nabelgeſchwulſt in einen Balg eingeſchloſſen iſt, wird ſie wie eine andere Balggeſchwulſt behandelt.

Die

Die Nabelgeſchwülſte bey Thieren werden, je nachdem ſie von angehäuftem Blute, Waſſer, Wind ꝛc. herrühren, auch mit verſchiedenen Nahmen belegt, und z. B. Nabelwaſſerſucht, Nabelwindbruch ꝛc. genannt, und man muß auch hier dieſe Geſchwülſte mit den eigentlichen Nabelbrüchen nicht vermengen. Iſt die Geſchwulſt von einer Flüſſigkeit veranlaßt worden, ſo ſucht man ſie durch den Stich eines Troikers auszuleeren, und durch ſtärkende, zuſammenziehende Mittel, die umgebenden Theile zu ſtärken, und eine neue Anhäufung zu verhindern. Iſt es eine Balggeſchwulſt, ſo ſucht man dieſe durch das Meſſer auszuſchälen ꝛc.

Nabelgeſchwür, Empyomphalus, iſt eine Eitergeſchwulſt am Nabel, welche entweder von einer vorhergegangenen Entzündung, oder Abſetzung einer krankhaften Materie entſteht, übrigens aber wie ein anderer Abſceß oder Geſchwür behandelt wird.

Bey den männlichen Schafen, die in ſchmutzigen Ställen gehalten, oder in übler Witterung ausgetrieben werden, entſtehen dergleichen Nabelgeſchwüre oder böſe Nabel, bisweilen durch Anlegung der Wolle, welche denn überdem noch öfters durch den Urin feucht und freſſend gemacht wird. Man kann indeß der Entzündung und Eiterung vorbeugen, wenn man zeitig genug den Schmutz abwäſcht, und überhaupt für mehrere Reinlichkeit der Thiere ſorgt.

Nabelgürtel, eine Art der Nabelbinden oder Nabelbruchbänder; ſ. im Art. Nabelbruch.

Nabelköcher, eine Art der Pflanzenthiere, und zwar aus der Gattung der Seeköcher; bey Linnē Tubularia Acetabulum.

Nabelkraut, I. der Nahme einer Pflanzengattung, welche bey Linné Cotyledon heißt, und in die 4te Ordnung der 10ten Claſſe, Decandria Pentagynia, ſeines Syſtems gehört. Die ſehr kleine Blumendecke iſt 4= bis 5=ſpaltig, ſo wie die glockenförmige Blumenkrone, welche noch 5 vertiefte Schüppchen um die Fruchtknoten enthält. Die 8=10 Staubfäden haben vierfurchige Staubbeutel. Die Staubwege der 4 bis 5 Fruchtknoten haben einfache Narben. Die fünfbauchigen Samenkapſeln ſpringen nach innen zu der Länge nach auf und enthalten viele Samen.

Von den jetzt bekannten 24 Arten wachſen viele am Vorgebirge der guten Hoffnung, andere in andern entfernten mehrentheils warmen Ländern; nur ein Paar werden auch in dem ſüdlichen Europa angetroffen. Da von dem Nutzen dieſer Pflanzen aber ſo wenig bekannt iſt, ſo will ich hier bloß des **gemeinen Nabelkrautes** erwähnen, das ſchon am längſten bekannt iſt, und auch öfters in Gärten als Zierblume gezogen wird. Dieſes iſt Cotyledon *Umbilicus*, foliis peltatis crenatis, caule ſubſimplici, floribus pendulis, bracteis integris. Linn. Spec. pl. ed. Willd. Tom. II. P. I. p. 757. Cotyledon umbilicus veneris. Blackw. herb. Tab. 263. Urſprüuglich wächſt dieſe Pflanze in Paläſtina, desgleichen in Portugal, Spanien, Italien, Frankreich, und ſelbſt in England wild, und wird insgemein **Frauen=Nabel** oder **Nabelkraut** auch **Nabelpflanze**, von den Holländern Navelkruid, von den Engländern Navelwort, von den Franzoſen Eſcudes, von den Italiänern Bellico di Venere, zu Toſcana Capertojole, und von den Spaniern Vaſillos genannt. Sie iſt eine zweyjährig: Pflanze, und liebt zu ihrem

ihrem Aufenthalte Felſen, alte Mauern und Gebäude. Ihre Wurzel iſt entweder lang und kriechend, oder knollicht; die Blattſtiele entſpringen unmittelbar aus der Wurzel, und ſind zum Theil ungefähr einer Querhand lang oder länger, und dem Mittelpunkte der Blätter einverleibet. Die Blätter haben faſt die Figur von dem umgekehrten Deckel eines Topfs, und ihr aufwärts gebogener Rand iſt entweder glatt oder ungezähnt. Zwiſchen den Blattſtielen kommen einer oder etliche faſt nackte, äſtige Stengel hervor, die zuweilen bey drey Schuh hoch werden, und ſowohl, als ihre Aeſte, ſich in einfache Blumentrauben endigen, die an zahlreichen, kurzen Seitenſtielchen weißlicht, oder grünlichtgelbe, aufrechtſtehende Blumen tragen. Man brauchte ehmals dieſe Pflanze als ein kühlendes Mittel bey Entzündungen und andern von Hitze entſpringenden Uebeln, in der Arzneykunſt, faſt wie die Hauswurz (Sedum), womit ſeine Kräfte ziemlich übereinkommen. Sie blühet im Junius.

II. Eine andere Pflanze, die einige gleichfalls **Nabelkraut** nennen, iſt eine Art des **Löwenmauls**, Antirrhinum, und zwar Antirrhinum Linaria Linn. S. Linaria, Th. 79, S. 216 und die dort gegebenen Nachweiſungen.

III. Auch das Bupleurum rotundifolium Linn. führt bey einigen dieſen Nahmen. S. Durchwachs, Th. 9, S. 779.

Nabelloch, oder **Nabel** ſchlechthin, ſo heißt die Höhlung in der Achſe oder Spindel, um welche ſich die Gewinde der Schnecken drehen. Die meiſten Conchyliologen geben auch dieſen Nahmen denjenigen Oeffnungen oder Vertiefungen, welche ſich in der Mitte der plattgedrückten Schnecken, der Ammonshörner ꝛc. befinden.

Nabeln, iſt nur im gemeinen Leben üblich. Ein Kind nabeln, den Ueberreſt der abgeſchnittenen Nabelſchnur einbinden und eindrücken.

Nabelöffnung, Oeil de Dome, ſo heißt in der Baukunſt die Oeffnung im Nabel eines Kugelgewölbes, oder der Mittelpunkt einer Kuppel, die bisweilen offen, bisweilen aber auch mit einer Laterne verſehen iſt.

Nabelpflanze, ſ. **Nabelkraut**.

Nabelpflaſter, darunter verſteht man die Heftpflaſter, womit man auf dem Nabel der Kinder, wenn dieſer durch vieles Schreyen widernatürlich hervor tritt, einen kleinen Tampon oder Charpieſtöpſel befeſtigt. Man legt hierauf noch eine Compreſſe, über welche man auch noch eine kleine Bleyplatte legen kann; welches alles man mit einer Nabelbinde befeſtigen kann.

Nabelſalbe, ſo heißt eine Art des Muskatenöhls, welche man gewöhnlicher **Muskatenbutter** nennt.

Nabelſame, ſo nennen einige das Galium rubioides L. ſ. unter **Labkraut**, Th. 58, S. 13.

Nabelſamenkraut, iſt ein Nahme des Cynogloſſum Omphalodes Linn., welches eigentlich **Frühlings- oder nabelförmige Hundszunge** heißt, Th. 26, S. 586 aber hierher gewieſen iſt. Dieſe artige Gartenblume wächſt eigentlich in Portugal, Spanien und Oeſterreich in den Wäldern am Fuße der Gebirge wild und liebt eine kalte Lage. Sie hat eine perennirende horizontal liegende Wurzel, und treibt einen einfachen, ungefähr einen halben Schuh hohen Stängel, welcher mit geſtielten, eyrunden, ungezähnten, ſpitzigen Blättern beſetzt iſt, und am Ende eine lockere Traube von ſchön himmelblauen Blumen trägt, und aufrecht iſt. Die Blüthzeit iſt ſehr bald im Frühlinge, den Sommer über

aber treibt die Pflanze auf dem Boden liegende kriechende Zweige aus der Wurzel, die nicht blühen.

Nabelſchild, in der Wapenkunſt, ein Wapenſchild, das auf der Nabelſtelle gelegt iſt.

Nabelſchnecke, dieſen Nahmen führen verſchiedene Schnecken aus der Gattung Helix, von welchen die eine, nähmlich Helix citrina auch **Nabelſchnirkel** heißt.

Nabelſchnur, eine häutige Röhre, in Geſtalt einer dicken Schnur, welche aus zwey Puls-, einer Blutader und der Harnröhre beſteht, und das Kind im Mutterleibe mit dem Mutterkuchen oder der Nachgeburt verbindet. Die Länge der Nabelſchnur iſt gemeinhin der Länge des Kindes gleich, bisweilen aber beträgt ſie wohl 2-3 mahl ſo viel, ſo wie es auch Beyſpiele von ſehr kurzen Nabelſchnüren gibt. Ihre Dicke iſt eben ſo verſchieden, am häufigſten iſt ſie etwa einem Daumen gleich. Je ſtärker die Nabelſchnur iſt, deſto mehr und vollkommner pflegt ſie gewunden zu ſeyn. Das Gegentheil findet bey dünnen Nabelſchnüren ſtatt, bey denen bisweilen keine Spur der Umwindungen zu bemerken iſt. Die beyden Pulsadern der Nabelſchnur entſpringen von beyden Seiten aus den Darmpulsadern des Kindes, und führen das Blut des Kindes in den Mutterkuchen, von wo es durch die Blutader, welche im Durchmeſſer ſo weit als die beyden Pulsadern zuſammen genommen iſt, wieder zurück geführt wird. Dieſe Blutader geht durch den Nabel zur Leber des Kindes. Als etwas beſonderes iſt zu bemerken, daß dieſe Blutgefäße bey ihrem Laufe in der Nabelſchnur keine Aeſte von ſich geben, ferner daß die Blutader keine Klappen hat, und daß die Nabelſchnur, ſo wie

der Mutterkuchen ohne Nerven iſt, wodurch dem Kinde alſo alle ſchmerzhafte Gefühle erſpart werden, die ihm etwaniger Druck oder andere Zufälle dieſer Theile verurſachen müßten. Der Mangel der Klappen in der Blutader wird vielleicht durch die ſehr oft an derſelben befindlichen Knoten erſetzt, welche man Krampfadergeſchwülſte nennt, und woraus die Hebammen öfters allerley, beſonders die Anzahl der nachfolgenden Kinder zu prophezeihen wiſſen, welche Weisheit man ihnen gern läßt, da dieſe noch ziemlich unſchädlich iſt.

In der Nabelſchnur können aber auch wahre Knoten, d. i. ſolche Umſchürzungen der Nabelſchnur entſtehen, als wenn man einen Knoten in Zwirn macht. Wenn ſich dieſe zufällig zu ſtark zuziehen, ſo daß der Lauf des Geblütes dadurch in etwas gehemmt wird, ſo kommt das Kind natürlich in Gefahr zu ſterben. Dieſer Vorfall iſt bey dünnen und ſehr langen Nabelſchnüren eher möglich, als bey kurzen und dicken. Auch hat man nicht ſelten Fälle, daß die Nabelſchnur um den Hals, Bauch, Arm, Füße des Kindes umwickelt iſt, welches alles von vielen unregelmäßigen Bewegungen des Kindes im Mutterleibe herrührt.

Der Nutzen der Nabelſchnur wird ſich aus dem Art. Nachgebuhrt ergeben.

So wie ein Kind geboren wird, die Nachgeburt mag gleich mit kommen oder nicht, und es durch einen Schrey oder ſonſt Spuren der Thätigkeit ſeiner Lunge gibt, wird die Nabelſchnur 3 — 4 Finger breit vom Nabel mit einem ſtarken flächſenen Faden oder feſtem Bande, nicht zu feſt umwickelt und verbunden, nachdem man zuvor das Blut aus derſelben gegen die

Nach-

Nachgeburt hin ausgeſtrichen hat *). Darauf ſchneidet man die Nabelſchnur hinter dem Verbande, nach der Nachgebuhrt zu, mit einer Schere ab, wickelt um das übrig gebliebene der Nabelſchnur am Kinde ein leinenes Tüchlein, legt auf den Bauch über den Nabel eine Compreſſe, und umwickelt alsdann den Leib etliche Mahl, aber ja nicht ſehr feſt, mit einer vier Finger breiten Nabelbinde, damit die Compreſſe und das Tüchlein nicht abfallen kann, wo denn nach etlichen Tagen ſich die ausgedörrte Nabelſchnur von ſelbſt ablöſet. Das am Nabel ſitzen bleibende Ende der Nabelſchnur legt man gewöhnlich nach dem Kopfe des Kindes zu, am beſten etwas gegen die linke Seite hin, und nicht nach den Füßen, damit, wenn etwa die abgeſchnittenen Adern noch wieder zu bluten anfangen ſollten, das Blut nicht ſo leicht auslaufen könne. Das Blut in dieſem Endchen der Nabelſchnur nach dem Körper des Kindes hin zu ſtreichen, wie es ehedem wohl einige unverſtändige Hebammen im Gebrauche gehabt haben, iſt ſehr zu tadeln, und man hat Beyſpiele von ſehr gefährlichen Zufällen, die dadurch entſtanden ſind. Man preßt nähmlich dadurch in den Körper des Kindes Theile hinein, die in der Beſchaffenheit, wie ſie einige Augenblicke nach der Geburt ſind, nicht in den Körper deſſelben gehören, und alſo Unordnungen veranlaſſen müſſen.

*) Dieſes geſchieht nicht darum, um die Blattern zu verhindern, wie man hierin ehemahls ein Schutzmittel gegen dieſelben zu finden glaubte, das aber ganz unwirkſam befunden wird; ſondern um den faulen Geruch der Nabelſchnur zu verhüten, und ſie eher zum Trocknen und Abfallen zu bringen.

Bey ſcheintodt gebornen Kindern muß man die Nabelſchnur nicht eher unterbinden und abſchneiden, als bis das Kind wieder zu ſich gekommen iſt; und wenn die Nachgeburt gleich oder bald mit kommt, muß man ſie mit dem Kinde ſo lange in ein blutwarmes Bad tragen, bis die Bemühungen, das Kind zu ſich zu bringen, geglückt ſind. Ein ſcheintodtes Kind hat nähmlich noch keinen Gebrauch von ſeiner Lunge gemacht, und das Blut, ſo lange es noch pulſirt, läuft, wie im Mutterleibe, noch durch die Nabelſchnur in den Mutterkuchen und von daher zurück. Wollte man alſo die Nabelſchnur zu früh unterbinden, ehe das Blut den Weg durch die Lunge gefunden, welcher nur durch das Athmen eröffnet wird, ſo würde man das Kind nur um ſo viel eher vom Scheintode zum wirklichen Tode bringen. Wie man ein ſolches Kind behandeln müſſe, um es herzuſtellen, iſt im Art. Kind, Th. 37, S. 557 fl. gezeigt. Auch findet man daſelbſt Fälle angegeben, in denen es zuträchlich iſt, vermittelſt der abgeſchnittenen Nabelſchnur noch etwas Blut abzulaſſen.

Wenn ein Kind aufgewickelt wird darf man niemahls an dem Stück Nabelſchnur ziehen, weil es ſonſt leicht abreißt, und das Kind ſich verbluten kann. Zuweilen fallen die vorher vom Blute aufgetriebenen Gefäße der Nabelſchnur zuſammen, der Verband wird locker, und das Kind iſt in Gefahr ſich zu verbluten; man ſehe daher von Zeit zu Zeit nach, wie es mit der Unterbindung ſteht. (Man ſehe hierüber auch Th. 37, S. 547 fl.)

Man gebe nicht zu, daß die Hebamme, nachdem der Reſt der unterbundenen Nabelſchnur völlig abgefallen iſt, die Nabelbinde noch länger

länger anlege. Läßt man ſie noch länger zuſammen gebunden, ſo entſteht daher leicht ein Bruch. Der Reſt der Nabelſchnur fällt von ſelbſt ab, wie ein dürres Blatt, oder wie der Stiel eines reifen Apfels von der Natur abgeſondert, und zum Abfallen gebracht wird. Alle Künſteleyen, dieſes Abfallen zu befördern, ſind ganz überflüſſig. Würde auch keine Nabelbinde angelegt, ſo würde die unterbundene Nabelſchnur von ſelbſt abfallen. Die meiſten Nabel- und Leiſtenbrüche entſtehen, wie Sommering *) vortrefflich gezeigt hat, aus der erwähnten Behandlung vom zu ſcharfen Unterbinden der Nabelſchnur.

Zu den **abergläubiſchen Vorurtheilen**, welche man in älteren Zeiten von der Nabelſchnur unterhielt, gehörten unter andern folgende. Man glaubte, daß die calcinirte Nabelſchnur, eben ſo wie die Nachgeburt, 2 Loth täglich im abnehmenden Monde mit Staubwurzwaſſer eingenommen, Kröpfe vertreiben ſollte. Auch ſollte dieſes Mittel gegen die Epilepſie, ſo wie gegen die Wirkungen der Liebestränke ſchützen, und Monkälber und todte Früchte abtreiben. Um Würmer zu tödten, Mutterkrankheit und Nachwehen abzuwenden, rieth man auf einmahl einen Skrupel in warmer Hühnerbrühe zu nehmen. Dann mußte es aber die Nabelſchnur von einer zum erſten Mahl Gebärenden und zwar von einem Knaben ſeyn. Sommerſproſſen und Muttermähler ſollen gleichfalls hierdurch vertrieben wer-

*) Ueber die Urſachen und Verhütung der Nabel- und Leiſtenbrüche, eine Preisſchrift. Frankf. am Mayn. 1797. S. 27—65 ꝛc.

den können. Doch unſere Aerzte wiſſen von allen dieſen gerühmten Wirkungen keine Sylbe.

Bey den Thieren reißt die Nabelſchnur, wenn die Frucht aus den Geburtstheilen heraus, oder wie man ſagt, geboren iſt, meiſtens von ſelbſt ab, ohne daß dadurch eine Verblutung veranlaßt wird; auch heilen die vom Thiere ſelbſt abgeriſſenen oder gebiſſenen am beſten. Viele Land- oder Geſtüttleute pflegen bey den Hausthieren die Nabelſchnur zu unterbinden, wenn die gebärenden Thiere ſehr ſchwach ſind, um nach der Geburt gleich aufzuſtehen. Nur aber in dieſem Falle muß man eine Abbindung der Nabelſchnur vornehmen, ſonſt allemahl der Natur oder dem Thiere den freyen Willen laſſen. Man bindet, ungefähr einen Zoll oder zwey Querfinger weit von dem Bauche hinweg, mit einem Bindfaden den Nabelſtrang zuſammen, und ſchneidet ihn darauf einen ſtarken Zoll weit vom Bande, gegen die Mutter zu, ab.

Statt der Abſchneidung oder Abbindung des Nabelſtranges haben viele Schriftſteller das Abreißen des Nabelſtranges anempfohlen, um der Natur nachzuahmen. Ob nun ſchon dieſe Weiſe, wenn ſie vorſichtig unternommen wird, dem jungen Thiere auf keine Art nachtheilig werden kann: ſo darf man ſie dennoch nicht im Allgemeinen anempfehlen, weil die Thiere meiſtens von ſolchen Menſchen — denn nicht immer und überall ſind gutdenkende gegenwärtig — behandelt werden, denen es an Gefühl und Geſchicklichkeit mangelt, einen ſolchen geſchickten Riß anzubringen. Nicht ſelten entſtehen daher in ſo vielen, ſonſt ſehr gut eingerichteten Stutereyen, die Nabelbrüche. Deswegen muß man in Nothfällen lieber bey der Abbindung bleiben. — Iſt

die

die Nabelſchnur um ein Bein, oder andern Theil des Körpers geſchlungen, und die Geburt dadurch erſchwert oder wohl gar unmöglich gemacht, ſo kann ſie ohne alles Bedenken zerſchnitten und unterbunden werden.

Von der nicht verbundenen Nabelſchnur, als einer Urſache des Kindermordes, ſ. unter Kindermord, Th. 37, S. 758 fl.

Ueber die Nabelſchnur und die bey derſelben ſich zeigenden beſondern Vorfälle ſind insonderheit noch folgende Schriften nachzuſehen:

Richter's chirurgiſche Bibliothek I. B. II. St. S. 179. II. B. III. St. S. 76.

Taſchenbuch für Wundärzte 1789. S. 150.

Neue Sammlungen für Wundärzte III. S. 142. XI. S. 19.

F. A. Weiz neue Auszüge aus Diſſertationen für Wundärzte XVI. S. 49. 80. XVIII. S. 2. 174. 177.

Nabelſchnurbinde, iſt eine aus Leder oder weichem Felle beſtehende Binde die dazu dient, in beſondern Umſtänden die Nabelſchnur ſchon im Mutterleibe zu unterbinden. Die Beſchaffenheit dieſer Binde und die Fälle, in welchem ſie mit gutem Erfolge angewendet werden kann, hat Herr Dr. Jördens, der Erfinder derſelben, in einer zu Erlangen herausgegebenen Schrift: Ueber die zur Geburtshülfe nöthigen Bandagen, bekannt gemacht; einen Auszug daraus findet man in Schweikhard's Magazin für Geburtshülfe. I St. Leipz. 1794. und in Buſch's Almanach der Fortſchritte ꝛc. I. B. von Oſtern 1795—96. Zweyte Aufl. Erfurt 1799. S. 131 fl.

Nabelſchwein, oder **Biſamſchwein**, Sus Taiaſſu L. ſ. unter Schwein.

Nabelſtein, ſ. Meerbohne, Th. 87, S. 19. Auch iſt es ſo viel als Nabelköcher, ſ. oben, S. 651.

Nabelſteinbruch, ſo wird die Hervorragung des Nabels von einer Verhärtung, oder einem darin befindlichen Steine genannt.

Nabelſtelle, in der Wapenkunſt, diejenige Stelle eines Wapenſchildes, welche etwas niedriger als die Herzſtelle iſt; wo die Figur von der Stellung des Nabels in Beziehung des Herzens entlehnt iſt.

Nabelſtich, eine chirurgiſche Operation, wo man unter gewiſſen Umſtänden ſtatt des Bauchſtichs ꝛc. am Nabel mit einer Lanzette eine kleine Oeffnung macht, um das im Unterleibe angehäufte Waſſer abzulaſſen. S. unter **Waſſerſucht**.

Nabelſtrang, iſt ſo viel als **Nabelſchnur**.

Nabeltuch. ſ. unter **Nabel**, oben, S. 631.

Nabelwaſſerſucht, ſ. unter **Nabelgeſchwulſt**.

Nabelwindbruch, ſ. eben daſelbſt.

Nabelwindſucht, iſt ſo viel als **Nabelwindbruch**.

Nabelwurz, ein Nahme der aufrechten Tormentill, Tormentilla erecta Linn.

Nabenbohrer, bey den Geſtellmachern, ein jeder Bohrer, womit die Nabe eines Rades ausgebohrt wird; der **Näber**. In engerer Bedeutung iſt es nur derjenige Bohrer, womit die mit dem Lochbohrer gebohrte Oeffnung erweitert wird. S. unter **Bohrer**, Th. 6, S. 169. und Fig. 330. und unter **Kutſche**, Th. 57, S. 306. und Fig. 3471.

Nabeneiche, im Forſtweſen, eine Eiche, ſo wie ſie zu Naben tauglich iſt, und $11\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer und 20 Ellen in die Länge halten muß; die **Achſeneiche**, weil ſie in dieſer Stärke auch zu Achſen brauchbar iſt. S. auch unter **Nabe**, oben, S. 628 ff.

Naben=

Nabenholz, Eichen-, Ulmen-, Eſchen- und Erlenholz, welches vorzüglich zu Naben tauglich iſt. S. eben daſelbſt.

Nabenloch, das Loch oder die Oeffnung in der Nabe eines Rades, wodurch die Achſe des Wagens geſteckt wird.

Nabenring, überhaupt ein jeder auf und in der Nabe befindlicher Ring. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung werden nur die Ringe auf der äußern Fläche der Nabe, **Nabenringe** genannt, wohin denn die Speichenringe und Stoßringe gehören. In einigen Gegenden ſagen die Handwerker der **Nabenrinken**, ſo auch Stoßrinken ꝛc. ſ. unter **Nabe**, oben, S. 628.

Nabenrinken, ſ. das vorſtehende.

Näber, ein nur in den gemeinen Sprecharten übliches Wort, einen jeden Bohrer zu bezeichnen, dahin denn der Schlauchnäber, Hahnennäber, Zapfennäber, Anſtechnäber, Dörrnäber, Pfeifennäber, Bandnäber, Hohlnäber, Drahtnäber ꝛc. gehören. In engerer Bedeutung werden nur die Nabenbohrer ſchlechthin **Näber** genannt. S. **Nabenbohrer** und die dort gegebenen Nachweiſungen.

Im Oeſterreichiſchen **Näbinger**, im Niederſ. **Näviger**, **Neviger**, im Dän. **Navre**, im Angelſ. Navegar etc. in den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutſchlands auch ohne **N**, **Eber**, beſſer **Aeber**, ſo wie im Holl. Eveger, Aveger, Egger. Es iſt von **Nab**, **Nabe**, ſo fern ſolches eine jede Oeffnung bedeutet, und dem Suffixo **—er**, ein Werkzeug, gebildet. Im Franz. iſt navrer, bohren.

Näberſchmid, ein Schmid, welcher vorzüglich Näber, d. i. Bohrer, verfertiget, und daher auch **Bohrſchmid**, und weil er zugleich auch Sägen und andere Werkzeuge verfertiget, auch **Zeugſchmid** genannt wird.

Nabka,

Nabka, der ägyptiſche Nahme der Frucht des Judendorns, Rhamnus Paliurus Linn. S. im Art. Kreuzdorn, Th. 49, S. 156. Bey Willden. heißt dieſer Baum jetzt Ziziphus Paliurus.

Nabla, Nablium, Naula, Naulium, ein muſikaliſches Inſtrument der Phönicier und anderer alter Völker, welches einer Zyther ähnlich geweſen ſeyn ſoll.

Nablium, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Nabob, urſprünglich der Statthalter und Befehlshaber der Truppen in einer zu dem Reiche des großen Moguls gehörigen Provinz, welcher den Nahmen Subah bekam, wenn die unter ihm ſtehende Provinz von großem Umfange war. Dieſe Statthalter hatten anfänglich nichts mit den Finanzen zu ſchaffen, welchen ein anderer Beamter Duan oder Dewan vorſtand. Jene genoſſen nur die Einkünfte von einem gewiſſen Striche Landes, mit dem Verfalle des mogoliſchen Staates riſſen ſie aber die ihrem Oberherrn zukommenden Einkünfte an ſich, und machten ſich unabhängig. Weil dieſe anſehnlichen Einkünfte den Nabobs einen großen Reichthum gewähren, hat dieſes Wort eine Nebenbedeutung bekommen, und man verſteht unter Nabob oft überhaupt einen ſehr reichen Mann, beſonders aber in England einen, der als Beamter in Indien große Reichthümer erpreßt hat.

Die Kleidung eines oſtindiſchen Nabobs iſt im Art. Kleid, Th. 40, S. 157 beſchrieben, und Fig. 2161 abgebildet.

Nabonaſſariſches Jahr, ſ. im Art. Jahr, Th. 28, S. 603.

Na-Brezino und Pod-Ochuſtan, ſind mineraliſche Quellen in der Liptauer Geſpannſchaft in Ungarn. Das Waſſer iſt hell und klar, wirft

Luft-

Luftbläschen, hat einen ſcharfen durchdringenden Geſchmack, iſt geiſtig, enthält einen gährenden weinichten Geiſt, Kalkerde, Eiſen, alkaliſches Salz. Man rühmt es ſelbſt in der Lungenſucht, ſchlechter Verdauung, Milzſucht, Abzehrung mit oder ohne Eſels- oder Ziegenmilch. Ferner gehört hierzu der für vergiftet gehaltene Brunnen. Dieſer Brunnen iſt auf dem St. Johannis Kirchhofe; Liſchovanni hat ihn im Scrutinio phyſico-medico von St. Stubner Waſſer beſchrieben. Es hat einen ſäuerlichen ziemlich ſcharfen Geſchmack, ſchweflicht vitrioliſchen Geruch. Man hat die fixe Luft für Arſenik gehalten, weil die Thiere von dem Dunſt des Waſſers ſterben. Gegen Mittag, wenn die Sonne das Waſſer erwärmt, mußte man zwey bis dreymahl ſo lange warten, bis eine Katze ſtarb. Cranz empfiehlt dieſes Waſſer Perſonen von ſtarkem Bau, bey Gliederreißen, Milzſucht.

Nacarat-Farbe, ſ. Nakarat-Farbe.

Nacelle, iſt ein gewiſſes Werkzeug bey den Zinngießern; auch heißt ſo die muſchelförmige Napfſchnecke, eine Art der Patellen.

Nachachtung, ein nur im Oberdeutſchen und in den Hochdeutſchen Kanzleyen übliches, und aus der Redensart ſich nach etwas achten gebildetes Wort, die Beobachtung, Befolgung.

Nachäffen, ohne Beſonnenheit, d. i. Reflexion, nachmachen, oder in unähnlichen Umſtänden ähnlich handeln.

Nachahmen, bedeutet im weiteſten Verſtande eine Perſon oder Sache zum Muſter ſeiner ähnlichen Handlungen nehmen, da es denn das Nachäffen, nachmachen und nachthun mit unter ſich begreift, aber der Würde nach edler iſt, als alle dieſe drey Zeitwörter. In engerer Bedeutung

tung ſchließt es ſo wohl die Beſonnenheit mit ein, als auch, wenn von ſittlichen Handlungen die Rede iſt, die Uebereinſtimmung des Gemüthes, und da iſt **nachahmen** in ähnlichen Umſtänden ähnlich handeln. **Jemandes Beyſpiel nachahmen. Eines Stimme, Gang, Schreibart, Geberden nachahmen. Ahme deinen Vater nach. Ahme deinem Vater die Tugend nach. Der Bildhauer ahmet die Natur nach,** wenn er Züge aus derſelben entlehnt, und ſie auf einen andern Körper überträgt, welches beſonders **nachbilden** genannt wird. **Die ganze Kunſt der Mahlerey beſteht in der Nachahmung der Natur.** So auch die **Nachahmung,** ſo wohl von der Handlung des Nachahmens, als auch von dem dadurch hervorgebrachten Dinge *).

Es gibt Menſchen, die in ihrem Denken und Handeln ſo wenig eigenes haben, denen es an Kraft oder Muth zu erfinden ſo ſehr fehlet, daß ſie immer nur das thun, was ſie von andern ſehen. Dieſe ſind das imitatorum ſervum pecus des Horaz; blinde, kindiſche Nachahmer andrer Menſchen. Ihre Handlungen ſind mehr **Nachäffungen** ohne eigene Abſichten, als **Nachahmung.** So äffen Kinder in ihren Spielen zum Zeitvertreib ernſthafte Handlungen der Männer nach, deren Natur und Zweck ſie nicht einſehen. Andere, auch wohl ſelbſtdenkende und aus Ueberlegung handelnde Menſchen, ahmen das ſchon vorhandene nach, weil ſie erkennen oder empfin=

*) Dieſes Zeitwort kommt, ſo wie das einfache ahmen bey unſeren älteſten Schriftſtellern nicht vor Doch hält Adelung unſer ahmen für ein ſehr altes Wort, welches mit dem alten Schwed. am und jetzigem jamn, gleich, ähnlich zu einem Stamme gehört.

empfinden, daß ſie dadurch ſicherer zum Zwecke gelangen, als wenn ſie ſelbſt erfänden. Sie entdecken in fremden Erfindungen gerade das, was ſie nöthig haben, und bedienen ſich deſſelben zu ihren eigenen Abſichten. Dieſes aber geſchiehet, nach Beſchaffenheit des beſondern Genies der Nachahmer, mit mehr oder weniger Freyheit und eigener Mitwirkung.

Wer allezeit denkt und überlegt, ahmet frey nach. Er ſiehet in den Werken, die er ſich zueignet, gewiſſe Sachen, die zu ſeinem Zwecke nicht dienen; dieſe nimmt er in ſein Werk nicht auf, ſondern wählt an deren Stelle andere nach ſeiner Abſicht. Dadurch wird ſein Werk, das in der Hauptſache eine Nachahmung iſt, in beſondern Theilen ein **Originalwerk**. Er kann der freye verſtändige Nachahmer genannt werden. Andre haben zwar aus Einſicht und Ueberlegung fremde Werke oder Handlungen, als die ſchicklichſten zu ihrer Abſicht gewählt; aber entweder aus Trägheit, oder aus Mangel einer ſchärfern Beurtheilungskraft, beurtheilen ſie nicht jedes einzele darin, ſondern nehmen alles als gut und ſchicklich an; machen ihr eigenes Werk mehr zu einer Copie, als zu einer **Nachahmung**; und indem ſie jedes Einzele des fremden Werks auch in das ihrige bringen, ſo geſchieht es, daß ſie auch das, was ihrem Zwecke fremd oder gar zuwider iſt, mit aufnehmen. Dieſe ſind knechtiſche, ängſtliche Nachahmer. So ahmen die meiſten Menſchen in ihrer Lebensart, in ihren häuslichen Einrichtungen andere nach, ohne zu überlegen, was ſie, nach ihrer beſondern Lage und nach ihren Umſtänden, anders machen ſollten.

Es

Es gibt alſo dreyerley Arten der Nachahmung. Die Nachäffung, die ein bloßes Kinderſpiel iſt, und aus unbeſtimmter, keinen Zweck kennender Luſt ſich zu beſchäfftigen entſteht, wodurch man verleitet wird, zum Spiel das zu thun, was andere in anderer Abſicht gethan haben. So machen viele ſeichte Köpfe aus den ſchönen Künſten ein Kinderſpiel, und äffen die Werke derſelben nach, wie etwa Kinder Soldaten ſpielen. Anakreon, ein im Ueberfluß ſinnlicher Ergötzlichkeiten lebender feiner und witziger Wollüſtling, ſcherzte aus der Fülle des Vergnügens mit Wein und Liebe; ein ſchwacher Jüngling, der weder einen Funken von dem Geiſte des Tejers beſitzet, noch irgend etwas von ſeinem Wohlleben genießt, äffet ſeine Lieder nach, und wird zum Geſpötte.

Die andere Art der Nachahmung iſt die knechtiſche und ängſtliche; ſie wählt zwar aus Ueberlegung das Original, das ſie ſich zum Muſter nimmt; aber indem ſie ohne Ueberlegung auch das Zufällige darin nachahmt, was ſich zu dem beſondern Zwecke der Nachahmung nicht ſchickt, bringt ſie ein Werk hervor, in welchem viel Unſchickliches oder gar Ungereimtes iſt. So wählet ein neuer Baumeiſter aus guter Ueberlegung die doriſche Ordnung zu einem Gebäude; aber indem er jedes Einzele, das er darin findet, in ſein Werk aufnimmt, und Hirnſchädel von Opferthieren, oder Opfergefäße in ſeine Metopen ſetzt, macht er oft etwas Unſinniges. Alſo kann dieſe Art von Nachahmung ein im Grunde ſonſt gutes und ſchickliches Werk verderben und lächerlich machen.

Die dritte Art der Nachahmung iſt die freye und verſtändige, die ſchon vorhandene Werke

zu

zu einem in einzelen Umſtänden näher oder anders beſtimmten Zwecke einrichtet. Ein ſolches Werk iſt zwar nicht in ſeiner Anlage, aber in der Ausführung, und in vielen Theilen ein wahres Originalwerk, und leiſtet in allen Stücken der Abſicht Genüge. So haben Plautus und Terenz griechiſche Comödien nachgeahmt.

Nach dieſen allgemeinen Anmerkungen über die Natur der Nachahmungen, müſſen wir ſie beſonders in der Anwendung der ſchönen Künſte betrachten. Nach dem Urtheil einiger Kunſtrichter iſt in dieſen Künſten alles Nachahmung; ſie ſind aus Nachahmung entſtanden, und ihr Weſen beſteht in Nachahmung der Natur; ihre Werke aber gefallen bloß deswegen, weil die Nachahmung glücklich gerathen iſt, und weil wir ein Wohlgefallen an der Aehnlichkeit haben, die wir zwiſchen dem Original und der Nachahmung entdecken. In dieſem Urtheil iſt etwas Wahres, aber noch mehr Falſches.

Die zeichnenden Künſte ſcheinen die einzigen zu ſeyn, die aus Nachahmung der Natur entſtanden ſind. Aber Beredſamkeit, Dichtkunſt, Muſik und Tanz ſind offenbar aus der Fülle lebhafter Empfindungen entſtanden, und der Begierde, ſie zu äußern, ſich ſelbſt und andere darin zu unterhalten. Die erſten Dichter, Sänger und Tänzer haben unſtreitig wirkliche, in ihnen vorhandene, nicht nachgeahmte Empfindungen ausgedrückt. Und wir haben die unſterblichen Werke des Demoſthenes, oder Cicero's keiner Nachahmung der Natur, ſondern der heftigen Begierde, Freyheit und Recht zu vertheidigen, zu danken. Freylich geſchieht es oft, daß der Künſtler, der den Ausdruck ſeiner Empfindung, oder die Erweckung einer Leidenſchaft in andern zum

Zweck hat, ihn dadurch zu erreichen ſucht, daß er Scenen der Natur ſchilderte; aber darin das Weſen der ſchönen Künſte zu ſetzen, heißt ein einzeles Mittel mit der allgemeinen Abſicht verwechſeln.

Daß die Werke der Kunſt wegen der glücklichen Nachahmung gefallen, iſt eben ſo wenig allgemein wahr. Oft zwar entſteht das Vergnügen, das wir an ſolchen Werken haben, aus der Vollkommenheit der Nachahmung; aber wenn das Stöhnen eines Philoktets, oder das Jammern einer Andromache uns Thränen auspreßt, ſo denken wir an das Elend, das ſie fühlen, und nicht an die Kunſt der Nachahmung. Dieſe kann gefallen, aber ſie macht uns nicht weinen. Das Erſtaunen, das uns ergreift, wenn wir den Achilles gegen die Elemente ſelbſt ſtreiten ſehen, wie ſollte dieſes aus Bewunderung der Nachahmung entſtehen? Die Sache ſelbſt ſetzt uns in Erſtaunen, die Vollkommenheit der Nachahmung aber erweckt bloß Wohlgefallen. Nicht Raphael, ſondern Gerhard Dow, oder Teiniers, oder ein anderer Holländer, wäre der erſte Mahler der neuern Zeiten, wenn das Weſen der Kunſt in der Nachahmung beſtände, und das bloße Vergnügen, das ſie uns macht, aus Aehnlichkeit des Nachgeahmten herrührte.

Und doch empfehlen alle Kunſtrichter, vom Ariſtoteles an bis auf dieſen Tag, dem Künſtler die Nachahmung der Natur. Sie haben auch recht, aber man muß ſie nur recht verſtehen. Wer dem Künſtler dieſes zur Grundregel vorſchreiben wollte: „er ſoll jeden Gegenſtand, der ihm in der Natur gefällt, nachahmen, damit er durch Aehnlichkeit ſeines Werks mit dem nachgeahmten Gegenſtande gefalle;“ oder, er ſoll

deswe-

deswegen ſchildern, weil ähnliche Schilderungen gefallen, ohne ſeine Arbeit auf einen höhern Zweck zu richten," der würde die beſten Werke des Genies zu bloßen Spielereyen machen; die erſten Künſtler würden, indem ſie jenem Grundſatze folgten, mit der Natur ſpielen, wie Kinder ſpielen, indem ſie ernſthafte Handlungen zum Zeitvertreibe nachäffen. Der Grundſatz der Nachahmung der Natur, in ſo fern er ein allgemeiner Grundſatz für die ſchöne Kunſt iſt, muß alſo verſtanden werden. „Da der Künſtler ein Diener der Natur iſt, und mit ihr einerley Abſicht hat, ſo brauche er auch ähnliche Mittel zum Zwecke zu gelangen. Da dieſe erſte und vollkommenſte Künſtlerinn zu Erreichung ihrer Abſichten ſo vollkommen richtig verfährt, daß es unmöglich iſt, etwas beſſeres dazu auszudenken, ſo ahme er ihr darin nach."

Zu dieſer Nachahmung der Natur gelangt man nicht durch unüberlegtes Abſchildern einzeler Werke; ſie iſt die Frucht einer genauen Beobachtung der ſittlichen Abſichten, die man in der Natur entdeckt, und der Mittel, wodurch ſie erreicht werden. Dadurch erfährt der Künſtler, durch was für Mittel die Natur Vergnügen und Mißvergnügen in uns erweckt, und wie wunderbar ſie bald die eine, bald die andere dieſer Empfindungen ins Spiel ſetzet, um auch den ſittlichen Menſchen auszubilden, und ihn dahin zu bringen, wo ſie ihn haben will. Aus genauer, aber mit ſcharfem Nachdenken verbundener Beobachtung der Natur lernet der Künſtler alle Mittel kennen, auf die Gemüther der Menſchen zu wirken; da entdeckt er die wahre Beſchaffenheit des Schönen und des Guten in ihren ſo mannigfaltigen Geſtalten; da lernet er den wah-

ren Gebrauch von allen in den äußerlichen Gegenſtänden liegenden Kräften zu machen. Kurz, die Natur iſt die wahre Schule, in der er die Maximen ſeiner Kunſt lernen kann, und wo er durch Nachahmung ihres allgemeinen Verfahrens die Regeln des ſeinigen zu entdecken hat.

Aber außer dieſer allgemeinen Nachahmung der Natur hat der Künſtler, nicht immer, aber in mancherley Fällen, ſie in ihren beſondern Werken nachzuahmen. Denn gar oft hat er wirklich vorhandene Gegenſtände zu ſchildern, weil ſie zu ſeinem Zwecke nöthig ſind. Hier aber muß er ſich nicht als ein ängſtlicher Copiſte, noch als ein Nachäffer, ſondern als ein freyer und ſelbſt mit wirkender Nachfolger betragen. Er muß nicht jeden in dem Original vorhandenen Umſtand, nicht jede Kleinigkeit nachmachen, die zu ſeinem beſondern Zweck nicht dienet. Insgemein vereiniget die Natur in ihren Werken mehrere Abſichten; und wir treffen in der ganzen Schöpfung ſchwerlich etwas an, das nur zu einem einzigen Zwecke dienet. Der Künſtler aber hat einen natürlichen Gegenſtand nur zu einem Zwecke gewählt, und fehlet, wenn er aus demſelben auch das, was ihm nicht dienet, nachahmet. Findet er z. B. nöthig, eine rührende Scene vorzuſtellen, und trift er ſie in der Natur an, ſo laſſe er alles daraus weg, was nicht rührend iſt, wenn er es gleich in der Natur findet. Hat er nöthig einen von heftigem Schmerz ergriffenen Menſchen abzubilden, ſo wähle er ihn in der Natur; aber das Widrige, oder gar Ekelhafte, das ſich oft in den Geſichtszügen und Gebehrden ſtark leidender Perſonen findet, braucht er nicht nachzuahmen; es iſt ſeinem Zwecke nicht gemäß. So hat der große Meiſter, der den

Laocoon

Laocoon verfertiget hat, das Widrige dieſer grauſamen Scene weislich aus der Nachahmung weggelaſſen. Zart fühlende Menſchen finden gleichwohl aber den Laocoon bey aller Delicateſſe des Verfertigers noch viel zu ſchreckhaft, als daß man ihn überhaupt zu dem Gegenſtande eines Werkes der Kunſt hätte machen ſollen.

Es iſt alſo kein guter Rath, den Voltaire gibt, in einem rührenden Drama auch lächerliche Scenen nicht zu verwerfen, aus dem Grunde, weil dergleichen Vermiſchung bisweilen in der Natur vorkomme. Dieſes heißt die Natur knechtiſch und unüberlegt nachahmen. Der Künſtler hat nie alle Abſichten der Natur, ſondern nur eine davon, und was außer dieſer einen liegt, geht ihn nichts an.

Alles, was hier über die Nachahmung der Natur geſagt worden, kann auch auf die Nachahmung fremder Werke der Kunſt angewendet werden. Wir wollen deswegen die Hauptſachen nur kurz berühren.

Die allgemeine Nachahmung großer Meiſter beſteht darin, daß man ſich ihre Maximen, ihre Grundſätze, ihre Art zu verfahren, zueigne, in ſo fern man einerley Abſichten mit ihnen hat, Bey ihnen kann man die Kunſt ſtudiren, ſo wie ſie dieſelbe in der Natur ſtudirt haben. Aber was bey ihnen blos perſönlich iſt, was blos auf ihre Zeit und auf den Ort paßt, da ſie ſich befunden, dienet zu andern Zeiten und an andern Orten nicht. Wer ein Heldengedicht ſchreiben will, kann den Homer und Oſſian zum Muſter nehmen, aber nur in dem, was zur allgemeinen Abſicht eines ſolchen Werks dienet; die Form und unzählig viel beſonderes iſt nur zu-

 fällig,

fällig, und geht ihn nichts an. Der freye, edle Nachahmer erwärmet ſein eigenes Genie an einem fremden ſo lange, bis es ſelbſt angeflammet, durch eigene Wärme fortbrennet, da der ängſtliche Nachahmer, ohne eigene Kraft ſich ins Feuer zu ſetzen, oder darin zu unterhalten, nur ſo lange warm bleibet, als das fremde Feuer auf ihn wirket. Darum können Künſtler von Genie, wenn ſie auch wollten, nicht lange bey der knechtiſchen Nachahmung bleiben; ſie werden durch ihre eigenen Kräfte in der ihnen eigenen Bahn fortgeriſſen; aber ohne Genie kann man nicht anders als knechtiſch nachahmen, weil der Mangel eigener Kraft alles Fortgehen unmöglich macht, ſo bald man ſein Original aus dem Geſichte verlieret.

Dadurch wird ſehr begreiflich, daß die freye Nachahmung vortreffliche, die knechtiſche nur ſchlechte Werke hervorbringet. Die ſchlechteſten aber ſind nothwendig die, welche aus kindiſcher Nachäffung entſtehen, da Menſchen ohne alles eigene Gefühl fremde Werke zum Spiel nachahmen, deren Abſicht ſie einſehen, und deren Geiſt und Kraft ſie zu fühlen nicht im Stande ſind. So wurden in den Schulen der ſpätern griechiſchen Rhetoren, Reden über Staatsangelegenheiten gehalten, als kein Staat mehr vorhanden war. In unſern Zeiten ſind alle Künſte mit ſolchen Nachäffungen überhäuft. Man macht Gemählde von griechiſchen Helden und griechiſchen Religionsgebräuchen, die gerade ſo viel Realität haben, als die Feſtungen, die Kinder im Sande aufführen, um ſie zum Spiel zu vertheidigen und anzugreifen. Wir haben eine Menge horaziſcher, pindariſcher, anakreontiſcher Oden und Dithyramben, die eben ſo entſtanden

ſind,

ſind, wie jene kindiſchen Feſtungen. Solche Werke ſind bloße Larven, die etwas von der Form der Originalwerke haben, ohne Spur des Geiſtes, der dieſe belebt.

Es iſt nicht unangenehm, auch ganz beſondere und etwas umſtändlichere Nachahmungen fremder Werke zu ſehen, wenn ſie von Männern, die eigenes Genie haben, ausgeführt werden. Die Hauptſachen ſind alsdenn in dem Original und in der Nachahmung dieſelben; aber das eigene Gepräge des Genies zeiget ſich alsdenn in den beſondern Umſtänden, in den kleinern Verzierungen und in mancherley Originalwendungen, die dem Nachahmer eigen ſind, und die den Gegenſtand, den wir im Original auf eine gewiſſe Weiſe geſehen haben, uns auf eine andere, nicht weniger intereſſante Weiſe ſehen laſſen. So ſind die Nachahmungen einiger Comödien des Terenz, die Moliere nach ſeiner Art behandelt hat. Die Charaktere ſind im Grunde dieſelben, die wir bey dem Römer antreffen; aber ſie ſind durch das Beſondere und Originale der franzöſiſchen Sitten und Lebensart gleichſam anders ſchattirt. Dadurch erkennen wir, wie Menſchen von einerley Genie und Charakter nach Verſchiedenheit der Zeiten und Oerter ſich in verſchiedenen Geſtalten zeigen. So ſind auch viele Fabeln, Erzählungen und Lieder, die Hagedorn nach franzöſiſchen Originalen auf die ihm eigene Art behandelt, und denen er das Gepräge ſeines eigenen Genies eingedrückt hat. Wie man mit Vergnügen die vielerley Veränderungen bemerkt, die das verſchiedene Klima und der veränderte Boden den verſchiedenen Weinen gibt, die im Grunde aus derſelben Pflanze entſprungen ſind: ſo iſt es auch angenehm, die veränder-

ten Wirkungen des Genies an Werken der Kunſt von einerley Stoff zu ſehen.

Bey den Alten war es nicht ſelten, daß auch gute Künſtler die Werke der größten Meiſter nachahmeten. Man ſieht noch jetzt auf geſchnittenen Steinen Nachahmungen größerer Werke der Bildhauerey, die ſehr hochzuſchätzen ſind. Daß die neuern Dichter die alten ſowohl in Formen ganzer Gedichte, als in einzelen Theilen nachahmen, iſt alſo auch nicht zu tadeln; nur muß man eben nicht das zur unveränderlichen Regel machen wollen, was die Alten gut gefunden haben. Wir können gute dramatiſche Stücke, gute Oden, gute Elegien haben, die in der Form ſich ſehr weit von den alten Muſtern entfernen. Nur das, was unmittelbar aus dem Weſen einer Gattung folgt, muß unveränderlich beybehalten werden.

In der **Muſik** inſonderheit ſind **Nachahmungen** melodiſche auf einander folgende Sätze, die mehr oder weniger Aehnlichkeit mit einander haben. Insgemein werden ſie nach dem lateiniſchen Ausdruck Imitationen genannt. Man bringet ſie ſowohl in einer, als in mehreren Stimmen, bald mit ſtrengerer, bald mit weniger genauer Aehnlichkeit an, und nennet ſie deswegen ſtrenge, oder freye Nachahmungen. Jene kommen meiſtens in Fugen und fugirten Sachen, dieſe in allen figurirten Tonſtücken vor.

Wenn einmahl ein melodiſcher Satz gefunden worden, der den Charakter der Empfindung, die man ausdrücken will, hat: ſo muß auch jeder ihm mehr oder weniger ähnliche Satz, etwas von dieſem Charakter an ſich haben. Und da die ſingende Sprache, in Anſehung der Mittel ſich beſtimmt auszudrücken, unendlich eingeſchränk-

ſchränkter iſt, als die redende; ſo mußte ſie, um einen hinlänglichen Vorrath melodiſcher Gedanken von gutem Ausdruck zu bekommen, ſich des Mittels der Nachahmung bedienen, um in einer Melodie die Einheit des Charakters zu unterhalten. Tonſetzer von fruchtbarem Genie wiſſen zwar in einer Melodie mehrerley ganz verſchiedene, aber im Charakter ähnliche Gedanken anzubringen: dennoch können ſie die Nachahmungen nicht wohl entbehren, und würden es auch nicht thun, weil es angenehm iſt, denſelben Gedanken in mehrern Wendungen und in verſchiedenen Schattirungen zu hören. Darum muß jeder Tonſetzer ſich der Nachahmungen auf eine geſchickte Weiſe zu bedienen wiſſen. Am nothwendigſten aber ſind ſie in ſolchen Stücken, wo mehrere Hauptſtimmen ſind, wie in Duetten, Terzen, in Trio und dergleichen Stücken. Denn ohne ſie würde in dieſen vielſtimmigen Tonſtücken entweder blos eine Hauptſtimme ſeyn, welcher die andern nur zur Begleitung dieneten, oder es würde in den verſchiedenen Hauptſtimmen keine Einheit des Charakters angetroffen werden. Es iſt alſo höchſt nöthig, daß der Tonſetzer in den Nachahmungen wohl geübt ſey.

S. Sulzer's allg. Theorie der ſchönen Künſte. III. Th. neue vermehrte zweyte Auflage. Leipzig 1793. Art. Nachahmung.

Daſelbſt findet man auch die vorzüglichſten Schriften ſo wohl über Nachahmung überhaupt, als über die poetiſche und redneriſche Nachahmung angegeben.

Von der Nachahmung in der Mahlerey handeln:

Chriſt. Lud. v. Hagedorn in ſeinen Betrachtungen über die Mahlerey, S. 85. und 97. von den Gränzen der Nachahmung und von dem Charakter glücklicher Nachahmer.

J. Reynolds, von der zu genauen Nachahmung der Natur; von der mahleriſchen Nachahmung über-

überhaupt, in ſeinen Seven Diſc. S. 68 und S. 193. Deutſch, im 16ten und 21 Bande der Neuen Bibl. der ſchönen Wiſſenſch. Von der Mahlerey, in ſo fern ſie keine Nachahmung der Natur iſt, ebend. im 35ſten Bande S. 1 ff.

Von der Nachahmung in der Muſik ſehe man:

Jo. Hiller, von der Nachahmung der Natur in der Muſik, im Iſten Bande S. 515 der Marp. Beytr.

Caſp. Ruez, Sendſchreiben über einige Ausdrücke des H. Batteux von der Muſik, ebend. B. I. S. 273. und eine Beantwortung der folgenden Antwort, ebend. S. 318.

Overbeck, Antwort auf das obige Sendſchreiben, ebend. S. 312.

Th. Twining, von der Muſik als nachahmende Kunſt, eine Abhandlung bey ſeiner Ueberſetzung der Poetik des Ariſtoteles.

Ueber das, was Beattie in ſ. Neuen philoſ. Verſuchen, Bd. I. S. 881. der Ueberſ. von der Nachahmung in der Muſik ſagt, finden ſich ſehr feine Bemerkungen in N. Forkel's Muſikal. Bibl. Bd. II. S. 247.

Nachahmung, ſ. den vorſtehenden Art.

Nachähren, die Aehren von dem Acker leſen, nachdem ſolche ſchon vorher von einem andern abgeleſen oder weggeſchafft worden.

Nacharbeit, im gemeinen Leben, eine Arbeit, welche in Anſehung der Zeit nach einer anderen verrichtet wird. Im Bergbaue iſt es die Arbeit, welche der Bergmann noch nach ſeiner ordentlichen Schicht verrichtet, und welche auch die ledige Schicht genannt wird. Bey den Färbern beſtehen die Nacharbeiten in dem Abſieden, Ausſpühlen und Trocknen der gefärbten Zeuge, zum Unterſchiede von dem Färben, als der Hauptarbeit, und der Appretur, als der Ausarbeitung.

Nacharbeiten, 1. nach einem andern, d. i. hinter demſelben arbeiten, ſowohl in Abſicht der Zeit, als auch der Ordnung. Einem nacharbeiten.

Figür-

Figürlich iſt jemanden nacharbeiten, deſſen Arbeit verbeſſern. 2. Bey den Jägern wird nacharbeiten auch von dem Leithunde gebraucht, da es denn ſo viel als nachſuchen, nachhängen bedeutet. Nach hat alsdann die Bedeutung der Richtung, gleichſam der Fährte nach.

Nachärnte, die Aernte nach der Hauptärnte; im Gegenſatze der Vorärnte.

Nacharten, nach jemanden arten, d. i. ihm an Art, an natürlicher Beſchaffenheit ähnlich ſeyn oder werden. Der Sohn iſt ſeinem Vater nicht nachgeartet. Im gemeinen Leben, beſonders Niederſachſens, nachſchlachten.

Nachbar, *) jemand der zunächſt an uns wohnt, ſich zunächſt neben uns aufhält. Perſonen, welche neben uns ſitzen, oder ihre Zimmer neben dem unſrigen haben, heißen in dieſer Rückſicht unſere Nachbaren. Perſonen, deren Häuſer an einander ſtoßen, oder nicht weit von einander entlegen ſind, heißen Nachbarn. Mein Kirchennachbar, welcher in der Kirche neben mir ſitzt. Auch Perſonen, deren Grundſtücke an einander gränzen, werden in dieſer Rückſicht Nachbarn genannt. Feldnachbarn, deren Felder an einander ſtoßen; in einigen Gegenden Furchgenoſſen, in ſo fern ihre Grundſtücke nur durch eine gemeinſchaftliche Furche von einander geſchieden werden.

*) Im zweyten Fall (Genitiv) des Nachbaren, oder Nachbarn, zuweilen auch wohl Nachbars; im Plur. die Nachbaren oder Nachbarn. Bey dem Strycker, in dem Schwabenſpiegel und den ſchwäbiſchen Dichtern Nachgebur, Nachgepauer, bey dem Ottfried und Notker nur Gebur, und mine Nahen, für meine Nachbarn. Im Niederſ. Naber, Nauber, im Engl. Neighbour, im Angelſ. Neahgebure, im Schwed. Nabo, im Iſländ. Nacbur. Es ſtammt von nuhe, nach einer harten hauchenden Ausſprache und bauen her, ſo fern es ehedem auch wohnen bedeutete, und bedeutet eigentlich einen Nahewohner.

werden. In noch weiterer Bedeutung heißen in einigen Gegenden, z. B. im Meißniſchen, alle Einwohner, und im engeren Verſtande alle mit Grundſtücken verſehene Einwohner eines Dorfes **Nachbarn**, da denn dieſes Wort auch wohl für **Einwohner** überhaupt beſonders einen ſolchen, der ein Bauerngut beſitzet, gebraucht wird. S. unter **Nachbarrecht**.

Von den mancherley Gerechtſamen und Verpflichtungen der Nachbaren gegen einander in Hinſicht ihrer Grundſtücke, Gebäude und ſonſtigen Eigenthums kann ich hier nichts anführen, da das nöthige davon in den beſondern Artikeln vorkommt, wohin unter andern die Artikel **Vorfluch**, **Rain**, **Pflugrecht**, **Wetterdach**, **Dachtraufe**, **Schweinſtall**, **Kloak**, **Düngergrube**, **Rinne**, **Canal**, **Brunnen**, **Mauer**, **Licht**, **Scheidewand**, **Gränze** und viele andere gehören. Was in Anſehung derſelbe nach den Königl. Preußl. Geſetzen gegen den Nachbar zu beobachten iſt, findet man in unſerm Landrechte angegeben.

Wie viel übrigens einem Hauswirthe an einem guten Nachbar gelegen ſeyn müſſe, hat ſchon Cato zu ſeiner Zeit zu erkennen gegeben, wenn er dem, der ein Haus, Acker, Garten, oder was es auch ſonſt von liegenden Gründen ſeyn mag, kaufen will, vor allen Dingen räth, ſich nach den Nachbaren zu erkundigen, und falls er in Erfahrung brächte, daß es zänkiſche, misgünſtige, untreue, oder ſonſt loſe Leute wären, das Kaufen lieber unterlaſſen ſolle, weil er doch keine Ruhe haben, und was er erworben, mit ihnen wieder würde verfechten müſſen. Eben ſo unangenehm und nachtheilig man aber die Nachbarſchaft ſchlechter Leute findet, eben ſo läſtig

iſt

iſt natürlich andern unſere Nachbarſchaft, wenn wir uns gegen ſie zankſüchtig zeigen, und ihnen durch unſer Betragen läſtig fallen. Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß ein Hauswirth dahin ſehen müſſe, daß ſeinen Nachbarn weder durch ihn ſelbſt noch durch ſeine Hausgenoſſen Veranlaſſung zu Beſchwerden gegeben werde. Man muß lieber Kleinigkeiten überſehen, um nur nicht an einander zu gerathen, da es ein unſchätzbares Glück iſt, mit den Nachbarn in Frieden und Freundſchaft zu leben, und nicht ihren Chicanen und Beeinträchtigungen ausgeſetzt zu ſeyn.

Nachbarrecht, 1. ein Recht, welches jemanden in Anſehung ſeines Nachbars und deſſen Eigenthums zuſtändig iſt, z. B. daß wenn jemand ſein Haus verkaufen will, der Nachbar, nach dem Herkommen an einigen Orten, das **Näherrecht** oder den **Vorkauf** hat. Hierüber ſehe man die in dem vorſtehenden Artikel gegebenen Nachweiſungen. 2. Das Recht, in einem Dorfe zu wohnen, und in engerer Bedeutung, ſich in demſelben anſäßig zu machen, da es denn das iſt, was in Städten das **Bürgerrecht** iſt; von **Nachbar**, ein Dorfseinwohner. Nach dem gemeinen deutſchen Rechte werden die Einwohner in den Dörfern eingetheilt 1) in ſolche, die wirkliches Nachbarrecht genießen, oder 2) die nur ein Grundſtück im Dorfe beſitzen, oder 3) die bloße Einwohner des Dorfes ſind. Die wirkliches Nachbarrecht haben, genießen alle Rechte, und ſind zu allen Pflichten verbunden, die ſowohl auf den Grundſtücken haften, als mit der Wohnung verbunden ſind. Wer nur ein Grundſtück im Dorfe beſitzt, kann nur von ſolchen Rechten Gebrauch machen, und iſt bloß zur Beobachtung ſolcher Schuldigkeiten verbunden, die auf den Grund-

ſtücken

ſtücken ruhen. Dorfeinwohner genießen weiter keine Rechte, und ſind nur zur Erfüllung ſolcher Pflichten verbunden, die von den Einwohnern gefordert werden. Man ſehe die Artikel **Bauer** und **Bauerngüter** im 3ten Theile dieſes Werkes.

Nachbarweg, in Oberſachſen, ein nur für die Nachbarn, d. i. Einwohner eines Dorfes beſtimmter Weg, ein **Feldweg**.

Nachberg, Nobrig, Lochberg. 1) im Mansfeldiſchen eine Schicht ſchwarzen Hornſchiefers, welche unter der obern Schicht liegt, und etwas Kupfer (etwa ein Pfund im Zentner) hält. 2) Im Heſſiſchen, eine Schale über den obern Kupferſchiefern 1 — 1½ Zoll ſtark.

Nachbericht, der Bericht eines Unterrichters an den Oberrichter über ihm aufgetragene Geſchäfte oder von den bey ihm anhängigen Rechtshändeln.

Nachbeſchickung, der Zuſatz, welchen vermiſchte Metalle noch erhalten müſſen, wenn bey der erſten Verſetzung von einem Theile zu viel oder zu wenig genommen worden iſt. Ueber das Beſchicken überhaupt ſehe man den Art. **Legiren**, Th. 69, S. 9 ff., ſo wie die Art. **Metallmiſchungen** und **Münze**.

Nachbeſſern, in der Baukunſt, bey einem aufgeführten Gebäude, wenn es fertig iſt, mit dem Hammer und Eiſen die Vorwände der Mauern, oder was ſonſt von den Steinen unregelmäßig hervorragt, hinwegarbeiten und reinigen, oder vergleichen.

Nachbier, ſ. unter **Bierbrauen**, Th. 5, S. 155.

Nachbild, ein von einigen für das Latein. Copie vorgeſchlagenes Wort, im Gegenſatze des **Urbildes** oder **Originales**; welches ſich doch nicht in allen den Fällen würde brauchen laſſen, worin das Wort **Copie** üblich iſt.

Nachbilden, die in einem Ur- oder Vorbilde liegenden Züge auf eine andere Sache übertragen; im gemeinen Leben copiren, welches aber von einem weitern Umfange der Bedeutung iſt.

Nachbinden, hinter jemanden her binden, ſowohl in Anſehung der Zeit als der Ordnung. Dieſes Wort iſt beſonders bey dem Jagdweſen üblich. Wenn es bey einem Hauptjagen im Stellen ordentlich und geſchwinde zugehen ſoll, ſo wird einem jeden Jäger ſeine beſondere Arbeit angewieſen, da denn ſogleich, wo ſie von einander binden, die oberen und unteren Leinen von den Tüchern an Heftel oder Bäume angebunden werden, welches das **Vorbinden** heißt; wo aber die Leinen an dem andern Ende des Tuches wieder angebunden werden, da heißt es das **Nachbinden.**

Nachbohrer, bey den Feuerwerkern, der pyramidaliſche Hohlbohrer, womit die Raketen völlig ausgebohrt werden. Er iſt insgemein beynahe fünf Caliber lang, und ungefähr $\frac{1}{2}$ deſſelben dick.

Nachbrechen, im Bergweſen, eine Arbeit in der Grube, wenn auf einen überſetzenden Gang, Trum, Kluft, oder von einem Orte, wo ſich einige Hoffnung oder Anweiſung zum Erze zeigt, aufgefahren, und ſolches verfolgt wird.

In der Landwirthſchaft ſagt man, die Schweine brechen den Furchen des Ackers nach, wenn ſie durch Aufbrechung oder Aufwerfung den Furchen folgen.

Nachbrennen, bey den Jägern, wenn ein Schuß nicht gleich, ſo wie man das Gewehr abdrückt, losgehet, ſondern erſt einige Zeit hernach, wenn das Pulver auf der Pfanne ſchon abgebrannt iſt. Dieſes kommt daher, wenn ein Schuß ſchon lange

lange im Gewehr geſteckt hat, und öfters feucht und wieder trocken geworden iſt.

Nachbruch, heißt bey den Glaſern, 1) der zweyte Zug des Bleyes, der durch die Ziehmaſchine geſchieht; 2) der Satz oder die Becken und die Scheiben, die zu dieſem Nachbruch in der Ziehmaſchine gehören. S. unter **Karnießbley**, Th. 34, S. 759.

Nachbrunft, bey den Jägern, die Zeit der Brunft der geringeren Hirſche nach der gewöhnlichen Brunftzeit der ſtärkeren.

Nachbruſt, bey den Fleiſchern, der hintere Theil der Bruſt eines geſchlachteten Rindes; zum Unterſchiede von der **Vorbruſt**, oder dem Bruſtkerne.

Nachbürge, in einigen Gegenden der Nahme des **Rückbürgen** oder **Afterbürgen**, welcher erſt in Ermangelung des Hauptbürgen als **Selbſtſchuldner** angeſehen wird.

Nachdreſchen, den Dreſchern das Stroh nachdreſchen, das von ihnen gedroſchene Stroh nochmahls dreſchen, um zu ſehen, ob ſie auch rein ausgedroſchen haben.

Nachdruck, 1. die Handlung des Nachdrückens, eigentlich die Handlung des wiederhohlten Drucks. So iſt der **Nachdruck** bey dem Preſſen des Weins die zweyte ſtärkere Preſſung nach der vorhergegangenen geringeren. Bey den Jägern wird das Wiederkäuen des Rothwildbretes der **Nachdruck** genannt. — Im figürlichen Verſtande wird mit dieſem Worte eine angewandte große Kraft bezeichnet und zwar ſowohl eine phyſiſche als moraliſche Kraft. **Etwas mit vielem Nachdrucke angreifen. Mit außerordentlichem Nachdrucke reden**, ſowohl mit vieler Kraft der Stimme, als auch mit heftiger Bewegung des Gemü-

Gemüthes. Die Ermahnungen haben keinen Nachdruck, wenn ſie ihre Kraft nicht auf den Willen des andern äußern. Der Nachdruck eines Wortes, deſſen Eigenſchaft, da es außer der Hauptidee noch fruchtbare Nebenideen erweckt.

Man ſchreibt den Mitteln, wodurch wir in andern Vorſtellungen oder Empfindungen erwecken, Nachdruck zu, wenn ſie eine vorzügliche Kraft haben, den Geiſt oder das Herz lebhaft anzugreifen. Wenn Cäſar dem Brutus, den er unter ſeinen Mördern gewahr wird, zuruft: και συ τεκνον, auch du mein Sohn! ſo liegt ein großer Nachdruck in dieſer Art der Anrede. Der Nahme Sohn, den er ſeinem Mörder giebt, und der im Griechiſchen noch zärtlicher klingt, und ſelbſt das ſonſt unbedeutende και, geben dieſer Anrede ungemeine Kraft zur Rührung. Der Nachdruck liegt hier in viel bedeutenden Nebenbegriffen, die durch dieſe Art des Ausdrucks erweckt werden. Bisweilen entſtehet er blos aus dem Ton, welchen die Worte in dem mündlichen Vortrage bekommen. In der Muſik iſt der Ton richtig angegeben, der genau die Höhe hat, die er haben ſoll; nachdrücklich aber wird er, wenn er mit mehr Stärke, oder Zärtlichkeit, oder mit einer andern, dem Ausdruck ſehr angemeſſenen, Modification, bebend, oder geſtoßen, oder geſchleift, mit ſich hebender oder mit ſinkender Stimme, angegeben wird. In der Mahlerey iſt ein Gegenſtand richtig ausgedrückt, wenn Zeichnung und Farbe ſo ſind, daß er mit Leichtigkeit erkannt wird: nachdrücklich aber wird er, wenn wir durch Zeichnung oder Farbe ein beſonderes Leben, eine beſondere Kraft der Deutung an ihm gewahr werden.

Die Werke der Kunſt müſſen überhaupt das an ſich haben, daß ſie mit Nachdruck auf die Vorſtellungskraft oder auf die Empfindung wirken; und ſie bekommen dieſe Kraft überhaupt durch die verſchiedenen Arten des Aeſthetiſchen, das darin liegt. Aber von dieſem allgemeinen Nachdruck iſt hier nicht die Rede, ſondern nur von dem, der einzelne Stellen vor andern auszeichnet. Jeder Theil muß außer der Richtung des Ausdrucks, auch das Ge-

präge des guten Geſchmacks haben; aber Nachdruck muß nur auf die weſentlichen Theile gelegt werden. Wer jedes einzelne nachdrücklich machen will, wird im Ganzen gezwungen und ohne Nachdruck. So ſuchten die ſpätern griechiſchen Rhetoren, auch einige römiſche Schriftſteller, die nach der goldenen Zeit des Geſchmacks kamen, jedem einzelnen Gedanken eine ſchöne Wendung, oder eine andere äſthetiſche Kraft zu geben, um überall nachdrücklich zu ſeyn; und eben dadurch wurden ſie unnatürlich, und ſanken durch die Mittel, wodurch ſie ſich auf die Höhe ihrer Vorgänger ſchwingen wollten, tief unter dieſelben herab. Auch in unſrer deutſchen Litteratur zeigen ſich ſchon hier und da Spuren dieſes ſinkenden Geſchmacks: wir haben auch ſchon Schriftſteller, die in jeder einzelen Redensart witzig, oder nachdrücklich, oder höchſtens empfindſam zu ſeyn ſuchen, und nicht bedenken, daß der Nachdruck im einzelen eine Würze ſey, die mit ſparſamer Hand einzuſtreuen iſt: weil aus bloßem Gewürze keine geſunde Speiſe kann gemacht werden.

Es gehöret eine reife Beurtheilung dazu, daß das Nachdrückliche nicht gemißbraucht, ſondern nur auf die Stellen eines Werks gelegt werde, die ihrer Natur nach von vorzüglicher Wirkung ſeyn ſollen. Hierüber laſſen ſich keine Regeln geben; der Künſtler muß ſich entweder bewußt ſeyn, oder durch ein vorzüglich richtiges Gefühl in dem Feuer der Begeiſterung ſelbſt, empfinden, wo eine vorzügliche Kraft nöthig ſey. Die Mittel, den Nachdruck zu erreichen, ſind ſehr vielfältig, und liegen bald in dem Gegenſtande ſelbſt, bald in dem Ausdrucke deſſelben. Jede Art der äſthetiſchen Kraft kann den Nachdruck bewirken. Der Künſtler, dem es nicht an richtiger Urtheilskraft fehlet, wird in jedem beſondern Fall eine gute Wahl derſelben treffen. Der Dichter wird aus Betrachtung der Perſonen und der Umſtände, für die er dichtet, bald in der roheren, bald in der feineren Empfindung; jetzt in einem völlig natürlichen, dann in einem verfeinerten Ausdruck; einmahl in einem wilden, ein andermahl in einem gemäßigten Rhythmus; bald in kühnern, bald in beſcheidenen Figuren und Tropen den wahren Nachdruck zu finden wiſſen.

Ein

Ein neulicher Kunſtrichter *) ſcheint zu bedauern, daß unſre Dichter nicht mehr ſo durchaus nachdrücklich ſind, wie die alten Celtiſchen Barden geweſen. Er ſcheinet zu wünſchen, daß man jetzt noch ſo dichtete, wie die nordiſchen Barden vor zweytauſend Jahren gedichtet haben. Aber er hat nicht bedacht, daß bey einem Volke, wo die Vernunft ſchon merklich entwickelt und die Empfindung verfeinert worden, nicht alles blos rohes Gefühl ſeyn könne, und daß der Dichter in dem Geiſt ſeiner Zeit ſingen müſſe. Jedermann wird geſtehen, daß es für einen Irokeſen eine höchſt reizende Sache ſey, aus dem Hirnſchädel ſeines Feindes ſtarkes Getränk zu trinken und dabey wilde Siegeslieder anzuſtimmen, wo Ton, Rhythmus und Worte von der heftigſten Leidenſchaft angegeben werden. Aber wir ſind nicht Irokeſen, unſre Krieger ſollen nicht in die Wuth geſetzt werden, das Blut der erſchlagenen Feinde zu trinken, oder ihr Fleiſch zu braten. Die Schlüſſe des Verfaſſers führen noch weiter, als er ſelbſt denkt, denn ſie beweiſen, das die Dichter nicht ſingen, ſondern brüllen und heulen müßten, wie der noch ganz wilde Menſch in der Leidenſchaft wird gethan haben. Denn ohne Zweifel iſt das unartikuläre Heulen noch weit nachdrücklicher, als die ausgeſuchteſte Klage in bedeutenden Worten. Es geht alſo gar nicht an, daß man ſich zur Regel mache, in den Künſten durchaus den größten Nachdruck zu ſuchen. Daraus würde folgen, daß man auf der Schaubühne bisweilen die Menſchen lebendig ſchinden müßte; denn dieſes wäre doch an ſich betrachtet das nachdrücklichſte Mittel, Schrecken und Abſcheu zu erwecken.

Der Nachdruck, der in den Werken der redenden Künſte und der Muſik aus dem Vortrag entſtehet, verdienet ein beſonderes Studium. Die kräftigſten Stellen können durch den Mangel des Nachdrucks im Vortrage ſchwach werden. Die Hauptkunſt des guten Vortrags beſteht in dem gehörigen Nachdruck, durch den ſich einige Theile vor andern auszeichnen.]

*) Der Verfaſſer der Briefe über den Oſſian in dem Werkchen, das unter dem Titel: „Von deutſcher Art und Kunſt,“ in Hamburg herausgekommen iſt.

S. Sulzer's allg. Theorie der ſchönen Künſte. Art. Nachdruck.

2. **Nachdruck** bedeutet auch das, was durch den Nachdruck oder zweyten Druck erhalten wird. So iſt im Weinbaue der Nachdruck derjenige Moſt, welcher durch die zweyte ſtärkere Preſſung erhalten wird, im Gegenſatze deſſen, welcher entweder von ſelbſt aus den Trauben rinnt, oder nur durch eine ſchwache Preſſung erhalten wird, und welcher der **Vorlauf**, **Vorſchuß**, **Vordruck** heißt. Er wird auch der **Nachſchuß** oder **Nachlauf** genannt. S. im Art. **Wein**.

3. Iſt **der Nachdruck** ſowohl die Handlung, da eine Schrift von neuem gedruckt wird, wo es doch im engern Verſtande am üblichſten iſt, von einem ſolchen wider Willen des rechtmäßigen Verlegers unternommenen Drucke, als auch von einer auf ſolche Art nachgedruckten Schrift ſelbſt. Von dem Nachdrucke in dieſem Sinne, oder dem **Büchernachdrucke** iſt verſchiedenes zu ſagen, da die Meinungen über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit bisher öfters noch etwas getheilt waren, und dieſes vielleicht manche Regierung abhielt, gegen dieſes nach den Begriffen der mehrſten rechtlichen Menſchen ſo ſchändliche Gewerbe, durch welches ſo mancher Verfaſſer und rechtmäßige Verleger von Büchern um ſein Eigenthum, wenigſtens um einen bedeutenden Theil deſſelben gebracht werden kann, nachdrückliche Maßregeln zu ergreifen.

Sobald von einer Sache die Rede iſt, die einen Gegenſtand des öffentlichen Handels und Wandels ausmacht: ſo können, wenn die einen ſolchen Gegenſtand angehenden Verbindlichkeiten beſtimmt werden ſollen, hierbey hauptſächlich folgende drey Fragen aufgeworfen werden:

Was haben Privatperſonen in Anſehung dieſes Gegenſtandes für Rechte und Verbindlichkeiten gegen einander?

Was ſtehen der **landesherrlichen Obrigkeit** für Rechte dabey zu?

Was iſt Rechtens zwiſchen **zwey Nationen**, die nicht einerley Oberherrſchaft anerkennen? *)

Der Buchhandel würde, beſonders in Deutſchland, ſehr unbeträchtlich ſeyn, wenn nicht jeder Buchhändler meiſt auch eine Menge bisher ungedruckter Bücher verlegte. Durch dieſen Bücherverlag blüht hauptſächlich der Buchhandel in Deutſchland, und die Rechte, die den Bücherverlag angehen, können daher, wie jeder andere den Handel und Wandel betreffende Gegenſtand, unter obige drey Rückſichten gebracht werden.

Was haben alſo beym Bücherverlag die einzelnen Privatmitglieder des Publikums für Rechte und Verbindlichkeiten gegen einander?

Beym Bücherverlag kommen drey Hauptperſonen vor: der **Verfaſſer** des Buchs, der **Verleger** deſſelben, der **Käufer**.

Nur der, der mit Willen auf Vorurtheilen beharret, kann es bezweifeln, daß der Verfaſſer eines Buchs der urſprüngliche volle Eigenthümer deſſelben iſt. Wer einen Pallaſt, einen Garten bauet, er mag nun die einzelnen Materialien dazu erkaufen, geſchenkt bekommen oder aus öffentlichen Steinbrüchen und Plätzen geſammelt haben; er mag dieſen Garten, dieſen Pallaſt blos

 zum

*) Ich halte mich hier vorzüglich an des Herrn Dr. Cella's Abhandlung über den Büchernachdruck, im erſten Bändchen ſeiner freymüthigen Aufſätze. Anſpach 1784. S. 79 ff.

zur eignen Bewohnung, eignen Benutzung, oder zum allgemeinen Vergnügen, zu einem öffentlichen Kaffeehaus, zu Haltung eines, jedem für das Entree = Geld offenſtehenden Vauxhall beſtimmt haben: bleibt doch der urſprüngliche alleinige Eigenthümer dieſes Hauſes, dieſes Gartens, von dem es ganz allein abhängt, ob und was für Rechte er andern umſonſt oder gegen Bezahlung daran abtreten will. Mit gleichem Recht iſt jeder Verfaſſer eines Buchs, er mag nun die einzelnen Wahrheiten darin ſelbſt erdacht, erfunden, oder aus andern Büchern geſammelt, er mag auf dieſe Sammlung Koſten aufgewendet haben, oder unentgeltlich dazu gelangt ſeyn, immer der wahre einzige Eigenthümer ſeines Buchs, ich mag das Wort Buch in einem Verſtand nehmen in welchem ich will, entweder: für den Inbegriff gewiſſer, von dem Verfaſſer vorgetragenen Wahrheiten und Begebenheiten ſelbſt, oder: für das Manuſkript, worin jener Inbegriff zu Papier gebracht iſt. Wenn daher Feder eine Logik ſchreibt, ſo iſt niemand anders als er der Eigenthümer dieſes Buchs, das zum Kennzeichen dieſes Eigenthums: Feder's Logik heißt; es mag in Hände kommen in welche es will, ſo, daß niemand anders Abänderungen, oder irgend einen öffentlichen Gebrauch davon machen kann, und darf, ſo lange als der Autor nicht will, ſo wenig als ihn jemand dazu zwingen kann, dieſe ſeine Logik andern mitzutheilen, wenn er keine Luſt dazu hat. Er allein kann das Buch, oder das Manuſkript, worauf er es zu Papier gebracht, zerreißen, verbrennen, abſchreiben, unentgeltlich der Welt in Druck überlaſſen, oder auch einem andern um Geld

die Erlaubniß geben, ſolches zu drucken und damit zu handeln.

„Um Geld?“ — Sollte es wohl keine Schande ſeyn, ſeine geiſtigen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, die ja an und für ſich keiner Taxe fähig ſind, dem Publikum zu Geld anzuſchlagen? — Ich wüßte nicht warum. Freylich iſt die gelehrte Waare eigentlich keiner Taxe fähig, eben ſo wenig, als der innere Werth der Arbeit, die der Advokat, der Hofrath, der Profeſſor ſeiner Parthey, ſeinem Landesherrn, ſeinen Zuhörern liefert, durch das Honorarium, das ihnen dafür bezahlt wird, eigentlich ſich beſtimmen läßt. Ein Bogen von dem einen Advokaten kann tauſendmahl mehr Wahrheit und Richtigkeit, des einen Hofraths Gutachten ungleich mehr Einſicht und geſunde Vernunft, des einen Profeſſors Vortrag unendlich mehr Gelehrſamkeit, und brauchbare Dinge enthalten, als die Schrift, das Gutachten, die Vorleſung des Andern, ohne daß die Güte und Brauchbarkeit dieſer Dinge nach Thalern und Gulden ſich abmeſſen läßt. Und doch hält es kein Advokat, kein Hofrath, kein Profeſſor für eine Schande ſich verhältnißmäßig nach ſeiner Geſchicklichkeit, Bemühung und Zeitverſäumniß bezahlen und ſalariren zu laſſen. Warum ſollte denn gerade der Schriftſteller verbunden ſeyn, die Produkte ſeines Fleißes dem Publikum unentgeltlich genießen zu laſſen, weder für Mühe noch Zeitverſäumniß etwas annehmen dürfen, und für die nützlichen Wahrheiten und Entdeckungen, die er ſeinen Mitbürgern mittheilt, für die Zeit, für die Geſundheit die er ihnen aufopfert, blos mit der Ehre ſich begnügen müſſen; beym Beyfall des Publikums Hunger zu leiden, und Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe zu ent=

entbehren, die ſich jeder geſchickte Schuſter und Schneider durch ſeinen Erwerb verſchaffen kann.

„Gelehrte, die ums Honorar, in ſo fern dies für eine Vergütung der aufgewendeten Zeit und Mühe und der Unterhaltungskoſten anzuſehen iſt, ſchreiben müſſen, ſollte es nicht geben, und die bey ſonſtigem Auskommen ums Honorar ſchreiben wollten, müßten ſehr unphiloſophiſch denken" —

ſagt der Vertheidiger des Nachdrucks, im deutſchen Muſeo, und man kann an und für ſich gern einräumen, daß es nicht übel wäre, wenn die Großen dieſer Erde unſere Schriftſteller ſo beſoldeten, daß ſie eine, ihren Verdienſten angemeſſene Verſorgung hätten; Schande alsdann für den Gelehrten, der doch noch mit ſeinen Produkten wuchern wollte. Allein, die Erfahrung beweiſet, daß es weder wirklich, noch möglich iſt, alle in Deutſchland lebende Schriftſteller zu beſolden, und daß es nicht einmahl rathſam wäre, indem, wie Pütter mit Recht behauptet,

„Zur Aufnahme der Gelehrſamkeit mehr gute Bücher zu hoffen ſind, wenn Gelehrte, ohne Miethlinge der Buchhändler zu ſeyn, ſich dennoch nicht dadurch entehrt halten, die Vortheile von den Früchten ihres Fleißes, mit dem Verleger zu theilen, und wenn ſie ſich dadurch deſto mehr aufmuntern laſſen, Bücher in Druck zu geben, deren vortheilhafte Aufnahme ihnen doch zugleich zum Ruhm gereicht; anſtatt daß gegen den bloßen Ruhm bey manchen Gelehrten eine gewiſſe Bequemlichkeit das Uebergewicht gewinnen, und die Vollendung manches Werks, die nie ohne Mühe ſeyn kann, leicht zurück halten würde." —

Es

Es läßt ſich mithin kein vernünftiger Grund ein- ſehen, warum nicht ein Schriftſteller, ſo gut als jeder andere Künſtler oder Gelehrte, die Benu- tzung ſeines Eigenthums andern für Geld ſollte überlaſſen können, da es keine Schande ſeyn kann, vom Publikum etwas anzunehmen, von dem nach Linguets ſehr paſſendem witzigen Ausdruck,

„man allein mit Ehre etwas annehmen kann, und von dem alle geſellſchaftlichen Klaſſen, ohne Ausnahme, etwas empfangen. —

Der Verfaſſer eines Buchs allein alſo, kann, kraft ſeines Eigenthums, ſelbiges für Geld dru- cken laſſen. Ob er dies ſelbſt über ſich nehmen, ſeinen eignen Verleger machen, oder einem an- dern ſeine Schriften zum Verlag überlaſſen will, hängt von ihm ab. In den Streit: was für die gelehrte Welt am vortheilhafteſten wäre, wenn die Schriftſteller ſelbſt ihre Verleger ſind oder nicht? braucht man ſich hier nicht einzulaſ- ſen, da es in Anſehung der aus dem Verlag ei- nes Buchs herfließenden Rechte und Verbindlich- keiten ganz einerley iſt.

Wenn nun aber der Verfaſſer einem an- dern den Verlag überläßt, was überträgt derſel- be dadurch dem Verleger für Rechte? — Das Eigenthum des **Buchs**, ſagen ſehr viele von der Parthey der Nachdrucker, und ſelbſt ihre Geg- ner räumen es zum Theil ein, und geſtehen dem Verleger wenigſtens ein **dingliches** Recht zu. Beyde irren. Nehme ich **Buch** für den Inbe- griff der vom Verfaſſer vorgetragenen Wahrhei- ten, ſo kann ich ja nicht ſagen, daß der Verleger von Feder's Logik, ſelbige in dem Verſtande eigenthümlich beſitze, da ja das Buch nach wie vor Feder's Logik bleibt, und nur Feder, nicht der Verleger das Recht hat, am weſentlichen

des Buchs etwas zu ändern, oder zu verbeſſern. Der Verleger bekommt ja aber doch das Eigenthum des Manuſkripts? Auch dies nicht; wenigſtens gründet ſich das Recht des Verlegers nicht auf den Beſitz deſſelben, gehört nicht zum weſentlichen des Verlegers. Es gibt Fälle, wo ein Verfaſſer ſich das Manuſkript ausdrücklich wieder zurück bedingt, oder wo eine zweyte unveränderte Auflage von einem andern Verleger, ohne alles Manuſkript veranſtaltet wird, in allen dieſen Fällen würde mithin der Verleger ſein Recht, wenn es ein dingliches, auf dem Beſitz des Manuſkripts beruhendes Recht wäre, verliehren. Es würde ferner daraus folgen, daß ſo wie, wenn ich ein Pferd kaufe, und es krepirt, mein Eigenthum, mein Recht daran zu Grunde geht, eben ſo auch das Recht des Verlegers aufhörte, ſobald er durch irgend einen Zufall um das Manuſkript käme, ein Satz der offenbar Abſurditäten nach ſich ziehen würde. Mit einem Wort, der Verleger bekommt weder das Eigenthum des Buchs, noch ſonſt ein, auf dem Beſitz einer körperlichen Sache beruhendes dingliches Recht, ſondern ſeine ganze Befugniß gründet ſich auf einen perſönlichen Vertrag mit dem Eigenthümer, der ihm, mittelſt dieſes Vertrags das Recht, ſein Buch zu drucken, und die dadurch ſich ergebenden Vortheile zu beziehen, einräumt. Mehr Recht bekommt der Verleger nicht, und mehr braucht er auch nicht. Er gleicht demjenigen, der einem andern einen Garten abmiethet, und dafür die Befugniß hat, von jedem dritten, der dieſen Garten beſuchen, den Schlüſſel dazu haben will, ſich ein Entree⸗Geld bezahlen zu laſſen. Der Gartenherr bleibt in dem Fall Eigenthümer des Gartens, ſo wie der Verfaſſer Eigen⸗

genthümer ſeines Buchs, wenn gleich beyde, der Verfaſſer und der Gartenherr das ganze Einkommen (fructus civiles et naturales) einem Dritten überlaſſen haben, und weder ſelbſt das Recht haben, noch andern das Recht verleihen können, Leuten den Eingang in den Garten, ohne Einwilligung des Beſtändners zu erlauben. Des Garten=Beſtändners Recht ſowohl, als des Verlegers gründen ſich nicht auf das Eigenthum des Gartens, oder des Schlüſſels dazu, des Buchs, oder des Manuſkripts deſſelben, ſondern einzig und allein auf den Vertrag, den jener mit dem Gartenherrn, dieſer mit dem Verfaſſer abgeſchloſſen. Der Verfaſſer iſt und bleibt alſo einziger, beſtändiger Eigenthümer des Buchs, ſo wie der Verleger einziger beſtändiger Eigenthümer des Verlagsrechts, in ſo fern ihm der Verfaſſer ſolches uneingeſchränkt, und ohne Vorbehalt übertragen hat.

Und der Käufer, der in einen Buchladen ein Buch erkauft, was bekommt der für ein Recht? was erhält er durch den Kauf? — Das Eigenthum des Buchs, ſagen die Nachdrucker; und ſelbſt Feder und Pütter räumen dies gewiſſermaßen ein, trennen aber das Verlagsrecht vom Eigenthum des Buchs, und ſuchen die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks hauptſächlich dadurch zu erweiſen, weil jedem Bücherverkauf, der natürliche ſtillſchweigende Nebenvertrag, das Buch nicht nachzudrucken, anklebe, indem die natürliche Vermuthung dafür ſtreite, daß der Verleger ſein Buch nicht um den Preis geben könnte und würde, wenn der Käufer den Sinn dabey hätte, ſich dadurch zugleich das Verlagsrecht zuzueignen; wie denn von niemand präſumirt werden kann, daß er dem andern ein Recht,

Recht, das ihm zum Schaden gereiche, übertragen wolle. Allein, nicht zu gedenken, daß es immer eine mißliche Sache iſt, wenn man in Entſcheidung der Rechtsfragen auf ſolche Billigkeitsregeln zurückgehen muß, die ſo mancherley Auslegungen, Anwendungen und Einſchränkungen unterworfen ſind: ſo würde aus jenem Grundſatze die Folge fließen, daß, ſobald erweislich wäre, daß der erſte Verleger aus ſeinen verkauften Exemplaren den Erſatz ſeiner geſammten Auslagen, und einen billigen Profit gezogen, alsdann der Nachdruck erlaubt wäre. Und wenn der Nachdrucker dabey einwendet:

„Haben ſie es nur unter jener Bedingung (nähmlich daß das Buch nicht nachgedruckt werden ſolle) aus den Händen gegeben: ſo möchten ſie mir auch wohl verwehren es auszuleihen? —“

So leuchtet es nicht gleich ein, was man befriedigendes darauf antworten kann. Denn wirklich gereicht das Wegleihen und Abſchreiben im Grunde eben ſo wahr zum Schaden des Verlegers, als das Nachdrucken, weil, wenn jenes nicht geſchehen dürfte, der Verleger ganz ſicher mehr Exemplare los werden würde. So groß iſt freylich der Schaden nicht, als beym Nachdruck, allein, wenn der Schade des Verlegers überhaupt einmahl als der vollgültige Grund des anzunehmenden ſtillſchweigenden Nebenvertrags, oder Reſervations-Klauſel vorausgeſetzt wird, ſo kann die mehrere oder mindere Größe des Schadens keine Abänderung machen, da zumahl das Wegleihen des Buchs, in einzelnen Fällen, dem einen Verleger, der ſeine Bücher um einen ſehr billigen Preis verkauft, und vielleicht ein hohes Honorar hat zahlen müſſen, eben ſo viel Schaden

den bringen kann, als der Nachdruck einem andern, der ſeine Bücher, bey gering gezahltem Honorar übertheuert, und vielleicht ſchon bey den erſten paar hundert Exemplaren allen Profit hat, den er erlaubter Weiſe davon zu ziehen, berechtiget wäre. Und dann könnte man ja beym Verfaſſer einer Uhr, einer künſtlichen Maſchine, einer neumodiſchen Fabrik=Waare auch die nähmliche ſtillſchweigende Klauſel annehmen, wenn der für den Verfaſſer entſtehende Schaden hinlänglich zu Begründung eines ſolchen zu vermuthenden Nebenvertrags (pacti adjecti) wäre, indem die Nachahmung einer neu erfundenen Uhr, einer neuen Farbe von Tuch, immer dem erſten Verkäufer zum Abbruch gereicht, und die wenigſten Künſtler und Fabrikanten, dem Käufer, von dem ſie wüßten, daß er die Abſicht habe, ihre Waare nachzumachen, ſolche zu kaufen geben würden.

Diejenigen, welche behaupten, daß das Verlagsrecht, ungeachtet des verkauften Eigenthums des Buchs, doch reſervirt bleibe, haben dies mit Gleichniſſen zu erweiſen geſucht, indem ſie ſagen: daß ſo wenig derjenige, der ein Maß Bier, eine Arzney, eine Elle Tuch kaufe, zugleich die Brau=Gerechtigkeit, die Apotheker=Gerechtigkeit, die Tuchhandlungs=Gerechtigkeit mit verkauſe: eben ſo wenig der Käufer eines Buchs ſagen könne, daß er zugleich das Verlags=Recht deſſelben mit verkaufe. Allein hier wird die Befugniß, ein öffentliches Gewerbe zu treiben, welche, ſo wie die Erlaubniß überhaupt, mit Büchern Handel treiben, und ſelbige in Verlag nehmen zu dürfen, von der landesherrlichen Konzeſſion abhängt, mit dem Verlags=Recht über einzelne Bücher, welches der Verleger erſt durch

Verträge mit den Verfaſſern erlangen muß, vermiſcht und verwechſelt. Daß derjenige, der ein Exemplar von Feder's Logik kauft, dadurch nicht zum Buchhandeln berechtigt wird, das gibt auch der Nachdrucker zu, ſo gut als daß derjenige, der eine Elle Tuch, ein Maß Bier, eine Mixtur kauft, dadurch noch nicht zum Kaufmann, zum Bierbrauer, zum Apotheker privilegirt iſt. Allein folgt daraus ſo augenſcheinlich, daß mithin auch der Käufer, der ſchon wirklich als Buchhändler vom Landesherrn privilegirt iſt, doch das einzelne, erkaufte Buch nicht nachdrucken dürfe? — Dies folgt wenigſtens gewiß aus jenen Gleichniſſen nicht.

Wir wollen ſehen, ob ſich die Sache nicht unter einen andern feſtern Geſichtspunkt bringen läßt. — Daß urſprünglich der Verfaſſer des Buchs der wahre, einzige Eigenthümer deſſelben ſey, iſt nach dem vorhin ſchon angeführten, wohl eine unläugbare Sache. Wenn ich mir nun über eine Sache, die urſprünglich einem andern zugehörte, irgend ein Recht anmaſſe, ſo muß ich ſagen können, wie ich dazu gekommen bin, und durch welchen Vorfall oder Vertrag ich es erlangt. Wenn ich gegenwärtig ein Pferd habe, das vorhin dem Titius gehörte, und Titius kommt und fragt mich: Herr, wie ſind ſie zu dem Pferde gekommen? das Pferd gehört mir: ſo iſt es nicht genug, wenn ich ihm antworte, es iſt mir eben ſo in den Stall gelaufen, ſondern, wenn es erweislich iſt, daß das Pferd dem Titius wirklich vordem gehört habe, ſo muß ich ſagen können, von wem ich es gekauft oder geſchenkt erhalten. Wenn ich mir nun Feder's Logik irgendwo gekauft habe, und Feder käme zu mir, ſähe das Buch liegen und fragte mich: Wie

kommen

kommen Sie zu dieſem Buche? ſo iſt die ganz natürliche Antwort, ich habe es von dieſem oder jenem Buchhändler gekauft. Wenn ich aber dieſe Logik nachdrucke und an andere wieder verkaufe, und Feder kommt dazu und fragt: Herr, wie kommen Sie dazu, daß Sie meine Logik nachdrucken und verkaufen? ſo iſt es nicht genug, wenn ich ſage: „Ich bin ja ein Buchhändler, ich darf mit Büchern handeln;“ — denn Feder kann weiter fragen: Wie kommen Sie aber zu dem Rechte inſonderheit, dies mein Buch zu verlegen, von wem haben Sie dies Verlagsrecht, das urſprünglich mir als Verfaſſer, als Eigenthümer des Buchs zuſtand, übertragen bekommen? Kann ich da auch ſagen: „Ich habe das Verlagsrecht zugleich mit dem Buche erkauft?“ — Um Vergebung, darf ich mir den Vertrag ausbitten, den Sie mit mir, oder meinem Verleger darüber abgeſchloſſen? — „Dazu brauche ich keinen Vertrag, ich habe mir ja das Buch eigenthümlich erkauft und darf alſo, kraft dieſes Eigenthums, mit dem Buche anfangen was ich will.“ — Sie irren ſich, für den bezahlten Ladenpreis haben ſie weiter nichts als ein gedrucktes Exemplar von meinem Buche gekauft. Mit dieſem gedruckten Exemplar können Sie anfangen was Sie wollen, können es zerſchneiden, zerreißen, in den Ofen werfen, wegſchenken, wegleihen, können ſichs abſchreiben, abdrucken, wenn Sie Freude für ſich daran finden; aber Abdrücke von meinem Buche an andere Leute zu verkaufen, das gehört zum Eigenthum des Buchs ſelbſt, und dies Eigenthum iſt noch immer mein. Sehen Sie nur den Titel an: es iſt Feder's Logik. — „Sie haben ja aber doch dieſe ihre Logik an Dieterich verkauft,

und

und von dem habe ich ſie erkauft?" — Ganz irrig. An Dieterich habe ich mein Eigenthum nicht, ſondern nur die Nutznießung (uſumfructum civilem), nur das Recht, ſo viel gedruckte Exemplare als er will, oder als abgeredet worden, davon heraus zu geben, kraft des mit ihm errichteten Vertrags, abgetreten. Da nun Dieterich ſelbſt das Eigenthum meiner Logik nicht hat: ſo hat er es noch viel weniger ihnen verkaufen können. Würde auch lächerlich ſeyn, wenn ſie behaupteten, Sie hätten Feder's Logik eigenthümlich erkauft; denn jedes Eigenthum ſetzt zugleich ein Recht, andere von dem Beſitze deſſelben auszuſchließen, voraus. Nun gibt es aber noch ſo viel Tauſende, die alle auch von Dieterich meine Logik gekauft haben, und würde alſo daraus folgen, daß der verzweifelte Buchhändler ein **Eigenthum**, daß er noch dazu nicht einmahl ſelbſt beſitzt, an viel Tauſende, und jedem einzeln verkauft habe. Sie müſſen kein guter Juriſt ſeyn, wenn Sie glauben, daß man ein Pferd an ein paar hundert Käufer zugleich, und zwar jedem eigenthümlich verkaufen könne. Kurz, Dieterich hat Ihnen bloß das Eigenthum eines **gedruckten Exemplars** von meiner Logik, nicht aber mein Eigenthum an dieſer Logik, noch ſein, ihm von mir daran abgetretenes Verlagsrecht verkauft. — „Gehört denn aber das Recht, das Buch nachzudrucken, nicht unter die natürlichen Befugniſſe, die mir das erkaufte gedruckte Exemplar mittheilt?" — Keineswegs. Denn kein Recht, am wenigſten ein urſprünglich, bloß auf einem perſönlichen Vertrag beruhendes Recht, kann durch den Beſitz einer Sache, auf der dies Recht nicht beruht, übertragen werden. Eine phyſiſche Möglichkeit, mein Eigenthum

genthum nachzudrucken, gibt Ihnen freylich der Beſitz des gedruckten Exemplars, aber gibt er Ihnen auch ein Recht dazu? Läßt ſich von der Möglichkeit auf die Rechtmäßigkeit allemahl ein Schluß machen? Geſetzt der Eigenthümer oder Pächter eines ſchönen Gartens ließe einige tauſend Schlüſſel dazu verfertigen, die er an jeden, der Luſt hätte ſeinen Garten zu beſuchen, und die Annehmlichkeiten und Früchte deſſelben zu genießen, verkaufte. Jeder, der einen ſolchen Schlüſſel ſich kauft, iſt mithin wahrer Eigenthümer deſſelben, kann damit ſchalten und walten wie er will, kann ihn wieder verkaufen, verſchenken, wegſchmeißen, verleihen, allenfalls auch wenn er Zeitvertreib an der Schloſſerarbeit fände, ſelbigen nachmachen. Aber wenn nun der Eigenthümer des Schlüſſels mit den nachgemachten Schlüſſeln handeln, und andern das Stück um die Hälfte, was ihm der ſeinige gekoſtet, verkaufen wollte, — meinen Sie wohl, der Garteneigenthümer oder Beſtändner würde dies gleichgültig anſehen, oder wäre nicht berechtigt zu dem, dem er den Schlüſſel verkauft, zu ſagen: der Gartenſchlüſſel gehört ihnen zwar eigenthümlich, ſie können damit ſchalten und walten wie Sie wollen; aber das Recht, den Schlüſſel nachzumachen und damit zu handeln, das können Sie nicht verlangen, das beruht auch nicht auf dem Beſitze des Schlüſſels, ſondern auf dem Eigenthume des Gartens und auf dem Vertrage, den der Eigenthümer mit einem oder dem andern Beſtändner abſchließt. Sollten dieſe Gründe ſich wohl dadurch entkräften laſſen, daß der Schlüſſelkäufer ſich auf das Eigenthum ſeines Schlüſſels bezöge? Eben ſo verhält ſichs mit meiner Logik. Ich bin der Eigenthümer, mein Verleger

ger iſt der Beſtändner, dem ich die volle Nutz-nießung durch eine immerwährende Verpachtung (locationem conductionem perpetuam) überlaſſen habe. Was Sie von ihm gekauft, iſt das gedruckte Exemplar von meinem Buche, der Schlüſſel, wodurch Sie zu allen, von mir darin vorgetragenen Wahrheiten freyen Zugang haben, ſelbige für ſich auf alle Weiſe benutzen, und in ihren Gebrauch verwenden können; aber über das in meinem Eigenthume verbliebene individuelle Ganze, über das Buch ſelbſt zu diſponiren, damit zu handeln, dies Recht haben Sie nicht, wenn Sie gleich den Schlüſſel zu meinem Eigenthume, das gedruckte Exemplar davon, eigenthümlich beſitzen. —

Wenn Feder, wenn jeder andere Verfaſſer eines Buchs, oder deſſen rechtmäßiger Verleger dieſe Sprache führt: ſo wird dem Nachdrucker die ungegründete Ausflucht, daß er Eigenthümer des Buchs ſey, wenig helfen, und es zu Beweiſung der Unrechtmäßigkeit ſeines Unternehmens keiner Annehmung eines ſtillſchweigenden Nebenvertrags, ſondern nur der bekannten Regel: Qui bene diſtinguit, bene docet, bedürfen, durch welche ſich ganz deutlich zeigen läßt, daß das Eigenthum eines Buchs, wenn ich darunter den Inbegriff gewiſſer, darin vorgetragener Wahrheiten oder Begebenheiten verſtehe, ſehr verſchieden von dem Eigenthum eines Buchs ſeye, wenn ich unter dieſem Worte das gedruckte Exemplar, d. i. eine gewiſſe Anzahl gedruckter Bogen, die zuſammen ein Ganzes ausmachen, mir denke. Nicht der Eigenthümer eines Buchs im letztern *), ſondern im erſtern Ver=

*) Der Beſitzer des gedruckten Exemplars bekommt dadurch

ſtande kann ſich das Verlagsrecht, und das Recht ſolches an andere zu übertragen, zueignen.

Zwar meint der Vertheidiger des Nachdrucks im deutſchen Muſeo, der Nachdrucker brauche ſich nicht einmahl auf den, mit dem Verleger gethanenen Kauf, auf das durch dieſen Kauf erlangte Eigenthum am Buch, zu berufen, ſondern dies Recht ſtehe ihm überhaupt ſchon zu:

„Verlagsrecht heiße das Recht zu verlegen, und das habe jeder Bürger, ſobald er ſich als Buchhändler angezeigt, und ſeine gehörigen Abgaben giebt.“

Allein hier iſt abermahls der ſchon oben bemerkte Unterſchied zwiſchen dem Rechte überhaupt, mit dem Bücherhandel und Verlag ein öffentliches Gewerbe zu treiben, und dem Rechte dieſes oder jenes einzelnen privati eigenthümliches Buch zu drucken und zu verlegen, außer Augen geſetzt. Der Landesherr kann für die Abgaben, die ich ihm entrichte, mir wohl das Recht geſtatten, mit Büchern überhaupt zu handeln, und die Bücher, die man mir in Verlag giebt, öffentlich zu verkaufen, aber das Recht, Feder's Logik, Pütter's Reichshiſtorie, ohne ihre Einwilligung zu verlegen, daß kann mir der Landesherr nicht geben. Sonſt könnte jeder Kaffee= oder Weinwirth in Frankfurt auf den Einfall kommen, daß, wenn er dem Gaſtgeber im ſogenannten rothen Hauſe, das Entreegeld in den Vauxhall,

durch nichts als den uſum, denn dies iſt die Abſicht des Verfaſſers warum er das Buch drucken läßt, daß auch andere den uſum davon haben ſollen. Der Verleger hingegen hat den uſumfructum vom proprietario übertragen bekommen, und nur der uſufructuarius, nicht aber der uſuarius, deſſen Recht nur auf ſein eignes Bedürfniß eingeſchränkt iſt, hat die Befugniß auch jedem andern wieder den uſum der Sache zu verkaufen.

den dieſer hält, zahle, er alsdann, als ein von Obrigkeits wegen privilegirter Wirth, ſo gut als der Hausherr das Recht habe, im Vauxhall Wein und Kaffee zu ſchenken. Freylich hat jeder Wirth, gegen die Abgaben das Recht, Wein und Kaffee zu ſchenken: aber das Recht, im Gaſthof zum rothen Hauſe Wein und Kaffee ohne Einwilligung des Hausherrn zu ſchenken, das kann einem weder der Landesherr, noch die Bezahlung des Entreegelds geben.

So oft alſo ein Buch ohne Einwilligung des Verfaſſers und des Verlegers von einem dritten nachgedruckt wird, ſo oft vergreift ſich dieſer an des andern Eigenthum oder Nutznießung, und iſt mithin ein unrechtmäßiger Nachdrucker. Aber darf man denn gar kein einmahl gedrucktes Buch nachdrucken? — Ja, ſagen Pütter, Feder, und andre Apologiſten des Verlageigenthums, ſobald der rechtmäßige Eigenthümer und Verleger keinen Schaden dadurch leiden, und es auf eine Art, oder an Orten geſchieht, auf welche der rechtmäßige Verleger ſich bey Uebernahme des Verlags keine Rechnung machen konnte. Mit dieſem Grundſatze läßt ſich aber auch hier kein zuverläſſiges Syſtem aufbauen, nach dem einzelne Fälle entſchieden werden könnten. Es könnte ja Verleger geben, die wenigſtens ihrem Vorgeben nach, ihre Spekulation auf alles gerichtet hätten, das Buch in allen Sprachen, in allen Formaten, mit und ohne Noten, ganz und auszugsweiſe zu verlegen gedächten und daher jede Art von Nachdruck eines einmahl in ihrem Verlag geweſenen Buchs, als zu ihrem Schaden gereichend, anſähen: da hingegen jeder Nachdrucker dies umwenden, und wenn er ſeiner Meinung nach berechnet hätte, daß der erſte Verle-

ger

ger nun Profit genug von dem Buche gezogen habe, oder glaubte, daß diejenigen, die ſeine Ausgabe kauften, die Original-Edition nicht gekauft hätten, ſich dadurch berechtiget halten würde, jetzt das Buch nachzudrucken. Sicherer iſt es, wenn wir auf den Grundbegriff des Nachdrucks, und auf die Urſachen, aus denen wir die Unrechtmäßigkeit deſſelben zu erweiſen geſucht, zurückgehen. Der Nachdruck iſt unrechtmäßig, weil er ein Eingriff in das Eigenthum des Verfaſſers, des Verlegers iſt. Hieraus folgt,

1) Daß, ſobald weder ein Eigenthümer des Buchs, noch ein Eigenthümer des Verlagsrechts mehr exiſtirt, jeder berechtigt iſt das Buch nachzudrucken, weil es nunmehr ein Eigenthum des ganzen Publikums iſt, von dem jedes Mitglied mit gleichem Recht Nutzen ziehen kann. In dieſe Klaſſe gehören vorzüglich die autores claſſici und andere, vor Entſtehung der Buchdruckerey, blos im Manuſkript vorhanden geweſenen Bücher, deren Verlagsrecht publici juris war, die jedermann abdrucken konnte, und noch heute nachdrucken kann, weil zwar jedem die Benutzung deſſelben, das Eigenthum des Buchs, das Verlagsrecht ſelbſt aber dem ganzen Publiko zuſteht. Will jemand das Verlagsrecht eines ſolchen Buchs ausſchließungsweiſe haben, ſo muß er ſich von dem Publiko, von dem Landesherrn ein beſonderes Privilegium darüber ertheilen laſſen. Irrig iſt es, wenn in der ſchon oft, aus dem deutſchen Muſeo angeführten Vertheidigung des Nachdrucks, behauptet wird, daß in dieſem Fall der erſte Verleger eines ſolchen Buchs kein exkluſives Privilegium brauche, ſondern ipſo facto Eigenthümer deſſelben werde, weil es res nullius ſey, quae cedit occupanti. Allein dies juriſti-

juriſtiſche Waidſprüchlein leidet hier, wo von einem unkörperlichen Gegenſtande, von Rechten und Befugniſſen, und von einer Sache die Rede iſt, woran der Eigenthümer dem Publikum einen gewiſſen öffentlichen Genuß zugeſtanden, keine Anwendung. Wenn z. B. der Eigenthümer eines Gartens ſelbigen zum öffentlichen Spatzier=gange, zum Vauxhall eingerichtet, und hergegeben hätte, nun ſtürbe aber dieſer Eigenthümer, ohne irgend einen Erben zu hinterlaſſen: würde da irgend ein privatus, es möchte nun in einem monarchiſchen oder republikaniſchen Staate ſeyn, ſagen können: der Garten iſt res nullius, quae cedit occupanti, ich will mich alſo hurtig in Beſitz deſſelben ſetzen, will Wein und Kaffee darin ſchenken, will Entree=Geld erheben, damit ich alsdann der einzige Eigenthümer davon bin. Würde dies wohl ein Landesherr geſtatten, würden es die übrigen Mitbürger eines Staats gleichgültig anſehen, oder würden ſie nicht vielmehr behaupten, daß es jenem zwar niemand wehre, den Garten zu benutzen, allein andere Mitglieder des Staats behielten gleiche Rechte daran, könnten eben ſo gut Wein und Kaffee darin ſchenken, u. d. m. Wenn

2) Der Verfaſſer eines Buchs, als der wahre urſprüngliche Eigenthümer deſſelben, das Verlags=Recht keinem überträgt, und ausdrücklich oder ſtillſchweigend der Ausübung ſeines Rechts entſagt: dann tritt der nähmliche Fall ein, da jedem gleiches Recht, das Buch nachzudrucken, zuſteht. Dies leidet ſeine Anwendung wenn die Auflage eines Buches völlig vergriffen iſt, und weder der Verfaſſer noch der erſte Verleger Anſtalten zu einer neuen Auflage machen, wo nach Pütter's Vorſchlag alsdenn Verfaſſer

und

und Verleger von Obrigkeits wegen angehalten werden können, ſich zu erklären, ob ſie das Buch in einer beſtimmten Zeit wieder drucken, oder geſchehen laſſen wollen, daß es nachgedruckt werde. Geſetzliche Verordnung und Inſtruktionen die von Obrigkeits wegen, ohne irgend jemanden das Verlagsrecht darüber zu ertheilen, öffentlich in Druck ergehen; Werke, die von begüterten Perſonen ausdrücklich in der Abſicht, um ſie dem Publikum gemeinnützig zu machen, gedruckt, und Druck= und Verlagskoſten von ihnen ſelbſt beſtritten werden: können aus eben dieſer ſtillſchweigenden Entſagung des Verlagsrechts, von jedem nachgedruckt werden. Da hingegen daraus, daß ein Gelehrter ſeine Werke durch den dermahlen gewöhnlichen Subſkriptions=Weg herausgiebt, keine ſtillſchweigende Begebung des Eigenthums und des Verlagsrechts geſchloſſen werden kann, indem der Gelehrte ja ſeinen Pränumeranten oder Subſkribenten nichts als ein gedrucktes Exemplar von ſeinen Werken, keinesweges aber das Eigenthum des Buchs, oder das Verlagsrecht deſſelben verſpricht, auch die Subſkription keine Erklärung des Verfaſſers enthält, daß er fortan auf alle weitere Benutzung ſeines Eigenthums entſagen wolle. Der Nachdruck hört

3) auf unerlaubt zu ſeyn, oder iſt überhaupt nicht mehr eigentlicher **Nachdruck**, ſobald irgend eine Veränderung an dem Buche vorgenommen wird, wodurch ſelbiges aufhört, das Eigenthum ſeines erſten Verfaſſers zu ſeyn. Mit dem Eigenthum eines Buchs verhält es ſich nähmlich in dieſer Rückſicht ganz anders, als mit dem Eigenthum andrer körperlichen Dinge. Der Verfertiger einer Uhr, der Fabrikant eines Tuchs

iſt der Eigenthümer des Ganzen ſowohl, als der einzelnen Theile und Ingredienzien aus denen er ſelbiges zuſammen geſetzt hat, und niemand kann ſich die einzelnen Theile eines körperlichen Gegenſtandes zueignen, ohne Eigenthümer des Ganzen zu ſeyn, weil er durch eine ſolche Anmaſſung einzelner Stücke das Weſen der Sache zerſtören, und dadurch den rechtmäßigen Eigenthümer den Beſitz des Ganzen entziehen würde. Nicht ſo bey Büchern. Hier ſind die einzelnen Theile, woraus das Buch zuſammen geſetzt iſt, die einzelnen Wahrheiten und Begebenheiten, die darin vorgetragen werden, unkörperliche Dinge, die keines ausſchließenden Eigenthums fähig ſind, und alſo auch vom Verfaſſer des Buchs nicht in dem Maße ſich eigenthümlich zugeeignet werden können, daß er andere von der willkührlichen Benutzung und Anwendung derſelben ausſchließen könnte. Jeder Leſer darf, kann dieſe Wahrheiten, dieſe Begebenheiten, ſich eigen machen, ohne daß dadurch des Verfaſſers Eigenthum am Buch verlohren geht. Das Principium rationis ſufficientis war nie ein Eigenthum ſeines Erfinders, wenn dieſer gleich der erſte war, der es in ſeiner Metaphyſik vortrug. Derjenige, der nach ihm dieſen Satz auch wieder in ſeiner Metaphyſik brauchte, ſein Syſtem darauf baute, wäre, wenn er ſich die Erfindung zugeeignet hätte, ein Prahler, aber nie ein unrechtmäßiger Nachdrucker geweſen; ſo wenig als derjenige, der eine Logik ſchriebe, die in allen Sätzen mit Feder's Logik übereinſtimmte, beſchuldigt werden könnte, daß er im juriſtiſchen Verſtande ſich an des andern Eigenthum vergriffen hätte, ob er gleich, wenn er ſeine Quelle nicht angäbe, oder ſchlechtweg nur Feder's Logik ausgeſchmiert

hätte,

hätte, ſich in der gelehrten Welt für einen Plagiarium anſehen laſſen müßte.

Was macht alſo das Weſentliche eines Buchs aus? welches ſind die weſentlichen Stücke auf denen das individuelle Eigenthum des Verfaſſers an ſelbigem beruht? — Daß gerade die Anzahl einzelner Wahrheiten und Begebenheiten, daß ſie in dieſer und keiner andern Ordnung, in dieſer Beweisart, in dieſer Deutlichkeit oder Undeutlichkeit, in dieſer Sprache vorgetragen ſind: dies macht das Weſentliche des Buches aus, wodurch ſich das Buch des einen Verfaſſers von dem Buche eines andern unterſcheidet. Daß in Feder's Logik, Wahrheiten über die Vernunftlehre, über die Syllogiſtik u. ſ. w. vorgetragen ſind, das unterſcheidet ſie wohl von andern juriſtiſchen, mediziniſchen, theologiſchen Büchern, aber nicht von Baumeiſter's, Böhm's Logik. Feder's Eigenthum an dieſem Buch beruht alſo nicht auf den darin vorgetragenen einzelnen Wahrheiten, ſondern auf dem ganzen Inbegriff dieſer Wahrheiten zuſammen, auf der Ordnung in der ſie Feder auf einander folgen laſſen, auf dem Vortrag, in den er ſie eingekleidet, in der Sprache, in der er das Buch geſchrieben. Denn alle dieſe Eigenſchaften hat das Buch ſeinem Verfaſſer zu danken; da hingegen, Druck, Papier, Format, kein weſentliches Unterſcheidungszeichen eines Buchs, ſondern ein unweſentlicher mechaniſcher Zuſatz des Druckers, des Verlegers ſind, wodurch das Eigenthum des Verfaſſers keine Abänderung erleidet. Ich mag daher Feder's Logik in Quart, Octav oder Duodez drucken, ſo maße ich mir immer ein Recht über das unveränderte individuelle Ganze an, auf dem Feder's Eigenthum beruht. Wenn

nun aber einer ein bereits in Druck erſchienenes Werk widerlegt, einen Commentar, Noten darüber, oder einen künſtlichen Extract daraus macht, ſo benutzt er zwar des andern Buch und ſeine darin vorgetragenen Wahrheiten; allein wenn er nun ſeinen Auszug, oder das Buch mit ſeinem Commentar, ſeinen Noten darüber, ſeine Widerlegung drucken läßt: ſo maßt er ſich dadurch kein Recht über des andern individuelles Eigenthum an, denn das von ihm neu edirte Buch iſt nicht mehr das nähmliche Ganze, das der erſte Verfaſſer hergeſtellt, und wodurch es ſein Eigenthum geworden, ſondern es iſt eine weſentliche Abänderung damit vorgenommen worden, hat einen weſentlichen Zuſatz erhalten, wodurch es nunmehr ein neues Ganze geworden, das dem Commentator, dem Notenmacher, dem Extrahenten eigenthümlich zuſteht. Auch

4) **Ueberſetzungen** ſind keine Nachdrücke, da die Ueberſetzung ein eigenes Ganze ausmacht, das nicht dem Nachdrucker, ſondern dem Verfaſſer der Ueberſetzung ſein Weſen, ſeine Exiſtenz zu danken hat, deſſen Eigenthum iſt, ſo daß wenn jemand eine franzöſiſche Ueberſetzung von Gellert's Fabeln in Druck gibt, man eigentlich nicht ſagen kann, er läßt Gellert's Fabeln drucken. Daß Ueberſetzung keine unweſentliche bloß mechaniſche Modification eines Buchs iſt, erhellet ſchon daher, weil dadurch das Original im Ganzen oft ſehr verändert, geſchwächt, entſtellt und mit Irrthümern verunziert werden kann, welches dem Original-Schriftſteller nie auf ſeine Rechnung geſetzt, nie als ein Fehler ſeines Buchs angeſehen werden kann, ſondern das Eigenthum des Ueberſetzers iſt, der dem Publico dadurch ſein eigenes Geiſtesproduct liefert, welches

ches eigenen Fleiß, eigene Bearbeitung, eigene Sprachkenntniſſe erfordert, die vielleicht der Originalverfaſſer nicht einmahl ſelbſt, oder wenigſtens nicht in dem Grade beſeſſen hätte. Schon die Stimme des allgemeinen Menſchenverſtandes entſcheidet dafür, daß Original und Ueberſetzung zwey von einander ganz verſchiedene Individua ſind, indem es demjenigen, der Rouſſeau's Schriften leſen und benutzen will, gewiß im unbeſtimmten Falle nicht einerley iſt, ob er ſolches im Original oder in der deutſchen, engliſchen Ueberſetzung in die Hände bekommt, dahingegen es in Anſehung des **weſentlichen** Gebrauchs eines Buchs einerley iſt, ob ich das Buch in Quart oder Octav, auf Druck- oder Schreibpapier beſitze. Kurz, Ueberſetzung iſt eine **weſentliche** Umarbeitung des Buchs, iſt ein eigenes Geiſtesproduct, das dem Ueberſetzer eben ſo eigenthümlich zuſteht, als dem Verfaſſer ſein Original. Unter eben dieſe Klaſſe gehören

5) **Copieen von Kupferſtichen und Gemählden**, wo ich nie ſagen kann, daß der Künſtler, der ein Gemählde von Mengs, einen Kupferſtich von Chodowiecki kopiert und verkauft, das **Eigenthum** dieſer berühmten Künſtler verkauft. Das Original iſt ja darum das Eigenthum des Mengs, des Chodowiecki, weil es vom Mengs **gemahlt**, vom Chodowiecki in Kupfer **geſtochen** oder **gezeichnet** iſt; die Copie iſt ja aber weder vom Mengs **gemahlt**, noch vom Chodowiecki **gezeichnet** und **geſtochen**, mithin nicht das Individuum, das dieſen ihre Exiſtenz zu danken hat, ſondern das Individuum des **Dritten**, der es nach jenen Originalen gemahlt und gezeichnet hat, deſſen Eigenthum es mithin auch iſt. Hierin unterſcheiden ſich Büchernach-

druck

druck und Copien von Werken der Kunſt von einander. Feder's Logik iſt um deßwillen ſein Eigenthum, nicht weil das Manuſcript von ſeiner Hand geſchrieben, nach ſeiner Anleitung gedruckt worden, ſondern weil Feder das Buch ſelbſt in der Ordnung, in der Deutlichkeit in der Sprache verfaßt hat. Was thut nun der Nachdrucker? Er druckt völlig das nähmliche Individuum, das nähmliche Ganze Wort für Wort nach, ohne im Weſentlichen auch nur einen Federſtrich von dem Seinigen dazu zu ſetzen. Es bleibt noch immer ganz und das nähmliche Buch, das Feder geſchrieben; aber der kopierte Kupferſtich, das kopierte Gemählde iſt ja nicht das nähmliche Individuum, das aus der Hand des Original-Künſtlers kam, es iſt ja ein neues Ganze, das von der Hand des Kopiſten ſeinem Weſen, ſeiner Exiſtenz nach aufgeführt und hergeſtellt worden. Bey Werken der Kunſt iſt mithin Copie immer nur Nachahmung, die Niemand gewehrt werden kann, ſo wenig als man es im Reiche der Gelehrſamkeit verwehren kann, daß, ſobald ein Bardengeſang, eine Ballade, ein Werther, ein Siegwart exiſtirt, ganze Heerden von Nachahmern die Welt mit Bardengeſängen à la Klopſtock, Balladen à la Bürger, Romanen à la Werther, à la Siegwart überſchwemmen. Ja wenn die Kunſt erfunden wäre, Kupferſtiche und Gemählde ohne neue Zeichnung, ohne weitern Pinſelſtrich, bloß mittelſt gewiſſer Präparate, mit denen man das Original beſtriche, abzukopieren: dann würde dies Nachdruck, würde unerlaubt ſeyn, ſo gut als es unerlaubter Nachdruck wäre, wenn jemand zufälliger Weiſe unter altem Kupfer die Originalkupferplatte von Chodowiecki's Familie von Calas bekäme, und

nun eine neue Auflage ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Verfaſſers veranſtalten wollte, und ſich dadurch vom Vorwurf, eines andern Eigenthum zu benutzen, frey machen wollte, daß er die Abdrücke auf größeres Papier, mit anderer Farbe, und andern äußern Verzierungen machen ließe. Iſt hingegen von Kupferſtichen die Rede, die nicht das Weſentliche des Buches, des Werks, des Ganzen ausmachen, wo der Kupferſtecher nicht Künſtler, ſondern nur Handwerker zu ſeyn braucht, wo der Kupferſtich, ſo wie der Druck, nur ein mechaniſcher Zuſatz um dem Werke Verzierung oder Publicität zu geben iſt: ſo dürfen auch dieſe nicht kopiert werden, weil der Kopiſt nichts am Weſentlichen verändert, nur nachdruckt. Dies iſt der Fall bey Landcharten, diplomatiſchen Alphabeten, gewöhnlichen Bilderbüchern, Abbildungen von Münzen. Was macht hier das Weſentliche des Werks aus? — Warlich nicht dies, daß ſie von dieſem oder jenem Kupferſtecher geſtochen ſind, ſondern daß d'Anville die Charte ſelbſt, die Einrichtung derſelben angegeben, daß Gatterer das Alphabet abgefaßt, daß Weiße die Geſchichten und Bilder ſo zuſammen geordnet, Spies die Münzen geſammelt und beſchrieben hat; dies iſt das Weſentliche, welches die Charte, das Alphabet, das Bilderbuch, die Münzſammlung zum Eigenthum dieſer Männer macht, das ein anderer eben ſo wenig nachſtechen, als nachdrucken laſſen darf, wenn er ſich nicht die Mühe nehmen mag, an der weſentlichen Einrichtung dieſer Werke ſelbſt Abänderungen und Verbeſſerungen zu machen. — Die Umänderung des Formats privilegirt an und für ſich keinen Nachdruck, allein wenn

6) von Büchern die Rede iſt, die keinen eigentlichen Eigenthümer mehr haben, und bey deren Gebrauch das Format einen gewiſſen weſentlichen Unterſchied macht, z. E. Kalender, Bibel, Autores claſſici, Corpus juris, ſo kann in dem Fall, wenn der eine Verleger zwar ein Privilegium darüber hat, welches aber nicht ausdrücklich von allen Formaten ſpricht, nach der Regel, daß Privilegien als ſinguläre Rechte immer eher im engern als weitern Verſtande zu nehmen ſind, allerdings ein dritter, ohne für einen unrechtmäßigen Nachdrucker angeſehen werden zu dürfen, die Herausgabe eines Kalenders, Cicero, Korpus juris, im Taſchenformate übernehmen, wenn nähmlich dieſe Bücher weder mit einer auszeichnenden, von einem beſondern Verfaſſer herrührenden Einrichtung, noch mit Noten, Verſionen, Kommentarien verſehen ſind, in welchen Fällen auch Kalender und Bibeln ein Eigenthum ihres erſten Verlegers in dem Verſtande ſind, daß kein Dritter jene Ausgabe nachdrucken darf. — In einer der vorhergehenden Stellen hieß es, daß das Eigenthum der Verfaſſer auf ihre Bücher ſich nicht auf die einzelnen Beſtandtheile, auf die einzelnen darin vorgetragenen Wahrheiten erſtrecke: allein daraus läßt ſich nicht folgern, daß

7) einzelne Aufſätze aus einem Buche die für ſich ein Ganzes ausmachen, einzeln nachgedruckt werden dürften. Keineswegs, denn wenn einer zwar nicht die ganze Pomona, aber die einzelnen moraliſchen Erzählungen daraus, zwar nicht Meißner's Skizzen, aber doch ſeinen Diego de Colmenares, ſeine Bianka Kapello nachdrucken wollte: ſo wäre das eine eben ſo unerlaubt als das andere. Der ſchwermüthige

Jüng-

Jüngling in Pomona, Diego de Colmenares in den Skizzen, ſind ſo gut ein Ganzes, das der Frau von la Roche und Meißnern zugehöret, als das Buch ſelbſt, worin ſie ſtehen. Ganz anders iſt der Fall, wenn einer aus den Schriften mehrerer Gelehrten eine Sammlung herauszieht, ein Leſebuch für Frauenzimmer, Feyerſtunden der Grazien, ein Taſchenbuch, einen Sammler herausgibt, und ſolche einzelne Stücke und Erzählungen aus andern Büchern einſchaltet. Dem Vorwurfe eines Plagiarii, eines Ausſchreibers, eines Sammlers, den, weil ſein eigener Kopf nichts hervor zu bringen vermöge, mit anderer Leute Federn prange, kann ein ſolcher Verfaſſer ſich in der gelehrten Welt bloß ſtellen, wenn ſeine Sammlung ſich nicht durch ihre Nutzbarkeit, durch die feine zweckmäßige Wahl beym Publiko rechtfertigt; aber keines unrechtmäßigen Eingriffs in des andern Eigenthum kann er in foro juris nicht beſchuldiget werden, da ja die Sammlung ihre weſentliche Exiſtenz nicht dieſem oder jenem einzelnen Verfaſſer, ſondern der Auswahl, der Bemühung des Sammlers zu danken hat, deſſen Eigenthum ſie iſt, und von deſſen Geſchmack und Einſichten der weſentliche Werth der Sammlung abhängt; ſo daß wenn Jemand eine Sammlung von Arien oder Klavierſtücken verſchiedener Meiſter herausgibt, weder Graun noch Andre, noch Bach, noch Hiller, noch Benda ſagen können, daß dies Ganze, was der Sammler drucken läßt, ihr Eigenthum ſey. Dahingegen, wenn Jemand aus einer Sammlung die etwa Naumann von ſeinen Werken gemacht hätte, bloß alle ſeine Arien, ſeine Opern, oder ſeine Kora, einzeln abdrucken laſſen wollte: ſo wäre dies ein unerlaubter Nachdruck,

druck, weil alle weſentliche Stücke der Sammlung, jedes einzelne Ganze dem Naumann eigenthümlich zugehörte, der weſentliche Werth derſelben nicht auf der Auswahl des Dritten, ſondern ganz allein auf Naumann's muſikaliſchem Talent beruhte, und der Käufer nicht die Sammlung, das Werk eines Dritten, ſondern nur allein Naumann's Arien, Opern oder Kora zu kaufen bekäme. — Noch fragt es ſich, ob

8) ein Buch, das ohne Nahmen des Verfaſſers und Verlegers gedruckt wird, nachgedruckt werden dürfe? — Meiner Meinung nach nicht. Denn iſt es gleich nicht bekannt, in weſſen Eigenthum das Buch und das Verlagsrecht deſſelben ſteht, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß es jemand eigenthümlich zugehört, mithin keine res publici juris iſt, worauf ein jeder Dritter Anſpruch zur Benutzung machen könnte. Wenn ich einen Hund oder ſonſt ein zahmes Thier auf der Straße finde, ſo darf ich, wenn ich gleich nicht weiß, wem es zugehört, mir ſolches doch nicht eigenthümlich zueignen, weil immer im voraus zu vermuthen ſteht, daß es ſchon einen Herrn hat. Sollte aber ein ſolches Buch ſich vergreifen, oder der Ort gar nicht ausfindig zu machen ſeyn, wo man es kaufen könnte: ſo könnte es einem Dritten als kein unrechtmäßiges Verfahren ausgerechnet werden, wenn er eine neue Ausgabe veranſtaltete, ſo, wie derjenige, der ein verirrtes Thier in Verwahrung nimmt, damit es nicht ganz verlohren gehe, nichts Unrechtes dadurch begeht. Will er ganz nach den Pflichten eines rechtſchaffenen Mannes handeln; ſo wird er es freylich in öffentlichen Anzeigeblättern zu wiſſen thun laſſen, damit der rechtmäßige Eigenthümer des Hundes ꝛc. ſich melden könne;

und eben ſo würde derjenige, der ein ſelten gewordenes anonymes Buch nachdrucken wollte, freylich am edelſten handeln, wenn er erſt ſein Vorhaben öffentlich bekannt machte. Hätte inzwiſchen der zweyte Verleger in dieſem Fall bona fide bereits eine neue Ausgabe veranſtaltet, ſo würden ſich der Eigenthümer oder erſte Verleger mit ihm, wegen ſeiner Auslagen und eines billigen Profits zu vergleichen haben: da hingegen ſonſt der unrechtmäßige Nachdrucker ſich gefallen laſſen muß, dem rechtmäßigen Verleger den ihm zugefügten Schaden und entzogenen Gewinn nach billiger Ermäßigung zu erſetzen, und alle nachgedruckte Exemplare ohne Vergütung irgend eines Profits gegen bloßen Erſatz der nöthigen Auslagen entweder dem Verleger zu extradiren, oder wenn dieſer gar keinen Gebrauch davon machen kann, oder von Obrigkeits wegen die Konfiskation feſtgeſetzt wäre, ohne allen Erſatz dem Fisko heimfällig werden zu ſehen; indem der Nachdrucker durch ſein unerlaubtes factum kein Recht, auch nicht einmahl das bürgerliche Eigenthum ſeiner nachgedruckten Exemplare erwerben kann.

Es fehlt inzwiſchen nicht an ſchimmernden Einwendungen, womit die Nachdrucker ihr Unternehmen zu rechtfertigen ſuchen, wovon ich die hauptſächlichſten anführen will. Auf die Art, ſagen ſie, ſey

a) Der Bücherverlag ein für das Publikum ſehr ſchädliches Monopolium, und Monopolien hätten bekanntlich das allgemeine Recht, die allgemeine Vermuthung gegen ſich. Letzteres iſt ganz richtig, denn Monopolien ſind Ausnahmen, Einſchränkungen der Menſchen, der den Bürgern eines Staats zuſtehenden Freyheit, mithin

iſt immer eher gegen ſie als für ſie zu vermuthen, und zu entſcheiden. Allein, worin beſteht ein Monopolium? — In dem Recht, mit einer gewiſſen Art Waaren ganz allein zu handeln, die, wenn ich nicht eine landesherrliche Konzeßion hätte, jeder andere eben ſo gut fabriziren und verkaufen könnte. Wenn daher jemand ein Privilegium, ganz allein Tuch oder Zeug, oder eine gewiſſe Farbe von Tuch, von Seidenwaare zu fabriziren, und zu verkaufen hat, ſo iſt dies ein Monopolium, weil ſonſt niemand mit dieſer Gattung von Waare handeln darf, da doch nach der natürlichen Freyheit jeder andre Handelsmann, Kaufmann, Fabrikant eben die Befugniß hatte. Kein privatus kann ſich alſo ſelbſt ein ſolches Privilegium geben, ſondern blos der Landesherr, der das Recht hat, in einzelnen Fällen die Befugniß der privatorum zum Beſten des Ganzen einzuſchränken, kann Monopolien privilegiren. Worin beſteht nun aber das Verlagsrecht eines einzelnen Buchs? — Nicht in dem exkluſiven Recht Bücher, oder eine gewiſſe Gattung von Büchern überhaupt ganz allein zu fabriziren, und zu verkaufen, ſondern in dem Recht das einzelne Buch, das Individuum, das ich ſelbſt verfertigt, oder von dem Verfaſſer das Verlagsrecht deſſelben erkauft, allein zu drucken und zu verkaufen. Iſt dies ein Monopolium? — Dann wäre es auch ein Monopolium, daß ich nur allein das Recht habe, die Zinſe in meinem Hauſe zu vermiethen, daß der Entrepreneur eines Vauxhalls nur allein das Recht hat Entree-Geld von denen, die davon profitiren wollen, zu erheben. Wenn Feder ſich ein Privilegium, daß er ganz allein Logiken ſchreiben, oder Dieterich ein Recht, daß er ganz allein Logiken

drucken

drucken und verlegen dürfe, zuſchreiben wollte: dann wäre dies ein Monopolium. Allein, ſo hat jeder das Recht Logiken wie Feder zu ſchreiben, und Logiken wie Dieterich zu drucken: aber die individuelle Logik, die Feder verfaßt, und Dieterich verlegt hat, zu drucken und zu verkaufen, das ſteht keinem andern zu. Und das verlangt doch der Nachdrucker. Er verlangt, nach Linguets Ausdruck,

„nicht Tuch wie Racine zu machen, ſondern
„er will von dem nähmlichen Stück Tuch, das
„Racine gemacht hat, nehmen, und es ohne
„ſeine Theilnehmung, ohne ihn zu bezahlen,
„verkaufen."

Zwar läugnet dies der Vertheidiger des Nachdrucks im deutſch. Muſeo, und ſagt: der Nachdrucker nehme nicht Racinen's Tuch, ſondern Tuch wie Racine, ſo wie derjenige, der eine beſondere Art Tuch nachmache, nicht des andern ſein Tuch dazu nehme, ſondern ſein eigenes, ungeachtet es mit dem, das er nachmacht im weſentlichen einerley ſey. Schade nur, daß hier in dem Wort einerley ein Doppelſinn liegt. Ein nachgemachtes Tuch iſt mit dem andern, nach welchem es gemacht iſt, einerley der Gattung nach, es iſt nähmlich eben die Gattung von Farbe, Wolle, dazu genommen, die der andere dazu genommen hat. Aber dem individuellen Weſen nach, ſind die beyden Stücke Tuch doch nicht einerley. Denn es ſind ja zwey beſondere Individuen, ſind im Weſentlichen unterſchieden. Die Wolle und Farbe gehören doch allerdings zum Weſen eines jeden Tuches, auch des karmeliterbraunen Tuchs, und wer mithin Tuch einem andern nachfabriziren will, muß doch erſt von ſeinem Eigenthum weſentliche Theile dazu thun,

muß von ſeiner eigenen Farbe und Wolle dazu nehmen. Papier und Farbe hingegen, wenn ſie gleich das Allgemeine aller gedruckten Exemplare und Manuſcripte von Büchern ſind, gehören doch nicht zum Weſentlichen des Buchs ſelbſt. Der Nachdrucker mithin fabricirt kein neues Buch, keine Logik, die nur der Gattung nach mit Feder's ſeiner einerley, dem Individuo nach aber von dem Nachdrucker neu verfaßt wäre, er nimmt nicht das mindeſte von dem Weſentlichen, was man braucht, um ein Buch zu ſchreiben, nähmlich Nachdenken, Beurtheilungskraft, Beleſenheit dazu; ſondern er nimmt das ganze Stück Tuch, das Feder gemacht hat, und wozu er weder Wolle noch Farbe hergegeben hat, ſchneidet ſich nach Belieben eine Quantität Ellen davon herunter, wickelt höchſtens den Ballen in ein anderes Papier ein, hängt ſein Handlungszeichen daran, und macht einen gewaltigen Lärm davon, daß er das Tuch, wovon dem Weſentlichen nach auch nicht ein Faden ſein iſt, ſo wohlfeil geben könne. Freylich läßt ſich das mit einem Stücke Tuch nicht ſo prakticiren wie mit einem Buche; allein mit einem Entre-Billet in einen Vauxhall oder Oper ließe ſich das nähmliche treiben, wenn es erlaubt wäre. Das gedruckte Exemplar von einem Buche iſt ja aber, ſo viel Aehnlichkeit auch die Nachdrucker und ihre Vertheidiger darin finden wollen, nichts anders als ein Entree-Billet, ein Schlüſſel, wodurch jeder, der dieſen Schlüſſel hat, in den Begriff von Wahrheiten oder Begebenheiten, die der Verfaſſer dem Publiko zum Genuß dargeſtellt hat, ſich nach Herzensluſt umſehen, und Geiſt und Herz daraus bereichern kann. Was übrigens von dem, der ein Tuch nachmacht, gilt,

gilt

gilt auch von dem, der eine Artzeney, ein Werk der Kunſt nachmacht. Alle dieſe müſſen erſt ein eigenes neues Ganzes, ein von dem Original individuell unterſchiedenes Weſen verfertigen, zuſammenſetzen, welches alles der Nachdrucker nicht thut.

b) Es heißt ja aber doch, ſagen die Vertheidiger des Nachdrucks weiter: qui jure ſuo utitur, nemini facit injuriam, wer ſich ſeines Rechts bedient, der thut Niemand Unrecht, wenn er gleich durch Ausübung dieſes ſeines Rechts einem andern Schaden zufügt. Dieſer Einwurf wird wenigſtens nicht durch das dagegen gebrauchte Gleichniß entkräftet, daß, wer mir meine Flinte abkaufe, dadurch kein Recht erhalte, das Federvieh in meinem Hofe todt zu ſchießen. Denn der Nachdrucker kann hier mit Recht einwenden, daß der Beſitz der Flinte mit dem Eigenthume oder Genuſſe des Federviehs des Verkäufers auch nicht das allermindeſte von der Verbindung an ſich habe, die Feder's Logik und das von ihm erkaufte Exemplar davon mit einander habe, und er kraft dieſes Kaufs nicht das Recht Feder's Moral, ſondern nur die Logik, wovon er ein Exemplar eigenthümlich habe, nachzudrucken ſich zuſchreibe. Der Nachdrucker könnte ſich auch allenfalls auf ein anders Gleichniß berufen und ſagen: Wenn jemand zwey über einander liegende Feldſtücke beſäße, und er verkaufte mir das, was oben läge; der Acker oder Wieſe wäre ſumpfig, und könnte nicht anders benutzt werden, als dadurch, daß ich durch Gräben das Waſſer darum herum ableitete; dadurch trüge es ſich aber zu, daß der untere Acker deſto feuchter und untauglicher würde. Oder mein erkauftes Grundſtück wäre eine Wieſe geweſen, ich machte jetzt einen

Wald daraus, der in zehn oder zwanzig Jahren ſo viel Schatten würfe, daß die untere Wieſe oder Acker unfruchtbar würden, weniger trügen. Könnte da, wenigſtens nach allgemeinen Rechten, der vorige Eigenthümer wohl ſagen, das darfſt du nicht, denn ich habe dir das Grundſtück nur unter der ſtillſchweigenden Bedingung verkauft, daß du keinen mir an meinem übrigen Eigenthum, an meinem untern Acker ſchädlichen Gebrauch davon machen ſollſt? Würde ihm der Käufer hier nicht mit Recht antworten können; qui jure ſuo utitur, nemini facit injuriam. Mit jenen Gleichniſſen läßt ſich alſo dieſer Rechtfertigungsgrund des Nachdrucks nicht widerlegen. Allein man merke wohl, daß es in jener Rechtsregel nicht heißt: qui re ſua utitur, wer von ſeiner Sache irgend einen Gebrauch macht, ſondern qui jure ſuo utitur, wer ſich ſeines Rechts bedient. Das Recht, meinen Acker ſo viel zu benutzen und zu verbeſſern, als ich kann, liegt in dem Eigenthume, das mir auf dieſem Acker zuſteht, wenn ich alſo dieſe oder jene dahin abzielende Einrichtung mit ſelbigem treffe, ſo kann ich ſagen: jure meo utor. Wer hingegen meine Flinte erkauft hat, und damit mein Federvieh todtſchießen wollte, kann zwar ſagen; re mea utor, aber kann er auch ſagen, ich bediene mich meines Rechts? Eben ſo liegt, nach dem oben ſchon angeführten im eigenthümlichen Beſitze des gedruckten Exemplars kein Recht, das Buch zu verlegen, mithin kann der Nachdrucker zwar in einem gewiſſen zweydeutigen Sinn des Worts Buch ſagen, re mea utor, aber nicht jure meo utor, denn er hat ja das Verlagsrecht nicht; ſo wenig als der Beſitzer eines Entree⸗Billets, wenn er die Billets nachmacht,

macht, und von andern ein Entree-Geld erhebt, oder wohl gar großmüthig ſie um die Hälfte verkauft, ſagen kann, daß er ſich dadurch bloß ſeines eigenthümlichen Rechts über ſein Entree-Billet bediene. Nehme ich hingegen den Fall an, daß der Verfaſſer eines Buchs nur die erſte Auflage deſſelben einem Verleger überlaſſen, ſich hingegen das Recht vorbehalten hätte, nach einer beſtimmten Zeit eine neue verbeſſerte Auflage davon heraus zu geben, und ſich ein neues Honorarium von wem er wollte dafür zahlen zu laſſen; der Verfaſſer veranſtaltete nun in der beſtimmten Zeit eine zweyte merklich verbeſſerte Auflage, die er einem andern Verleger überläßt, der billiger iſt, und ſeine Exemplare um die Hälfte wohlfeiler gibt, wodurch dem erſten Verleger die ſeinigen großentheils liegen bleiben: ſo könnte hier freylich der zweyte Verleger mit allem Fug ſagen: qui jure ſuo utitur, nemini facit injuriam. — Ungegründet iſt es, wenn manche Vertheidiger des Nachdrucks behaupten wollen,

c) gegen einen Fremden, oder gegen das Publikum habe der Buchhändler kein eigentliches Recht aufzuweiſen. — Hat denn der Verleger nicht vom Verfaſſer das Verlagsrecht eigenthümlich an ſich erkauft? Kann er ſich auf dies Recht nicht eben ſo gut, gegen einen Dritten berufen, als gegen den Verfaſſer; ſo wie der Beſtändner eines Hauſes, eines Gartens ſich gegen jeden Dritten auf ſein Beſtandrecht berufen kann, wenn gleich der Eigenthümer ſolche zu der Abſicht in Beſtand weggegeben hätte, daß ein Kaffeehaus, ein Vauxhall zum Vergnügen des Publikums darin eingerichtet werden ſolle? Ein dingliches Recht auf den Verlag, wie einige demſelben gegen das übrige Publikum zuſchreiben,

hat freylich der Verleger nicht. Denn ſein dingliches Recht erſtreckt ſich blos auf die Anzahl gedruckter Exemplare, die er verlegt hat. Dies dingliche Recht kann er aber gegen denjenigen nicht anführen, der ihm das Eigenthum des gedruckten Exemplars abgekauft hat. Sein Verlagsrecht iſt aber ein perſönliches Recht, das ſich auf den mit dem Verfaſſer ſub forma: do ut des oder do ut facias abgeſchloſſenen Vertrag gründet; und auf dies Vertragsrecht kann er ſich gegen jeden Dritten berufen, der nicht einen eben ſo gültigen Rechtsgrund ſeines ausgeübten Verlagsrechts angeben, nicht beweiſen kann, daß er mit dem Verfaſſer oder dem Verleger einen Vertrag darüber eingegangen. — Zu Rechtfertigung des Nachdrucks beruft man ſich ferner auch darauf, daß

d) vor der Erfindung der Buchdruckerey nie ein Schriftſteller behauptet habe, daß keiner von ſeinen ins Publikum gegebenen Werken eine Abſchrift nehmen, ſondern ein jeder verbunden ſeyn ſolle, es von ihm ſelbſt als ſein beſtändiges Eigenthum zu erhandeln. — Allein ſchon daraus, daß, wie Pütter ſehr gründlich bewieſen, und ſelbſt von manchen Vertheidigern des Nachdrucks eingeräumt worden, auch zu jener Zeit, wo Bücher mit der Feder kopirt worden, ſich Buchhändler, bibliopolae fanden, läßt ſich ſo viel ſchließen, daß es doch nicht ſo allgemein in eines jeden Willkühr geſtanden haben muß, Bücher ohne Willen und Wiſſen des Verfaſſers oder des bibliopolae nicht nur für ſich abzuſchreiben, ſondern auch wieder damit einen Handel zu treiben, weil ſonſt wohl keiner ſo thöricht geweſen ſeyn würde, ſich einen Verlag von mehrern Abſchriften von den Werken eines Gelehrten

ten anzuſchaffen. Auch heut zu Tage iſt es keinem, der ſich ein Werk nicht kaufen kann oder mag, unverwehrt, ſich ſelbiges abzuſchreiben, oder wenn er am Drucken Freude fände, ſelbiges für ſich ſelbſt abzudrucken. Allein eine ganze Auflage von einem Buch zu drucken, und andern wieder zu verkaufen und zu verhandeln, dies ſteht ihm nicht zu, weil dies nicht zum Eigenthum des verkauften Exemplars, ſondern zum Verlagsrechte des Buchs ſelbſt gehört; ſo wenig als Cicero, oder Plinius es zu leiden ſchuldig geweſen wären, wenn ein anderer, ohne ihr Wiſſen und Willen, mit ihren Schriften einen Handel getrieben hätte. Das Stillſchweigen des römiſchen Geſetzbuchs über dieſe Materie beweiſet weiter nichts, als daß die damahligen Bücherverfaſſer ſich ihres Verlagsrechts nicht bedienen mochten, weil man theils die Bücher damahls noch nicht ſo zu Gelde machen konnte, wie heut zu Tage, und theils viele Gelehrte in Umſtänden lebten, wo ſie blos aus Ruhmbegierde ſchreiben konnten, und ihre Geiſtesprodukte zu keiner Quelle ihres Unterhalts zu machen brauchten.

Wenn auch wirklich in den Zeiten der Griechen und Römer die Gelehrten, wegen des ungleich geringern Schadens, den die Abſchriften im Verhältniß gegen Nachdruck verurſachen, wegen des geringern Gewinns, der damahls mit Bücherverkauf zu erlangen war, gleichgültig dagegen geweſen wären, wenn ihre Schriften kopirt, auch allenfalls damit gehandelt wurde: ſo folgt doch daraus nicht, daß dies ein allgemeines Recht war, daß ſich unſere Gelehrten und Verleger auch heut zu Tag gefallen laſſen müßten. Muß ſichs der Verfaſſer der Verleger ja ohnedem gefallen laſſen, daß jeder, der ein Buch

bey einem Dritten findet, gleich dem Wanderer, der Trauben am öffentlichen Wege findet, ſelbiges unentgeltlich zu ſeinem Gebrauche entlehnt, exzerpirt, abſchreibt: aber für andre Leute das Buch drucken, andern verkaufen, das darf er nicht.

e) Aber wenn nun der Verleger gar zu ſehr mit ſeinen Büchern wuchert? — Recht iſt es freylich nicht, und was die Befugniſſe des Publikums und ſeines Repräſentanten des Landesherrn in dem Fall ſind, davon ſoll weiter unten geredet werden. Aber, mögen ſie immer wuchern, bevollmächtigt dies eine dritte Privatperſon, ſich ein Recht anzumaßen, das einem andern zugehört. Wenn ein Wirth ſeine Waare zu theuer giebt, ein Hausherr ſeine Zimmer zu hoch vermiethet, ein Schauſpieler ein zu hohes Entreegeld fordert: iſt dadurch ein dritter Privatmann berechtigt, durch Dietriche oder Hauptſchlüſſel Keller und Zimmer zu öffnen, den Leuten den Wein um halbes Geld zu verkaufen, die Zimmer um den halben Preis zu vermiethen, oder Entreebillets nachzumachen, damit andere Leute um billigern Preis die öffentlichen Schauſpiele beſuchen können? Der Mißbrauch, den unſer Mitbürger mit ſeinem Eigenthum, mit ſeinem Recht zu Schulden kommen läßt, gibt uns deswegen kein Recht, uns ſolches aus eigner Gewalt anzumaßen.

Ein Nachdrucker verſchuldet mithin immer ein unrechtmäßiges Unternehmen. In einer gewiſſen verblümten Sprache, und in dem Verſtande, wie man im gemeinen Leben zuweilen einen jeden, der auf irgend eine Weiſe uns einen gehoften Gewinn entziehet, oder uns an unſrer Nahrung beeinträchtigt, einen Dieb zu heißen

pflegt,

pflegt, könnte man wohl allenfalls ſagen, daß auch der Nachdrucker ein Dieb ſey. Allein im richtigen juriſtiſchen Verſtande iſt er kein Dieb, denn ich mag ein furtum, quasi furtum, furtum uſus spolium oder usurpatio annehmen, ſo wird hier allemahl vorausgeſetzt, daß der Dieb, der Spoliator, der Uſurpator durch ſeine unrechtmäßige Zueignung dem andern den Beſitz ſeiner Sache, ſeines Rechts, ſeines Genuſſes entzieht. Der Nachdrucker aber entzieht, wie ſie in ihren Vertheidigungen gar wohl anzuführen gewußt haben, dem rechtmäßigen Eigenthümer weder ſein Eigenthum, noch dem Verleger ſein Verlagsrecht, denn beyden iſt durch ihn unverwehrt, das Buch noch ferner zu verlegen. Er beeinträchtigt ſie nur in ihrem Recht, eignet ſich eine Mitausübung ihrer Rechte zu, wodurch er ſie zwar nicht aus dem Beſitz deſſelben ſetzt, ihnen aber doch mittelbarer Weiſe Schaden zufügt. Er verurſacht mithin dem andern einen Schaden durch eine Handlung, zu der er nicht befugt iſt. Es iſt ſonach ein damnum injuria datum vorhanden. Da es aber weder ein damnum corpore, noch corpori datum iſt, und daher weder actio ex L. Aquilia directa noch utilis ſtatt findet: ſo iſt actio in factum das eigentliche wahre remedium, das dem Verfaſſer eines Buchs und deſſen Verleger gegen den Nachdrucker zuſteht. Gegen alle andere Arten von Actionen laſſen ſich erhebliche Einwendungen machen, welche zu berühren hier aber nicht der Ort ſeyn würde, da hier kein juriſtiſches Reſponſum über den Nachdruck aufgeſetzt, ſondern nur nach allgemein verſtändlichen Grundſätzen des Rechts und der Billigkeit die Frage erörtert werden ſollte. So viel von den Rechten der Privatperſonen unter ſich.

Was

Was für Rechte ſtehen aber dem Publiko, der landesherrlichen Obrigkeit, in Anſehung des Bücherverlags zu? —

Daß in einem Staate, wo Polizey und Ordnung herrſcht, niemand ohne landesherrliche Erlaubniß eben ſo wenig mit Büchern überhaupt als mit andern Waaren handeln, ein öffentliches Gewerbe treiben darf, iſt ganz gewiß. Aber eine andere Frage iſt, ob kein Verfaſſer ſein eigenes Buch verlegen, oder verlegen laſſen, kein Buchhändler den Verlag dieſes oder jenes einzelnen Buchs übernehmen darf, ohne vorher ein landesherrliches Privilegium, wenigſtens zu dem Ende zu haben, damit kein anderer es nachdrucken dürfe. Oder, um die Frage anders zu faſſen: Beruht das ausſchließende Verlagsrecht eines Buchs auf landesherrlicher Erlaubniß? — Keineswegs. So wenig ich eine landesherrliche Erlaubniß brauche, um jemanden mein freyes Eigenthum, mein Pferd, mein Korn, meinen Schrank zu verkaufen, und ſo wenig derjenige, der mir meinen Garten abpachtet, erſt ein Privilegium darüber braucht, daß er nur allein die Nutznießung des Gartens haben ſoll: eben ſo wenig braucht der Verfaſſer eines Buchs erſt einen landesherrlichen Machtſpruch, um die Produkte ſeines Fleißes entweder ſelbſt einzeln zu verkaufen, oder einem andern überhaupt beſtandsweiſe zu überlaſſen; ſo wie im letztern Falle der Verleger auch kein Privilegium braucht, um andere von Beeinträchtigung ſeines wohlerworbenen eigenthümlichen Rechts auszuſchließen.

Aber wozu ſuchten denn ſchon von ſo langer Zeit her Buchhändler Privilegien nach? — Dies ging ſehr natürlich zu. Zu Anfange der Buchdruckerey wurden meiſt Bücher gedruckt, deren

ten Eigenthümer nicht mehr exiſtirten, oder die nie einen beſondern Eigenthumsherrn gehabt hatten, z. B. die Bibel, Kalender, autores claſſici und andere alte Bücher, deren Eigenthum publici juris war, wozu mithin jeder andere gleiches Recht ſie auch in Druck heraus zu geben hatte. Wollte der erſte Verleger ein ausſchließendes Recht haben, ſo mußte er von dem Landesherrn, unter deſſen Oberherrſchaft alle dem Publiko im Ganzen zuſtehende Eigenthümer gehören, eine beſondere Conceſſion haben, wodurch das Buch vom Anſpruche der übrigen Mitglieder des Publikums ausgeſchloſſen, und dem Verleger ein Eigenthum darüber, nach Inhalt des Privilegii, eingeräumt wurde. Daß die Regel: res nullius cedit occupanti, hier nicht anwendbar iſt, iſt ſchon oben gezeigt und dargethan worden, daß die Benußung einer ſolchen, dem ganzen gemeinen Weſen heimgefallenen Sache einem jeden Mitbürger zuſteht, mithin kein einzelner ſich des Genuſſes, wodurch andere davon ausgeſchloſſen würden, anmaßen kann, wenn er nicht vom Landesherrn dazu privilegirt wird. Unnöthig iſt aber ein ſolches Privilegium, ſobald von einem Buche die Rede iſt, von dem der rechtmäßige Verfaſſer und Verleger noch leben, denen mithin ein ausſchließendes Eigenthumsrecht aus der Natur der Sache zuſteht. Freylich findet man in alten ſowohl als neuen Zeiten Beyſpiele, daß auch über dergleichen eigene Verlagsbücher Privilegien nachgeſucht wurden; allein dies war eine überflüſſige Vorſicht, die zwar wegen der, über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks bisher getheilten Meinungen des Publikums manchmahl rathſam, immer aber eben ſo unnöthig iſt, als die Verzichtsklauſel, die

den meiſten Ehepacten der adelichen Fräulein und anderer hoher erlauchter Damen angehängt, und wodurch nichts bewirkt wird, als was ohnedem ſchon Rechtens geweſen wäre, nähmlich, daß adeliche Frauenzimmer auf ihrer Familien alte Stamm⸗ und Rittergüter keinen Anſpruch machen können, ſo lange noch Söhne vorhanden ſind. Die Privilegien beym Buchhandel ſind daher

„nur das Siegel der Gewährleiſtung eines ruhigen Genuſſes, ſie ſind aber nicht die Quelle des Genuſſes,“

ſo wie ich nicht ſagen kann, daß wenn ich einen mit jemand geſchloſſenen Kauf gerichtlich beſtättigen laſſe, das gerichtliche Protokoll die Quelle der Verbindlichkeit des Kaufs in dem Verſtande ſey, daß außerdem Käufer und Verkäufer gar keine rechtliche Verbindlichkeit gegen einander hätten. Wendet man ein, daß die Bücherprivilegien öfters nur auf beſtimmte Zeit ertheilt worden, und mithin ja dies vorausſetze, daß außerdem und in caſu non privilegiato jeder zum Nachdruck befugt ſey: ſo muß man erwägen, daß dergleichen nur auf gewiſſe Jahre beſtimmte Privilegien, ſich meiſt nur bey ſolchen Büchern finden, die keinen eigentlichen Eigenthümer haben, wo es von der Landesherrſchaft ſehr löblich gehandelt iſt, daß ſie die Befugniß, die das übrige Publikum in ſolchem Fall zum willkührlichen Verlag des Buchs hat, dem Nutzen eines einzelnen Mitglieds nicht auf immer aufopfert. Wenn hingegen, wiewohl ungleich ſeltner, auch bey eigenthümlichen Verlagsbüchern, dergleichen temporelle Privilegien, entweder aus kameraliſtiſcher Politik, um die Erneuerungen der Privilegien, und dadurch anfallende Konzeſſions⸗

gelder

gelder zu vervielfältigen, oder vielleicht wirklich aus dem irrigen Wahn, daß die landesherrliche Verwilligung erſt, dem Verleger ein ausſchließendes Recht gebe, bisher ertheilt worden: ſo kann dies die eigentlichen Rechte des Verlags ſo wenig ändern, als die Natur der Lehen und der Ehen dadurch geändert werden kann, daß man in ältern Zeiten manche irrige Sätze aus dem römiſchen und kanoniſchen Recht darauf anwendete, die deswegen kein aufgeklärter Rechtslehrer als wahr annehmen wird. Irrige Obſervanz kann niemand ein Recht geben oder nehmen.

Das ausſchließende Recht des eigenthümlichen Verlegers hängt alſo nicht von der Willkühr der landesherrlichen Obrigkeit ab, und der Nachdruck iſt an und für ſich verboten, ſo lange nicht, wie in England, ein allgemeines Geſetz den Nachdruck nach einer gewiſſen Zeit autoriſirt. Iſt nun aber ſo ein Geſetz billig? Kann der Landesherr das ausſchließende Recht des erſten Verlegers auf eine ſolche Art einſchränken? oder ſtehen ihm über das eigenthümliche Recht des Verfaſſers, des Verlegers, eben ſo wenig Befugniſſe zu, als jedem andern ſeiner Unterthanen? — Die meiſten Vertheidiger des Verlagsrechts, beſonders Feder, Pütter und Linguet glauben, daß überhaupt jede, noch ſo eingeſchränkte und modifizirte Erlaubniß des Nachdrucks ungerecht ſey. Sie ſagen:

„Niemanden das Seinige zu nehmen ſey Grundgeſetz der Gerechtigkeit, der es zuwider laufe, einem Theil der Unterthanen ihre natürlich oder rechtmäßig erworbenen Vortheile zu entziehen, um andern mehr Vortheil zu verſchaffen; — die Obrigkeit könne Räubereyen und Diebereyen unmöglich erlau-

erlauben; — Wenn ich oder mein Vater vor funfzig Jahren ein Haus für zwanzig tauſend Gulden gekauft hätte, und dies wäre nun die ganze Zeit über jährlich um hundert Piſtolen vermiethet geweſen, ſo hätte ich gewiß mein Kapital doppelt und dreyfach wieder; deswegen dürfe aber doch keiner, der kein Haus habe und keins kaufen wolle, zu mir kommen und ſagen: Du haſt lange genug das Deinige genoſſen, ich will mir bey der Regierung ausbitten, daß ſie mich durch Befehle damit belehne, es iſt doch Zeit, daß ich einmahl auch des Vergnügens genieße, ein Eigenthümer zu ſeyn.“

Ganz gewiß ſind dieſe Gründe nicht unbedeutend, und wenn die Nachdrucker ſonſt nichts darauf zu antworten hätten, als daß der Verfaſſer und der Verleger durch den Verkauf ihrer gedruckten Exemplare, ihr Eigenthum am Buch, am Verlagsrecht verlöhren, oder daß das Verlagsrecht überhaupt jedem ex libertate naturali zuſtehe, mithin der Nachdruck keine Beeinträchtigung des Eigenthums eines andern ſey; ſo würden jene Gründe nichts von ihrem Werth verliehren, da dieſe Behauptungen der Nachdrucker ſchon als irrig widerlegt worden. Cella wendet hiergegen unter andern aber folgendes ein:

Mein Landesherr kann mir, ohne äußerſten Nothfall, ohne Entſchädigung, mein Eigenthum nicht nehmen. Das iſt ganz richtig. Aber wenn der Landesherr den Nachdruck (nach gewiſſen Jahren) geſtattet, kann ich da ſagen, der Landesher nimmt dem Verfaſſer das Eigenthum ſeines Buchs, dem Verleger das Eigenthum ſeines Verlagsrechts; ſo wie ich, wenn der Landesherr

mein Haus nimmt und es einem andern gibt, ſagen kann, man hat mir mein Haus genommen? — Hier tritt eine große Verſchiedenheit ein. Denn das Haus iſt ein körperliches Individuum, das ein anderer ſich unmöglich eigenthümlich zueignen, ſelbiges wider meinen Willen benutzen kann, ohne mich meines Eigenthums daran, meines Beſitzes dadurch zu berauben. Wenn aber ein anderer mein Buch nachdruckt, ſo eignet er ſich bloß die Nutznießung meines Eigenthums zu, ohne mich aus dem Beſitze, aus dem Genuſſe meines unkörperlichen Eigenthums zu verdrängen, vorausgeſetzt, daß der Nachdruck zu einer Zeit geſchieht, wo der erſte Verleger ſchon ſeinen erlaubten Profit davon gezogen hat, und er mithin das Buch verhältnißmäßig des beſſern Drucks und beſſerer Materialien, welche immer für gewiſſe Käufer ihren Werth haben werden, eben ſo wohlfeil geben kann, als der Nachdrucker. Erlaubt nun der Landesherr unter dieſer Vorausſetzung den Nachdruck: ſo kann ich nicht ſagen, daß er jemanden ſein Eigenthum nimmt und es einem Dritten gibt, ſondern er ſchränkt durch dieſe Verfügung bloß den Verfaſſer, den Verleger in der höhern Benutzung ihres Eigenthums, in ſo fern ſie dieſe Benutzung vom Publiko ziehen, ein. Der Privatmann darf dies freylich für ſich nicht thun, aber läßt ſich daraus ſchließen, daß auch der Landesherr dieſe Befugniß nicht hat? — Wenn mich der Landesherr (den Fall der äußerſten Noth ausgenommen) zwingen wollte, mein Haus zu vermiethen, mein Geld wegzuleihen, mein Getreide, mein Tuch, meinen Kaffee zu verkaufen oder wegzuſchenken, ſo würde er ungerecht handeln; allein, wenn er einſieht, daß die Häuſer= und

Güterbeſitzer mit ihren Miethen und Früchten unerhört wuchern, und eine billige Taxe verordnet, nach der die Hauszinſe vermiethet, Getreide, Wein, Kaffee, verkauft; wenn er die Procente beſtimmt, um welche das Geld hergeliehen werden ſoll: iſt dies Ungerechtigkeit, kann ſich der Eigenthümer des Hauſes, des Gartens, des Kapitals, der Waaren darauf berufen, daß er ja Eigenthümer dieſer Sachen ſey, und mithin das Recht habe, ſelbige ſo hoch als möglich zu benutzen, daß es auch dem Landesherrn nicht zuſtehe, ihm ſeine natürlich erworbenen Vortheile zu nehmen, um andern mehr **Vortheil** zu verſchaffen? — Die Erfahrung lehrt, daß man nirgends dies für ungerecht und vielmehr dergleichen Taxen, wodurch dem übertriebenen Wucher Ziel und Maß geſteckt wird, für ſehr wohlthätig hält. — „Aber für die Produkte des menſchlichen Geiſtes läßt ſich ja keine Taxe beſtimmen?“ — Wenn der Verleger ein Dritter iſt, ſo ließe ſich wohl beſtimmen, wie viel ihm über das Honorar und ſeine Auslagen noch an rechtmäßigem Profit gebührte. Doch würde dies unendliche Schwierigkeiten haben *), manche Colliſionen und ſimulirte Akkorde zwiſchen den Verfaſſern und Verlegern veranlaſſen, und in dem Falle gar nicht ſtatt finden, wenn der Verfaſſer ſelbſt Verleger wäre,

*) Dadurch wird inzwiſchen die Möglichkeit der Beſtimmung einer ſolchen Taxe nicht ſchlechterdings geleugnet, ſondern es käme nur darauf an hierin anwendbare Vorſchläge zu thun. Wenn eine dergleichen paſſende Taxe gemacht werden könnte, ſo würde ſelbige wenigſtens in Anſehung der Verleger noch ſachdienlicher ſeyn, als die Erlaubniß des Nachdrucks nach gewiſſen Jahren, zu welcher verſchiedene gerathen haben. Aber ſchwer würde es immer halten, bis man ſich über eine ſolche Taxe vereinigen, und ſelbige ſo faſſen könnte, daß dadurch alle Schlupfwinkel zum Wucher verſchloſſen wären.

wäre, weil ſich deſſen Arbeit nicht nach Thalern und Gulden beſtimmen läßt, und man alſo ſagen könnte, wie viel bey dem Preiſe des Buchs für Honorar, und wie viel für Verlagskoſten gerechnet wäre. Allein es gilt eine andere Art von Taxe für die Bücher:

„Die natürliche Concurrenz ſetzt allein die nützlichſte und abgemeſſenſte Taxe“ —

heißt es in der Piec: Der Bücherverlag, in Betrachtung der Schriftſteller, der Buchhändler ꝛc. erwogen ꝛc. betitelt, und dieſe Meinung iſt vollkommen gegründet. Auf billigere Bedingungen würde freylich der Verfaſſer dem Verleger ſein Buch überlaſſen müſſen, wenn der Nachdruck deſſelben nach fünf, zehn oder funfzehn Jahren erlaubt wäre; aber wenn Schriften gemeinnützig ſind, wenn ſie den Beyfall des Publikums haben: ſo würde es doch nie an Buchhändlern fehlen, die ein angemeſſenes Honorar dafür zahlen würden, weil ſie hoffen könnten, daß binnen der feſtgeſetzten Zeit dergleichen Bücher doch Liebhaber genug finden würden, welche die Original-Ausgabe ſich anſchafften; und in dieſem Verhältniſſe würde alſo der geſchicktere, arbeitſamere Gelehrte immer die Früchte ſeines Fleißes einärnten können. Dahingegen der Verleger, wie Cella hinzu ſetzt, ſeinen Profit freylich auch, wenn ſein ausſchließendes Verlagsrecht nur auf gewiſſe Jahre dauert, herabſetzen müßte, deswegen aber doch keinen Verluſt dabey zu leiden brauchte, indem je brauchbarer ein Buch iſt, je billiger er den Preis herunter ſetzt, deſto mehrere Exemplare würde er unter der Zeit, da er vor dem Nachdruck geſchützt iſt, anbringen können, und wenn er gleich keine ſo hohen Zinſen von dem Kapital, das er in den Verlag geſteckt, erheben kann, doch

dadurch entſchädigt werden, daß er ſeine Auslagen deſto geſchwinder wieder zurück bekommt, und ſein Geld auf andere Weiſe wieder nützlich anwenden könnte. Der Landesherr thäte alſo durch eine eingeſchränkte Erlaubniß des Nachdrucks nichts, als daß er den Verfaſſer, den Verleger verhindert, mit ihren Produkten zu wuchern, und ſie durch Concurrenz zwänge, um einen billigern Preis ihre Waare dem Publiko zum Genuß zu überlaſſen. Dadurch wäre dem Gelehrten an ſeinem Eigenthume nichts benommen, und es ſtände in ſeiner Freyheit, ob er ſelbiges für ſich behalten, oder andern mittheilen wolle. Aber wenn er ſeine Waare zu Markte brächte, wenn er vom Publiko eine Belohnung ſeines Fleißes einärnten wollte: ſo müßte er ſich auch gefallen laſſen, daß das Publikum ſich ſo viel möglich vor der Uebertheurung zu ſchützen ſuchte, daß es ſelbiger den einzigen möglichen ſchicklichen Damm, die Erlaubniß eines Nachdrucks nach einer beſtimmten Zeit, entgegen geſetzt. — Mir däucht, aber eine ſolche Einrichtung würde für das Ganze doch einen nachtheiligen Einfluß haben, weil durch den auch ſelbſt erſt nach 10 ꝛc. Jahren zu beſorgenden Nachdruck eine Verlagshandlung ſich zum Theil verhindert ſieht, ſo viel an ein Buch zu wenden und ihm unter andern eine ſolche typographiſche Schönheit zu geben, als ſie es ohne dieſe Beſorgniß könnte. Und fordert ein Verleger einen zu unverhältnißmäßigen Preis für ein Buch, ſo wird er ſich durch beſchränkten Abſatz ſelbſt ſtrafen; und das Publikum hat an ſich doch ja auch kein Recht, den Verfaſſer und den Verleger zu zwingen, daß ſie ihm den Genuß ihres Eigenthums zu dieſem oder jenem Preiſe überlaſſen ſollen,

ſollen, da es ja in der Willkühr eines jeden ſteht, ob er ein Buch kaufen will oder nicht. Solche Werke, die für eine gewiſſe Claſſe von Staatseinwohnern unentbehrlich ſind, und deren Anſchaffung geſetzlich anbefohlen wird, gehören nicht in dieſe Reihe, und man pflegt von Seiten des Staats dabey gewöhnlich auch eine ſolche Einrichtung zu treffen, ſie ſo wohlfeil wie möglich liefern zu können.

Auch Pütter iſt der Meinung, daß ſelbſt durch eine eingeſchränkte, erſt nach gewiſſen Jahren geſtattete Erlaubniß des Nachdrucks, alle verbeſſerte Ausgaben gelehrter Werke zurückgehalten, oder neue übereilt würden. Andere, die den Nachdruck nach einer beſtimmten Reihe von Jahren erlaubt wiſſen wollen, ſetzen dabey voraus, daß wenn der Nachdruck eines Buches nur erſt nach gewiſſen Jahren erlaubt wird, eben dies auch von einer neuen verbeſſerten Auflage gilt, und nach Verfluß des geſetzlichen Termins zwar die erſte nachgedruckt werden darf, die zweyte verbeſſerte aber auf eine eben ſo lange Zeit vom Nachdrucker unangetaſtet bleiben muß. Um ſo mehr würden mithin Verleger für verbeſſerte Auflagen ſorgen, und die Schriftſteller würden ſich um ſo mehr Mühe geben, die neue Auflage merklich zu verbeſſern, weil ja ſonſt das Publikum lieber die erſte im wohlfeilen Nachdruck, als die zweyte im theuern Original kaufen würde, wenn dieſe vor jener keine innerlichen weſentlichen Vorzüge hätte.

Ob es übrigens rathſam wäre, wie in England, für alle Bücher ohne Unterſchied eine gleiche Zeit nach deren Verfluß ſie nachgedruckt werden dürften, feſt zu ſetzen, ließe ſich wohl nicht gerade zu behaupten, wie die Vertheidiger des

nach einigen Jahren erlaubten Nachdrucks meinen. So viel wollen ſie aber aus jener engliſchen Verordnung immer folgern, daß ein dergleichen Geſetz nicht unthunlich und nicht ſo ganz gegen die Regeln der Billigkeit anlaufend ſey, indem ſonſt eine ſo ſcharfſinnige und zur Unabhängigkeit ſo ſehr geneigte Nation ſich ſchwerlich ein ſolches Geſetz würde haben aufbürden laſſen. Vielleicht wäre es inzwiſchen fürs deutſche Publikum paſſender, wenn die Bücher klaſſifizirt, und für jede Klaſſe eine eigene Anzahl Jahre binnen welchen ſie nicht nachgedruckt werden dürften, feſtgeſetzt würde. Denn vierzehn Jahre könnten für den Theil des leſenden Publikums, der ſich keine koſtbaren übertheuerten Editionen anſchaffen kann, eine zu lange Friſt, und hingegen für den Schriftſteller und Verleger bey manchen Büchern eine zu kurze Friſt ſeyn. Es wäre nähmlich ſehr einleuchtend, daß der Verleger eines Romans von dem in zwey, drey Jahren mehrere Auflagen reißend weggehen, wo weder Verfaſſer noch Verleger ſtarke Ausgaben zu machen brauchen, einen ganz billigen Nutzen von ſeiner Verlagsſchrift ziehen könne, wenn ſelbige auch nur vier oder fünf Jahre vor Nachdruck geſichert wäre; da hingegen bey numismatiſchen, diplomatiſchen und andern ſowohl für den Verfaſſer als den Verleger mit vielem Aufwande und Zeit=Verluſt verbundenen Werken, ein Nachdruck nach zehn oder funfzehn Jahren ihnen noch einen Theil ihres rechtmäßigen Gewinns, oder gar ihrer gehabten Auslagen entziehen könnte. Auch ſey dem Publikum weniger daran gelegen, wenn dergleichen nur für große Männer und Gelehrte von Profeſſion beſtimmte Werke ſpäter allgemein würden, als wenn Bücher die

zur Bildung des Gefühls, des Geſchmacks, der Erziehung der ganzen Nation dienen ſollen, erſt nach vielen Jahren oder gar nicht in die Hände des Publikums kommen, von dem immer der größere Theil ſich keine koſtbare Bibliotheken ſchaffen kann. Die Sache würde indeß in der Anwendung immer manche Schwierigkeit haben.

Angenommen aber, es wäre nun einmahl ein ſolches, den Nachdruck nach gewiſſen Jahren erlaubendes Geſetz vorhanden: dann müßte ſchlechterdings keine Ausnahme weder zum Beſten des Publikums noch zum Vortheil der Verfaſſer und Verleger geſtattet werden, wie denn ſchon überhaupt jedes Geſetz, ſobald es durchlöchert werden darf, weniger nütze iſt, ſchlimmere Folgen hat, als wenn in ſolchem Fall gar kein Geſetz da wäre. Sobald der Schriftſteller oder Verleger durch ein Dutzend oder halb Dutzend Dukaten für ſein Werk ein Privilegium, daß es gar nicht nachgedruckt werden dürfte, oder der gewinnſüchtige Nachdrucker auf eben dem Weg, die Erlaubniß ein brauchbares gangbares Werk gleich, oder doch vor der geſetzlichen Zeit nachzudrucken, bey der höchſten Behörde bewirken könnte, dann wäre weder der rechtmäßige Verleger und Schriftſteller vor Schaden, noch das Publikum vor der Uebertheurung geſichert, ſondern es käme alsdann blos auf gut Glück an, welche Waagſchale am meiſten gefühlt würde, die Waagſchale der rechtmäßigen Verleger, oder die Waagſchale der Nachdrucker.

Eben ſo wenig dürfte, wenn ein ſolches Geſetz zum gemeinen Beſten dienen ſollte, dieſer oder jener einzelne Buchhändler beſonders zum Nachdruck aller Bücher, oder dieſes und jenes einzelnen Buchs privilegirt werden. Dies wäre

alsdenn ein wahres für die Gelehrſamkeit ſehr ſchädliches Monopolium. In Ländern, wo eine gewiſſe Zeit feſtgeſetzt iſt, nach welcher der Nachdruck der Bücher erlaubt iſt, gehört es nach dieſer Zeit zu eines jeden Mitbürgers, wenigſtens jedes Buchhändlers natürlicher Freyheit, dies Buch nachzudrucken. Räumt die Obrigkeit einem Einzelnen dies Recht ausſchließungsweiſe ein, ſo ſchränkt ſie die Befugniſſe des Publikums zum Vortheil eines Einzelnen ein: Dies iſt wahres Monopolium, das wenigſtens im Reiche der Litteratur nie zu dulden iſt.

So lange nun aber in einem Staate, in einem Lande noch gar kein ſolches Geſetz, das die Dauer des Verlagsrechts der Verfaſſer und Verleger auf eine gewiſſe Zeit einſchränkt, da iſt: ſo lange kann auch ſelbſt der Landesherr nicht zum Beſten eines Einzelnen eine ſolche Einſchränkung jenes Verlagsrechts treffen, indem nur das ganze Publikum nicht aber ein einzelnes Mitglied ſich ein Recht anmaßen kann, einen ihrer Mitbürger in der Benutzung ſeines Eigenthums einzuſchränken.

Alles dieſes ſetzt voraus, daß von der Landesherrſchaft, von Unterthanen in einem und dem nähmlichen Staate die Rede iſt. Was hat es nun aber mit dem Verlagsrecht für eine Bewandtniß zwiſchen zwey Nationen die ganz unabhängig ſind, die nicht einerley Oberherrſchaft haben? Iſt auch hier der Nachdruck, ſo lange kein allgemeines Geſetz, das den Nachdruck nach einer gewiſſen Zeit erlaubt, vorhanden iſt, in dem Maße unerlaubt, daß ſelbſt die Landesherrſchaft, die ganze Nation, weder in einzelnen Fällen, noch allgemein mit Recht geſtatten

geſtatten kann, daß ein auswärtiges Buch ſogleich nachgedruckt werde?

Iſt es wahr, was die meiſten Vertheidiger des Verlagseigenthums, ſelbſt Feder und Pütter behaupten: ſo iſt den Rechten und der Natur der Sache nach, auch eine fremde Nation, ein auswärtiger Regent nicht befugt den Nachdruck zu erlauben, weil auch ſie das Eigenthum eines fremden Privatmannes zu reſpektiren ſchuldig ſind, ihm ſolches nicht entziehen dürfe. Doch iſt es, nach der Meinung jener würdigen Gelehrten, weniger unerlaubt, wenn von einem Lande die Rede iſt, wo der rechtmäßige Verleger auf den Abſatz ſeiner Bücher keine Rechnung machen könnte, mithin ſelbiger durch dieſen Nachdruck keinen Schaden leidet. Allein es iſt ſchon einigemahl angeführt, wie trüglich und unzureichend ſich vom vermeintlichen oder nicht vermeintlichen Schaden des Verlegers auf die Recht- oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks in Rückſicht auf die Befugniſſe der Privatperſonen, und der Landesherrſchaft in einem und dem nähmlichen Staate ſchließen läßt. Eben ſo trüglich iſt der Schluß, wenn von der Befugniß auswärtiger Nationen in Betreff des Verlags die Rede iſt. Denn der erſte Verleger könnte ja ſeine Spekulation auf alle fünf Welttheile richten, und behaupten, daß auch ein in Otaheiti veranſtalteter Nachdruck zu ſeinem Schaden gereiche, indem, wenn dieſer nicht zum Vorſchein gekommen wäre, jene Einwohner das Buch von den Franzoſen oder Engländern, und dieſe wieder von dem erſten Verleger in Deutſchland oder Italien hätten kaufen müſſen, wodurch dieſer um ſo mehrere Exemplare hätte anbringen, um ſo mehrere Auflagen veranſtalten können.

Daß von dem Fall nicht die Rede iſt, wenn ein in Deutſchland verlegtes deutſches Buch ins franzöſiſche überſetzt, und in Frankreich verlegt wird, erhellet ſchon daraus, weil nach den vorausgeſchickten Grundſätzen dies gar kein Nachdruck iſt. Sondern es iſt die Frage, ob z. B. ein in Deutſchland verlegtes lateiniſches Buch, im Original in eben der Sprache in Frankreich, Spanien, England, nachgedruckt werden dürfe? — Wir müſſen hier verſchiedene Fälle von einander trennen. Entweder der Engländer, der Franzoſe, der dies Buch nachgedruckt hat, bringt oder ſchickt Exemplare davon nach Deutſchland oder nicht. Im erſten Falle iſt es ſehr begreiflich, daß in Anſehung der nach Deutſchland kommenden Exemplare die nähmlichen Rechte ſtatt finden, als wenn der Nachdruck in Deutſchland veranſtaltet wäre, und der rechtmäßige deutſche Verleger befugt iſt, von ſeiner Landesherrſchaft die Confiscation des Nachdrucks zu verlangen, auch wenn der franzöſiſche Verleger ſeinen Nachdruck ſelbſt auf eine deutſche Meſſe bringt und verkauft, gegen ſelbigen die Indemniſationsklage anzuſtellen, indem in Deutſchland niemand, auch kein auswärtiger das Recht hat, nachgedruckte Exemplare von des andern Verlagsbuche zu verkaufen. Eben dieſes gilt, wenn der deutſche Originalverleger einen offenen Laden in dem Lande hat, wo der Nachdruck herauskommt; denn er iſt alsdenn in jenem Lande als ein Einheimiſcher anzuſehen, und bey der alleinigen Benutzung ſeines Eigenthums, ſo lange kein allgemeines einſchränkendes Geſetz vorhanden iſt, dort eben ſo gut zu ſchützen, als in Deutſchland.

Allein wenn nun der franzöſiſche Nachdrucker ſeine Exemplare weder in Deutſchland verkauft,

kauft, noch der deutſche Originalverleger einen offenen Laden in Frankreich hat, wie denn? Gelten zwiſchen zwey Nationen die nähmlichen Rechte, die zwiſchen einzelnen Privatperſonen eines und des nähmlichen Landes ſtatt finden? — Ja, antwortet man meiſtens, denn mein Eigenthum bleibt mein Eigenthum in jedem Welttheile, und der Franzoſe iſt eben ſo wenig befugt es mir zu nehmen, als der Deutſche. — Man könnte zwar dies geradezu, wenigſtens von Seiten der Erfahrung, leugnen, und ſich diesfalls auf das jus albinagii oder droit d'aubaine, auf das Strandrecht, jus Wildfangiatus, auf das in Orten, wo die Leibeigenſchaft herrſcht, geltende Sprichwort: die Luft macht eigen, berufen. Lauter Fälle, wo ſich fremde Herren das Eigenthum eines andern de facto zueignen. Allein man hat dies gar nicht einmahl nöthig, ſondern darf ſich nur auf das beziehen, was ſchon oben umſtändlich angeführt worden, daß es nähmlich irrig iſt, wenn man behauptet, die Landesherrſchaft, die den Nachdruck erlaubt, nehme dem einen ſein rechtmäßiges Eigenthum und gebe es einem andern; daß es überhaupt mit dem Eigenthume eines Buchs ganz eine andere Sache iſt, als mit dem Eigenthume eines Hauſes, eines Pferdes; daß durch den Nachdruck bloß der uſus fructus des Eigenthümers, unbeſchadet ſeines Eigenthumsrechts, eingeſchränkt werde; und daß wenn dies eine Privatperſon thut, die kein Recht zu ſolchen Einſchränkungen eines dritten Mitbürgers hat, oder wenn, wie bey der unbedingten Erlaubniß zum alsbaldigen Nachdruck dadurch der Eigenthümer nicht blos in ſeiner Nutznießung eingeſchränkt, ſondern gänzlich daran gehindert wird, dies ein damnum injuria datum iſt, zu wel-

chem

chem im letztern Fall ſelbſt der Landesherr der jeden bey der billigen Benutzung ſeines Eigenthums ſchützen muß, nicht berechtigt iſt. Um ſo weniger läßt ſich, wenn eine auswärtige Nation ein auswärtiger Regent den Nachdruck erlaubt, ſagen, daß ſelbige dadurch den fremden Eigenthümer ſeines Eigenthums berauben. Sie ſchränken ihn blos in der Benutzung deſſelben, in ſo fern er ſelbige aus ihren Mitteln bezöge, ein. Und ſollte wohl der Kaiſer in Frankreich, der König in England kein Recht zu dieſer Einſchränkung haben? Sollten ſie es gleichgültig anſehen müſſen, wenn fremde Nationen, fremde Verleger Kapitalien bey ihren Unterthanen anlegten, und ſelbige ſich mit hohen Prozenten verintereſſiren ließen? Selbſt der unbedingte Nachdruck, die Erlaubniß jedes auswärtige Buch ſogleich nachzudrucken, iſt bey einer fremden Nation, wenn man die Sache bloß nach dem natürlichen Rechte betrachtet, nicht unerlaubt, weil es auch in dieſem Fall blos Einſchränkung der Nutznießung, die ſich jeder Fremde gefallen laſſen muß, und nicht wie in dem Fall, wenn in dem nähmlichen Lande der Nachdruck erlaubt würde, gänzliche Entziehung jeder billigen Benutzung des Eigenthums iſt. Hängt es ja von der Willkühr der fremden Nation überhaupt ab, ob deutſche Verleger Bücher dahin ſchicken dürfen, und wer will es dem Kaiſer in Frankreich als etwas unerlaubtes anrechnen, wenn er überhaupt verböte, daß kein auswärts verlegtes Buch in ſeinem Kaiſerreiche verkauft werden dürfte.

In Rückſicht auf Frankreich iſt mithin das Verlagsrecht der deutſchen Verfaſſer und Verleger juris publici, ſobald der Landesherr will, und keiner kann ſagen, der franzöſiſche Nachdrucker

drucker, der ſeine Exemplare in Frankreich verkauft, nehme ihm ſein Recht. Denn das Recht in Frankreich dies Buch zu verlegen, hängt ja von der Bewilligung oder Nichtbewilligung des Kaiſers in Frankreich ab. Erlaubt dieſer den Nachdruck, ſo deklarirt er dadurch mittelbarer Weiſe, daß der deutſche Verleger kein Recht, mit dem Buche in Frankreich zu handeln, keine Befugniß ſich auch von den franzöſiſchen Unterthanen ſein fürs Publikum angelegtes Kapital verintereſſiren zu laſſen, haben ſoll. Eo ipſo iſt das Verlagsrecht dieſes Buchs juris publici in Frankreich, obgleich bey Nationen, die im Handlungsverkehr mit einander ſtehen, kein einzelner Buchhändler einen Nachdruck ohne ausdrückliches Privilegium ſeiner Landesherrſchaft unternehmen darf, weil in dem Falle allemahl auch für die Handlungsfreyheit der Auswärtigen zu präſumiren iſt, ſo lange die fremde Macht nicht ausdrücklich, oder durch ein dergleichen Privilegium ſtillſchweigend und mittelbarer Weiſe dieſe Freyheit ganz oder zum Theil einſchränkt.

Wäre, wie ſchon geſagt, es mit dem Eigenthume eines Buchs und deſſen Verlagsrechts eben ſo beſchaffen, wie mit dem Eigenthume anderer körperlichen Dinge, eines Hauſes, eines Pferdes, dann könnte freylich auch ſelbſt der Kaiſer in Frankreich ſeinen Unterthan nicht berechtigen, das Pferd, das er von mir gemiethet, wenn er damit über die Gränze wäre, aus dem Grunde ohne meine Bewilligung für ſich zu behalten und nach Gefallen zu benutzen, weil ich ja das Recht nicht hätte, in Frankreich Pferde zu vermiethen; denn durch dieſe Zueignung, durch dieſe Benutzung würde er mich ganz aus dem Beſitze, aus dem Genuſſe meines Eigenthums ſetzen. Allein, wenn

wenn der Kaiſer in Frankreich erlaubt, daß Fe-der's Logik in Frankreich nachgedruckt werden darf, ſo läßt er Federn und ſeinen Verleger ungeſtört in dem Beſitze ihres Buchs, ihres Rechts, das Buch in Deutſchland zu verlegen, und was er dem Dritten gibt, iſt ein Recht, das der Originalverleger nicht hat, nähmlich das Recht, das Buch in Frankreich zu verlegen. Freylich eignet ſich der Nachdrucker dadurch eine Benutzung meiner Sache zu, allein dies liegt in der Natur des Buchs, daß ich einem Fremden, ſo lange er ſich nur nicht ſo meines Rechts anmaßet, daß er mich daraus verdrängt, mit ſeiner Benutzung nicht die Gränzen der andern Nation überſchreitet, dieſen Mitgenuß eben ſo wenig wehren kann, als die Nation, die zuerſt das Weltmeer beſchiffte, andern die Mitbeſchiffung wehren konnte, weil ſich hier nicht ſo wie bey begränzten Land- und Seeſtrecken, das durch die Occupation ſonſt zu erwerbende Eigenthum in dem Maße behaupten ließ, daß man andern den Zutritt hätte verwehren können. Eben ſo muß ſichs der deutſche Verleger, der deutſche Verfaſſer gefallen laſſen, wenn ſein Buch in Frankreich oder England nachgedruckt wird, weil er es ja nicht verwehren kann, daß nicht Exemplare davon auf die legalſte Weiſe in dieſe Länder kommen, und derjenige, der in dieſen fremden Ländern alsdann das Verlagsrecht mit obrigkeitlicher Genehmigung ausübt, ſich zwar einen Mitgenuß zueignet, den der Verfaſſer, der Verleger ſelbſt nicht anders als mit Einwilligung jener fremden Nation haben konnte, über deſſen Entbehrung er mithin nicht, als über die Beraubung eines ſchon **wirklich** beſeſſenen Eigenthums klagen kann.

So lange alſo Nationen nichts verglichen, nichts verabredet haben, ſo lange kann es keinem Monarchen, keinem Reiche verwehrt werden, den Nachdruck auswärtiger Bücher zu erlauben. Daher hatte auch der holländiſche Buchhändler, der 1748 beym Friedenskongreß zu Aachen es auf eine gemeinſchaftliche Verordnung der Mächte wider den Nachdruck antrug, gar keinen unſchicklichen Einfall, da dies allerdings der einzige Weg iſt, den Büchernachdruck in fremden Ländern in via juris, zu verwehren; ſo wie es überhaupt auch ſehr zu wünſchen wäre, daß nahgelegene Staaten, die in häufigem, beſonders literäriſchen Verkehr mit einander ſtehen, ſich über das Verbot des Büchernachdruckes vereinigten, um den mancherley Nachtheilen, die derſelbe für dieſe und jene literäriſche Unternehmung hat, zu ſteuern. Und wenn, wie der Verfaſſer der Abhandlung vom Bücherweſen (Leipz. 1781.) anführt, der kaiſerliche Reichshofrath bey der, vom Endtner Wolf dem ältern 1675 gegen die Holländer und Genfer angebrachte Klage, zwar durch ſeine Privilegien den Ausländern nichts befehlen wollte, aber hingegen, wenn ſolche Uebertreter ihre Bücher nach Frankfurt verſendeten, man ſich an die Waaren zur Entſchädigung hielt: ſo beweißt dies, daß ſo lange ein auswärtiger Buchhändler ſeine Nachdrücke nur innerhalb Landes verſchließt, man dies, wenn es mit Bewilligung ſeiner Landesherrſchaft geſchieht, für keine Beleidigung des Völkerrechts anſehen, und nur in ſo fern ſelbiger deutſche Meſſen zu Frankfurth und Leipzig beſucht, und ſich dadurch die deutſche Handlungsfreyheit zu Nutzen machen will, rechtlich eine Entſchädigung an ihn ſuchen kann.

Was

Was hier von fremden Nationen geſagt iſt, gilt natürlicherweiſe auch in Anſehung der deutſchen Potentaten, die Länder und Königreiche beſitzen, welche keinen Theil des deutſchen Reichs ausmachen, und in Anſehung deren ſie als ſouveraine Mächte zu betrachten ſind. Auf dieſe Weiſe können der König von Dänemark in ſeinem Königreiche, der Kaiſer in ſeinem Königreiche Ungarn gar wohl den Nachdruck fremder Verlagsbücher erlauben: allein gefallen müſſen ſie ſichs dann auch laſſen, wenn ihre Buchhändler mit ihren Waaren weder auf einer deutſchen Meſſe erſcheinen, noch die Exemplare ihrer Nachdrücke an andre deutſche Buchläden verſchicken dürfen, ohne ſelbige der Konſiskation auszuſetzen.

Eine andere Frage iſt aber: ob deutſche Reichsfürſten, oder auch der Kaiſer ſelbſt in ihren deutſchen Erblanden einſeitig und einzeln den Nachdruck privilegiren können? — Freylich ſind die deutſchen Fürſten in gewiſſen Rückſichten auch ſouveraine Beherrſcher ihrer Lande, können alle Veranſtaltungen treffen, die ſie für ihres Landes Wohlfahrt dienlich erachten, können Monopolien errichten, die Aus- und Einfuhr gewiſſer Produkte verbieten und was ſie ſonſt zur Bereicherung ihrer Unterthanen, zum Emporbringen des Handels für dienlich erachten, verfügen. Inzwiſchen machen der Kaiſer und die Reichsſtände doch zuſammen nur ein Ganzes aus, ſind ſich einander zur wechſelſeitigen Sicherſtellung ihrer Beſitzungen und der Beſitzungen ihrer Unterthanen verbunden, und können, in gewiſſen Dingen, die die allgemeine Wohlfahrt des Reichs angehen, nichts einſeitig thun, noch Verfügungen treffen, wodurch die Wohlfahrt des

Ganzen verletzt, der allgemeine Handel in Deutſchland geſtöhrt würde. Aus dieſem Grunde dürfen Reichsſtände niemand aus ihrem Mittel den Weg durch ihr Land verſperren, dürfen keine neuen Zölle anlegen u. d. m. Da nun einleuchtend iſt, daß der Bücherhandel nicht nur für einzelne Stände, ſondern für das ganze römiſche Reich ein allgemeines Intereſſe hat, daß die Gelehrſamkeit in ganz Deutſchland eine Erſchütterung erleidet, ſobald einzelne Stände den Nachdruck erlauben wollten, indem ja kein Verfaſſer oder Verleger ein Buch zu drucken wagen könnte, wenn er nicht wenigſtens in Deutſchland vor dem Nachdruck geſichert wäre: ſo erhellet auch zugleich daraus, daß Verfügungen hierin zu den Gegenſtänden gehören, wo kein einzelner Reichsſtand, auch ſelbſt der Kaiſer nicht einſeitig den Nachdruck eines Buchs weder ſogleich, noch nach gewiſſen Jahren privilegiren können, ſondern wenn ſie glauben, daß der Uebertheuerung der Bücher und der Gewinnſucht der Buchhändler zu ſteuern nothwendig ſey, die Sache auf den Reichstag bringen, und dort ein gemeinſames Konkluſum veranlaſſen müſſen. Freylich werden mächtigere Reichsſtände ſich ſo geſchwind nicht dazu bequemen, und es bleibt vor der Hand den Schriftſtellern und Verlegern nichts übrig, als daß ſie ſich an ihre Landesherrn und an Churſachſen wenden, welche ihnen ihren Schutz und die Confiscirung der auf der Meſſe und in Buchläden zum Vorſchein kommenden fremdherriſchen Nachdrücke nicht verſagen können und werden, wodurch doch immer ſchon dem Nachdrucke ein gewaltiger Abbruch geſchehen, und wenigſtens die Sache dahin gedeihen würde, daß von beyden Seiten mit Ernſt auf Abfaſſung eines allgemei-

nen Regulativs oder Geſetzes für ganz Deutſchland gedrungen werden würde: indem weder Buchhändler in Wien, noch in Berlin, wenn gleich ihre mächtigen Monarchen ſie in Anſehung ihrer ſouveränen Staaten zum Nachdruck privilegiren wollten, mit ihren Buchhandlungen würden fortkommen können, wenn ihnen durch Uebernehmung eines Nachdrucks der Verkehr auf der Leipziger Meſſe, und mit allen übrigen deutſchen Buchläden verſperrt, ihre Nachdrücke der Confiscation und ihre Verlagsbücher dem willführlichen Nachdrucke ex jure retorſionis in allen übrigen Provinzen Deutſchlands freygeſtellt wären.

Dieſes wäre das, was ſich für und wieder den Nachdruck ſagen läßt, und meines Bedünkens leuchtet die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks ſo ſehr ein, daß man ſich wundern muß, wie er noch hat vertheidiger finden können. Diejenigen, welche für den Nachdruck ſprachen, ſahen die Sache indeſſen bloß aus dem Geſichtspuncte des ſtrengen Naturrechtes an, ohne auf die eigentliche Verfaſſung der jetzigen Staaten und des bürgerlichen Lebens Rückſicht zu nehmen, und ſelbſt Hoffbauer, welcher den Nachdruck, ſo lange man bey dem Naturrechte ſtehen bleibt nicht unerlaubt findet, wiewohl ſeine Gründe mir nicht ganz einleuchtend ſind, findet das Gewerbe des Nachdruckers bey der jetzigen Verfaſſung unſerer Staaten eben ſo ſchändlich und ehrlos, als es irgend ein Gegner deſſelben finden kann.

Kürzlich hat Herr G. H. Keyſer zu Regensburg eine Abhandlung über den Nachdruck an die Regierung Bayerns herausgegeben, die die Sache noch von einer andern Seite vorſtellt. Er zeigt deſſen Unrechtlichkeit aus der Möglichkeit

keit zu ſubſiſtiren, auf die jeder Staatsbürger nothwendige Rechtsanſprüche habe, und führt hierdurch im individuellen Falle das aus, was überhaupt die Baſis eines jeden Rechtsverhältniſſes iſt. Wir wollen ſein Raiſonnement zuvörderſt mittheilen, und es dann mit einigen Bemerkungen begleiten.

„Jeder, ſagt Herr Keyſer, der ſich im Staate befindet, muß leben können, jeder hat daher eine durchaus gegründete Anforderung an alle Staatsgenoſſen, arbeiten und die Frucht ſeiner Arbeit genießen zu dürfen. Es iſt das Kennzeichen einer gereiftern Staatsverfaſſung, wenn alle diejenigen, welche unter derſelben ſtehen, eine thätige, ihres redlichen Erwerbs frohe Gemeine bilden, und es zeigt von allgemeiner Verwilderung der öffentlichen und Privatverhältniſſe, wenn nicht Einzelne, ſondern Viele ungeſtrafte Taugenichtſe oder aus Noth und Verzweiflung Bettler ſind. Jedes Buch iſt nun freilich urſprünglich ein freyes Produkt des Geiſtes, und die Abſicht des Schriftſtellers iſt, daß es als ein ſolches auf alle diejenigen übergehe, welche den Trieb haben, daſſelbe ſich geiſtig anzueignen. Durch das Medium des Buchhändlers geht es nun auch zu allen Lernbegierigen über, bekommt aber eben dadurch eine neue Modification. Der Schriftſteller nähmlich gibt das Buch dem Verleger, damit es dieſer bekannt mache, und dieſer gibt dagegen als Kaufmann ein Kapital, das er in der Hoffnung des Gewinns durch Umſatz anlegt. Dieſen Gewinn erhält er aber nicht durch das einzelne Manuſkript, ſondern nur dadurch, daß er es vervielfältigt, was geſchieht, indem er es durch die äußere Form, den Druck, zum Fabrikate macht. Der Verleger ſetzt hier zur Arbeit des erſten Schriftſtellers, an die er ſein Kapital gewendet hat, eine zweyte lediglich mechaniſche Arbeit hinzu, welche ein zweytes Kapital erfordert, und das Produkt dieſer mechaniſchen Arbeit (nicht die ideale Gedankenreihe des Verfaſſers) iſt nun ſein Eigenthum als Kaufmann."

„Vermöge des urſprünglichen Rechtes, das jeder hat, zu produciren, um leben zu können, muß ihm der Staat die Möglichkeit dieſer mechaniſchen

Arbeit garantiren, und, da das Produkt für ihn als Kaufmann ſonſt nicht da wäre, auch das ausſchließliche Recht zu dem einzelnen Verkaufe deſſelben. Denn da das einzelne Produkt nur ein unendlich kleiner Theil der ganzen daran gewendeten Summe iſt, ſo muß er es ſchlechthin allein auf den Markt bringen können, um durch die Quantität des Abſatzes aller einzelnen das erſte und zweyte Kapital mit Zinſen und Gewinn einzubringen."

„Wäre dies nicht, ſo könnte er gar nicht hoffen, daß er auch nur ſo viele Exemplare abſetzen werde, als nöthig ſind, um das auf ſein Unternehmen gewendete gedoppelte Kapital mit Zinſen wieder einzubringen. Es löſte ſich alſo der ganze Buchhandel auf, wenn ein zweyter käme, welcher ſein erſtes Kapital nicht angelegt hätte, ſeine Waare nachmachte und gleichfalls frey verkaufte. Dieſer könnte nähmlich das Buch um das Quantum des an den Schriftſteller gewendeten Kapitals wohlfeiler geben, und, indem der wahre Verleger das Riſico allein trüge, den Gewinn erndten."

„Man könnte einwenden, daß das Produkt des Schriftſtellers durch eine freye Uebereinkunft mit dieſem zwar zum Fabrikate gemacht und einer rechtlichen Beſchränkung unterworfen werden könne, daß aber, in ſo fern dieſe letztere eine unbedingte ſey, auch das Buch, als ideale Gedankenreihe, als gehörig zum Reiche der Geiſter, unter die Botmäßigkeit des Staates geſtellt würde, was ſo ungerecht als ſinnlos ſey."

„Allein in dem für den Verleger aufgeſtellten Rechtsgrund, ein kaufmänniſch angelegtes Kapital mit Gewinn wieder einzubringen, liegt eine Zeitbeſchränkung, welche das Eintreten des obigen Tadels unmöglich macht. Das Buch bleibt nähmlich Fabrikat und Eigenthum des Buchhändlers nur bis zur Zeit, wo das verwendete Kapital mit dem beabſichtigten Gewinn zu ihm zurückgekehrt iſt. Wenn man den Gang des Buchhandels betrachtet, ſo kann man ſicher annehmen, daß dies binnen zehn Jahren geſchieht, und die franzöſiſche Regierung hat daher alle Anſprüche der Gerechtigkeit befriedigt, wenn ſie dieſen Zeitpunkt als regelmäßige Dauer des erſten Verlagsrechts annimmt. Ueber dieſe Periode hinaus hört zwar das Buch nicht auf, als Fabrikat

Eigenthum des Verlegers, aber es hört auf, nur deſſen Diſpoſition unterworfen zu ſeyn. Als freyes Erzeugniß des Geiſtes iſt es jetzt gleichſam an ſeinen Verfaſſer zurückgegeben, und hiemit iſt auch die Möglichkeit klar, daß eine Handlung Prachtausgaben von Werken eines andern noch lebenden Verlegers veranſtalten kann, ohne ſich dadurch eines Nachdrucks ſchuldig zu machen."

Ueber dieſem Vortrage ſchwebt eine Inconſequenz, zwar nicht des Verfaſſers, wohl aber des Zeitalters. Der Staat ſoll dem Buchhändler ſeine Subſiſtenz garantiren, während er ſie doch dem ganzen Kaufmannsſtande noch nicht garantirt hat, und dieſe Subſiſtenz iſt ſelbſt von unrechtlicher Art, d. h. Gewinn, alſo eine Bevortheilung aller andern Staatsbürger. Dieſer Inconſequenzen wird man ſich erſt klar werden müſſen, ehe man noch den Nachdruck weiter in Anſpruch nimmt. Wenn nähmlich der Philoſoph denſelben verbietet, ſo geſchieht es nach der Idee eines Staates, wo die Sphäre aller freyen Thätigkeiten unter alle Bürger gleich vertheilt iſt, d. h. wo jedem ſeine Subſiſtenz geſichert iſt, und dieſe Subſiſtenz nicht von der Art iſt, daß andere dabey zu kurz kommen (daß ſie kein Gewinn iſt). Aber unſere jetzigen Staaten ſind nicht von der Art, alſo kann man auch die Sicherung der buchhändleriſchen Subſiſtenz nicht nach dem nähmlichen Princip von ihnen verlangen. Auch wäre der Nachdruck nur ſo fern ungerecht, als er gegen jemand ausgeübt wird, der unter der nähmlichen Staatsgewalt ſteht, und vollkommen gegen jeden Ausländer erlaubt.

Man wird alſo die Sache ſo betrachten müſſen, daß der Buchhändler von den Regierungen fordert, nicht ungerechter gegen ihn zu ſeyn, als ſie es gegen andere Staatsbürger nicht ſind.

Daraus wird ſich auch die Sicherung ſeiner Subſiſtenz gegen die Nachdrucker, wiewohl mit einer gewiſſen Modification, ergeben. So wie nähmlich den Kaufleuten ihre Subſiſtenz von den gegenwärtigen Staaten nicht überhaupt poſitiv geſichert iſt, ſondern nur negativ, in ſo fern als ſie Kaufcontracte ſchließen, als welche der Staat ihnen gegen jeden Beeinträchtiger garantirt, ſo wird auch der Buchhändler mit gleichem Rechte eine ſolche Garantie ſeines Kaufcontracts oder ſeiner Speculation überhaupt verlangen. Im Nahmen aller Lernbegierigen kauft er nähmlich dem Schriftſteller ſein Manuſcript ab, um es zu vervielfältigen und es dann an dieſe weiter zu befördern. Es iſt alſo der feſte Wille des Verfaſſers, daß ſein Buch durch keinen andern in der Welt verbreitet werde, und eben dieſen Willen erklärt er dadurch, daß er ſein Manuſcript verkauft. Selbſt dieſe Vervielfältigung erfolgt nicht, oder ſollte wenigſtens nicht ohne genaue Beſtimmung der Quantität erfolgen; der Verfaſſer bedingt alſo im Vertrage die Stärke der Auflage. Es iſt daher auch falſch, daß das Buch nach 10 Jahren res nullius ſey, oder nachgedruckt werden könne; nein, erſt wenn die bedungene Anzahl Exemplare vergriffen iſt (und dieſes kann oft erſt wohl in 20 Jahren erfolgen), fällt das fernere Vervielfältigungsrecht wieder an den Verfaſſer, und dann erſt mag er ſein Buch in einer Prachtausgabe erſcheinen laſſen, oder eine neue Auflage davon veranſtalten; es nachzudrucken hat aber kein Menſch in der Welt das Recht. Da der Staat jeden Vertrag ſichert, ſo muß er auch dieſen ſichern, d. h. ſowohl ſorgen, daß der Verfaſſer ſein beſtimmtes Honorar bekommt, wenn es der Buchhändler verweigern

ſollte,

ſollte, als den Buchhändler gegen jeden ſchützen, der ſich mit der Vervielfältigung des nähmlichen Buchs befaſſen wollte. Nur die Sicherheit der buchhändleriſchen Subſiſtenz leiſtet der Staat nicht, daß er ihm auch den Abſatz poſitiv garantirt, da er überhaupt nach der jetzigen Einrichtung nichts poſitives garantiren kann. Daraus wird ſich denn auch jener Einwurf widerlegen, der aus dem Buchhandel als einer Anſtalt zum Gewinn genommen werden kann. In einem rechtlichen Staate ſoll es nähmlich nicht erlaubt ſeyn, mit Sachen, die nun einmahl zum Bedürfniß geworden ſind, ſo zu wuchern, daß ſie der Abnehmer weit über ihrem Werth bezahlen muß. Aber dazu gehört eine Beſtimmung des Werths, wie ſie noch kein Staat aufgeſtellt hat, nähmlich eine Berechnung des Werths aller Bedürfniſſe zur vorhandenen Cultur des Volks nach dem Ertrage des Bodens und dem Clima. So lange aber dieſe noch nicht vorhanden, noch nicht ausgeübt wird, ſo kann auch der Buchhändler mit ſeinen Büchern um ſo mehr zu gewinnen ſuchen, je weniger ihm überhaupt jeder Abſatz derſelben gewiß iſt, und der Staat hat die Pflicht auf ſich, den Buchhändlern ſowohl innerhalb ſeines Territoriums gegen Nachdrucker zu ſchützen, als ihn auch bey auswärtigen Staaten gegen auswärtige Nachdrucker zu vertreten, ſo lange noch ein Handelsverkehr mit dieſen überhaupt ſtatt findet. S. Verkündiger 1804. C. 89 ff.

In den Königlich Preußiſchen Staaten wird der Nachdruck nicht geſtattet, und zwar begreift das Geſetz *) nicht bloß Bücher unter ſich,

*) S. das allgem. Landrecht für die Preußiſchen Staaten. I Th. XI. Tit. §. 996 — 1036. wo überhaupt vom Verlagsrechte die Rede iſt.

ſich, ſondern auch Landcharten, Kupferſtiche, to= pographiſche Zeichnungen und muſikaliſche Com= poſitionen. Ohne Zuziehung des Verfaſſers darf auch ein Verleger keine neue Ausgabe veranſtal= ten. Dieſes Recht des Verfaſſers geht aber, wenn nicht ein anderes ausdrücklich und ſchrift= lich verabredet worden, auf ſeine Erben nicht über. Auch darf niemand ohne Einwilligung des Verfaſſers und ſeines Verlegers einzelne ge= druckte Schriften in ganze Sammlungen auf= nehmen, oder Auszüge daraus beſonders drucken laſſen. Wohl aber können Auszüge aus Schrif= ten in andere Werke oder Sammlungen aufge= nommen werden. Neue Ausgaben ausländiſcher Schriftſteller, welche außerhalb des deutſchen Reichs, oder der Königlichen Staaten, in einer fremden Sprache ſchreiben, und deren Verleger weder die Frankfurter noch die Leipziger Meſſe beſuchen, können nach den Preuß. Geſetzen aber nachgedruckt werden; in ſo fern der Verleger darüber kein hieſiges Privilegium erhalten hat. Ueberſetzungen ſind in Beziehung auf das Ver= lagsrecht für neue Schriften zu achten. Das Veranſtalten einer neuen Ueberſetzung durch ei= nen andern Ueberſetzer iſt kein Nachdruck der vorigen. Wenn keine Buchhandlung, welche auf die neue Ausgabe eines Buchs ein Verlagsrecht hat, mehr vorhanden, und auch das Recht des Schriftſtellers erloſchen iſt: ſo ſteht jedem frey, eine neue Ausgabe des Werks zu veranſtalten. Sind jedoch in dieſem Falle noch Kinder des er= ſten Gliedes von dem Verfaſſer vorhanden, ſo muß der neue Verleger, wegen der zu veranſtal= tenden neuen Ausgabe, mit dieſen ſich abfinden. Auch der Nachdruck ſolcher Ausgaben iſt unter eben den Umſtänden unerlaubt, unter welchen

der

der Nachdruck eines neuen Werks nach obigen Vorſchriften nicht ſtatt findet.

In ſo fern auswärtige Staaten den Nachdruck zum Schaden hieſiger Verleger geſtatten, ſoll letzteren gegen die Verleger in jenen Staaten ein Gleiches erlaubt werden.

Wer Bücher und Werke, deren Nachdruck nach beſtehenden Grundſätzen unerlaubt iſt, dennoch nachdruckt, muß den rechtmäßigen Verleger entſchädigen. Dieſe Entſchädigung beſteht in dem Erſatze des Honorarii, welches der rechtmäßige Verleger dem Verfaſſer bezahlt hat, und der mehrern Koſten, welche derſelbe wegen beſſern Drucks und Papiers, gegen den Nachdruck gerechnet, auf die rechtmäßige Auflage verwendet hat.

Uebrigens ſollen unerlaubte Nachdrücke in die Preußiſchen Lande, bey Vermeidung der Confiscation, nicht eingeführt, und unbefugte Nachdrucker ernſtlich beſtraft werden.

Die Strafe wird im Landrechte II. Th. Tit. XX. §. 1294 ſl. näher beſtimmt. Es heißt daſelbſt:

§. 1294. Bücher, auf welche ein Königlicher Unterthan das Verlagsrecht hat, ſoll niemand nachdrucken.

§. 1295. Hat der rechtmäßige Verleger ein ausdrückliches Privilegium erhalten: ſo hat der Nachdrucker eines Buchs, welchem ein ſolches Privilegium vorgedruckt, oder deſſen Inhalt auf oder hinter dem Titelblatte bemerkt iſt, die in dem Privilegio angedrohete Strafe verwirkt.

§. 1296. a) Findet die Strafe aus einem beſondern Privilegio nicht ſtatt: ſo ſoll dennoch der Nachdruck auf den Antrag des rechtmäßigen Verlegers confiscirt, und zum Verkauf unbrauchbar gemacht; oder dem Verleger, wenn er es verlangt, überlaſſen werden.

§. 1296. b) Es muß aber, in dieſem letztern Falle, der rechtmäßige Verleger, wenn er den Nachdruck übernehmen will, die von dem Nachdrucker darauf verwendeten Anlagen demſelben auf die zu leiſtende Entſchädigung anrechnen, oder ſo weit ſie dazu nicht erforderlich ſind, an die Strafcaſſe herausgeben.

§. 1297. a) So weit der Nachdruck ſelbſt verboten iſt, darf auch niemand, bey gleicher Strafe, mit auswärts nachgedruckten Büchern Handel treiben.

Geſetze gegen den Nachdruck im deutſchen Reiche. Nicht von Friedrich III, ſondern erſt von Maximilian I kann man mit Gewißheit Bücherprivilegia beweiſen, und daraus auf das Uebel, gegen das ſie Mittel ſeyn ſollen, auf den Nachdruck ſchließen. Die Worte dieſer Privilegien zeigen den Unwillen deutlich, mit dem man ſchon damahls dieſes widerrechtliche Verfahren betrachtete. Vorzüglich auch um ihm vorzubeugen hat wahrſcheinlich Maximilian einen General-Bücher-Superintendenten geſetzt. Daß man nicht gleich ein allgemeines Geſetz dagegen gegeben, kommt daher, weil das römiſche, damahls als einzige Norm der Geſetzgebung angeſehene Recht dieß Verbrechen nicht kannte. Aus eben dem Grunde war daſſelbe auch höchſtwahrſcheinlich in Carl's V Halsgerichtsordnung, wo doch auf viel geringere Verbrechen Strafen geſetzt wurden, übergangen; obgleich das Uebel immittelſt immer größer geworden war, wie die von Pütter angeführten Klagen von Erasmus und Luther zeigen, dem man ſeine Bibel nachdruckte. In der Folge wollten Kaiſer und Fürſten, um ihren Fiscus nicht des Einkommens von den Privilegien zu berauben, ſich zu einem allgemeinen Geſetze gegen den Nachdruck nicht bewegen laſſen. Die Nachdrucker druckten jetzt aber

aber nicht nur gegen die klaren Worte der Privilegien nach, ſondern thaten ſogar auf ihren Titeln Meldung von Privilegien, die ſie nie erhalten hatten. Dieſe Verletzung der Kaiſ. Privilegien bewog Maximil. II die Aufſicht darin dem Magiſtrate zu Frankfurt zu übertragen, und als dieſer es verbat, ſetzte Rudolph II 1579 Bücher = Commiſſarien zu Frankfurt, die aber durch ihr ſtrenges Verfahren gegen die Proteſtanten allmählig die Frankfurter Buchhändlermeſſe zerſtörten.

Das erſte Geſetz gegen den Nachdruck iſt, wie es Pütter anführt, von dem Rathe zu Nürnberg 1623 gegeben, und wird noch daſelbſt beobachtet. Kurfürſt Johann Georg II von Sachſen hat ſich in der Conſtitution von 1661 nicht gegen den Nachdruck aller, ſondern nur der privilegirten Bücher erklärt, wohl aber hat Johann Georg III 1686 allen in Sachſen wohnenden und zur Leipziger Meſſe kommenden Buchhändlern denſelben verboten, ſo daß auch der Handel mit auswärts nachgedruckten Schriften unterſagt wurde. Dieſes Verbot wurde unter dem 18ten December 1773 erneuert und wird ſeitdem ſo ſtrenge beobachtet, daß wenn alle deutſche Reichsfürſten dieſem Beyſpiele folgten, dieſe Peſt des Buchhandels bald ausgerottet ſeyn würde. Zu bedauern iſt es, daß die Sache nie von Reichswegen ernſtlich zur Sprache gebracht und durchgeſetzt worden iſt. Der Kaiſer Franz gab 1746 zwar eine Verordnung, das Bücherweſen betreffen, aber der Nachdruck wurde nicht darin berührt.

In den öſterreichiſchen Staaten iſt der Nachdruck einheimiſcher Schriften zwar zum Theil

Theil *) verboten, doch finden auswärtige Buchhandlungen wegen ihrer in den deutſchen öſterreichiſchen Provinzen nachgedruckten Bücher kein Gehör, wenn ſie die Nachdrucker deshalb verklagen. Ja wenn die rechtmäßigen Verleger ſelbſt ein Kaiſerliches Privilegium gegen den Nachdruck erkauft haben, ſo ſchützt ſie dieſes gleichwohl nicht gegen den Nachdruck in den öſterreichiſchen Staaten, und noch viel weniger im deutſchen Reiche.

Am berüchtigtſten hat ſich in den öſterreichiſchen Staaten wegen ſeiner Nachdrücke wohl der verſtorb. Buchhändler Joh. Thom. Edler von Trattnern zu Wien gemacht, der dieſes Gewerbe recht im Großen trieb. Bis zu welchem Umfange er ſeine Raubplane auszudehnen die Stirn hatte, werden die Leſer unter andern aus folgender, von der Redaction der Jena'ſchen Allgemeinen Literatur Zeitung 1785. No. 103. S. 117 unter dem 4ten May mitgetheilten Nachricht erſehen. Es heißt daſelbſt:

Wir erhalten mit Erſtaunen durch einen unſerer Herren Correſpondenten zwey ſogenannte Plane zur allgemeinen Verbreitung der Lektüre in den Kaiſ. Königl. Staaten, durch wohlfeile Lieferung der Bücher für alle Fächer der Wiſſenſchaften, die der durch ſeine Nachdruckereyen ſchon längſt übel berüchtigte Buchdrucker und Buchhändler Joh. Thomas Edler von Trattnern zu Wien im letzten November und Jänner ins Publikum ausgeſtreuet hat. Wir können dieſe Zettel nicht anders als Brandbriefe für die ganze deutſche Litteratur betrachten; denn er macht darin bekannt, daß er eine große Menge zum Theil

*) Zum Theil ſage ich; denn in Wien darf ein Candidat ſtatt der Inaugural-Diſſertation ein ganzes Buch eines andern abdrucken und austheilen laſſen, wobey er nur Theſes anhängt. Dabey pflegt der Buchdrucker noch mehrere Exemplare, als zur Austheilung nöthig ſind, nachzuſchießen, und ſolche zu verkaufen.

Theil ſehr guter und beliebter deutſcher Bücher aus allen Fächern der Wiſſenſchaften nachdrucken, das heißt, ihren rechtmäßigen Verlegern ihren ehrlichen Erwerb und Nahrung rauben, die Verfaſſer ſelbſt, mittel= oder unmittelbar, an ihrem Eigenthume angreifen, und dadurch zugleich viele gründliche und vortrefliche Werke, welche Genie oder Fleiß der Deutſchen künftig noch hervortreiben könnte, ſchon im Keime erſticken wolle.

Wir übergehen mit ſtiller Verachtung die nahmenloſe Unverſchämtheit, mit welcher dieſer edle Herr im erſten Zettel alle Welt verſichern will: es ſey ihm nicht um Gewinn ſondern um Verbreitung der Lektüre zu thun. Eben ſo kann der Highwayman, der ſich vor London an die Heerſtraße legt und den Reiſenden ihre Banknoten und Börſen abnimmt, ſeine Beraubten hohnlachend verſichern, es ſey ihm gar nicht um ſchnöden Gewinn, ſondern um Beförderung des Geldumlaufs zu thun. Doch muß dieſe ſchamloſe Frechheit ſogar für die eiſerne Stirn eines Trattnern zu brennend geweſen ſeyn, da er im zweyten Zettel vom 22 Jan. 1785. dieſe Verſicherung dahin abändert, daß er ſagt: „man werde von ſelbſt einſehen, es ſey ihm nicht nur um Gewinn, ſondern auch um Verbreitung der Lektüre zu thun.“

Der erſte ſogenannte ſkizzirte Plan iſt ſo voll von Beweiſen der leibhafteſten Dummheit und Unwiſſenheit, daß ihn unmöglich ein andrer als der Herr Edle ſelbſt hingeſudelt haben kann. So theilt er z. E. die Predigten ein, in ſolche a) für Katholiken b) für Evangeliſche, c) für Reformirte; und weiß alſo nicht einmahl, daß auch die Reformirten Evangeliſche heißen. Und nun was für Predigten? Gerade als ob nicht Maſſillon und Bourdaloue auch eine Lektüre für Proteſtanten wären; als ob Zollikofer nur für Reformirte lesbar wäre; als ob dieſen und Jeruſalem und Spalding ꝛc. nicht auch Katholiken leſen könnten! Mitten unter den beſten Büchern, die der elende Ignorant weiter nicht kennt, als daß ſie ſehr gangbar ſind, hat er auch ſchlechte genug mit aufgerafft, von denen nur ſolch ein Menſch wie er Aufklärung verſprechen kann. Endlich, um auch von ſeiner Claſſification der Bücher eine Probe zu geben, ſo heißt z. E. Clausbergs demonſtrative Rechenkunſt eine Erziehungsſchrift;

ſchrift; auch die Wörterbücher ſtehen unter den Erziehungsſchriften, und alſo iſt auch Adelungs Wörterbuch eine Erziehungsſchrift. Im zweyten Zettel ſind zwar, vielleicht durch Beyſtand eines treufleißigen Correctors, manche dieſer Schnitzer verbeſſert, viele aber ſind geblieben.

Eine der allerſeltſamſten Erſcheinungen dabey iſt, daß dieſer edle Ehrenmann in beyden Zetteln eine lange Liſte der angeſehenſten Buchhändler Deutſchlands, denen er ihre eignen Werke nachdruckt, und die ihn ſämmtlich verabſcheuen, liefert, und ſie darin als Collecteurs und Beförderer ſeines Unternehmens angibt. Wäre dies Ernſt, ſo hätte auch das Tollhaus einen reifen Candidaten an ihm. Doch daß es dies nicht iſt, ſieht Jeder. Daß es aber Staub in die Augen des Unaufmerkſamen und minder Scharfſehenden ſeyn ſoll, um ihn glauben zu machen, daß es doch wohl ehrlich dabey hergehen, und Trattner, der Edle, vielleicht mit allen dieſen Buchhändlern eine geheime Handels⸗Compagnie und gemeinſchaftl. Speculation gemacht haben könne, vermöge deren ſie ſein Unternehmen unterſtützten, dies fühlt man nicht ſo gleich, weil man weder alle Buchhändler Deutſchlands für ſo wahnſinnig hält, Hrn. Trattnern ihr eigen Mark und Blut zu opfern, noch dieſem gleich einen ſo frechen und äußerſt ſchamloſen Streich, als dies Vorgeben iſt, zutraut.

Wir wiſſen zuverläſſig, daß ſelbſt in Wien und andern Städten der K. K. Erblande dies Trattneriſche Unternehmen bey vielen erhabenen und verdienſtvollen Männern, und allen Rechtſchaffnen und Ehrliebenden, ſtatt des gehoften Beyfalls, Abſcheu und Mißbilligung erweckt hat. Und dennoch ſoll dieſer ſchamloſe Menſch die Verſicherung ins Publikum ausgeſtreuet haben, daß es ihm gelungen ſey, die Genehmhaltung S. M. des Kaiſers zu ſeinem Plane zu erhalten. Dieſem Gerüchte müſſen wir aus innigſter Ehrfurcht für den Nahmen Josephs des zweyten widerſprechen; und es iſt dies entweder, wie höchſt wahrſcheinlich, ein völlig lügenhaftes grundloſes Gerücht; oder wenn etwas daran iſt, ſo hat Hr. Trattnern S. M. des Kaiſers Genehmhaltung nicht erhalten, ſondern etwas, das er dafür ausgibt, erſchlichen. Denn unmöglich kann dieſer glorwürdige Monarch, der ſelbſt Hrn. Ehlers Abhandlung über

den Bücher=Nachdruck geleſen hat, ſolche ſchreyende Ungerechtigkeiten wiſſentlich gut heiſſen. Unmöglich kann Er, dieſer aufgeklärte und höchſte Beſchützer der Wiſſenſchaften und des Eigenthums in Deutſchland, zugeben, daß ein Buchhändler in ſeinem Lande, der die Grundlage ſeines Reichthums lediglich der Gnade der unſterblichen Maria Thereſia zu danken hat, dieſen dazu mißbrauche, gerade die ſchönſte Blume in dem Kranze ihres erhabenen Sohnes durch ſeine ſtrafbare unerſättliche Habſucht zu beflecken. Unmöglich kann Joſeph der Zweyte, Deutſchlands Kaiſer, der erſt vor kurzem noch an dem verdienſtvollen Hrn. von Born zeigte, wie hoch er nützliche Wiſſenſchaften ſchätzte, und wie kayſerlich er ſie belohne, zu gleicher Zeit einen ſolchen Plan, der alle Kraft und Thätigkeit für Wiſſenſchaften und Künſte in Deutſchland auslöſcht und vernichtet, die beſten Köpfe und würdigſten Gelehrten der Nation niederſchlägt und muthlos macht, die kaum auflebende Aufklärung unſers Vaterlandes in der Geburt erſtickt, und ſeinen eignen Ländern zugleich ſo weſentlichen Schaden thut, erlauben, billigen, und privilegiren, und Deutſchlands Muſen dadurch aufs empfindlichſte kränken. Nein, wir ſind davon ſo gewiß überzeugt, daß wir mit der freyeſten Zuverſicht, dieſes Blatt Seiner Kaiſerl. Majeſtät ſelbſt zu Füßen legen können.

Und ihr edelmüthigen und ehrliebenden Deutſchen, denen die Nahmen Jeruſalem, Spalding, Zollikofer, Kant, Wieland, Engel, Ebert, Plattner, Haller, und ſo manche, die mit ihnen genannt zu werden verdienen, theuer und werth ſind, die ihr aus den Schriften ſolcher Männer gelernt habt, oder noch lernen wollt, fragt euch ſelbſt, ob es nicht die geringſte Pflicht eurer Dankbarkeit ſey, nur rechtmäßige Auflagen ihrer Schriften und nicht diebiſche Nachdrücke zu kaufen! Wären auch nicht dieſe Nachdrucke größtentheils durch die gröbſten Druckfehler und Unſinn verunſtaltete geſchmackloſe Sudeleyen, ſo würde euch doch immer euer Herz und Gefühl von National=Ehre dazu auffordern, lieber dem verdienſtvollen Gelehrten, oder dem, welchem er es übertragen hat, ſein Eigenthum erhalten zu helfen, als dem Räuber, der es ihm ſtahl, es abzukaufen. Was ſoll aus Gelehrſamkeit in Deutſchland

land werden? und wo ſoll künftig ehrlichen Buchhändlern, die wichtige Werke unternehmen wollen, der Muth dazu herkommen, wenn ihnen und dem Schriftſteller, ehe ſie noch nur den Erſatz ihrer Verlagskoſten wieder gewonnen haben, gefräßige und vom Raube gemäſtete Hunde die Früchte ihres rechtſchaffnen Fleißes vor ihren Augen verzehren? Jeder, der Trattners und Anderer Nachdrucke zu kaufen verabſcheuet, jeder, der ein Exemplar rechtmäßiger Auflagen kauft, befördert an ſeinem Theile die Aufnahme der Literatur, belohnt, ſo viel an ihm iſt, die oft ſo kärglich belohnten Genien Deutſchlands, und zwingt vielleicht *pro virili parte* einen habſüchtigen Räuber, mit ſeinem Gelde auf eine ehrliche Weiſe zu wuchern, der jetzt, ob er gleich in zehn Städten in und außer dem Heil. Röml. Reiche Buchhandlungen „und in Wien allein 26 Preſſen im Gange hat, und mit Papier, Schriftgießerey, Kupferſtecherey und Kupferdruckerey aufs beſte eingerichtet iſt;“ mit allen ſeinen Reichthümern doch nicht verhindern kann, daß man ihn durch ganz Deutſchland aufs tiefſte verachtet und ſein ehr- und gewiſſenloſes Gewerbe verabſcheuet. Geſchrieben den 2. May. 1785.

Zu dieſer Anzeige findet ſich in eben dem Jahrgange der Jen. L. Z. No. 126. Col. 212 folgender Nachtrag:

Mit großem Vergnügen ſehen wir, daß zu unſerer in Nro. 103. der A. L. Z. eingerückten Erklärung über des Hrn. von Trattnern Unternehmen ein ſchönes Gegenſtück in dem ſo eben herausgekommenen Maymonat des deutſchen Merkurs erſchienen iſt. Es iſt dort eine kurze Geſchichte dieſer elenden Nachdruckerentrepriſe erzählt, in welcher ſechs Antworten der vornehmſten Wiener Gelehrten, eines von Born, von Sonnenfels, Denis, Blumauer, Maſtalier und Haſchka, auf die Anfrage des Edlen von Trattnern, was ſie von ſeiner Unternehmung dächten? eingerückt ſind, die wir um ſo mehr als wichtige Actenſtücke in dieſer Sache anſehen müſſen, da ſie ſich einmüthig gegen dieſe ſchändliche Unternehmung erklären. Wir können es uns nicht verſagen, folgende drey davon hier mitzutheilen, weil ſie mit einer edlen Freymüthigkeit

und

und Stärke für die gute Sache ſprechen, und wollen hoffen, daß alle unſre Leſer ſie gern leſen, und ihr Amen dazu ſprechen werden:

P. P.

Obſchon der Nachdruck auswärtiger Bücher in den K. K. Staaten geduldet iſt; ſo bin ich dennoch überzeugt: daß es eine unläugbare und dem Fortgange der Wiſſenſchaften höchſt nachtheilige Ungerechtigkeit iſt, einem Gelehrten oder auch nur einem Verleger ſein rechtmäßig an ſich gebrachtes Eigenthum durch Nachdruck zu rauben. Ich würde dieſe meine Grundſätze verläugnen, und mich als einen Handlanger bey einem öffentlichen Raube anſehen müſſen, wenn ich dies Unternehmen unterſtützen, und die Gelehrten anzeigen ſollte, die nach dem mir eingeſchickten Plane geplündert und um ihr Eigenthum gebracht werden ſollen.

Wenn Ew. Hochedelgeb. die Sache genauer überlegen wollen, ſo werden ſie gewiß in meine Grundſätze einſtimmen, und ihre Rechtſchaffenheit wird ſich gegen den Elenden empören, der den Plan zu dieſer unſer Vaterland entehrenden Räuberey entworfen hat. In dieſer Ueberzeugung bin ich

Euer Hochedelgeb.

Wien, den 4. Decemb. 1784. gehorſamſter J. E. v Born.

Ich ſchmeichle mir durch keine meiner Handlungen verdient zu haben, daß Ew. Hochedelgeb. an mir einen Mann zu treffen hofften, der in ſeinen Grundſätzen mit ſich ſelbſt unübereinſtimmig ſeyn würde. Als Ew. Hochedelgeb. dieſen ſkizzirten Plan Sr. Majeſtät überreichten, habe ich meine Meinung darüber mit derjenigen Freymüthigkeit eröffnet, die ich an dem Manne in Geſchäften für Pflicht halte, und die von guten Regenten immer mit größerem Wohlgefallen aufgenommen wird, als die vorſichtig zweyſinnigen Unmaßgeblichkeiten die für jeden Erfolg auf beyde Seiten genommen werden können.

Als Lehrer, oder, wenn Sie wollen, als Schriftſteller an meinem Pulte denke ich wie der Rath am Rathstiſche. Wenn Nachdruck ein Beweis patriotiſcher Geſinnung iſt, ſo muß es Straßenraub, durch den fremde Waare, ſtatt ſie zu bezahlen, mit Gewalt abgenommen wird, nicht weniger ſeyn. Beydes erſparet dem Staate den Ausfluß der Barſchaft, und

und aller Unterſchied liegt in der Förmlichkeit des Benehmens.

Wien, den 5. Decemb. 1784.

J. v. Sonnenfels.

Mein edler Herr von Trattnern!

Ich achte den Büchernachdruck einem Straßenraube gleich. Schändliche Handlungen, dergleichen jeder Straßenraub in ſich iſt, kann Gott ſelber mit aller ſeiner Gottesmacht nicht unſchändlich machen. Ich werde alſo Ihrem Anſinnen ſo wenig fügen, als ich einem Unglücklichen, der da unter die Räuber gefallen, die Hände halten würde, ſollte mich auch der Harambaſſa mit einem allerhöchſten Freybriefe dazu auffordern können. Sie will ich rühmen, etwas recht vaterländiſches gethan zu haben, dafern Sie an Richtigkeit und Schönheit des Druckes Eckhart in Altona, Bohn in Hamburg, Dieterich in Göttingen, Voß in Berlin, Reich in Leipzig, und Orell in Zürich, auch nur in weiter Entfernung erreichen werden: ich aber bilde mir ein, es ſo lange mit der Ehre meines Geburtslandes edel und gut zu meinen, als ich dem allverfluchten Nachdrucke widerſtreite; was ich auch redlich mit Mund und Hand thun werde, ſo lange ich Feder und Zunge bewegen kann.

Da haben Sie über Ihr nicht einmahl zweydeutiges Unternehmen die verlangte patriotiſche Meinung

Ihres

Vom Hauſe, den 2. Dec. 1784.

gehorſamen Dieners

Lorenz Leopolt Haſchka.

Aus dieſen hier mitgetheilten Aeußerungen kann man ſehen, wie rechtlich denkende Männer über die in den Oeſterreichiſchen Staaten geduldeten Nachdruck-Fabriken urtheilen *). Es iſt vorhin

*) Auch die Nachdrucker ſelbſt erkennen bisweilen das Schändliche ihrer Unternehmungen. Der Edle Herr von Schönfeld in Prag hatte gleich im Anfange ſeines Handels eine Menge Nachdrucke, und unter andern den von

vorhin nun zwar bemerkt worden, daß 2 ſich fremde Nationen es von einander allerdings nicht zwangweiſe fordern können, den Nachdruck in ihrem Gebiete zu verhindern. Sollte man es aber nicht wünſchen müſſen, daß Staaten, die in ſo vielfacher Beziehung mit einander ſtehen, als die Oeſterreichiſchen mit den übrigen deutſchen Ländern, ſich über dieſen Punct vereinbaren, und einem Uebel, was den Flor der Wiſſenſchaften untergräbt, ſteuern möchten? Doch wer kann das zu hoffen wagen. So lange es Menſchen gibt, die jede Maßregel billigen, die dem Staate einige baare Münzen erſpart, wird das Urtheil der unbefangenen, rechtlich denkenden Menſchen wohl nicht in Betracht kommen.

Verordnungen gegen den Nachdruck in England. Der Nachdruck, dieſe Peſt der Gelehrſamkeit, hat ſich nicht bloß in den Gränzen Deutſchlands gehalten, ſondern ſich auch in fremden Ländern ſehr ausgebreitet; daher ſich auch hier Verordnungen finden die merkwürdig ſind. Es gibt in England eine allgemeine Verordnung vom Jahre 1710, dem 8ten Regierungsjahre der Königinn Anna, worin den Verfaſſern und Verlegern kein immerwährendes Eigenthum zugeſprochen, ſondern verordnet wird, daß die damahls ſchon gedruckten Bücher binnen 21 Jahren nur den Verfaſſern oder ihren rechtmäßigen Verlegern eigenthümlich zuſtehen ſollen, die noch nicht gedruckten hingegen 14 Jahre lang

von Weiße's Kinderfreund ſich zu Schulden kommeu laſſen. Nachher verſicherte er unzählige Mahl, daß ihn dieß reue, auch hat er es dem würdigen Verfaſſer ſelbſt zugeſchworen, daß er es bedaure. 1788 bekam er aber Rückfälle von ſeiner Krankheit, und druckte die erſten Theile dieſes nützlichen Werkes wider nach. S. Jen. Allg. Lit. Zeit. 1788. No. 248. Oct. Col 176.

den Verlegern, nachher aber den Verfaſſern, wenn dieſe noch leben, 14 andere Jahre lang zugehören ſollen. Ueberdem ſind in dieſer Verordnung Zeichen zum Beweiſe des Eigenthums, Bücheraufſeher in England und Schottland u. d. gl. m. feſtgeſetzt. Ungeachtet dieſer Verordnung ward indeſſen im Jahre 1769 von der Königlichen Bank bey einem Streite über den Verlag von Thomſon's Jahrszeiten für das immerwährende Eigenthum des Verlags, hingegen in Schottland bey einem anderen Fall für die Nachdrucker geſprochen. Im Jahr 1779 ward indeſſen von einem ähnlichen Spruche der Königl. Bank an das Oberhaus appellirt, und hier die erſtgedachte Verordnung von 1710 beſtätiget. Damahls ſchrieben für das immerwährende Eigenthum beſonders Macaulay, Erfield und Havgrave.

Nachdrucksverbote in Frankreich. In Frankreich hatten die Buchhändler nach den Edicten von 1777 kein beſſeres Schickſal. Kein Buchhändler ſollte ein Buch ohne Königliches Privilegium drucken, und wenn die in demſelben beſtimmte Zeit abgelaufen, nur dann eine Verlängerung fordern dürfen, wenn das Buch um den vierten Theil vermehrt worden. Das Privilegium aber galt nicht bloß während der darin beſtimmten Zeit, ſondern ſo lange, als der Verfaſſer lebte. Hatten die Verfaſſer ſelbſt ein Privilegium erhalten, ſo galt das für ſie und ihre Erben auf immer, aber ſie durften das Buch nur bloß in ihrem Hauſe verkaufen, nicht öffentlich damit handeln. Cedirten ſie es aber einem Buchhändler, ſo galt es nur ſo lange als der Verfaſſer lebte. War die Zeit des Privilegiums abgelaufen und der Verfaſſer todt, ſo konnte es nach-

nachdrucken, wer wollte; wer aber früher nachdruckte mußte 6000 Livres Strafe ꝛc. geben, die Nachdrucke wurden confiſcirt, wo man ſie fand, und die Verleger konnten vom Buchdrucker und Verleger Schadensersetzung fordern. Dieſes Geſetz wurde am 19ten Jun. 1793. von der National⸗Verſammlung aufgehoben und dagegen ein Nachdrucksverbot gegeben, daß im weſentlichen mit dem gleich anzuführenden von der Conſulta der cisalpiniſchen Republik (jetzt Königreich Italien) ziemlich übereinſtimmend war. Jetzt erwartet Frankreich in dem bald erſcheinenden **Codex Napoleon** eine ganz neue geſetzliche Verfaſſung, worin auch dieſer Punct natürlich nicht aus der Acht gelaſſen ſeyn wird. Wenn man den Gerüchten trauen darf, ſo haben die Verfaſſer dieſes Codex ſich in vielen Stücken nach den Beſtimmungen des Königl. Preußl. Landrechtes, das zu dem Ende ins Franzöſiſche zu überſetzen befohlen wurde, gerichtet, und ſohin möchte man vielleicht auch in dieſem Stücke eine ähnliche Einrichtuug gegen den Nachdruck, wie in den Preußiſchen Staaten erwarten können. Doch die Zeit wird darüber bald Auskunft geben.

In der ehemahligen **cisalpiniſchen Republik**, die bald hernach die italieniſche Republik und nun das Königreich Italien heißt, wurde folgendes Verbot gegen den Nachdruck gegeben:

„In Betracht, daß die Produkte des Genies das ſchätzbarſte und heiligſte Eigenthum ſind, beſchließt der Regierungsausſchuß: die Verfaſſer von Schriften aller Art, die muſikaliſchen Componiſten, die Maler und Zeichner, die Gemälde oder Zeichnungen in Kupfer ſtechen laſſen, ſollen ihr ganzes Leben hindurch das ausſchließende Recht haben, ihre Werke auf dem cisalpiniſchen Gebiete zu verkaufen, verkaufen zu laſſen, zu vertheilen, und deren Eigenthum ganz oder zum Theil abzutreten. Die Erben, oder die,

denen die Schriftſteller oder Künſtler ihr Eigenthum abgetreten haben, ſollen daſſelbe Recht noch zehn Jahre nach dem Tode der Verfaſſer genieſſen. Die hiezu beauftragten Magiſtratsperſonen ſollen gehalten ſeyn, unverzüglich und zum Vortheile der Schriftſteller und Künſtler, ſo wie deren Erben, oder der durch Abtretung in den Beſitz ihres Rechts gekommenen Perſonen, alle ohne förmliche Erlaubniß gedruckte Auflagen ihrer Werke zu confiſciren. Alle Nachdrucker ſollen gehalten ſeyn dem wahren Eigenthümer die Summe von 2000 Exemplaren der Originalausgabe zu bezahlen. Alle Verkäufer von Nachdrucken ſollen, im Fall der Nachdrucker nicht bekannt iſt, gehalten ſeyn, dem wahren Eigenthümer die Summe von 400 Exemplaren der Originalausgabe zu bezahlen. Jeder eigenmächtige Herausgeber von edirten Schriften, Zeichnungen und Muſikalien cisalpiniſcher Autoren ſoll zum Schadenerſatze gegen ſie angehalten werden. Den Schauſpielergeſellſchaften wird verboten, irgend ein Stück cisalpiniſcher Autoren ohne ihre Erlaubniß aufzuführen; die Uebertreter dieſes Verbotes ſollen gleichfalls zum Schadenerſatze angehalten werden. Alle Bürger, die eine Schrift, einen Kupferſtich oder dergleichen bekannt machen, ſollen gehalten ſeyn, zwey Exemplare davon an die Nationalbibliothek abzuliefern, gegen Quittung von dem Bibliothekar, ohne welche ſie gegen die Nachdrucker nicht ſollen in Schutz genommen werden dürfen."

Dieſe Verordnung wird jetzt, da nach der Krönung Napoleon's, Kaiſers der Franzoſen, zum Könige von Italien, der Codex Napoleon auch im italieniſchen Königreiche eingeführt werden ſoll, auch vielleicht in etwas abgeändert werden.

Wie haben ſich Verlagshandlungen zu verhalten, wenn ihnen Bücher nachgedruckt werden? Es iſt wohl kaum nöthig zu bemerken, daß hier nicht von dem Falle die Rede ſey, wenn der Nachdrucker mit dem rechtmäßigen Verleger unter einem Landesherrn lebt, in deſ-

ſen

ſen Staaten der Nachdruck bedingt oder unbe⸗dingt verboten iſt; denn hier wird man, ſo bald der Nachdruck erwieſen iſt, doch wohl von der Obrigkeit nach den Geſetzen geſchützt und zu dem verholfen werden, was einem rechtmäßig zukommt. Wir reden hier nur von dem Falle, wenn der Nachdrucker in einem andern Staate lebt, wo gar keine Verbote des Nachdrucks vorhanden ſind, oder doch nicht ſtrenge befolgt werden, oder wo es zwar verboten iſt, die Bücher einheimi⸗ſcher Verleger nachzudrucken, wo man es aber geſtattet, die Bücher der Schriftſteller und Ver⸗leger, welche in einem andern Staate wohnen, nach Belieben nachzudrucken, welches jetzt und ſchon lange leider in verſchiedenen Staaten im ſüdlichen Deutſchlande üblich war, wo die Herrn Schmieder und Conſorten auch ſchon zum be⸗rüchtigten Sprichworte geworden ſind.

Der Verfaſſer einer kleinen Schrift: Der Buchhandel von mehrern Seiten betrachtet *) ꝛc. welcher mit dem jetzigen Gange der Sachen ſehr bekannt iſt, ſagt über das Verhalten gegen den Nachdruck folgendes:

„Ich enthalte mich, die Rechtmäßig⸗ oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks zu beſtimmen. Gelehrte haben juriſtiſche und philoſophiſche Ur⸗theile gefällt; jedoch es iſt beym Alten geblieben. Gegen das Ehrgefühl muß das Nachdrucken doch wohl ſtreiten; denn mehrere Buchhändler und Buchdrucker in jenen Gegenden, wo das Nach⸗drucken rechtlich erlaubt iſt, drucken doch nicht nach, weil ſie ihre Ehre dafür nicht aufs Spiel ſetzen wollen. Die Anzahl der eigentlichen Nach⸗drucker in Deutſchland mag ungefähr ein halbes Hun⸗

*) Weimar bey den Gebr. Gädicke, 1803. 106 S. kl. 8.

Hundert ſeyn. Dieſe wenigen Menſchen (ihre Anzahl war wahrſcheinlich niemahls ſtärker) ſind vermögend zu verurſachen, daß in ganz Deutſchland über ſie und ihr Gewerbe geſchrieben und geſprochen wird; und ſo wenige Menſchen zu bereichern, haben Regenten und Obrigkeiten nachſichtig genug ſeyn können, alle mögliche Urtheile und Verwünſchungen über ſich fällen zu laſſen *). Dies iſt in der That ſehr auffallend. Preußen, Churſachſen, und mehrere andere Staaten, ſind gegen die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks, und man bemerkt doch nicht, daß dieſen Staaten dadurch Nachtheil zuwachſe. Vielmehr blüht in dieſen Ländern der rechtmäßige Buchhandel, da hingegen in jenen Ländern, wo jener Diebeshandel im Gange iſt, der angeſehenen Buchhandlungen lange nicht ſo viele ſind, und noch weite Strecken Landes angetroffen werden, wo man gar keine rechtlichen Buchhandlungen findet. Hätte man in dieſen Gegenden mehrere rechtmäßige Buchhändler angeſetzt, ſo würde man zuverläſſig größeren Gewinn für die Wiſſenſchaften davon erhalten haben, als durch die Nachdrucker. Vielleicht wird es bey der jetzigen Ländervertheilung, wo mancher Nachdrucker ein anderes Oberhaupt bekommen, beſſer.

„Man hat nach und nach mehrere Wege verſucht, dem Nachdruck zu ſteuern; aber keiner hat den gewünſchten guten Erfolg gehabt. Erſt ließ man ſich kaiſerliche Privilegia auf Bücher ertheilen; allein dieſe wurden ſelbſt nicht von den

*) Ueber die Nachdrucker ſind bereits in der Mitte des 17ten Jahrhunderts bitter Klagen geführt. Philander von Sittenwald erwähnt ihrer als eines ſehr gangbaren Uebels in ſeinen Strafſchriften, Strasburg 1650. im ſechſten Geſichte: die Höllenkinder.“

den kaiſerlichen Unterthanen reſpektirt, und die übrigen Nachdrucker in dem ſogenannten Reiche achteten noch weniger darauf. Dann machte man von gangbaren Büchern geringere Ausgaben für ganz niedrige Preiſe zum Debit in den Reichslanden, aber dies half auch nicht viel. Man verklagte die Nachdrucker bey ihrer Obrigkeit, verband ſich mit ehrlichen Männern in jenen Gegenden, und gab ihnen große Parthien von den Originalwerken zum Debit in Commiſſion, aber der Nachdruck wurde doch nicht gehemmt. Wo liegt nun die Urſache, warum man dem Uebel nicht ſteuern kann? Wie war es möglich, ſpottwohlfeile Bücher, z. B. das Beckerſche Noth= und Hülfsbüchlein, doch nachzudrucken? Mich dünkt einzig und allein darin, weil dem Nachdrucker noch ſo weite Länder zum Debit offen ſtehen, wo keine ordentlichen Buchhändler exiſtiren, weil der Debit durch Buchbinder und Colporteurs befördert wird, und weil dieſe Wege von Sachſen oder Preuſſen aus, nicht ſo gut, als von Einheimiſchen, eingeſchlagen werden können. Selbſt ehrliche und ordentliche Buchhändler im Reiche befaſſen ſich nicht damit, die Bücher durch ſolche Wege zu vertrödeln.

„Die im nördlichen Deutſchland in ſo großer Menge herauskommenden neuen Bücher, und die Folge davon, daß eines das andere verdrängt, und der Debit deſſelben geringer geworden, hat dem Nachdrucke bereits einen Stoß gegeben. Der Nachdrucker bedarf, wenn er recht wohlfeil verkaufen will, einen ſtarken Debit, und tritt er öfterer mit neuen Büchern hervor, will er hierin die Originalwerke verfolgen, ſo muß ſein Debit ſich unſtreitig vermindern, oder er muß ſeine Preiſe erhöhen, wenn er den ſonſt gewohnten

Vortheil haben will. Das Erhöhen der Preiſe der Nachdrucke geſchieht bereits, und rechnet man dazu, daß mehrere Nachdrucker ein und daſſelbe Buch nachdrucken, ſo hebt dieſes Uebel ſich vielleicht von ſelbſt. Freylich würde es beſſer ſeyn, wenn jene Staaten, ſo wie Sachſen und Preußen, den Nachdruck unterſagten, und dafür mehrere rechtliche Buchhändler ſich anſetzen ließen; allein bis dies geſchieht, können die Verleger der Originalwerke ſich mit Geduld panzern. Klagen, Schreyen und Schimpfen hat noch Keinem etwas geholfen.

„Wenn mir ein Buch nachgedruckt wird, ſo verhalte ich mich gewöhnlich ſtille dagegen. Den Preis meines Werks ſetze ich deshalb nicht herunter, denn ich weiß, daß ich dem Nachdrucker doch nicht auf ſeinen Märkten folgen kann. Nach dem nördlichen Deutſchlande dürfen die Nachdrucke nicht *), und in dem ſüdlichen verliere ich den Abſatz eines nachgedruckten Werks. Erniedrige ich nun den Preis, ſo verliere ich ja noch mehr, als der Nachdruck mir Schaden zufügt.

„Ein kleiner Ausweg wäre folgender. Kann ich mein Buch ohne großen Nachtheil wohlfeiler verkaufen, oder will ich eine Parthie Exemplare aufopfern, blos um dem Nachdrucker in etwas den Markt zu verderben, oder ihn vielleicht abzuſchrecken, nicht wieder zu ſündigen, ſo trage ich den Reichsbuchhändlern auf, meine Original-Ausgabe, wenn der Nachdruck bey ihnen gefordert

*) Gleichwohl werden ſie häufig genug in Mecklenburg und andern nördlichen Ländern gefunden. Die Studirenden in Jena machen häufig die Mittelsperſonen, die Katalogen von Nachdrucken in ihr nördliches Vaterland überſenden, und die Beſtellungen beſorgen.

dert wird, eben ſo wohlfeil, als dieſen zu verkau⸗
fen. Dies kann etwas helfen, obgleich dem Nach⸗
drucker doch noch viele Orte zum Debit bleiben,
wo keine rechtlichen Buchhändler anſäſſig ſind.

„Lächerlich iſt es, wenn manche Reichsbuch⸗
händler anführen, daß ſie nur deshalb mit Nach⸗
drucken Handel treiben, um den Sachſen und
Preuſſen, die nur gegen baar Geld handeln woll⸗
ten, nicht ſo viel bezahlen zu dürfen. Die Nach⸗
drucker ſind faſt alle bloße Verlags⸗ oder Con⸗
tante⸗Händler, laſſen ſich ihre Nachdrucke baar
bezahlen, und nehmen keine anderen Bücher da⸗
gegen.“

So weit der Verfaſſer der genannten
Schrift. Uebrigens bemerke ich noch, daß man
in den letztern Jahren den Vorſchlag zur Spra⸗
che gebracht hat, ob es nicht gut wäre, wenn
die mehrſten Buchhändler ſich zu einer Art von
Verſicherungsanſtalt gegen den Nachdruck verei⸗
nigten. Würde einem Verleger ein Buch nach⸗
gedruckt, ſo ſollte er alle noch vorhandenen Exem⸗
plare deſſelben ſogleich noch unter den Nachdrucks⸗
preis herabſetzen, und ſie beſonders nach den
Gegenden hin zu befördern ſuchen, wo der Nach⸗
drucker ſeinen vorzüglichſten Abſatz zu machen
hoffen könnte, ſo daß letzterem der Markt ganz
verdorben würde, und er mit ſeinem Nachdruck
alſo ſitzen bliebe und ſich in Zukunft vor ähnli⸗
chen Unternehmungen hütete. Der Schade, den
der rechtmäßige Verleger aber von dem herabge⸗
ſetzten Preiſe hätte, ſollte ihm von den andern
mit zu der Verbindung gehörenden Buchhänd⸗
lern, wie bey den Brand⸗Aſſecuranzen, wieder
erſetzt werden. — Man hat hierüber viel ge⸗
ſprochen, und hierin ein ſicheres Mittel, den Nach⸗
druckern im Reiche das Handwerk zu verleiden,

zu finden geglaubt; allein zur Ausführung iſt es nicht gekommen, und es wird bey der jetzigen Zerrüttung des Buchhandels und der wenigen Uebereinſtimmung der Verleger, da der eine dieſe der andere jene Maximen bey ſeinen Unternehmungen befolgt, wohl ſo bald auch nicht dazu kommen, wenn die Sache an ſich auch ausführbar und nützlich wäre. In einigen Fällen möchte ſie doch auch große Schwierigkeiten in der Anwendung finden, beſonders bey großen Werken, die, wenn ſie nachgedruckt würden, einen Poſten von vielen tauſend Thalern als Entſchädigungsſumme veranlaſſen müßten. Wie ſchwer würde es den verbundenen Buchhändlern, wenigſtens ſehr vielen unter ihnen, werden, ihr verhältnißmäßiges Quantum zu tragen, und was würde das nicht für Weigerungen und Zögerungen mit der Zahlung verurſachen!

Eine beſondere Schrift gegen den Nachdruck hat zuerſt Gundling *) auf des berühmten Buchhändlers Thom. Fritſch Antrieb 1726 herausgegeben. Derſelben iſt ein Reſponſum der jenaiſchen Juriſten=Facultät, mit einer Approbation der Facultäten zu Gießen, Helmſtädt und Erfurt entgegen geſtellt worden. Darauf aber erklärten ſich Birnbaum 1733, Thurneyſen 1738, und ein Ungenannter 1742 **) heftig gegen den Nachdruck. Für denſelben ſtritte dann wieder Böhmer 1744, und vertheidigte in der Folge dieſelbe Meinung auch wieder in ſeinem

Novo

*) Rechtliches und vernunftmäßiges Bedenken vom ſchändlichen Nachdruck anderer gehöriger Bücher. 1726.

**) Unpartheiiſches Bedenken, worin aus allen Rechten und Geſetzen bewieſen wird, daß der unbefugte Nachdruck privilegirter und unprivilegirter Bücher ein grob= und ſchändliches Verbrechen und infamer Diebſtahl ſey. Köln, 1742.

Novo Jure controverſo. Kaiſer Franz gab zwar 1746 eine Verordnung über das Bücherweſen, der Nachdruck blieb darin aber ganz unberührt.

Inzwiſchen trat die beſſere Zeit unſerer deutſchen Literatur ein, und da die vornehmſten und meiſten Producte derſelben in den Händen der ober= und niederſächſiſchen Buchhändler waren, wurden dieſe um deſto mehr durch Nachdruck beeinträchtigt, wogegen ihre Klagen ohne Erhörung blieben. 1773 machte Klopſtock ſeinen Plan zu einer allgemeinen Subſcription bekannt, und wollte dadurch einen Gedanken zur Ausführung bringen, den Leibnitz ſchon lange vor ihm geäußert hatte. Hierüber entſtand abermahls ein Schriftwechſel, worin für und wider den Nachdruck geſtritten wurde. Die damahls erſchienenen Schriften, ſo wie die bis auf die neueſte Zeit bekannt gewordenen vorzüglichſten Abhandlungen für oder gegen den Nachdruck werden etwa folgende ſeyn:

Der Bücherverlag in Betrachtung der Schriftſteller, der Buchhändler, und des Publikums, erwogen; von Dr. Reimarus. Hamb. 1773.

Der Bücherverlag in allen Abſichten genauer beſtimmt, an den Verfaſſer des Bücherverlags, 1773.

J. St. Pütter, der Büchernachdruck nach ächten Grundſätzen des Rechts geprüft. Göttingen, 1774. (Pütter ſtimmt für das unbedingte Verbot des Nachdrucks).

Rechtliches und vernunftmäßiges Bedenken eines unpartheiiſchen Rechtsgelehrten, über den ſchändlichen Nachdruck andern gehöriger Bücher. Frankfurt und Leipzig, 1774.

Der gerechtfertigte Nachdrucker, oder Joh. Toh. Tobias von Trattners erwieſene Rechtmäßigkeit ſeiner veranſtalteten Nachdrücke ꝛc. Wien und Leipz. 1774. 8. 5½ S.

Linguet's Betrachtungen über die Rechte des Schrift=

Schriftſtellers und ſeines Verlegers, aus dem Franzöſiſchen mit einigen Anmerkungen. 1778. (Das immerwährende Eigenthum des Bücherverlags wird vertheidigt).

Feder's neuer Verſuch einer einleuchtenden Darſtellung der Gründe für das Eigenthum des Bücherverlags, nach Grundſätzen des natürlichen Rechts und der Staatsklugheit; im Göttingſchen Magazin, 1780. 1 St. S. 1 — 37.

Das Bücherweſen nach Staatsklugheit, Recht und Geſchichte ꝛc. erörtert, vornähmlich aber die Ungerechtigkeit des Büchernachdrucks ꝛc. erwieſen. Leipziger Oſtermeſſe, 1781.

Regius über Bücherverlag und Nachdruck, im deutſch. Muſeo. 1783. 3 St. S. 197 — 207.

Cella, vom Büchernachdruck. S. oben, S. 689 die Anmerk.

Ehlers Abhandlung über die Unzuläſſigkeit des Büchernachdrucks Deſſau 1784.

Kehrs Vertheidigung des Büchernachdrucks. Kreutznach. 1784. 8.

De re libraria in imperio germanico ordinanda — exercit. I ma — praeſ. D. Chr. Gottl. Richter reſp. Jo. Balth. Kufener. Leipzig 1786. 70. S. 4. Hier werden die vornehmſten Begebenheiten in Anſehung des Nachdrucks und der dagegen gemachten Anſtalten in Deutſchland, Frankreich und England erzählt.

Kant, Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks. S. Berliner Monatsſchrift von Gedike und Bieſter. 1785. May, der 2te Aufſatz.

Das Eigenthumsrecht an Geiſteswerken, mit einer dreyfachen Beſchwerde über das Biſchöflich Augsburgiſche Vicariat wegen Nachdruck, Verſtümmelung und Verfälſchung des Noth= und Hülfsbüchleins. Von Rud. Zacharias Becker. Frankf. und Leipz. 1789 94 S. 8. (6 Gr.)

Ueber den Büchernachdruck. An den Herrn Joh. Gottwerth Müller, Dr. der Weltw. in Itzehoe; von Adolph Freyherrn von Knigge. Hamburg 1792. bey Hoffmann, 56 S. kl. 8. (Der Büchernachdruck wird vertheidigt).

Iſt der Statt nach reinen Grundſätzen des geſellſchaftlichen Vertrags und nach den gemeinen Grundſätzen des bürgerlichen Rechts befugt, den

Büchernachdruck zu verbieten oder nicht? Gegen den Freyherrn von Knigge, von Mag. J. H. P. Seidenſtükker, zu Helmſtädt. Motto: So weit der Menſch ſiehet, kann dem Ganzen nichts erſprießlich ſeyn, was der Moral entgegen iſt. Helmſtädt bey Fleckeiſen. 1792. 82 S. 8.

Einige Aufſätze im Deutſchen Merkur 1780. 81. im 5ten St. des deutſchen M. 1783. und 2tes St. 1784. No. 3 — 6.

Wie dem Büchernachdruck ohne beſondere Geſetze zu ſteuern? Wittenbergiſches Wochenblatt. 1786. S. 289.

Keyſer, die Abſtellung des Büchernachdrucks als ein der neueſten Wahlkapitulation der reichs=oberhäuptlichen Abhülfe eben ſo nöthig als unbedenklich zu übertragender Gegenſtand. Regensburg 1790. 8.

Ueberſicht der Gründe wegen des Strafbaren des Büchernachdrucks, und Vorſchläge wie dieſem Uebel durch ein allgemein verbindliches Reichs=geſetz vorgebeugt werden könne, herausgegeben mit einem Vorbericht, von J. F. Ganz. 1790. 8. 66 S. XII S. Vorbericht. Man findet zugleich darin drey verſchiedene Aufſätze des Hrn. Ganz über dieſen Gegenſtand.

Kurze Ueberſicht der Gründe wegen der Schädlichkeit des Büchernachdrucks für die Litteratur, den Buchhandel und das leſende Publikum im deutſchen Reiche, nebſt Vorſchlägen dieſes Uebel durch eine zweckmäßige Verfügung in der künftigen kaiſerlichen Wahlkapitulation von Grund aus zu heben. Regenſp. 1790. ſ. Journal von und für Deutſchland. 1790. V. 405.

Schreiben an Hrn. Rath Bekker in Gotha über ſeine Abhandlung das Eigenthum an Geiſtes=werken ꝛc. Frf. und Lpz. 1789 8. ſ. in dem neuen deutſchen Muſeum 1790. St. 9 S. 954 — 962.

Beyträge zur Geſchichte des Büchernachdrucks, von von Archenholz, ſ. neue Litteratur und Völkerkunde auf das Jahr 1790. No. IX. X. 8. S. 358.

Unfehlbares Mittel den Büchernachdruck zu verhindern. Tübing. 1790. 4.

Wider

Wider und für den Büchernachdruck bey Gelegenheit der künftigen Wahlkapitulation gedruckt, im Reiche und für das Reich. 1790. in 8.

Vertheidigung des Eigenthumsrechts gegen den Raub. 1790. 8.

Krauſen's Abhandlung über den Büchernachdruck. 1790. in 8

Der Bücherverlag in Betrachtung der Schriftſteller, der Buchhändler und des Publikums abermahls erwogen, ſ. deutſches Magazin 1791. April S. 383—414. (iſt von D. J. A. H. Reimarus).

Nachtrag zu den Erwägungen des Bücherverlags und deſſen Rechte, von D. J. H. A. Reimarus, ſ. deutſches Magazin 1791. Decbr. S. 564—596.

Müller, J. G. der Verlagsraub. 1790.

Braunſchweigiſches Journal. Sept. 1791. S. 19.

Benſen und Palms Archiv für Gelehrte, Buchhändler, und Antiquare. Theil II. Erlangen 1765. 8.

Heinsmann Appel an meine Nation, auch über die Verfaſſung der deutſchen Litteratur. Bern 1795. 8.

Jacob, philoſophiſche Rechtslehre. Halle 1795. §. 280.

Ueber den Nachdruck nach Grundſätzen des Rechts, ſ. Kosmopolit. März und April. 1797.

Fiſcher, J. Ch. die Rechtmäßigkeit des Büchernachdrucks gegen die Behauptung des Herrn Kants. 1798.

Die franzöſiſchen Einrichtungen wegen des Nachdrucks, vom J. 1793. ſ. London und Paris. 4ter Jahrgang. 1801. No. 3. S. 232

Iſt der Büchernachdruck wiederrechtlich oder nicht? S. Prof. Hoffbauer's zu Halle Unterſuchungen über die wichtigſten Gegenſtände des Naturrechts. Halle bey Kümel, 1795. 8. S. 330—348. Er vertheidigt den Nachdruck in naturrechtlicher, wenn gleich nicht in moraliſcher Hinſicht.

Der Freymüthige. Von Herrn von Kotzebue. 1803. No 73. S. 315—316.

Ueber den Büchernachdruck. S. Eunomia. 1803. Jun. S. 485—496.

Ueber

Ueber den Nachdruck. S. die in Leipzig herausgekommene Zeitſchrift, der Widerſprecher. I St. 1803. S. 81 – 90. Hier iſt alles zuſammen gefaßt, was ſich zur Vertheidigung des Nachdrucks nur aufbringen läßt.

Nachdruckbeitze, Franz. la reſerve, eine Beitze, welche die Kattundrucker zum Nachdrucken gebrauchen. Man läßt einerſeits 2 ℔ Gummi in zwey Kannen Waſſer zergehen, ſo wie anderſeits 6 Unzen Alaun in eben ſo viel Waſſer aufgelöſt werden. Zu dieſem letzten Alaunbade ſetzet man 1½ Pfund Grünſpan und 1 Pfund cypriſchen Vitriol, alles zerſtoßen und eingerührt. Man miſchet dieſe beyden Bäder unter einander, um damit 8 Pf. Pfeifenthon zu knäten und dünne zu rühren, bis dieſe Erde eine ſolche Konſiſtenz bekömmt, daß man damit drucken kann. Man zerreibt dieſen flüſſigen Teig oder Brey auf einem Marmorſteine, nachdem man einen Eßlöffel voll Vitriolöhl und 2 Löffel voll Terpentineſſenz hinzugegoſſen. — Ein anderes Verfahren: Man läßt in zwey Kannen Waſſer 1 Pfund römiſchen Alaun, der zu Pulver zerſtoßen iſt, ſchmelzen; nimmt 4 Pfund Pfeifenerde, die ebenfalls zu Pulver zerſtoßen worden; ſetzet 12 Unzen blauen gepülverten Vitriol, 20 Unzen Grünſpan hinzu, und läßt alles mit einander aufkochen. Wenn die Beitze fertig iſt, ſo gummirt man ſie mit 2 Pfund arabiſchen Gummi. Der Grünſpan dient dazu, daß man die Beitze deſto leichter losmachen kann.

Nachdrücken, zum zweyten Mahle drücken, ingleichen einem ſchon exiſtirenden Drucke durch einen nochmahligen Druck mehrere Kraft geben. Auch figürlich ſagt man in den gemeinen Sprecharten nicht nachdrücken können, eine Sache nicht mit der gehörigen Kraft, beſonders aus

Mangel an Gelde betrieben können, wofür in den anſtändigern Sprecharten den Nachdruck geben üblicher iſt.

Nachdrucken, welches das vorige Zeitwort nach der breiteren oberdeutſchen Mundart iſt. 1. Bey den Jägern einiger Gegenden heißt es ſo viel als **Wiederkäuen**, wo es denn ein Neutrum iſt. 2. Als ein Activum, nochmahls drucken, von Büchern und Schriften; wo doch in der weiteſten Bedeutung **abdrucken** und **auflegen** üblicher iſt. S. **Nachdruck**.

Nachdrucker, jemand der einem rechtmäßigen Verleger zum Nachtheil ein Buch nachdruckt oder nachdrucken läßt. S. **Nachdruck** (Bücher=).

Nachdrücklich, als Kunſtwort bey den Mahlern, ſ. unter **ſtark**.

Nachdunkeln, wird bey den Mahlern von einer Farbe gebraucht, wenn ſie mit der Zeit dunkel wird und in das Schwarze fällt. **Der Umbra, die cölniſche Erde und Aurum Pigmentum dunkeln nach**, und verderben die Farben, mit welchen ſie vermiſcht ſind.

Nachdurſt, im gemeinen Leben der Durſt, welcher ſich gemeiniglich des andern Morgens einfindet, wenn man ſich den Tag zuvor mit Getränk überladen hat.

Nacheile, iſt in engerer Bedeutung in einigen Gegenden die Verfolgung eines flüchtigen Miſſethäters. **Die Unterthanen zur Nacheile aufbiethen.** Ingleichen das Recht, flüchtige Miſſethäter zu verfolgen. Im Jagdweſen verſteht man darunter **die Jagdfolge**.

Nachen, ein zunächſt aus dem Oberdeutſchen entlehntes Wort, welches einen **Kahn** bedeutet. **In den Nachen ſteigen**, in den Kahn. Im mittl. Lat. Noa, Noha, Noculus, Naca. Es

iſt

iſt mit Nabe, Napf, Navis verwandt, bey welchen allen der Begriff eines hohlen Raums zum Grunde liegt.

Nachenförmiges Blatt, folium carinatum, heißt ein ſolches Blatt, welches bäuchig oder zuſammen gedruckt, und auf dem Rücken mit einer erhabenen Schärfe oder Schneide verſehen iſt.

Nachenkraut, Cymbaria Linn., der Nahme einer Pflanze welche auf den Bergen in Sibirien wächſt. Sie gehört in die 2te Ordnung der 14ten Claſſe des Linn. Pfl.-Syſtems, Didynamia Angioſpermia. Von ihrem Nutzen iſt aber nichts bekannt.

Nacherbe, ein nachgeſetzter Erbe, eine Perſon, welche in Ermangelung, oder nach dem Abgange des Haupterben zum Erben eingeſetzt worden; im Oberd. ein Aftererbe.

Nacheſſen, das, ein Eſſen, d. i. Gericht, welches nach einem Hauptgerichte, beſonders nach dem Fleiſche, aber noch vor dem Braten aufgetragen wird; das ſind z. B. Schinken, geräucherte Zungen, Krebſe &c. Im Niederſ. iſt **Nakoſt**, eine Speiſe, welche nach der Suppe gegeſſen wird.

Nachfahren iſt unter andern bey den Jägern üblich 1) für verfolgen. Die Hunde fahren nach, wenn ſie ein Stück Wild ſchnell verfolgen. 2) Wenn mit der Hand bey dem Beſuch am Hängeſeil nachgegriffen, und der Hund kürzer gehalten wird, ſo nennt man dieſes auch nachfahren. 3) Wenn ein Wild flüchtig iſt, und man es nicht recht zum Schuſſe haben kann, ſo wird mit angeſchlagenem Gewehre nachgefahren, d. i. nachgehalten. 4) Wenn ein Zeug zu kurz iſt, und etwas geſtrickt werden muß, ſo nennen die Jäger das nachfahren. 5) Wenn ein flüchtiges Wild eben den Weg nimmt, welchen das

erſtere genommen, ſo ſagt man: ein Wild iſt dem andern nachgefahren. Im Bergbaue fährt man den Bergleuten nach, wenn man hinter ihnen her einfährt, um nachzuſehen, ob ſie ihre Schuldigkeit thun. Ehedem bedeutete einem nachfahren, jemanden in einem Amte, in einer Würde nachfolgen, in welchem Verſtande es noch im Oberdeutſchen üblich iſt. S. auch Vorfahrer.

Nachfahrer, ein Nachfolger, ein nur im Oberdeutſchen übliches Wort, wo es auch verkürzt der Nachfahr lautet. Im Bergbaue ſind die Nachfahrer oder Einfahrer, gewiſſe Bergbeamten, welche die Gruben befahren, und nachſehen, ob die Geſchwornen ihrer Pflicht eine Genüge leiſten.

Nachfahrt, ein auch nur im Oberdeutſchen in den Bedeutungen des Zeitwortes nachfahren übliches Wort, beſonders die Nachfolge in einem Amte oder in einer Eigenſchaft zu bezeichnen. In einigen Gegenden iſt es auch die Verbindlichkeit, ſeinen Wein in einer dazu berechtigten Kelter keltern, ſein Getreide in einer Zwangmühle mahlen zu laſſen ꝛc. gleichſam die Verbindlichkeit, der Kelter, der Mühle nachzufahren, zu ihr zu fahren.

Nachfährte, bey den Jägern, die Fährte des hintern Fußes; die Hinterfährte. Bey andern iſt die Nachfährte, Hinterfährte, Rückfährte oder Wiederfährte, diejenige Fährte, welche ein Thier oder Hirſch im Rücken hat, wo es hinaus gegangen iſt.

Nachfärben, 1. als ein Neutrum, bey den Mahlern, ſeine Farbe durch andere durchſcheinen laſſen, ſie andern damit gebrochenen Farben mittheilen, ſo daß der Glanz und die Lebhaftigkeit

der

der andern damit gebrochenen, oder darauf getragenen geſchwächt oder verdorben wird. Der Umbra und alles Schwarz färbet nach. S. Nachdunkeln, welches ſeine ſchwarze Farbe mittheilen bedeutet. 2. Als ein Activum, nochmahls färben, beſonders was ein anderer bereits gefärbt hat.

Nachfolge, der Zuſtand, da man einer Perſon oder Sache nachfolget, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen, z. B. **die Nachfolge in einem Amte, in einer Würde, in dem Beſitze der Güter**, die Erlangung derſelben von einem Erblaſſer oder Vorfahrer kraft der Geburt, der Geſetze oder gewiſſer Verträge, wo es zuweilen auch von dem Rechte, einem Erblaſſer oder Vorgänger in ſeinen Gütern und Gerechtſamen zu folgen, gebraucht wird; **die Erbfolge**, wenn man dem Erblaſſer in dem Beſitze ſeiner Güter und Gerechtſamen folget. Jn dem Jagdweſen verſteht man darunter **die Jagdfolge.**

Nachfriſt, im Oberdeutſchen einiger Gegenden, eine rückſtändige, ausſtehende, verfallene Zahlung; ein Reſt. **Die Schulden und Nachfriſten eintreiben.**

Nachfröhner, im Oberdeutſchen, ein Fröhner, d. i. zur Execution berechtigter Gläubiger, welcher einem andern nachſtehet.

Nachfüllen, beſonders **den Wein oder ein Weinfaß nachfüllen**, wenn es durch die Ausdünſtung abgenommen hat, wieder füllen.

Nachgebären, nach dem Tode des Vaters gebähren, wo doch nur das Mittelwort nachgeboren üblich iſt, das Lat. Poſthumus auszudrücken. **Ein nachgebornes Kind**, im Oberd. **eine Nachwaiſe.**

Nachgeben, heißt bey den Jägern, dem Hunde bey dem Behangen oder Suchen mehr Seck laſſen. 2) Wenn die angelaſſenen Hunde das angejagte Wild nicht mehr verfolgen, ſo ſagt man: die Hunde haben nachgegeben.

Nachgeboren, ein nach dem Tode des Vaters gebornes Kind; Lat. Poſthumus. In Anſehung ſolcher Kinder haben die Geſetzgeber manches anzuordnen für nöthig gefunden, da über ihre zu machenden Anſprüche unter gewiſſen Umſtänden leicht Streit entſtehen kann. Nach dem Preußiſchen Rechte wird überhaupt ein Kind, welches bis zum dreyhundert zweyten Tage nach dem Tode des Ehemannes geboren worden, für das eheliche Kind deſſelben geachtet, und die Erben des Mannes können die eheliche Geburt eines ſolchen Kindes nur innerhalb der Zeit, und nur aus den Gründen anfechten, wo und aus welchen der Verſtorbene ſelbſt dazu berechtigt ſeyn würde. Ergibt ſich jedoch aus der Beſchaffenheit eines zu frühzeitig gebornen Kindes, daß nach dem ordentlichen Laufe der Natur der Zeitpunct ſeiner Erzeugung nicht mehr in das Leben des Ehemannes treffe, und kann zugleich die Wittwe eines nach ſeinem Tode mit andern Mannsperſonen gepflogenen verdächtigen Umgangs überführt werden: ſo iſt das Kind für ein uneheliches zu achten.

Hat die Wittwe wider die Vorſchrift der Geſetze zu früh geheyrathet, dergeſtalt, daß gezweifelt werden kann, ob das nach der anderweitigen Trauung geborne Kind in dieſer oder in der vorigen Ehe erzeugt worden; ſo iſt auf den gewöhnlichen Zeitpunct, nähmlich den zweyhundert und ſiebenzigſten Tag vor der Geburt, Rückſicht zu nehmen. Fällt dieſer noch in die Lebenszeit

benszeit des vorigen Mannes: ſo iſt die Frucht für ein eheliches Kind deſſelben zu achten, welches alſo zu ſeiner Familie gehört, und an ſeinem Nachlaſſe Theil nimmt. Es muß aber auch der zweyte Ehemann, welcher durch die zu frühe Verheirathung mit der Mutter den Stand des Kindes zweifelhaft gemacht hat, demſelben alle Pflichten eines leiblichen Vaters leiſten, ohne ſich der diesfälligen Rechte über ſelbiges anmaßen zu dürfen. Doch hat ein ſolches Kind auf den Nachlaß des zweyten Ehemannes kein geſetzliches Erbrecht.

Nach dem Tode eines Ehemannes können die Erben von der Wittwe Erklärung fodern: ob ſie ſich für ſchwanger halte. Behauptet oder vermuthet die Wittwe eine Schwangerſchaft: ſo können die Erben verlangen, daß auf ihre Koſten der Wittwe eine anſtändige Geſellſchafterinn zugeordnet werde. Bleibt nach Ablauf von fünf Monathen, ſeit des Mannes Tode, die Wittwe bey der Angabe einer Schwangerſchaft: ſo muß ſie, auf Verlangen der Erben, Unterſuchung durch eine Hebamme geſtatten. Ein gleiches muß geſchehen, ſobald die Wittwe eine anfänglich nicht bemerkte noch vermuthete Schwangerſchaft angibt. Findet in beyden Fällen die Hebamme keine Zeichen einer vorhandenen Schwangerſchaft, und die Wittwe beharret dennoch bey ihrer Behauptung: ſo muß die Beobachtung durch die Geſellſchafterinn bis zum Verlaufe des geſetzmäßigen Termins fortgeſetzt, auch die Unterſuchung durch die Hebamme von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Selbſt wenn die Wirklichkeit der Schwangerſchaft ausgemittelt iſt, ſteht es den Erben frey, die Aufſicht durch die Geſellſchafterinn bis zur Entbindung, oder bis zum Ablaufe des geſetzmäßi-

ſetzmäßigen Termins, fortſetzen zu laſſen. Außerdem können ſie verlangen, daß eine von dem Gerichte auf ihre Koſten zu beſtellende ehrbare Matrone bey der Entbindung zugegen ſey. Sowohl dieſe Matrone, als die zu beſtellende Geſellſchafterinn, müſſen unbeſcholtene vertragſame Perſonen ſeyn, die mit der Wittwe nicht in Feindſchaft und Widerwillen leben. Auch müſſen dazu ſolche Perſonen gewählt werden, denen keiner von beyden Theilen Ausſtellungen, die einen Zeugen verwerflich oder verdächtig machen, entgegen ſetzen kann. Ihre wirkliche Vereidung aber iſt erſt alsdann nothwendig, wenn ſie über Thatſachen, die während der Schwangerſchaft, oder bey der Entbindung vorgefallen ſind, Zeugniß ablegen ſollen. Die Hebamme ſowohl, als die Geſellſchafterinn, ingleichen die Hausgenoſſen der Wittwe, müſſen, wenn die Entbindung herannahet, dafür ſorgen, daß die vom Gerichte beſtellte Matrone in Zeiten herbeygerufen werde. Daraus, daß die Entbindung in Abweſenheit dieſer Matrone erfolgt iſt, entſteht zwar einiger Verdacht gegen die Rechtmäßigkeit des Kindes; doch iſt derſelbe für ſich allein, und wenn nicht andere den Beweis eines vorgefallenen Betruges begründende Umſtände hinzu treten, noch nicht hinreichend, die für das Kind ſtreitende geſetzliche Vermuthung aufzuheben. Eine Wittwe aber, welche gegen obſtehende geſetzliche Vorſchriften, ihre Schwangerſchaft oder Niederkunft aus Vorſatz verheimlicht hat, ſoll um den vierten Theil alles deſſen, was ſie aus dem Nachlaſſe des Mannes erbt, zum Vortheile der Verwandten deſſelben beſtraft werden.

S. Allgem. Landrecht für die Preuß. Staaten. II. Th. VIII. Tit. §. 19 ff.

Nachgeburt, ein runder ſchwammichter breiter und dicker Körper, welcher aus Häuten, Blutgefäßen und einem zelligen Gewebe beſteht, ſich mit der Frucht in der Mutter der menſchlichen und thieriſchen Körper bildet und vermittelſt der Nabelſchnur mit derſelben verbunden iſt: Secundinae. Er tritt nach der Geburt des Kindes aus der Mutter, daher er auch den Nahmen hat, wird aber auch die Afterbürde, in Schwaben Burti, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einem Kuchen der Mutterkuchen, und wegen ſeiner ſchwammichten Conſiſtenz die Mutterleber, im Niederſ. Hamel, Holländ. Hamme, genannt.

Ueber die Natur und die Beſtimmung dieſes Theils hat man lange ganz unrichtige Vorſtellungen gehabt. Es war nähmlich immer ein allgemein angenommener Satz, daß die Leibesfrucht das Blut von der Mutter, vermöge der ſich im Mutterkuchen und in dem Nabelſtrange befindlichen Blutgefäße, und folglich auch ſeine nährenden Kräfte erhalte, und derjenige Antheil des Blutes, welcher nicht zur Ernährung und Vervollkommnung des Kindes diene, wieder der Mutter zugeführet werde. Dieſe Meinung erhielt ſich viele Jahre, bis erſt neuerlich der Hr. Prof. Schreger in Erlangen uns eine ganz neue Theorie über dieſen wichtigen Gegenſtand lieferte. Er ſtellte in dieſer Rückſicht mehrere Verſuche an mancherley Thierarten an, und ſchloß auch aus einigen bey Menſchen beobachteten Ereigniſſen, die Bezug auf die Einſaugungskraft haben, daß die Mutter nur ſehr wenig Antheil an der Ernährung der Frucht habe, weil ihn Verſuche belehrten, daß die Nabelblutgefäße des Kindes nur unter ſich, und nicht mit den Gefäßen der Mutter anaſtomoſiren (anmünden) und

Gemeinſchaft haben. Sonach macht ſich der Fötus ſein Blut ſelbſt, und zur Werkſtatt deſſelben dienet der Mutterkuchen, wie einige glückliche Einſpritzungen lehrten. Nach Hn. S. findet, in Rückſicht der Ernährung des Fötus, durch Hülfe des Mutterkuchens und der Nabelblutgefäße, daſſelbe Verhältniß ſtatt, wie bey Erwachſenen jenes Geſchäft vorzüglich durch das Meſenterium bewerkſtelliget wird *).

Herr Prof. Iſenflamm wollte ſich ſelbſt von dem, was Schreger vorgetragen hatte, überzeugen, und ſtellte daher in dieſer Hinſicht folgenden Verſuch an: Er bließ Luft in die Nabelvene, um ihre Aeſte auf dem Mutterkuchen ſichtbar zu machen; ſodann injicirte er die Vene, worauf die Aeſte der zwey Nabelarterien ſich mit Luft füllten. Weder Luft, noch weniger aber injicirte Maſſe, trat von der obern oder untern Fläche des Mutterkuchens aus. Die Erſcheinung überführte Hrn. Iſenflamm hinreichend, daß die Nabelblutgefäße des Kindes nur unter ſich, und nicht mit den Gefäßen der Mutter anaſtomoſiren **).

Auch Oſiander beſtätigte es daß kein Blut vom Mutterkuchen in vermeintlich angemündete mütterliche Gefäße übergeht, und daß die Circulation des kindlichen Blutes nur zwiſchen dem Kinde und dem Mutterkuchen ſtatt findet.

Bey einer, wegen Verknöcherung der großen Fontanelle langſamen, vermöge der Zange beendig-

*) S. De functione placentae uterinae, ad virum illuſt. S. Th. Soemmering epiſtola ſcripſit B. N. G. Schreger, Erlangae 1798.

**) Beyträge für die Zergliederungskunſt, herausgegeben von Iſenflamm in Erlangen, und Roſenmüller in Leipzig, 1n Bandes 3s Heft, mit Kupf. Leipzig 1800, S. 374.

beendigten Geburt, (die ein Schüler des Hrn. Oſiander's übernahm) bemerkte Hr. O. das lange Pulſiren in den Gefäßen des Nabelſtranges und des Mutterkuchens ſehr deutlich. Denn da die Nachgeburt ſo geſchwind folgte, daß ſolche ohne Unterbindung und Zerſchneidung des Nabelſtranges ſammt dem Kinde weggenommen werden konnte: ſo konnte man, nachdem das Kind in eine Mulde, der Mutterkuchen aber in eine nebenſtehende Schüſſel mit lauem Waſſer gelegt worden war, nun auch folgende Beobachtung aufnehmen: Die Nabelarterien pulſirten ſehr ſichtbar und fühlbar auf der innern und äußern Seite des Mutterkuchens 12 Minuten lang, und bis an die Inſertion des Nabelſtranges in den Mutterkuchen 25 Minuten anhaltend fort; ſo, daß der Mutterkuchen dadurch gleichſam in eine lebendige Bewegung geſetzt wurde. Dabey war es ferner äußerſt merkwürdig, daß nicht das mindeſte Blut aus der äußern Fläche und Decke des Mutterkuchens hervorkam, indem das Waſſer, worin derſelbe lag, ungeachtet des ſtarken Pulſirens, vom Blute ungefärbt blieb, welches einen kräftigen Beweis abgibt, daß kein Blut vom Mutterkuchen in angemündete mütterliche Gefäße (wie man ſonſt glaubte) übergeht, und daß folglich die Circulation des kindlichen Bluts nur zwiſchen dem Kinde und dem Mutterkuchen ſtatt hat. Sonach wird aus dem Mutterkuchen kein Blut in die Gebärmutter propulſirt, ſondern wahrſcheinlich werden eben ſo überflüſſige Theile des kindlichen Blutes von den Venen und lymphathiſchen Gefäßen der Gebärmutter aus dem Mutterkuchen aufgeſogen, woraus der Fötus ſein dunkelrothes Blut ſelbſt bereitet, aus der Gebärmutter von den einſaugenden

den Gefäßen des Mutterkuchens aufgeſogen werden *).

Nach dieſer Theorie würde der Mutterkuchen alſo die Stelle der Lunge des Kindes vertreten, um das Blut zu reinigen und mit neuen belebenden Theilen zu verſehen. Und wer muß dieſes nicht höchſt wahrſcheinlich finden, wenn man bedenkt, daß bis zur Geburt des Kindes die Lunge ſelbſt ganz unthätig iſt, von dem Augenblicke an aber, wo das Kind geboren iſt, und den erſten Athemzug gethan, und alſo das Blut den neuen Weg durch die Lunge angetreten hat, dem Kinde der Mutterkuchen mit einem Mahle ganz überflüſſig iſt.

Durch welches Organ wird aber dem Kinde eigentliche Nahrung zugeführt? wird man hier natürlich fragen. Durch den Nabelſtrang geſchieht dieſes nicht, wie es eben bemerkt worden; durch den Mund noch weniger, wie es allen Aerzten zur Genüge bekannt iſt. Nach einer Aeußerung eines hieſigen berühmten Arztes, des Herrn Dr. M. dienen die Bruſtwarzen dazu, aus dem ſogenannten Schafwaſſer (Liquor amnii) die nöthigen Nahrungstheile einzuſaugen, und dieſes iſt nach ihm die Urſache, warum man bey beyden Geſchlechtern Bruſtwarzen findet, und warum bey allen neugebornen Menſchen und Thieren Milch in den Bruſtwarzen angetroffen wird.

Ueber

*) S. Annal. d Entbindungs-Lehranſtalt auf der Univerſität zu Göttingen v. Jahr 1800, nebſt einer Anzeige und Beurtheilung neuer Schriften für Geburtshelfer, von D. F. B. Oſiander, 1s St. Einige Einwürfe gegen dieſe neue Theorie findet man von Herrn Lobſtein in dem Werke: Archives de l'art des accouchemens conſideré ſous ſes rapports anatomique et pathologique. Recueillies dans la literatur étrangére, par J. F. Schweighaeuſer, Dr. en Médecine, Tome premier, An 9. 1801.

Ueber die Behandlung der Kindbetterinnen in Anſehung des Abgangs der Nachgeburt hat zwar mein Vorgänger Krünitz im Art. Kindbetterinn, Th. 37, S. 695 fl. für Hebammen verſchiedene Anweiſungen gegeben. Ich muß indeß hinzuſetzen, daß man in neuern Zeiten den Abgang der Nachgeburt ſo viel als möglich ganz der Natur überläßt, und wenn es auch mehrere Tage dauern ſollte, ehe derſelbe erfolgt. Unter andern hat Loder ſeit vielen Jahren in dem Entbindungsinſtitute zu Jena es zur Regel gemacht, die Nachgeburt gewöhnlich nie herauszuziehen, ſondern ganz der Natur zu überlaſſen. Bisweilen ging ſie erſt nach mehreren Tagen ab. Seit jener Zeit kamen ihm faſt keine Fälle vor, wo eine Ausnahme nöthig geweſen wäre *). Auch in der hieſigen Königl. Charitee, wo des Jahrs an 300 Wöchnerinnen entbunden werden, wird nach der Verſicherung meines Freundes, des Herrn Stabs-Chirurgus Rebentiſch faſt nie etwas zur Löſung der Nachgeburt gethan, ſondern dieſelbe ganz der Natur überlaſſen. Bloß in den Fällen, wenn nach der Entbindung der Muttermund ſich nicht ſchließt und gefährliche Blutungen eintreten, die das Leben der Wöchnerinn bedrohen, oder wenn der Mutterkuchen auf dem Muttermunde ſitzt, wird der Natur einige Hülfe zur Wegſchaffung der Nachgeburt geleiſtet.

Um die Abſtoßung des Mutterkuchens jedoch ſicher und ohne Gewaltthätigkeit bald nach der Entbindung zu befördern, warum es den Wöchnerinnen immer ſehr zu thun iſt, weil ſie ſich

*) S. Chirurgiſch mediciniſche Beobachtungen; von J. Chr. Loder. 1794. 1 B.

ſich nicht eher beruhigen zu können glauben, hat Wigand eine Methode erfunden oder ſie wenigſtens mehr in Anwendung gebracht, die allgemein bekannt zu werden verdient. Er unterbindet nähmlich den Nabelſtrang entweder mit einer doppelten Ligatur, oder hält bey der einfachen Ligatur das nach dem Durchſchneiden des Nabelſtranges, offene mütterliche Ende deſſelben ſo lange zwiſchen den Fingern zuſammengedrückt, bis es wahrſcheinlich wird, daß nun kein Blut mehr herausfließen kann.

So geringfügig dieſer Handgriff und der durch ihn verhinderte Abfluß des Blutes aus der Placenta beym erſten Anblick zu ſeyn ſcheint, ſo wichtig hält ihn Herr Wigand aus folgenden Gründen:

Einmahl behält der Mutterkuchen jetzt ſeine erſte Ausdehnung und Oberfläche, womit er an dem Muttergrunde adhärirte, während daß der Quadratflächeninhalt der innern Wand des Uterus bey den fernern Zuſammenziehungen kleiner wird. Und in dem Mißverhältniß dieſer Flächen liegt ja bekanntlich ein Hauptgrund von der Trennung des Mutterkuchens.

Zweytens wird auch durch dieſen Handgriff, und nahmentlich durch den ſo plötzlich verhinderten Abfluß des Blutes aus der Placenta, der Umſtand bewirkt, daß das aus der Gebärmutterwand in den Mutterkuchen übergehende Blut *) an den jetzt vollen, nicht ausgeleerten Gefäßen des letztern, einen ungewöhnlichen Widerſtand findet. Dieſer Widerſtand kann nicht nur den erſten, ſondern auch den kräftigſten Reiz zur Abſtoßung der Placenta geben.

Drit-

*) Daß dieſe Vorſtellung einiger Berichtigung bedürfe, iſt im vorſtehenden ſchon bemerkt worden. Wenn aber auch kein rothes Blut von der Mutter in die Nachgeburt übergeht, ſo kann dieſes doch eine Art von Lymphe ſeyn, und in ſo fern würde der hier angeführte Grund doch gewiſſermaßen ſtatt finden.

Drittens verliert der Mutterkuchen weniger Blut, behält deswegen eine größere Ausdehnung, muß alſo auch mehr Berührungs- und Reizpunkte für die reizbaren Faſern der Gebärmutterwand erhalten, und dieſe zu allgemeineren und ausgedehnteren Zuſammenziehungen bringen.

Außerdem räth Herr Wigand auch zu den bekannten Reibungen des Unterleibes; nur macht er dabey auf folgende Cautelen aufmerkſam:

a) Bey Erſtgebärenden eile man ja nicht mit dieſen Friktionen, ſondern laſſe lieber mehrere Minuten verſtreichen, bevor man ſie anwendet. Durch das voreilige Reiben können leicht Strikturen der Gebärmutter und Incarcerationen der Placenta veranlaßt werden.

b) Man wende überhaupt die Reibungen nie eher an, als bis man aus einer fühlbaren, härtlich werdenden Geſchwulſt, über und unter dem Steisbein abnehmen kann, daß die Gebärmutter ſich von ſelbſt zuſammenzuziehen anfängt. (Aber wozu dann noch die Frictionen? — Iſt die Gebärmutt r atoniſch — und nur in dieſem Falle mögen ſie ſtatt finden — ſo wird eine frühere Anwendung derſelben nicht ſchaden.)

c) Die erſten und ſtärkſten Frictionen bringe man in der Gegend des Nabels an, weil dieſe Stelle dem Grunde der Gebärmutter am nächſten, ihren Seitentheilen aber, die man, um Incarcerationen zu verhüten, verſchonen muß, am entfernteſten correſpondirt.

d) Der Handgriff ſelbſt muß in einem durchaus ſanften, zirkel- oder vielmehr ſchneckenförmigen Reiben mit der flachen Hand beſtehen. Ein Drücken oder Zuſammenkneipen des Unterleibes iſt ſchädlich.

S. Wigand's Beyträge zur Geburtshülfe. I. Heft. 1799.

Buſch's Almanach der Erfindungen ꝛc. IV. Jahrg. Erfurt 1800. S. 327.

Bey den Thieren iſt die Nachgeburt in Größe und Geſtalt nach Verſchiedenheit der Thiere ſelbſt verſchieden. In gewöhnlichen natürlichen Fällen erſcheint die Nachgeburt in wenigen Minuten

nuten nach der Geburt des Thieres, indem ſich die Gebärmutter zuſammenzieht, den Mutterkuchen und die Häute abſondert, und die noch enthaltenen geronnenen Blutklumpen heraustreibt.

Sollte dieſes Geſchäft der Natur aber nicht wirken, und die Nachgeburt in der Mutter ein oder mehrere Stunden zurückbleiben, welches entweder durch zu feſtes ſtarkes Anhängen an der Gebärmutter, oder Erſchlaffung der Mutter, oder Entkräftung des Thieres u. ſ. w. wohl zuweilen erfolgen kann: ſo könnte man deshalb freylich allerdings ganz unbeſorgt ſeyn, indem eben ſo wenig als bey den Menſchen etwas übles aus dieſer Verzögerung entſtehen würde. Doch rathen geſchickte Thierärzte, die Wirkungen der Natur durch innerliche Mittel zu unterſtützen, ehe man ſelbſt Hand anleget, oder mit der Hand die Nachgeburt zu löſen und heraus zu ziehen trachtet. Nur in ſehr wenigen Fällen wird man Handgriffe dazu nöthig haben, und junge Thierärzte ſowohl als Landleute müſſen nicht zu ſchnell mit der Handanlegung ſeyn; es wird viele Behutſamkeit dazu erfordert, und man darf bey der Herausziehung der Nachgeburt weder zu eilig ſeyn, noch viel Stärke anwenden, indem man ſonſt ſehr leicht heftige Blutergießungen, Muttervorfälle, Umkehrung der Gebärmutter u. dgl. erregen kann. Eben ſo unſchicklich und höchſtgefährlich iſt die Weiſe, an die heraushangende Nabelſchnur einen Stein zu befeſtigen, um den Abgang der Nachgeburt zu beſchleunigen: anderer abergläubiſchen, einfältigen Hülfsmittel nicht zu gedenken.

Zu den innerlichen Mitteln, welche zu Abtreibung der Nachgeburt angewendet werden, gehören bey entkräfteten Thieren, ſtärkende Mittel,

tel, als ein Glas Wein, oder Bier, Brot und Bier, mit etwas wenig Safran vermiſcht, ferner lege man ihnen gutes Heu, geſchrotene Körner u. dgl. vor. — Hr. Hartmann empfiehlt eine Abkochung von etlichen großen Mangoldwurzeln ein halbes Maß nach und nach; oder einen Einguß von Leinſamenöhl ein Viertelpfund, und Safran etliche Meſſerſpitzen; oder ein Loth gepülverte Enzianwurzel, in zwey Schoppen Wein, gegeben. — In dem hannöverſchen Magazin werden ebenfalls zu Abtreibung der Nachgeburt bey Kühen mancherley Hülfsmittel vorgeſchlagen, welche zuweilen gute Dienſte geleiſtet haben, z. B. man ſoll die Kuh gleich nach dem Kalben in die Höhe treiben, und ſogleich einen lauwarmen Trank von Brotwaſſer, einen Löffel voll Baumöhl, zwey Löffel Rübenöhl, eine Handvoll geſchrotenes Gerſtenmalz, und ein halb Loth ſchwarzen Kuhkümmel geben. — Andere rühmen die Zwiebeln an. — Einige empfehlen auf eine halbe Metze Wintergrün ſiedend heißes Waſſer zu gießen, und den Trank davon, mit ein Paar Hände voll Mehl vermiſcht, dem Thiere lauwarm zu reichen u. ſ. w.

Alle dieſe Mittel können in gewiſſem Betrachte gute Wirkung äußern, aber man wird deren gar keine nöthig haben, wenn das Thier geſund und bey guten Kräften iſt, und gleich nach der Geburt mit den oben angemerkten Nahrungsmitteln geſtärkt und erquickt wird.

Sind aber die Theile des Mutterhalſes krampfhaft zuſammengezogen, oder wird der Abgang der Nachgeburt durch eine auf die bey der Geburt des jungen Thieres ſtarke Anſtrengung und Reizung der Theile der Mutterſcheide erfolgte Anſchwellung verſchloſſen: ſo muß man in die

Mutterſcheide zertheilende lauwarme Einſpritzungen von Leinſamenabkochungen, und auch äußerlich auf das Kreutz Bähungen von Lein= und Heuſamen, in Bier oder Eſſig gekocht, machen, und damit ſo lange anhalten, bis die Geſchwulſt ſich geſetzt hat, und der Abgang der Nachgeburt erfolgt iſt.

Will ſich nun aber nach Anwendung dieſer Mittel die Nachgeburt dennoch nicht ablöſen, ſo muß man zu verſchiedenen Mahlen an der hervorhangenden Nabelſchnur behutſam ziehen und unterſuchen, wo ſie eigentlich feſt ſitzt. Hat man dieſes entdeckt, und iſt die Nachgeburt mit der Gebärmutter ſo genau und feſt vereiniget, daß man keine ſo baldige Trennung vermuthen kann: ſo iſt man, nach Herrn Frenzel's Meinung, ſchlechterdings genöthiget, bey den größern Thieren ſeine mit Oehl beſtrichene Hand in die Mutterſcheide und Mutter einzubringen, und die Nachgeburt loszulöſen; dieſes muß aber mit aller nur möglichen Vorſicht geſchehen, und die Haut mit den Fingern allmählig abgetrennt werden. Die Nabelſchnur, welche man mit der linken Hand hält und gemächlich an ſich zieht, wird die rechte Hand bald an den Ort leiten, wo die Nachgeburt feſt ſitzt.

Es ſind zwar einige geſchickte Thierärzte der Meinung, daß man nie die Nachgeburt mit der Hand ablöſen und ausſchaffen, ſondern dieſes Geſchäft ſchlechterdings der Natur allein überlaſſen ſoll; auch wollen ſie nie, wenn auch die Nachgeburt acht, zehn, zwölf bis ſechszehn Tage in der Mutter geblieben, den geringſten Schaden bemerkt haben, ſelbſt da nicht, wenn auch die Nachgeburt in Fäulniß übergegangen war, und einen heftigen Geſtank verbreitete. Herr Fren=

Frenzel bemerkt dagegen indeſſen, daß er, ſo gern als er ſonſt ein treuer Diener der Natur ſeyn möchte, es doch in dieſem Falle nicht ſeyn könnte, und er zweifele nicht, daß ihm die meiſten Thierärzte hier beypflichten würden, indem meiſtentheils die faulende Nachgeburt die heftigſten und tödtlichſten Zufälle erregen müßte. Nur dann würde er es nicht wagen ſie abzunehmen, wenn ſie ſo feſt verwachſen ſey, daß durch eine heftige Gewalt ein Blutfluß oder Entzündung erfolgen müßte.

Hier muß man nach ſeinem Rathe erweichende, reinigende, entzündungs- und fäulnißwiderſtehende Einſpritzungen machen, um theils die zurückgebliebenen Stücke des Mutterkuchens zu erſchlaffen, theils die in Fäulniß übergehenden Stücke aufzulöſen und auszuſpülen. Hierzu leiſten die Abkochungen von Weidenrinde die beſten Dienſte; ſo wie die von Leinſamen und laugemachtes Leinöhl — nach dem Vorſchlage des Hrn. Paſt. Chriſt, die innern Theile ſehr erweichen. Dabey müſſen die Thiere, wie oben gedacht, bey leicht verdaulicher guter Fütterung immerfort, bis die Reinigung oder ſogenannte Säuberung vollkommen erfolgt, unterhalten werden. Auch die Einſpritzungen von lauem Waſſer, von Pappeln- und Odermennig-Abſud mit Honig vermiſcht; bey vorhandener Fäulniß: Abkochungen von Rosmarin, Salbei, Polei, Wohlgemuth, u. d. gl. zeigen ſich ganz beſonders wirkſam *).

Bey den **Mutterdrüſen** (ſ. oben, S. 264.) iſt bereits erwähnt worden, daß, — doch ſehr

*) Hannöverſch Magaz. 36. 39. 42. 67. St. v. J. 1785. — Oekon. Nachr. d. patr. Geſellſch. in Schleſ. 16. Bd. 21. St. S. 165.

ſelten — nach der Geburt der Kälber ſich zuweilen ausgeartete verdorbene Mutterdrüſen zeigen, welche, wenn ſie nicht weggebracht, dem Thiere nachtheilig werden können. Daß dergleichen Drüſen gegenwärtig ſind, zeigt theils der Augenſchein, theils das langſamere oder ganz unterbliebene Reinigen der Kuh, gleich nach der Geburt. Indeß kann aber auch eine andere Urſache, als Krampf, Geſchwulſt, Schwäche, u. a. m. die Reinigung hindern, und deshalb muß der Thierarzt, oder diejenige Perſon, welche die Kuh zu beſorgen hat, mit der Hand die Gebärmutter unterſuchen, und genau Achtung geben, ob ſolche verartete Mutterdrüſen, oder andere Verhinderungen gegenwärtig ſind: nicht aber geſunde für kranke halten.

Zweytens kann man auch die Gegenwart der verarteten Mutterdrüſen vermuthen, wenn die Kuh, ſelbſt nach zu gehöriger Zeit erfolgter Säuberung, dennoch immerfort heftig drängt. Zwar folgt dies auch, wenn ſich etwa blos geronnenes Blut verhalten hat; allein man wird doch nichts deſto weniger der Erfahrung nicht widerſprechen können, daß öfters ein noch zurückgebliebenes Stück Nachgeburt Urſache davon ſey, indem daſſelbe zu feſt mit den Mutterdrüſen verbunden war, als daß es der übrigen Nachgeburt folgen konnte, beſonders, wenn dieſe etwa durch Beyhülfe von außen, durch Daranziehen, oder durch ihre eigene Schwere losgeriſſen war.

Ueberhaupt aber, meint auch Hr. Schreger — trete dieſer Fall, ſo wie der, daß dieſes Drängen ſich bisweilen wohl gar erſt nach zwey, drey Tagen anfängt, beſonders nur dann ein, wenn die Nachgeburt blos an einigen Stellen feſter

ſter verbunden war, und nun, indeß das übrige losging und äußerlich abriß, dieſe Stücke noch in dem Innern zurückblieben. —

Um den ausgearteten, kranken Mutterdrüſen vorzubeugen und ſie durch Hülfsmittel auszurotten, ſagt Herr Frenzel, weiß ich nichts, und ich übergehe auch alle diejenigen, welche irgend ein guter oder ſchlechter Schriftſteller angerühmt hat; erſtlich, weil man vor der Geburt ihr Daſeyn nicht weiß und nicht wiſſen kann, indem ſich keine Kennzeichen finden; zweytens, weil nur eben die Kranken nachtheilig werden können, die geſunden aber zur Gebärmutter gehören; drittens, weil bey gut gehaltenen Thieren ſich äußerſt ſelten kranke Mutterdrüſen finden; und viertens, weil wenige kranke, den Thieren nicht gefährlich werden; hingegen eine unvorſichtige, unthierärztliche Behandlung und Abreißung allemahl üble Zufälle, Entzündung, Eiterung und Brand erregen kann, und auch, wenn dieſes nicht geſchiehet, wenigſtens eine jährige oder gänzliche Unfruchtbarkeit erfolgen muß, da alsdann die nothwendigen Anfeuchter, Behälter und Bearbeiter des Nahrungsſtoffes &c. in der Bärmutter mangeln.

Von dem arzneylichen Nutzen der Nachgeburt, auf den man ehedem viel hielt, iſt jetzt bey vernünftigen Leuten nichts bekannt, weshalb ich hier darüber nichts zu ſagen brauche. Was man ſonſt in Anſehung der Nachgeburt unter den gemeinen Leuten noch für Vorurtheile hat, kann ich hier gleichfalls übergehen, da gebildete Leute es eben nicht zu wiſſen wünſchen werden, und der große Haufe ſich ſeine angeerbten Meinungen ſelten ausreden läßt.

S. Frenzel's praktiſches Handbuch für Thierärzte. II. Th. S. 788 ff.

Man ſehe übrigens auch den Art. **Nabelſchnur**, oben, S. 655 fl. und was die Art der Entſtehung der Nachgeburt betrifft, den Art. **Leibesfrucht**, Th. 72, S. 59 fl.

Von einem der ſchmutzigſten Gebräuche der Jakuten in Anſehung der Nachgeburt, die ſie kochen, und mit ihren beſten Freunden verzehren, ſ. Th. 28, S. 699. Auch die Tunguſen eſſen die gekochten und gebratenen Mutterkuchen entbundener Weiber als ein Leckerbiſſen.

Nachgeordnete, ſo heiſſen die Gehülfen der Kreisoberſten im deutſchen Reiche, welche die Stelle derſelben nöthigen Falles vertreten.

Nachgewinnen, ein bergmänniſches Wort, ſ. **nachſchlagen**.

Nachgießen, noch etwas hinzu gießen, hinter drein gießen. So fern gießen auch durch Schmelzen bilden bedeutet, iſt **nachgießen** auf ſolche Art nachbilden, nachahmen. So auch die **Nachgießung**. In der letzten Bedeutung wird auch das Wort **Nachguß** gebraucht, ſowohl die Handlung des Nachbildens durch Gießen, als auch einen nachgegoſſenen Körper zu bezeichnen.

Nachgras, in der Landwirthſchaft Gras, welches zum andern Mahle gehauen, und aus welchem das Grummet gemacht wird. Man ſehe die Art. **Grummet**, Th. 20, S. 248. und **Heu**, Th. 23, S. 146 fl. Das zum dritten Mahl gehauene heißt **Nachgrummet**.

Nachhaaren, einem geſchlachteten Schweine, nachdem es von den groben Haaren gereinigt iſt, die kleinen Grundhaare mit dem Meſſer abnehmen.

Nachhall, das Echo, in der höheren und anſtändigeren Schreibart.

Nachhalter, ein runder eiſerner Ring mit einem Wirbel, deſſen vordere Spitze wie ein Haken gekrümmt

krümmt iſt. Auf dieſen Haken hängt der Seiler die Fäden zum Bindfaden, wenn er ſie zwiſchen dem Vorderrade und dem Nachhalter ausſpannen und ſpinnen will.

Nachhand, im gemeinen Leben einiger Gegenden, der Hintertheil eines Pferdes, von der Gruppe oder Kruppe an, **das Hintergeſtell**; im Gegenſatze der **Vorhand**, oder **des Vordergeſtelles**.

Nachhängen, bedeutet unter andern bey den Jägern einem Hirſche, mit dem am Hängeſäule geführten Leithunde nachſuchen, denſelben auf dieſe Art aufſuchen.

Nachharke, Hungerrechen, ſ. **Nachrechen**.

Nachhauen, heißt bey der Reiterey den flüchtigen Feind mit dem Säbel in der Hand verfolgen, ihn auf der Flucht niederzuhauen. In dieſem Verſtande iſt auch bisweilen das Hauptwort **der Nachhieb** gebräuchlich.

Nachherbſt, die angenehme Witterung in den erſten Tagen der Wintermonathe, nach dem eigentlichen Herbſte.

Nachhieb, ſ. unter **nachhauen**.

Nachhochzeit, im gemeinen Leben einiger Gegenden, ein oder mehrere Tage, welche man noch nach dem eigentlichen Hochzeittage mit Luſtbarkeiten zubringt. S. unter **Hochzeit**, Th. 24, S. 92.

Nachhut, 1. im Oberdeutſchen, der Nachtrab, mit einem franzöſiſchen Ausdrucke, die Arrier-Garde; im Gegenſatze **des Vortrabes**, oder **der Vorhut**. 2. In der Landwirthſchaft, **die Nachhut haben**, d. i. ſein Vieh nicht eher auf die Weide treiben dürfen, als bis eines andern Vieh dieſelbe genutzt hat, **der Nachtrieb**, **die Nachtrifft**; im Gegenſatze **der Vorhut**, oder **der Vortrifft**. **Das Rindvieh hat die Vorhut**,

das Schafvieh die Nachhut, das Brachfeld wird zuerſt mit dem Rindviehe und hernach erſt mit dem Schafviehe betrieben. An manchen Orten wird zuerſt das Rindvieh auf eine Weide getrieben, dann kommen die Pferde, und auf dieſe folgen die Schafe.

Ueber eine beſondere Frage, ob nähmlich die Nachhut auf einem Anger ſchlechter werde, wenn man die Vorhut nicht wirklich ausübe ſondern dafür heue? kommt in den Annalen der Niederſächſ. Landwirthſchaft I Jahrg. IV St. Zelle 1799. S. 367 — 383 eine nähere Unterſuchung vor, die für alle, welche über dieſen Gegenſtand richtig urtheilen wollen, viel Intereſſe haben muß. Das Reſultat iſt, daß auf einem Grundſtücke, welches, ſtatt des Vorhütens, 14 Tage vor Jakobi gemähet wird, 1. zu Jakobi ein größerer Beſtand von Graſe ſey; 2. der Dünger von der Vorhut entbehrt werden könne, wenn der von der Nachhut mit dem Hornvieh, und von der Winterhut mit den Schafen bleibt; 3. durch die Geilhörſte (Geilhaufen) von der Vorhut wahrſcheinlich wenigſtens keine Vermehrung und Verbeſſerung der Nachhut entſtehe, weil das Gras die Miſthaufen erſt nach Verlauf von 8 und mehreren Wochen durch- und überwaſchen könne; 4. der Tritt der Pferde bey der Vorhut für die Nachhut mehr nachtheilig als vortheilhaft ſey; 5. die Stoppeln vom Mähen der Nachhut nicht nachtheilig ſeyen; 6 ein Theil der Weide bey Ausübung der Vorhut durch die Verunreinigung zum Genuſſe unbrauchbar gemacht werden; da ein Grundſtück, welches jährlich ein Mahl gemähet wird, in beſſerem Stande bleibe, als eine beſtändige Weide, und 8. ſich durch zu öfteres Nachwachſen bey dem beſtändigen Weiden des

Viehes nicht ſo ſehr erſchöpfe. Das Mähen ſtatt des Vorhütens, iſt der Nachhut hiernach alſo nicht nur nicht ſchädlich, ſondern ſogar zuträglich, zumahl wenn die Beſchaffenheit des Ortes die Vermehrung der Sommergewächſe, welche durch das Mähen bewirkt wird, weil ſie ſich alsdann während der längeren Ruhe beſamen können, rathſam macht. Auf einem Grundſtücke, welches beſtändig beweidet wird, gehen die Sommergewächſe nach und nach aus, weil das Vieh ihnen keine Zeit läßt, zu Blühen und Samen zu tragen, und es bleiben mehrentheils nur die Pflanzen übrig, welche perenniren oder ſich vorzüglich durch Wurzelbrut und Ausläufer vermehren.

Ende des neun und neunzigſten Theils.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleiſtert, damit ſie bequem heraus geſchlagen werden können.

Verzeichniß der Bücher und Kupferſtiche, welche in der Buchhandlung des Geh. Commercien-Raths J. Pauli zu Berlin verlegt und in Menge zu haben ſind. 1805.

(Erſte Fortſetzung).

Ideler, C. F., der Gartenfreund, oder Inbegriff der ſämmtlichen Garten-Wiſſenſchaft in alphabetiſcher Ordnung, 5r Bd. von Malus — Oxys mit 3 Kupf. gr. 8. 1805. 2 thl. 12 gr.

Ihring's, F. H., Zins-Rechnungs-Tabellen von 1 thl. bis 5000 thl. Kapital zu 4, 5, 6 pro Cent auf alle Tage im Jahre, nach Thalern zu 24 Groſchen à 12 Pfennige. Ein bequemes Hülfsbuch für Rentiers, Bankiers, Kaufleute, Fabrikanten, öffentliche Kaſſen, Canzeleyen, Gerichtsſtuben u. ſ. w. nebſt einer Einleitung zum zweckmäßigen Gebrauch deſſelben und einer Tabelle zur geſchwinden Ausfindung der Tage. gr. 8. 1801. 2 thl. 12 gr.

Jördens, D. J. H. Selbſtbelehrung für Hebammen, Schwangere und Mütter, ein nützliches und nöthiges Hülfsbuch für alle Entbindungs- und Wöchnerinnſtuben, mit 8 erläuternden Kupfern, gr. 8. 1797, 2 thl. 16 gr.

v. Juſti, Abhandlung von Manufakturen und Fabriken, 2 B. mit vielen Veränderungen und Zuſätzen vermehrt von Hrn. J. Beckmann in Göttingen, gr. 8. 1788. 2 thl. 6 gr.

Schumacher's Prüfung der Urtheile über die Meklenburgiſche Wirthſchaftsverfaſſung, die Schlagordnung und Koppelwirthſchaft und deren Anwendung auf andere Länder. gr. 8. 2 thl. 12 gr.

— Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau, aus der verbeſſerten Meklenburgiſchen Wirthſchafts-Verfaſſung ꝛc. Zweyte ſehr verbeſſerte Ausgabe. Mit Kupfern, gr. 8. 1805. 3 thl.

Siegel's gemeinverſtändliches Rechenbuch, worin ſowohl nach Thalern, Groſchen und Pfennigen, als auch nach Gulden, Kreutzern ꝛc., überhaupt nach den Münz-Maß- und Gewichtsſorten gerechnet iſt, welche in den Fürſtenthümern Ansbach und Bayreuth und benachbarten Ländern gangbar ſind. Zum Beſten der Fränkiſchen und Reichsländiſchen Jugend, welche in den genannten oder in den Preußiſchen Ländern überhaupt Geſchäfte zu treiben gedenkt, 8. 1797, 20 gr.

Wegen der häufigen Anfragen, was die einzelnen Bände von Krünitz's Encyclopädie koſten, mache ich hiermit bekannt, und es ſind ſelbige noch um die dabey geſetzten Pränumerations-Preiſe bey mir, Joachim Pauli in Berlin, als Verleger, zu haben.

Band.	Prän. Preis.		Ordin. Preis.		Band.	Prän. Preis.		Ordin. Preis.	
1	1	10	2	6	28	2	4	3	8
2	1	6	2	—	29	2	2	2	20
3	1	16	2	12	30	2	6	3	12
4	2	2	3	4	31	2	2	3	4
5	1	16	2	12	32	1	20	2	20
6	1	22	3	—	33	1	20	2	20
7	1	10	2	6	34	2	20	4	8
8	1	10	2	6	35	1	20	2	20
9	2	2	3	4	36	1	15	2	12
10	1	10	2	6	37	1	10	2	4
11	1	10	2	6	38	1	21	2	21
12	1	18	2	18	39	1	8	2	2
13	2	2	3	6	40	2	17	4	4
14	1	10	2	6	41	2	—	3	2
15	1	18	2	18	42	1	16	2	14
16	2	2	3	4	43	1	16	2	14
17	1	6	1	22	44	2	4	3	8
18	2	20	4	8	45	3	2	4	17
19	1	22	3	—	46	2	4	3	8
20	2	2	3	4	47	2	12	3	20
21	2	—	3	2	48	1	18	2	16
22	2	2	3	4	49	1	22	3	—
23	2	3	3	6	50	1	16	2	12
24	1	22	3	—	51	1	21	2	21
25	1	22	3	—	52	3	3	4	18
26	2	6	3	12	53	2	14	4	—
27	2	15	4	—	54	1	22	3	—

Band	Prän. Preis.		Ordin. Preis.	
55	3	—	4	17
56	2	10	3	17
57	2	17	4	3
58	2	—	3	2
59	2	21	4	10
60	2	20	4	8
61	2	—	3	—
62	2	13	3	23
63	1	6	2	—
64	2	12	3	20
65	2	8	3	16
66	2	—	3	—
67	1	16	2	4
68	2	20	4	8
69	1	6	2	—
70	2	4	3	8
71	1	20	2	20
72	2	20	4	6
73	2	20	4	8
74	2	3	3	6
75	3	12	5	6
76	2	2	3	4
77	1	12	2	8
78	2	15	4	—
79	1	6	2	2
80	1	21	2	22
81	2	4	3	8
82	2	4	3	8
83	2	4	3	8
84	1	16	2	12
85	1	18	2	16
86	2	4	3	8
87	1	22	2	21
88	2	8	3	12
89	2	22	4	10
90	2	6	3	9
91	2	12	3	19
92	1	10	2	4
93	3	12	5	3
94	2	18	4	3
95	4	18	7	3
96	3	5	4	21
97	3	18	5	16
98	1	18	2	15
99	1	10	2	2

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, / Floerke, Friedrich Jakob, / Flörke, Heinrich Gustav,

D. Johann Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunst-Geschichte in alphabetischer Ordnung
Bd.: 99

Berlin 1805

Oecon. 1033-99
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296931-6
VD18 90038576